DIE KATHOLISCHEN MISSIONEN: ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT DES VEREINS DER...





Se. Eminenz Cardinal Philipp Krementz,

Erzbischof von Köln, Protector des Afrika-Vereins deutscher Katholiken.

Die

Katholischen Missionen.

Illustrirte Monatschrift.

1893.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Der Abdruck der Aufsätze aus den „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, jener der Nachrichten nur mit Quellen-Angabe erwünscht.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze.

II. Nachrichten aus den Missionen.

Europa.

Asien.

III. Miscellen.

IV. Beilage für die Jugend.

Illustrationen.

(Die mit einem * bezeichneten Zahlen verweisen auf die Beilage für die Jugend.)

I. Porträts.

II. Landschaften, Monumente, Gruppen u. s. w.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 1. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Jahr 4 Mark = fl. 2.40 ö. W. S. Januar 1893.

Die Mission der Benediktiner im Indianer-Territorium.

Einen ganz hervorragenden Platz in der Missionirung der nordamerikanischen Indianerstämme nehmen gegenwärtig die Söhne des hl. Benedikt ein. Ihre Arbeiten und Erfolge z. B. in der White-Earth-Reservation u. a. haben wir schon früher (vgl. Jahrg. 1881, S. 177 ff.) geschildert. Heute wollen wir unsern Lesern einiges über die noch wenig bekannte Mission der französischen Benediktiner im Indianer-Territorium berichten.

Schicken wir dem Missionsbericht unserer Gewohnheit gemäß eine kurze Schilderung von Land und Leuten voraus.

1. Land und Leute.

„Indian Territory“ heißt das weite, mit Einschluß von Oklahama 167 540 qkm umfassende Ländergebiet, das von den Staaten Neu-Mexico, Arkansas, Kansas und Texas eingeschlossen liegt. Das Land, von zahlreichen zum Theil schiffbaren Wasseradern durchströmt, ist größtentheils eine fruchtbare, von sanften Höhenwellen durchzogene Ebene, die nur im Südwesten und im Südosten in den Wichita- und in den Ozark- und Sans-Boisbergen zu bedeutender Höhe aufsteigt. Das Herz des Landes und die Flußufer sind noch reich an schönen Waldungen, während im Südwesten weite, nur mit Yukka, Kaktus und dürftigen Sträuchern besetzte Savannen sich hinziehen, auf denen der Indianer den hier noch ziemlich zahlreichen Büffel jagt. Sonst ist das Land zum Anbau und zur Viehzucht sehr geeignet. An nutzbaren Metallen finden sich stellenweise Steinkohlen, Blei und Eisenerze, außerdem zahlreiche ergiebige Salzquellen. In diesem Lande wohnen heute die zum Theil nur noch kümmerlichen Reste von mehr als dreißig einst mächtigen und volkreichen Indianerstämmen. Es sind folgende: Apachen, Arapahoes, Caddoes, Cherokesen, Cheyennes, Chickasaws, Comanchen, Choctaws, Creeks, Jowas, Kaws, Kickapus, Kiowas, Miomis, Missourias, Orios, Osagen, Otoes, Ottawas, Pawnies, Poncas, Potawatomies, Quappaws, Sac und Fox, Seminoles, Senecas, Shawnies, Tonkawas, Wichitas, Wyandottes. Wie kamen sie hierher, und wie kam das Land zu seinem Namen?

Es war im Jahre 1824, als der damalige Präsident Monroe jene unerhörte Gewaltmaßregel in Vorschlag brachte, sämtliche noch in den Oststaaten lebenden indianischen Stämme und Stammreste auf einen Schlag, sei es durch Ueberredung oder mit Gewalt, über den Mississippi nach Westen vorzuschieben und ihnen dort in einer damals noch abgelegenen Ecke des weiten Landes neue „permanente Wohnsitze“ anzuweisen. Sein Grundsatz war: „Amerika für den Amerikaner“, und er wußte denselben nicht besser zu beleuchten, als daß er die Indianer, diese echtesten aller Amerikaner, aus ihren Wohnsitzen zu vertreiben begann. Am 30. Mai 1830 wurde der Antrag vom Senate angenommen und das Kriegsdepartement mit der Ausführung betraut. Mehrere Stämme leisteten verzweifelten Widerstand und wurden in blutigen, mit niederträchtiger Grausamkeit geführten Kriegen fast gänzlich

aufgerieben. Bis zum Jahre 1834 wurden in dieser Weise 77497 Indianer über den Mississippi hinübertransportirt und in Nebraska, Kansas und in dem heutigen Indian Territory angesiedelt.

Was eine solche gewaltsame Versetzung eines ganzen Volkes (mit Weibern, Kindern, Greisen) auf so weite Entfernungen und in ganz neue ungewohnte klimatische Verhältnisse besagt, läßt sich aus der einen Thatsache erkennen, daß allein vom Stamm der Cherokesen ein Viertel der Bevölkerung darüber zu Grunde ging. Einige dieser Völker hatten, was wohl zu bemerken ist, bereits beträchtliche Fortschritte in der Civilisation gemacht, und die Versetzung bedeutete für sie nichts Geringeres als die Vernichtung ihres Wohlstandes und der Anfänge ihrer Cultur; bei manchen waren hoffnungsvolle Missionen am Aufblühen, welche durch den Wechsel der Wohnsitze grausam wie durch einen Frost geknickt wurden, — aber es half alles nichts, sie mußten fort, so hatte es der „große Vater" in Washington beschlossen. Vielen dieser Stämme waren ihre bisherigen Wohnsitze durch feierliche Verträge wiederholt als unantastbar zugesichert worden, es half nichts, sie mußten aufs neue weichen. Nur langsam erholten sich die Stämme in ihrem neuen Wohngebiet.

Nach der Volkszählung von 1870 war das Territorium von 59367 Indianern, 6378 Negern und Farbigen und 2407 Weißen bewohnt. Ein Agenturbericht von 1886 gibt die Gesamtzahl der Bevölkerung auf 79469 an, die sich auf ein Gebiet von 167540 qkm vertheilt. Hier wohnen die Indianer im Gegensatz zu andern Reservationen fast unabhängig nach ihren eigenen Gesetzen und Rechtsgewohnheiten. Ein großer Theil derselben beschäftigt sich mit Ackerbau und Viehzucht; nur etwa 30000 durchstreifen noch als Nomaden die weiten, grasreichen Prairien des Südwestens, wo noch zahlreiche Büffel- und Antilopenherden grasen.

Am weitesten in der Cultur vorgeschritten sind die sogenannten „fünf civilisirten Stämme" der Cherokesen, Creeks, Seminoles, Chickasaws und Choctaws.

Unter ihnen sind hinwieder die Cherokesen unstreitig die geistig begabtesten. Eine kurze Schilderung dieses kleinen, viel bewunderten Indianerstaates zeigt, daß auch die rothe Rasse unter günstigen Bedingungen zum Culturvolk sich entwickeln kann.

Die Cherokesen besitzen eine geschriebene republikanische, der Constitution der Vereinigten Staaten nachgebildete Verfassung (vgl. **The George Catlin Indian Gallery** in dem **Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, 1885**; eine der besten Quellen für die neuere Indianergeschichte).

Dieselbe bestimmt zunächst die Landesgrenzen und erklärt dann, „daß die Ländereien der Cherokesennation gemeinsames Eigenthum sein sollen, doch so, daß deren Bebauung und alle Verbesserungen ein ausschließliches Besitzrecht des jeweiligen Inhabers begründen". Kein Bürger darf aber seine Farm an Bürger der Vereinigten Staaten verkaufen. Ein Grundstück, das zwei Jahre lang verlassen liegt, fällt wieder an die Staatsdomäne zurück und kann von einem andern Bürger besiedelt werden. Die Regierungsgewalt ist unter drei verschiedene Behörden vertheilt. Die gesetzgebende Gewalt ruht bei der Nationalversammlung, die aus dem Senat und dem Abgeordnetenhaus besteht. Im Senat ist jeder der neun politischen Districte durch je zwei, im Abgeordnetenhaus durch je drei Mitglieder vertreten. Die Executivgewalt liegt in der Hand „des Oberhäuptlings der Cherokesennation", der vom Volke durch mündliche Abstimmung alle vier Jahre neu gewählt wird und eine Art Ministerrath und eine bestimmte staatlich besoldete Anzahl von Staatsbeamten zur Seite hat. Jeder seiner vier Secretäre erhält z. B. jährlich 1250 Dollar Gehalt. Die politischen Wahlversammlungen sollen an Lebhaftigkeit der Betheiligung und an Redeströmen den europäischen Mustern in nichts nachgeben.

Das Staatsvermögen beläuft sich auf 760000 Dollar, die in nordamerikanischen Staatspapieren angelegt sind.

Die Gerichtsgewalt wird durch neun Districts- und zwei Kreisgerichtshöfe ausgeübt, über denen als höchste und in Fällen von todeswürdigen Verbrechen einzige Instanz ein „Obertribunal" besteht. Streitigkeiten zwischen Weißen und Indianern zieht die Regierung der Vereinigten Staaten vor ihre eigenen Gerichtshöfe. Die Verfassung enthält außerdem ausführliche Rechtsbestimmungen und Proceßordnungen.

Dieselbe gewährt ferner volle Cultusfreiheit, enthält aber die weise Bestimmung, daß „keiner, der das Dasein Gottes und eine ewige Strafe oder Belohnung läugnet, irgend eine Stellung als Staatsbeamter innehaben dürfe".

Die 40 Mann starke Polizei mit drei Offizieren ist in einzelnen Posten über das ganze Land hin vertheilt und leistet nach dem Zeugniß eines Agenten (Report von 1885) ganz vortreffliche Dienste, um die öffentliche Ordnung und Sicherheit aufrecht zu halten. Das Staatsgefängniß, ein dreistöckiger starker Sandsteinbau, ist gleichfalls nach amerikanischen Mustern eingerichtet, zählt aber dank der geordneten Zustände meist nur sehr wenig Insassen. Außerdem unterhält der Staat ein prächtiges geräumiges Waisenhaus mit durchschnittlich 150 Kindern, die hier auf Staatskosten verpflegt und erzogen werden. Selbst der „Kindergarten" für die Kleinen fehlt hier nicht. Weiterhin besteht noch eine öffentliche Anstalt für Blinde, Altersschwache und Geisteskranke, ein vierstöckiger Ziegelbau, der an die 15000 Dollar gekostet hat.

„Da Religion, Sittlichkeit und Kenntnisse", so heißt es in Sect. 9 Art. 11 der Verfassung, „zu einer guten Regierung, zur Erhaltung der Freiheit und zur Wohlfahrt der Menschen so nothwendig sind, so soll in unserem Lande der Schule und dem Erziehungswesen eine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt werden."

Ein eigener vom Häuptling ernannter und vom Senat bestätigter Schulrath steht an der Spitze des öffentlichen Unterrichtswesens; ihm liegt die Anstellung der staatlich geprüften Lehrer, die Einführung von Schulbüchern u. s. w. ob.

Zur Heranbildung von Lehrern bestehen mehrere Seminare; 1885 zählte man drei höhere und 100 Volksschulen mit 2000 bis 3000 Kindern.

Das Personal besteht meist aus einheimischen Lehrern; die Unterrichtssprache ist, wenigstens in den obern Klassen, vorwiegend das Englische. Die Schulen sollen denen der Nachbarstaaten nichts nachgeben.

Seitdem der Cherokese Sequoyah, gewöhnlich George Gueß genannt, 1821 (nach anderen 1826) ganz aus sich ein eigenes Silbenalphabet erfunden, ist das Cherokesische auch Schriftsprache geworden. (Gueß verstand kein Englisch, nahm aber mehrere der lateinischen Lettern als Silbenzeichen in sein Alphabet auf. So bezeichnet z. B. A die Silbe go, T = i, J = gu, Z = no u. s. w. Die meisten Zeichen, im ganzen 85, sind neu. Daß die geringe Zahl von 85 Silbenzeichen genügt, hat seinen Grund theils in der geringen Zahl von Consonanten [b, p, f, r fehlen], theils darin, daß alle Silben auf einen Vocal endigen.) Schon zwei Jahre

nach der Erfindung, am 21. Februar 1828, erschien zu New Echota die erste Nummer einer politischen Zeitschrift unter dem Titel „Cherokee-Phönix“, deren Text, Englisch und Cherokee nebeneinander, u. a. die Constitutionsurkunde der Cherokesen, eine poetische Uebersetzung des Vaterunsers, einen Aufsatz des cherokesischen Herausgebers Boudinott über die Auswanderung der Indianerstämme und einen Brief des frühern Präsidenten Jefferson an die Nation enthielt.

Was endlich den materiellen Fortschritt der Cherokeenation angeht, so sprechen die Agenturberichte wiederholt mit großer Anerkennung über den zunehmenden Wohlstand sich aus und loben den Fleiß und das Geschick, mit welchem der Cherokese den Landbau betreibt.

Nicht selten trifft man Farmen von 1000 Acres Umfang, mit Hunderten von Arbeitern, trefflich in Stand gehalten und mit all den Maschinen und Vorrichtungen neuerer Zeit ausgestattet. Neben dem schmucken, fast herrschaftlichen Hause des Besitzers stehen die Stallungen und Scheunen. Der Viehstand bestand im Jahre 1880 aus 67 400 Stück Rindvieh, 108 552 Schweinen und 13 648 Pferden, letztere von besonders vorzüglicher Rasse. An Baumwolle wurden beispielsweise aus einem einzigen District 1200 Ballen ausgeführt. Auch die gewerbliche Thätigkeit ist nicht unbedeutend, so daß das Land einen großen Theil des eigenen Bedarfs an Geräthschaften, Kleidung u. s. w. selber producirt.

Aehnlich sind die Verhältnisse bei den übrigen civilisirten Stämmen, namentlich bei den Choctaws und Chickasaws. Das hier entworfene Bild, das leicht um viele Züge bereichert werden könnte, beweist zur Genüge, daß der Indianer sehr wohl culturfähig ist, wenn er in günstige Bedingungen gestellt wird.

„Ich bin im Laufe der Zeit“, so urtheilt hierüber ein Missionär, der ein halbes Menschenleben unter den Osage-Indianern gelebt und gewirkt hat, „mit manchen Stämmen westlich vom Mississippi in nähere Berührung gekommen und habe gefunden, daß der Indianer, wenn er gut behandelt wird, gelehrig und lenksam ist, willig, sich der Autorität zu fügen, und mit einem ausgesprochenen Zuge zum Religiösen. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß, hätte der Staat ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und hätte er die feierlich geschlossenen Verträge gehalten, wir heute in Nordamerika ebenso fleißige, arbeitsame, fromme und sich selbst erhaltende Indianer hätten, wie sie in den berühmten Reductionen von Paraguay zu finden waren“ (P. Ponziglione, Brief von 1882). Wenn diese Hoffnungen sich nicht erfüllten, so ist dies wahrlich nicht die Schuld der katholischen Kirche, auch nicht die der Indianer, die gerade hier sich so willig und culturfähig gezeigt, sondern diejenige der bekannten Yankeepolitik, welche die rothe ureingeborene Rasse nur als einen kranken Mündel betrachtet, der nicht sterben will, dessen Gegenwart ihr lästig ist und dem sie deswegen auch die Pflege, die er unter der liebenden Mutterhand der Kirche fände, nur widerstrebend zu theil werden läßt. Es ist zum Theil auch die Folge dieser Politik, daß die Indianer des Territoriums so lange der katholischen Missionäre entbehren mußten. Glücklicherweise sind sie nunmehr nicht länger verwaist. Seit 20 Jahren weilen die Söhne des hl. Benedikt in ihrer Mitte. Ihre Arbeiten und Erfolge wollen wir im folgenden kennen lernen. (Fortsetzung folgt.)

Unter den Trümmern eines untergegangenen Volkes.

Amerika war seit 20 Jahren entdeckt und die Küste der Südhälfte bis an den La Plata hin erforscht, und noch kannte man den Golf von Mexico nicht. Erst die Sage von einer Wunderquelle, welche dem darin sich Badenden neue Jugendkraft verleihe, trieb von den Antillen aus zu weiteren Fahrten gen Westen. Statt derselben fand der alte Ponce de Leon, der in kühner Abenteuerlust sie suchte, den Tod auf dem von ihm entdeckten Florida, und bald darauf (1519) erschlossen sich das Wunderland von Mexico und die mit ihm verwandten Culturstaaten auf jener engen Landbrücke, welche Nord- und Südamerika verbindet. Die Ueberraschung der Eroberer mußte um so größer sein, als sie bislang auf allen Inseln und Küstenländern der Neuen Welt nur auf wilde, uncivilisirte Völker gestoßen waren.

Schon auf der Fahrt längs der Küste Yucatans vermeinten die Spanier beim Anblick der wohlgebauten Städte, der hochragenden Paläste und Tempelpyramiden, die von der Küste herüberschimmerten, ein „neues Spanien“ zu erblicken. Allein das wichtigere Mexico und die Eroberung des Inkareiches lenkte die Aufmerksamkeit lange Zeit fast ganz von Yucatan und Centralamerika ab. Auch späterhin gelang ihre Eroberung niemals vollständig, und so mag es sich erklären, daß, während wir über die alte Cultur und Geschichte des Azteken- und Inkavolkes die genaueste Kunde haben, die Vorgeschichte der centralamerikanischen Culturstaaten vielfach in tiefes Dunkel gehüllt blieb. Daß dieselbe eine überaus glanzvolle gewesen sein muß, beweisen die zahlreichen über Tabasco, Chiapas, Honduras, Guatemala, Nicaragua und namentlich über Yucatan hingestreuten großartigen Ruinenstädte. Erst unsere Zeit hat auch diesen Trümmern eines untergegangenen Volkes sich mit großem Interesse wieder zugewandt, und seitdem Lord Kinsborough, der auf sein Prachtwerk (London 1830, 7 Bde., Fol., von dem eine Copie 15 000 Frcs. kostet) sein ganzes Vermögen verwandte, Dupaix (1806—1807, 1834), Fr. de Waldeck (1834 und 1836), die Amerikaner John L. Stephens und F. Catherwood (1843—1844), B. M. Normann, C. B. Heller, A. Morelet und neuerdings vor allen der französische Gelehrte Désiré Charnay (1862, 1880, 1882, 1887) in eingehenden Beschreibungen und genauen, zum Theil prachtvollen Zeichnungen und Abdrücken die fast vergessenen Ruinen mit ihrem reichen Bilder- und Hieroglyphenschmuck der wissenschaftlichen Welt vor Augen geführt haben, sind die Forschungen und Hypothesen über die „alte Maya-Cultur“ zu vielen Bänden angewachsen.

Wir versuchen es im folgenden, unsern Lesern wenigstens einen kurzen Ueberblick über die Hauptresultate dieser Forschungen zu geben, indem wir sie zu einem Besuch nach der einen oder anderen dieser Trümmerstätten einladen. Dieselben sind auch für die ältere Missionsgeschichte dieser Länder von nicht zu unterschätzender Bedeutung, indem sie uns ein Bild der Culturverhältnisse jener Völker zur Zeit der ersten Missionirung gewinnen lassen.

1. Palenque und Lorillard-City.

Die berühmteste aller mittelamerikanischen Ruinenstädte, „das Pompeji der Neuen Welt“, ist unstreitig Palenque. Seinen eigentlichen alten Namen meldet weder Urkunde noch Tradition; die jetzige Benennung borgt es von dem nächsten ärmlichen Indianerdorfe San Domingo de Palenque im kleinen, von Tabasco, Yucatan und Guatemala umgrenzten Staate Chiapas. Ein schmaler

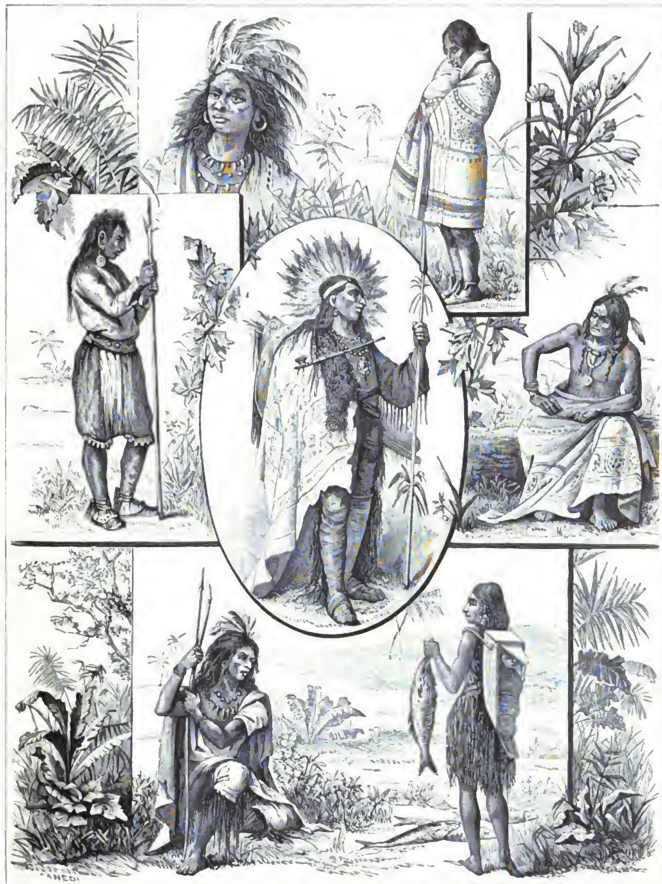
Fußpfad, der infolge des üppigen Pflanzenwuchses des feuchtwarmen Klimas immer bald wieder verschwindet, führt 10 km weit allmählich ansteigend durch dichten Wald zu der Trümmerstadt, die sich längs eines kleinen Flüßchens und hoch an den Hängen einer Bergkette hinaufzieht. Der tropische Urwald hat die Ruinen dicht umwoben und umsponnen. Alles ist von seinen Wurzeln und seinen tausend Armen umschlungen, und in jede Fuge und Ritze hat er seinen Fuß gesetzt. Charnay mußte mit seinem Arbeitertrupp erst mehrere Tage lang einen unerbittlichen Vernichtungskrieg gegen die alles überwuchernde Pflanzenwelt führen, ehe er an eine nähere Untersuchung denken konnte. Ungefähr den Mittelpunkt der alten Stadt bildete der sogen. „Palast von Palenque", wohl das merkwürdigste Baudenkmal Centralamerikas. Schon von weitem sieht man seine gewaltigen Formen durch die Bäume des Waldes schimmern. „Ich wurde", so berichtet Morelet über den ersten Eindruck, „von einem Staunen ergriffen, das mich buchstäblich an den Boden bannte. Keine Tradition ist mehr vorhanden, die uns den Erbauer errathen ließe, und mitten in der hehren Einsamkeit der Wildniß steht der Wunderbau als Zeugniß untergegangener Geschlechter."

Denken wir uns die von dichtem Gestrüpp durchsetzten, haushohen Schuttmassen, welche die Jahrhunderte ringsum aufgehäuft haben, hinweg und die Ruine in ihren Hauptformen klargelegt, so wächst vor uns eine 40′ (engl.) hohe und an der Basis 310′ breite und 260′ tiefe Pyramide aus dem Boden empor. Von der Höhe der Pyramide grüßt der Palast herab, rings von einer



Indianerlager im Territorium. (Nach der Zeichnung eines Missionärs.)

prachtvollen Doppelgalerie umgeben, über deren Zinnen ein imposanter dreistöckiger, pyramidal sich verjüngender Thurm aufsteigt. Der Kern der Pyramide wird wahrscheinlich durch eine natürliche Bodenerhebung gebildet, die durch Aufschüttung von Erde künstlich erhöht und quadratisch geformt wurde. Die feste Steinbekleidung ihrer vier Wände liegt heute, durch die Urgewalt der tropischen Pflanzenwelt gesprengt, größtentheils in formlosen Haufen am Fuß der Pyramide. Von Ost und von Nord führen zwei steile, tief in die Pyramide einschneidende Treppen auf die Höhe. Denken wir uns, von Osten aufsteigend, oben angekommen, so steht vor uns durch eine breite Esplanade getrennt die 228′ lange Frontgalerie. 15 gewaltige, 7′ breite Pfeiler tragen einen mächtigen, von zwei vorspringenden Kranzgesimsen eingerahmten Fries, welcher um den ganzen Palast sich herumzieht. Nur sechs der je 9′ voneinander entfernten Pfeiler stehen heute noch aufrecht, die Trümmerblöcke der übrigen bedecken in wirrem Durcheinander die Terrasse; die Fassade, überhaupt die Mauerflächen waren mit einer dicken Lage des feinsten Stuck bekleidet, der, wie Morelet vermuthet, aus den Schalen einer hier sehr häufigen Schwanzschneckenart gewonnen wurde. Wo der Stuck abgefallen ist, treten die gewaltigen Kalksteinquadern zum Vorschein, die mit steinhartem Mörtel, ähnlich dem römischen, verbunden sind. Außerdem zeigt der Stuck überall die deutlichen Spuren einer geschmackvollen, in Schwarz, Weiß, Roth, Blau ausgeführten Uebermalung. Die kräftigen Pilaster, die eine eigenthümliche Bogenform tragen, sind mit sehr sorgfältig in Stuck modellirten, 6—7′ hohen Basreliefs geschmückt, die gleichfalls polychromirt waren. Welch einen prachtvollen Anblick mußte



Verschiedene Typen aus dem Indianer-Territorium. (Nach Photographien.)

diese Fassade einst bieten, als sie mit noch frischen Farben im Sonnenlichte glänzte!

Sehen wir uns nun eines der 10' hohen und 6' breiten Pfeilerreliefs näher an. In der Mitte steht eine reich gekleidete Figur in majestätischer, würdevoller Haltung. Zwei Federbüsche, durch phantastisch geformte Agraffen (?) an einer Art Krone befestigt, bilden den charakteristischen, auch auf den mexicanischen Bildwerken stets wiederkehrenden Kopfputz. Ein schmales, quadratisch gemustertes und mit dicken Kugelperlen ringsum garnirtes Mäntelchen (von einigen fälschlich als Brustpanzer bezeichnet) deckt die Schultern, auf welche die langen wunderlichen Ohrgehänge herabbaumeln. Die eng anliegende, durch den maxtli (altmexicanische, reich und eigenartig verzierte Gürtelschärpe) geschlossene Tunika besteht aus einem bunt gefleckten Leopardenfell, wie der hinten als Troddel herabhängende Schwanz verräth. Zierliche, am Rande mit Federn verbrämte Halbstiefel decken die Füße. In der Linken trägt die Figur einen langen, „scepterartigen, verzweigten Stab", in der Rechten, wie uns scheint, einen herabhängenden Halsschmuck mit einer Sonnenmedaille daran, wie sie fast alle Figuren an einer Perlenschnur um den Hals tragen.

Die beiden andern, nur mit dem Maxli bekleideten Gestalten kauern in orientalischer Sitzweise vor und hinter der Hauptfigur und schauen, die zurückgebogene Hand auf die eine Schulter sich legend, bittend oder huldigend empor. Das Ganze ist mit einer reichen Bordüre in Stuck eingerahmt. Aehnliche Scenen finden sich auf den andern Pilastern. Drei Hieroglyphenzeichen enthalten wahrscheinlich die Erklärung und schauen mit ihren wunderlichen Schnörkeln neckisch auf den Forscher, der umsonst ihren Sinn zu ergründen sucht. Charakteristisch ist das Profil dieser Figuren. Die schmale Stirn tritt ungewöhnlich stark (in einem Winkel von nahezu 45°) zurück, so daß man unwillkürlich an eine künstliche Schädelpressung denkt, wie sie bei einigen nordamerikanischen Indianerstämmen üblich ist. Die Nase ist groß und stark gebogen, die Unterlippe dick und wulstig. Woeikof will den Typus in einzelnen Individuen in der Stadt Mexico wiedererkannt haben.

Doch wenden wir uns wieder dem Palaste zu. Derselbe bildet im Grundriß ein Riesenparallelogramm von 103 680 englischen Quadratfuß. Es ist äußerst schwierig, ohne genaue Pläne und Zeichnung auch nur eine annähernde Vorstellung von dem Bauwerk zu geben; denn die das Ganze umfassende, frei für sich bestehende Doppelgalerie umschließt nicht ein einheitliches Gebäude, sondern einen ungeheuern Complex von 5—6 Höfen, die von hallenartigen Gebäuden mit Galerien, Zellenreihen und Sälen umgeben sind. Wahrscheinlich sind die verschiedenen Bauten das Product verschiedener Zeiten und Bedürfnisse, worauf der Wechsel der Bauart, die vielfach planlose Aneinanderreihung und die auffallende Verschiedenheit der bald sehr einfachen, bald überreichen Ornamentik hinweist.

Treten wir nun, von außen kommend, unter einer der ganz eigenartig geformten Bogenwölbungen in die Vorhalle oder die äußere Galerie, die durch eine Scheidemauer von der innern Galerie getrennt wird (vgl. das Bild S. 8). Diese Frontgalerie ist über 200' lang und 9' breit. Was uns vor allem auffällt, ist die von den Spaniern Boveda genannte Gewölbeconstruction, die auch bei den yucatesischen Bauwerken überall wiederkehrt. Wie man auf dem beigegebenen Bilde sieht, bilden die Mauern der Galerie durch successives weiteres Vorspringen der übereinander folgenden Schichten einen fast spitzen Winkel, dessen Spitze jedoch durch eine horizontale Steinschicht geschlossen und abgestumpft wird. „Diese originelle Bauweise," sagt Morelet, „die das Princip des (Spitz-) Bogens verräth, zeigte Großartigkeit und Kühnheit der Zeichnung, war es auch nicht zu verkennen, daß die Erbauer sich noch nicht auf die Kurve verstanden und so gewissermaßen auf halbem Wege stehen geblieben sind." Die etwa 6' hohe Scheidemauer weist die Ueberreste von kunstvoll in Stuck modellirten Ornamenten auf, die in vielen Details sehr stark an den Rococostil erinnern, so namentlich die großen Medaillons, die in reich gegliederter Einrahmung die Reste kolossaler Profilköpfe zeigen, wie Stephens meint, die Büsten der königlichen Familie. Die Wand ist von einer einzigen, nicht in der Mitte, sondern nach Norden gelegenen Thüre durchbrochen, durch die man in die noch reicher geschmückte innere Galerie gelangt. Die eine (rechte) Hälfte derselben mündet auf den großen Haupthof (80' lang, 70' breit), der die südöstliche Ecke des Grundrisses einnimmt. Eine 30' breite imposante Steintreppe führt von der Galerie hinab. Die gegenüberliegende Seite des Hofes ist gleichfalls von einer Galerie mit Treppenterrasse abgeschlossen, während auf den beiden andern Seiten lange Zimmerreihen sich hinziehen. Der Hof war zur Zeit Stephens' von Schuttmassen und Bäumen so versperrt, daß erst lange Arbeiten nöthig waren, um die steinernen Kolossalfiguren, welche den Hof schmückten, freizulegen. Diese 10' hohen Hautreliefs stehen zu beiden Seiten der Treppen zwischen den reich mit Stuck verzierten Wandpfeilern, die das schwere, prächtig decorirte Kranzgesimse tragen.

„So oft wir die Treppe hinabstiegen," erzählt Stephens, „starrten uns die mysteriösen Figuren grimmig ins Gesicht, und der Hof ward für uns der interessanteste Theil der Ruinen."

Die den Hof nach Westen abschließende Doppelgalerie trennt den Haupthof von einem kleinern in der Nordwestecke, und diese beiden Höfe bilden mit den sie umgebenden Gebäuden die eine übersichtliche Hälfte des Palastes. Die andere Hälfte dagegen ist ein wahres Labyrinth, das jeder Beschreibung spottet. Das interessanteste Bauwerk ist jedenfalls der imposante, pyramidal sich verjüngende, den ganzen Palast hoch überragende Thurm. Die drei Stockwerke waren durch ebenso viele Karniese umrahmt; heute ist das oberste Stockwerk eingestürzt. Gewaltige Bäume ragen aus der Ruine und umklammern die dicken Mauern „wie mit eisernen Reifen". Als Stephens den Thurm von einem Corridor aus betrat, fand er im Innern einen zweiten, vom äußern umschlossenen Thurm und eine steinerne Treppe, die so schmal war, daß ein breitschulteriger Mann sie nicht ersteigen konnte. Ein Steinplafond schloß schon bald die Treppe plötzlich ab, so daß man nicht begreift, wozu sie dienen sollte, wie überhaupt der Zweck des ganzen Thurms ein Geheimniß bleibt. Ebenso räthselhaft sind die sogen. unterirdischen Gemächer. Man gelangt zu ihnen durch einen mit den schönsten Bildwerken und Malereien geschmückten Corridor eines östlich vom Thurm gelegenen Gebäudes. Eine Treppe führt zunächst in einen dunklen Gang im Erdgeschoß und durch ihn in eine Reihe von unterirdischen Sälen, die ihr Licht durch schmale, auf die äußere Pyramidenwand hinausgehende Mauerluken erhalten, wohin auch ein enger Gang mündet. In den düstern kahlen Kellersälen stehen mehrere große Tische mit verzierter Steinplatte, von denen einer von 8' Länge, 4' Breite und 3' Höhe quer einen Gang abschließt. Einige haben in ihnen Opfertische gesehen, während andere hier unten den Speisesaal, wieder andere einen Schlafsaal vermuthen. Wer kann es uns sagen? Die Säle und Hallen des ganzen sogen. innern Palastes sind vielfach mit verschwenderischer Pracht geziert; besonders ausgezeichnet ist ein größerer Saal, welchen

Stephens wegen des darin befindlichen Altars zur „königlichen Kapelle" machen will.

Wollten wir den ganzen Palast durchwandern und in seinen Einzelheiten beschreiben, wir kämen an kein Ende. Die Ausdrücke der Ueberraschung und Bewunderung, die der Anblick der Trümmer selbst ruhigen Forschern, wie Stephens und Charnay, entlockte, zeigen uns, wie herrlich dieser Prachtbau einst sein mußte.

Ehe wir ihn verlassen, noch einige Worte über den Charakter der Bauart und der Bildwerke im allgemeinen. Was das erste betrifft, so kannten die Erbauer Palenques die wichtigsten architektonischen Motive, als Pilaster, Karyatiden, Strebepfeiler und freistehende Säulen, und haben sie kunstgerecht in Anwendung gebracht. Freilich das eigenartige Spitzgewölbe vermag die Bogenconstruction nicht zu ersetzen. Die Boveda konnte keinen breiten Raum überspannen und drängte darum naturgemäß dahin, lang und schmal zu bauen. Kleinere Bogenformen, z. B. in den Galerien, wurden übrigens durch Vorkragung der Steinschichten ganz vorzüglich ausgeführt. Fenster kommen in Palenque nur am Thurme vor. Die Eingänge wurden nicht durch Thüren, sondern durch Vorhänge verschlossen, worauf noch die in die Oberschwelle eingelassenen Steinringe oder ähnliche Vorrichtungen hinweisen. Aus den Löchern, die längs des Kranzgesimses der Fassade sich finden, schließt Stephens, daß die ganze Frontgalerie durch einen Riesenvorhang verschlossen werden konnte, ähnlich wie dies heute noch in yucatesischen Haciendas geschieht. Bezüglich der Sculptur müssen als wirklich vorzüglich gelungen und sehr geschmackvoll die rein decorativen Stuckarbeiten zumal an den Kranzgesimsen und über den Thüreingängen bezeichnet werden. Auch die Darstellung der menschlichen Figuren zeigt bei aller Steifheit und Fehlerhaftigkeit der Zeichnung, „daß der Künstler nicht ohne Geist und Talent war", zumal wenn es wahr sein sollte, daß er bloß mit Stein- (Obsidian-) Instrumenten arbeitete. Manche Reliefs sind sehr ausdrucksvoll und können nach Woeikof mit den meisten indischen Sculpturen den Vergleich aushalten. Doch dürfte der Enthusiasmus der Reisenden, der bei der ersten Ueberraschung sich so leicht entzündet, bisweilen übertrieben haben. Höchst interessant ist die Entdeckung, die Charnay über die Technik jener Stuck-Basreliefs gemacht hat. Indem er mit einem Hammer sorgsam ein mit Kalkcarbonat stark überkrustetes Bildniß reinigte, sprangen unversehens einige Perlen des Halsschmuckes mit ab und zeigten den darunter befindlichen modellirten Arm. Neugierig gemacht, untersuchte Charnay die Sache näher und fand nun, daß der Künstler zuerst den nackten Körper in der gewünschten Stellung fertig modellirt und dann erst die einzelnen Theile der Bekleidung und des Schmuckes Stück für Stück aufgesetzt hatte. Mit einiger Sorgfalt ließ sich jeder einzelne Zierat leicht ablösen.

Das ist in wenigen Umrissen der Palast von Palenque, ein in seiner Gesamtheit wirklich großartiger Bau, doppelt wundervoll in der stillen Einsamkeit des Urwalds. Zur Nachtzeit besonders machen die Palastruinen einen zauberhaften Eindruck, dessen man sich nicht entschlagen kann. Kein Wunder, daß die abergläubischen Indianer sich in den Xlap pahk, „alten Mauern", fürchten. Sie wähnen, an dem Orte gingen zur Nachtzeit die Geister der einstigen Bewohner um, und bilden sich ein, die Basreliefs würden dann lebendig, und die Gestalten träten aus dem Gestein heraus und durchwandelten die düstern Galerien. Morelet gesteht, daß auch ihn wohl ein Schauer ankam, wenn von außen das Rauschen und die tausend sonderbaren Töne des Urwalds herüberdrangen und die verglimmenden Scheite des Wachtfeuers ihren zitternden Schein auf Wände und Treppen warfen. Charnay aber beschreibt den entzückenden Eindruck einer Gewitternacht, in welcher die grell zuckenden Blitze die Ruine magisch beleuchteten.

Unweit um den sogen. Palast herum erheben sich etwa 6 durchschnittlich 15—20 m hohe und sehr steile Ruinenhügel. Auf der dem Palast zugekehrten Seite finden sich noch die Spuren ehemaliger Treppen mit Stufen aus Kalksteinquadern. Die casas de piedra, „Steinhäuser", welche die Höhe krönen, sind offenbar die Ruinen ehemaliger Tempel. Südöstlich, etwa 150 m vom „Palast", liegt der sogen. Sonnentempel, dessen von Pfeilern getragene Fassade oder Vorhalle 12 m Länge und eine Tiefe von 8 m hat. Pfeiler, Fries und selbst das Dach sind mit prachtvollen Stuckdecorationen geschmückt. Die sogenannten zwei Kreuztempel mit ihren hochinteressanten Kreuzbildern werden uns später beschäftigen. Außerdem unterscheidet man noch den „Kriegstempel", den „Löwentempel" und den „Tempel der Inschriften". Letzterer ist der großartigste von allen; doch fehlt das innere Heiligthum und der Altar. Seinen Namen gab ihm Charnay wegen der drei darin vorgefundenen, mit Hieroglyphen bedeckten Tafeln, von denen die eine 9,18' breit und 6,5' hoch ist und nicht weniger als 140 verschiedene Felder (Kartuschen) zählt. Nach den eingehenden Untersuchungen des französischen Forschers bildete die bisher bekannte Ruinenstätte von Palenque nur einen kleinen Theil der ehemaligen Stadt. Dieselbe zog sich vielmehr von den Ufern des Rio Michol an den Hängen und Bergterrassen bis nahe zum Gipfel des Cerro Alto hinauf. Amphitheatralisch übereinander liegend fand Charnay zahllose Ruinen von Terrassenpyramiden mit Tempeln, hallenartigen Gebäuden, Gruppen von niedrigen Häusern, ein Massiv mit seltsam labyrinthischen Kammerreihen, wahrscheinlich Todtenkammern, dazwischen die Spuren breiter cementirter Straßen und die Trümmer von kleinen und großen Brücken, die über die zahlreichen Bergbäche führten, welche heute noch schäumend sich thalwärts ergießen. Stellenweise haben die Trümmer ihren Weg versperrt, und sie haben sich ziellos durch die Ruinen neue Bahnen gebrochen, wobei das kalkhaltige Wasser hier an einer Fassade, dort in einem Saale oder Bogen ganze Gardinen zierlicher Stalaktiten angesetzt hat. Da die meisten dieser Prachtbauten auch von außen geschmackvoll bemalt waren und durch ihre erhöhte Lage stattlich hervorragten, so muß das alte Huehuetlapallan oder Calhuacan, wie einige das ehemalige Palenque heißen lassen, vom Thalgrund aus einen wahrhaft prachtvollen und überwältigenden Anblick geboten haben.

Und nun, was war Palenque? Wer hat es gebaut? Wie hieß das Volk, das hier gewohnt? Wie weit reicht die Geschichte dieser Trümmerstadt zurück? Das sind die Fragen, die sich unwillkürlich dem Geiste aufdrängen. Vielleicht daß ein späterer Vergleich mit den Ruinenstätten Yucatans auf die letztern Fragen einiges Licht zu werfen vermag. Was die erste Frage angeht, so tritt Charnay gegenüber den meisten ältern Forschern lebhaft dafür ein, daß Palenque nicht eine Königsstadt, sondern eine heilige Cultstätte, eine Pilgerstadt mit zahlreichen Tempeln, Heiligthümern und berühmten Gräberstätten gewesen sei. Darum ist ihm vor allem der Palast keine Königsburg, sondern eine Priesterwohnung. „Je mehr ich von diesem Palast sehe, desto mehr mahnen mich seine Corridore an die Gänge eines Klosters. Seine kleinen Wohnräume ähneln Mönchszellen, und die großen Treppen, die in den Hof hinabführen, mit ihren 16,92 Zoll hohen Stufen konnten unmöglich auch für Frauen berechnet sein. Dieser sogen. ‚Palast' muß einst die Wohnstätte nicht von Königen, sondern von Priestern gewesen sein, ein Prachtkloster, von dem aus sie

die verschiedenen Tempel ringsum bedienten; Palenque selbst aber war — das ist meine Ansicht — ein großer religiöser Mittelpunkt, ähnlich wie Lourdes, Rom ... (man verzeihe uns die Anführung dieses Vergleiches eines unchristlichen Gelehrten), Cholula, Izamal und Cozumal."

Dafür spricht, so meint Charnay, die auffallende Zahl der Tempel und vor allem der Charakter der so reichlich vorhandenen Bildwerke. Wäre Palenque, so führt Charnay aus, die Hauptstadt eines Reiches, der Palast ein Fürstenschloß gewesen, dann fänden wir auf den Tausenden von Basreliefs, welche die Ruinen überall bedecken, die ganze Geschichte des Volkes eingegraben: Scenen aus seinem Privatleben, Darstellungen öffentlicher Schaugepränge, Schlachten und Triumphscenen, ähnlich wie in Mexico und in Chichen-Itza und andern Königsstädten Yucatans. Nichts dergleichen findet sich in Palenque. Die Basreliefs haben alle denselben feierlich-friedlichen Charakter. Die stehende Mittelfigur, eine majestätische Gestalt in würdevoller Haltung, kann nur eine Gottheit oder ein Oberpriester sein, namentlich da, wo aus dem Mund eine Flamme schlägt, die das Symbol des Wortes der heiligen Lehre ist. Die knienden Figuren aber sind weder Sklaven, noch besiegte Gegner; denn ihr Ausdruck ist friedlich und die ganze Haltung die der Bitte oder frommen Huldigung. Zudem ist nirgends die Spur einer Waffe, weder Lanze noch Bogen, weder Pfeil noch Schwert zu finden, wie sonst so häufig auf andern Ruinenstätten. So ungefähr Charnay.

Zu einer endgiltigen Lösung dieser und so vieler anderer Fragen wird wohl erst die Entzifferung der Hieroglypheninschriften führen, womit es aber noch gute Weile zu haben scheint. Jedenfalls muß Palenque eine herrliche Stadt gewesen sein, und wir begreifen recht gut die Begeisterung, mit welcher der Anblick ihrer Trümmer die Forscher erfüllt hat, und das Gefühl der Wehmuth, mit dem sie von ihnen Abschied nahmen. „Was wir hier gesehen," so faßt der Nordamerikaner Stephens seine Eindrücke zusammen, „war großartig, interessant und merkwürdig in jeder Beziehung. Hier sind die Spuren eines hingeschwundenen Volkes, das alle Phasen der Größe und des Verfalles durchlaufen, das einst sein goldenes Zeitalter gehabt, bis es dem Schicksal verfallen, einsam und unbekannt dalag. Die Bande, die es an die große Menschenfamilie knüpften, sind zerrissen, und diese stummen Ruinen sind die einzige Fußspur, die uns zeigen, daß es einst über die Erde hingegangen. Und während das Auge auf diesen traurigen Resten einstigen Glanzes ruhte, schweifte der Geist unwillkürlich zurück in die Vergangenheit. Wir ließen in Gedanken den weiten Urwald, der die ehrwürdigen Reste verschlungen, zurücktreten und bauten im Geiste die ganze Stadt mit ihren Gebäuden, Terrassen, Pyramiden, ihren kunstvoll gearbeiteten und bemalten Bildwerken, alles in seinen strengen edlen Proportionen wieder auf; wir weckten die starren Gestalten, die so traurig aus ihren Stuckrahmen auf uns niederschauten, aus ihrem Todesschlummer und sahen sie in ihren reichen, farbenschimmernden Gewändern, die zierlichen Federkronen auf dem Haupte, die Gänge und Terrassen entlang schreiten oder die Tempelstufen emporsteigen. So war durch die Schöpferkraft der Phantasie eine Scene orientalischer Dichtung vor unsern Blick gezaubert. In dem ganzen Roman der Menschheit hat mich kaum etwas je so ergriffen, als der Anblick dieser Stadt, die, einst so groß und prächtig, nunmehr ein trauriges Bild der Verwüstung in wirren Trümmern liegt, stumm und einsam, nur wie durch Zufall unter einer wild wuchernden Vegetation wieder aufgefunden, aber ohne daß etwas uns von ihrem Namen, geschweige denn von ihrer Geschichte Kunde gäbe: ein trauriges und feierlich-ernstes Beispiel der Umwälzungen auf dieser Erde."



Aeußere Galerie des Palastes von Palenque.
(Nach einer Photographie. — S. 6.)

Palenque ist nur eine, obwohl die bedeutendste von hundert andern Ruinenstätten, die sich über die südlichen mexicanischen Provinzen und die eigentlichen centralamerikanischen Staaten Guatemala, Honduras, San Salvador bis nach Nicaragua und Costa Rica hinein zerstreut finden. Auch bloß ein oberflächlicher Besuch derselben würde uns weit über die Grenzen dieser Blätter hinausführen. Nur einen kurzen Abstecher zu der von Charnay und dem Engländer Alfred Maudsley 1882 entdeckten City of Lorillard am obern Lauf des Usumacinta im Land der Lacandones-Indianer müssen wir noch machen. „Tief im Innern, fernab an einem noch unbekannten Nebenfluß des Usumacinta, lag nach der Volkssage von Guatemala und Chiapas die große Stadt der Urbewohner, glänzend wie Silber im Sonnenschein durch ihre weißen Mauern, die der Pfarrer von Quiché, wie dieses Stephens versichert, von den Gipfeln der Berge von Quesaltenango gesehen haben wollte." Nach der Sage war es die neue Heimat der durch spanische Waffengewalt 1697 aus Peten vertriebenen Indianer, die sie dort in unzugänglicher Wildniß erbaut hatten. Auch Squir hatte von der „Phantom-City" gehört. Charnay wollte sie entdecken. Er fand eine große Ruinenstadt, die er nach seinem freigebigen amerikanischen Mäcen Lorillard-City taufte. War es die gesuchte Sagenstadt? Charnay zweifelt daran, da die wirren, nur spärlich erhaltenen Trümmer wenig der Beschreibung entsprechen, so interessant und werthvoll sie für den Forscher waren. Die Bauten wiesen weniger Kunstvollendung auf als Palenque oder Camalcalco; freilich ist zu be-

merken, daß fast überall die Stuckbekleidung abgefallen war. Als eigenartig erwähnt Charnay die mit zahlreichen Nischen geschmückten Fassaden der Tempel, in denen statuenähnliche Hautreliefs standen, und die an Yucatan erinnernden hohen quadratisch und gitterartig durchbrochenen Decorationsmauern, die oben die Vorderseite krönten (vgl. das Bild S. 13). Die durch künstliche Terrassen und Pyramiden bewirkte Höhenlage der centralamerikanischen Prachtbauten erklärt hier Charnay zum Theil aus sanitären Rücksichten. Statt der feuchten Schwülhitze der Niederung genoß man hier oben die frische Höhenluft und war zugleich der lästigen Mosquitosplage ledig. Zugleich bot die hohe Lage Sicherheit vor den häufigen Ueberschwemmungen und größern Schutz vor feindlichen Ueberfällen. Gewiß aber ließ, abgesehen von andern uns unbekannten Gründen, auch die Prachtliebe und der Sinn für die prachtvolle Aussicht auf die weite, vom Fluß durchschimmerte und von der blauen Linie der Cordilleren abgeschlossene Ebene den Hochbau bevorzugen. Die Hieroglyphen zeigten hohe Vollendung, und unter den Basreliefs war mit das Schönste, was Charnay je gefunden. Das interessanteste Bildwerk dieser Art, dessen vorzüglich gelungene Wiedergabe wir beifügen (vgl. das Bild S. 12), mag als Typus der ganzen Kunstart dienen und verdient wegen des merkwürdigen Gegenstandes eine ganz besondere Beachtung.

Bei aller archaistischen Steifheit und trotz des widerwärtigen Gesichtsprofils ist der Gesamteindruck, die ausdrucksvolle Haltung wirklich imponirend, und verdient auch die bis ins kleine Detail



Kreuzsymbol auf einem Basrelief aus Lorillard-City. (Nach einer Photographie. — S. 7.)

sorgsame Modellirung alle Anerkennung. Aber was bedeutet denn diese sonderbare Scene? Sie bliebe wohl ein Räthsel, wenn nicht einige Stellen bei Torquemada, Landa und andern älteren mexicanischen Geschichtschreibern (vgl. Clavigero, Geschichte von Mexico, Bd. I, S. 399 f.) ein überraschendes Licht darauf würfen. Sie erzählen uns, daß die Priester des Camaxtli in Tlascala und die des Quetzalcoatl in Cholula (beide Namen bedeuten dieselbe Gottheit) sich furchtbaren Bußübungen und Selbstpeinigungen unterwarfen. So gingen z. B. in Tlascala dem großen Fest des Gottes Camaxtli 160 Tage strengen Fastens voraus. Kam die Zeit dazu heran, so wurden alle Tlamacazquis (Priester) von ihrem Oberhaupte Archcautli (Achlautli) zusammenberufen. Er ermahnte sie zur Buße und forderte zugleich jeden auf, sich innerhalb fünf Tagen zu melden, falls er sich dazu für unfähig halte. Wer sich meldete oder nach angetretenem Fasten den Versuch wieder aufgab, wurde als der Gesellschaft der Götter unwürdig erklärt, der Priesterwürde entsetzt und seines Vermögens beraubt. Waren die fünf Tage Bedenkzeit vorbei, so begab sich der Oberpriester mit allen, die Muth genug zeigten, und deren Zahl sich immer über 200 belief, auf den hohen Berg Matlalcueja, wo ein der Göttin des Wassers geheiligter Tempel stand. Der Archcautli stieg bis auf die Spitze und brachte der Göttin Edelsteine, schöne Federn und Kopalgummi dar; indessen blieben die andern auf der Mitte des Berges und flehten die Göttin an, ihnen Kraft und Muth zur Ueberstehung der Bußübungen zu verleihen. Dann gingen alle wieder den Berg hinunter und schlossen sich im Haupttempel des Camaxtli ein. Zunächst begannen die Vorbereitungen. Man ließ eine große Anzahl kleiner Messer aus Itzli (Obsidian)

verfertigen und legte sie bereit auf ein weißes Tüchlein. Dann wurden aus Holz oder Rohr eine große Anzahl armlanger Stäbchen von verschiedener Dicke zurecht geschnitten. Die Verfertiger (auswärtige Leute) mußten gleichfalls erst fünf Tage fasten; zerbrach ein Messer oder ein Stäbchen von ungefähr, so sah man es als unglückliche Vorbedeutung an und glaubte, der Arbeiter habe die Fasten gebrochen. Nachdem alles bereit war, versammelten sich nach vorausgegangenem Gebete die Priester ältere und jüngere, zur furchtbaren Tortur, welche die Fasten eröffnen sollte. Der Reihe nach wurde jedem mit dem Messerchen stückweise ein Loch in die Zunge geschnitten; dann griff zuerst der Oberpriester nach den Stäben und zog dieselben, wohl an die 400—500 Stück, durch die blutige Wunde; seinem Beispiele folgten die ältern und schließlich auch die beherzteren jüngern Priester. Um denselben Muth einzuflößen, begann der Archcautli mit blutender Zunge laut zum Lobe der Götter zu singen, und alle andern mußten in den Gesang miteinstimmen. Nach Clavigero wurde diese grausame Uebung alle 20 Tage während der Fastenzeit wiederholt. Wichtig ist noch folgende Angabe Torquemadas. „Zur Zeit der Fasten ging der oberste Archcautli in den Städten und Dörfern umher, um die Leute zur würdigen Vorbereitung auf das Fest anzueifern, und als Zeichen (seiner Würde) trug er einen langen grünenden Zweig."

Man sieht nun auf den ersten Blick, daß unser Bild Zug für Zug zu dieser Erzählung stimmt und offenbar diese Bußscene zur ausdrucksvollen Darstellung bringt, nur mit dem Unterschiede, daß hier der knieende Priester statt der Stäbe einen langen, dicken, mit scharfen Dornen durchspickten Strick durch die aufgeschlitzte Zunge hindurchzieht, während der vor ihm stehende Archcautli mit dem (Palm-?) Zweig ihn feierlich zu berühren scheint.

Die Darstellung beweist einleuchtend die Verwandtschaft der centralamerikanischen Cultur- und Cultusformen mit denen des mexicanischen Hochplateaus. Auch die Kleidung des Archcautli stimmt bis auf die „mit Götterfiguren untermischten Federn des Kopfschmuckes" mit dem von Clavigero (s. S. 379) beschriebenen Festgewand der mexicanischen Oberpriester. Zugleich gewinnen die Basreliefs von Palenque, zumal die bisher unerklärten würdevollen Mittelfiguren mit dem „scepterähnlichen Stabe", der wahrscheinlich das eben erwähnte priesterliche Amtszeichen bedeutet, neue Beleuchtung. Da wir später noch einmal auf die Bildwerke von „Lorillard-City" kurz zurückkommen müssen, so nehmen wir für heute Abschied und schlagen, die vielen andern Ruinenstätten von Coban, Copal, Quirigua, Guatemala, dann die von Peten, Tayasal, Tikal und viele andere von der Ferne grüßend, den Weg nordostwärts nach dem eigentlichen Yucatan ein.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise nach dem Sinai.

(Mitgetheilt von P. M. Jullien S. J.)

P. Jullien, der Obere der blühenden Anstalt der Jesuiten zu Kairo, ist unsern Lesern durch seine interessanten Schilderungen eines Besuches der Klöster der Thebais (Jahrg. 1885, S. 113 ff.) wohlbekannt. Mit Freuden werden sie ihm daher auch auf seinem Ausfluge nach dem Sinai folgen; denn, wie der hochw. Missionär in den einleitenden Bemerkungen mit Recht hervorhebt, ist nach dem Heiligen Lande, das unser Heiland zur Heimat erwählen und mit seinem Blute benetzen wollte, auf der Erde kein Ort, den Gott durch seine Offenbarung so auszeichnete, wie der Sinai. Da hat er das Gesetz der Furcht verkündet, welches das Gesetz der Liebe vorbereiten sollte. In der ersten christlichen Zeit wählten daher auch Tausende frommer Einsiedler die Wüste und die Thalschluchten rings um den „heiligen Berg" zum Schauplatz ihrer Frömmigkeit und Buße. Silvanus, Ammonius, Nilus, Johannes Klimakus, Anastasius der Sinaite und so viele andere haben daselbst gelebt und uns in ihren Schriften kostbare Lehren für das geistliche Leben hinterlassen. Später war der Sinai das Ziel vieler frommer Wallfahrer des fernen Abendlandes. Die älteste uns bekannte Beschreibung einer solchen Wallfahrt, die in die Jahre 385—388 fällt, verfaßte die hl. Silvia von Aquitanien, die Schwester des Rufinus; sie wurde erst vor wenigen Jahren in einer Bibliothek zu Arezzo in Toscana entdeckt und 1887 zu Rom von Gamurrini herausgegeben. Die Heilige ließ sich an Ort und Stelle die im Exodus genannten Plätze von den gelehrtesten Mönchen des Sinai zeigen und verfaßte ihr Buch mit bewunderungswürdiger Genauigkeit; es enthält die Ueberlieferung des 4. Jahrhunderts, und der Vergleich zeigte P. Jullien, daß man heute noch dieselben Plätze verehrt, die durchweg auch von der englischen wissenschaftlichen Expedition des Jahres 1868 und 1869 bestätigt werden.

1. Port Said und die Landenge.

Die Einfahrt in den Hafen von Port Said hat etwas Feierliches und Geheimnißvolles. Kaum ist die Küste sichtbar, und schon berührt man die Spitze eines ungeheuern Steindammes, der aus gewaltigen, regellos übereinander geworfenen Blöcken besteht. Ein kleines Fahrzeug mit einer weißen Flagge, auf der in großen Buchstaben das Wort „Pilot" (Lootse) steht, kommt mit vollem Dampfe heran und läßt einen Kahn an die Seite unseres Schiffes gleiten, das seine Geschwindigkeit vermindert hat. Dann geht es voran zwischen zwei schlammigen Landzungen an schwimmenden Krahnen vorbei, welche neue gewaltige Blöcke auf den Steindamm thürmen, und mitten durch mit Dampf getriebene Baggermaschinen, welche den Sand entfernen, den die Meeresströmung beständig in die Einfahrt trägt. Endlich gleitet das Schiff sachte zwischen die großen Indienfahrer, welche im Hafen vor Anker liegen, um ihren Kohlenvorrath zu erneuern. Scharen dunkler, halbnackter Araber eilen in eine Wolke schwarzen Kohlenstaubes gehüllt die geöffneten Lücken hinab und hinauf, daß man sie fast für Dämonen halten sollte. Port Said ist nur ein Kohlendepot für die vorüberfahrenden Schiffe und die Hauptverwaltungsstelle für den Kanal. Kein Landweg führt dahin, nur zu Wasser kann man es erreichen. Kaum sieht man einen grünen Strauch, rings um die Stadt öder Sand, kein einziges angebautes Feld. Weiterhin erblickt man nach Norden das Meer, nach Osten den Kanal, nach Süden und Westen den Menzalehsee, in dem sich die Wasser des Nils und des Meeres vermischen. Trinkwasser ist spärlich vertreten; es kommt 80 km weit von Ismailia und wird mittelst Dampfmaschinen durch zwei mäßig dicke Röhren, die man den ganzen Kanal entlang sehen kann, hierher gefördert. Man wundert

sich vielleicht, daß die Stadt weder einen Süßwasserkanal noch eine Bahnlinie hat, während doch das weit weniger wichtige Suez beides besitzt. Die ägyptische Regierung selbst hat sich bisher der Entwicklung Port Saids widersetzt, um die mächtigen Handelshäuser und die Finanzwelt Alexandriens nicht zu beleidigen. Sie weiß nämlich recht wohl, daß Port Said von dem Tage an, da es eine Bahn hätte, mehr als die Hälfte des auswärtigen Handels Aegyptens an sich ziehen würde. Nicht nur seine günstige Lage würde das zur Folge haben, sondern auch der Umstand, daß die vielen Kohlenschiffe auf ihrer Rückfahrt nach England die Waren zu billigem Frachtpreise mitnehmen könnten. Die Kohlenschiffe sind ungemein zahlreich im Hafen. Eines kann immer nur je zwei der großen Indienfahrer mit den nöthigen Kohlen versehen; dann müssen sie als Ballast Sand einnehmen, den sie noch überdies mit 4 Mark die Tonne bezahlen müssen, um ihn später ins Meer zu werfen, oder sie lassen die Verschläge voll Meerwasser laufen, das sie später durch Pumpen entfernen müssen. Es wäre also in ihrem Interesse, statt dessen fast umsonst Waren einzunehmen. Neben der Rücksicht auf die Handelswelt Alexandriens läßt aber wohl auch ein politischer Beweggrund die Regierung den Aufschwung Port Saids nicht wünschen. Wäre es nicht gefährlich, eine Stadt, die eher eine internationale als eine ägyptische ist, zum Mittelpunkt des Handels und Wandels zu machen? Dennoch läßt sich voraussehen, daß es in der natürlichen Entwicklung der Dinge dazu kommen wird. Schon hat man längs des Kanals eine Süßwasserleitung zugestanden und eine Bahn zuerst für die Benützung der Kanalgesellschaft und dann auch zur Beförderung des Eilgutes und der Passagiere nach Suez. Sobald sie für den Handel eröffnet ist, wird Port Said zur Großstadt. Inzwischen bereitet das Meer den Boden, auf dem sie sich erheben wird. Bekanntlich streicht eine Meeresströmung längs der Küste Afrikas ostwärts und führt eine ungeheure Menge Sand und den Schlamm der Nilmündung mit sich; der große 1½ km lange Steindamm, der die Einfahrt in den Suezkanal gegen Westen schützt, bewirkt nun, daß ein großer Theil dieses Materials vor demselben angeschwemmt wird. So wächst das Ufer beständig; das französische Consulat, das vor 20 Jahren dicht am Strande stand, liegt heute schon ½ km landeinwärts. Was auf der Ostseite des Dammes niederfällt, wird von den Baggermaschinen entfernt; der Rest versandet die Häfen Syriens: Jaffa, St. Jean d'Acre, Tyrus, Sidon u. s. w. Nur der Hafen von Alexandrien ist offen.

Die religiösen Anstalten in der Stadt bleiben inzwischen nicht zurück, ja sie scheinen für eine glänzendere Zukunft berechnet. Die Franziskaner erbauten eine schöne, mit Geschmack verzierte Kirche im italienischen Stil (siehe das Bild S. 17); die Schwestern vom Guten Hirten aus Angers vollenden soeben ein großes Schulgebäude, dessen sämtliche Stockwerke nach indischer Bauart, die hier vorherrscht, rings von breiten Veranden umgeben sind. Schön sieht es nicht aus, und alle Verbindungswege außen am Hause zu haben, ist nicht bequem, aber diese Unordnung hält die Räume kühl, und das ist hier die Hauptsache. Auch unsere vortrefflichen Schulbrüder haben im Norden der Stadt ein großes Gebäude errichtet; allein als es vollendet war, stürzte es mit Ausnahme der Keller vollständig zusammen, angeblich weil sie keinen Cement verwendeten, der in dem hiesigen Klima sich allein mit den Steinen bindet. Die guten Brüder haben unentmuthigt durch dieses Unglück einen neuen Bau begonnen. Die Franziskaner erzählten mir, der Sacristan habe am Tage des Unfalles durch Versehen das Zeichen zur Segensandacht eine halbe Stunde zu früh geläutet. Ihrer Regel gemäß verließen die Schulbrüder, die am Bau beschäftigt waren, sofort die Gerüste und den Bauplatz, um sich zum Segen in die Pfarrkirche zu begeben. Einige Augenblicke später stürzte der Bau ein und begrub unter den Trümmern drei oder vier Arbeiter, während alle Brüder, dank dem Irrthum des Küsters und dem Gehorsam, den sie der Regel leisteten, gerettet waren. Man wird das vielleicht einen glücklichen Zufall nennen; sie selbst aber sehen darin mit Recht einen besondern Schutz des Himmels.

Wir verlassen Port Said mit dem kleinen ägyptischen Postdampfer, der uns durch den Kanal nach Ismailia bringt, wo uns die Bahn erwartet.

Die Fahrt durch den Kanal ist interessant, wenn es, wie es mit uns der Fall war, rasch geht. Mit einer Geschwindigkeit von 20 km die Stunde ließen wir die großen Schiffe weit hinter uns zurück, die nur 4 Knoten machen dürfen. Auf der asiatischen Seite lesen wir die Seemeilen, auf der afrikanischen die Kilometer ab. Bei 27 km wird der Boden schwarz und ist die Böschung mit ganz besonderer Sorgfalt fest ausgeführt. Man traf daselbst auf das Bett des alten Nilarms von Pelusium. Ganze Berge von Stein hat man an dieser Stelle in dem beweglichen Schlamm versenken müssen, um dem Ufer einen festen Halt zu verschaffen. Das altberühmte Pelusium, durch welches die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten kommen mußte, liegt nur 10 km östlich; aber seine Ruinen sind unzugänglich; die fortschreitende Senkung des Küstenstriches hat sie mit Salzsümpfen und beweglichen Sanddünen umgeben, die man nur mit Lebensgefahr überschreiten könnte.

Man ist mit der Erweiterung des Kanals beschäftigt, damit die Schiffe sich überall ohne Aufenthalt kreuzen können. Die Arbeit schreitet rüstig voran. Rasch fahren wir an den Arbeiterschuppen und an den hübschen schwimmenden Häuschen der Aufseher vorüber. Die verschiedensten Methoden, der Böschung Festigkeit zu geben, kommen in Anwendung: Palissaden, Faschinen, Pfähle und daran genagelte Bohlen, Anpflanzung von Tamarinden und großem Buschwerk, Dämme aus Steinen ohne Mörtel und mit Cement ausgeführtes Mauerwerk. Das alles und der starke Wellenschlag der großen Dampfer zeigt, daß es eine schwierige Aufgabe ist, die Sandufer genügend zu befestigen; nur mit der Zeit wird man sie völlig lösen. Bei Tage bezeichnen schwimmende Bojen den Weg, den die Schiffe zu nehmen haben, bei Nacht Lichter, rothe auf der afrikanischen, grüne auf der asiatischen Seite; denn jetzt können die mit einem elektrischen Scheinwerfer versehenen Schiffe den Kanal bei Nacht durchfahren und legen ihn, falls sie keinen Aufenthalt haben, in 16 Stunden zurück. Die festen Feuer sind Gaslichter und brennen Tag und Nacht; gespeist werden sie von großen Gasbehältern, die gleich Riesenkanonen von ihren Lafetten auf die Reisenden herabdräuen.

Plötzlich öffnet sich der Horizont, und wir gleiten auf die blauen Wasser des Timsahsees; in wenigen Minuten sind wir an der Landestelle von Ismailia. Rückwärts schauend erblicken wir auf der Höhe beim Eintritt in den See ein großes neues Schloß, einst der Aufenthaltsort des Khediven, jetzt ein Spital für die Kanalarbeiter. Es ist den vortrefflichen Vincentinerinnen anvertraut, eine eigene Pferdebahn für die Kranken verbindet es mit dem Bahnhof und der Schifflände.

2. Die ersten Stationen des Volkes Israel auf dem Auszuge aus Aegypten.

In Ismailia stoßen wir auf die berühmte Straße des „Exodus“, welcher die Israeliten auf ihrer Flucht in die Wüste folgten und deren Stationen uns im 33. Kapitel des 4. Buches Moses' einzeln



Basrelief aus Lorillard-City, die Bußceremonie der Priester Camaxtli's darstellend.
(Nach der von einem Abdruck genommenen Photographie. — S. 9.)



Frontansicht des sogen. „Palastes der Nonnen“ zu Chichen-Itza. (S. 9.)

genannt werden. Die neue Stadt Ismailia liegt ziemlich genau an der Stelle der zweiten Station Etham. Dieser Straße bis zum Sinai zu folgen, sie mit der Bibel in der Hand zu studiren, uns durch das Andenken an die Wunderthaten und göttlichen Lehren des Herrn zu erbauen: das ist der Zweck unserer Reise.

Das fruchtbare Thal des Wadi Tumilat, welches rechtwinklig auf den Suezkanal mündet und durch welches die Bahn und der Süßwasserkanal zwischen Zagazig und Ismailia führt, bildete einen Haupttheil des Landes Gessen, hebräisch Gosen, das Pharao Jakob und dessen Kindern gegeben hatte. Da wuchsen sie heran und vermehrten sich; da wurden sie im Landbau und in den Künsten Aegyptens unterwiesen. Das Land Gessen ist die Wiege des Volkes Israel, und der Wadi Tumilat der Schauplatz, auf dem sich die ergreifende Scene seines „Auszuges" abspielte.

Der Pharao Menaphtah und sein Hof weilten in Tanis, dem heutigen San, zwischen Zagazig und Port Said. Die Hebräer waren zu Ramesses (wahrscheinlich Ech-Chuquafiyeh im Wadi Tumilat, eine Stunde südlich von Tell-el-Kebir, berühmt durch den Sieg der Engländer über die ägyptischen Truppen Arabi-Paschas) versammelt. Da waren sie zusammengekommen, um Gott in der Wüste zu opfern, wie es Moses von Pharao verlangt hatte. Von da zogen sie aus, sobald der Befehl an sie ergangen, und führten ihre Herden, ihre Vorräthe und die Habe mit sich, die sie von den Aegyptern geliehen hatten. Die Waffenfähigen zählten etwa 600 000 Mann; es folgte eine ungezählte Schar von Weibern und Kindern, so daß man die Zahl des entfliehenden Volkes nicht geringer als zwei Millionen Seelen schätzen darf. Diese ungeheure Menschenmenge zog den Kanal Ramses' II. entlang den Wadi abwärts und lagerte nach einem Marsche von etwa 32 km zu Soccoth (hebräisch Sukkoth), einem Orte nahe bei der Stadt Pithom, deren Ueberreste M. E. Naville neulich bei Tell-el-Maskuta gefunden hat. Am nächsten Tage erreichten sie, dem Kanal folgend, das Westufer des Timsahsees. Sie mußten ihn umgehen und nahmen wahrscheinlich die nördliche Straße, welche sie dem Lande Kanaan näher führte. Am Nordende des Sees stießen sie auf das Bollwerk, das die Pharaonen des alten Reiches erbaut und das Ramses II. zur Abwehr der Einfälle barbarischer Völker neu befestigt hatte. Sie lagerten an einem Orte Namens Etham, vielleicht bei einer der Schanzen, welche die Befestigungslinie bildeten. Wir wagen nicht, die Stelle genau zu bezeichnen, bemerken aber, daß die Höhen beim Eintritt des Suezkanals in den See, welche das alte Khedivenschloß krönt, den Israeliten einen prächtigen Lagerplatz geboten hätten. Die Stelle ist auch „am Raude der Wüste", wie die Heilige Schrift hervorhebt, ja die Spuren des alten Culturlandes reichen nicht einmal so weit nach Osten.

Die hl. Silvia besuchte auf ihrer Rückreise vom Sinai alle diese Orte. Man zeigte ihr Etham am Rande der Wüste und Soccoth, einen mäßigen Hügel in einem Thale, und Pitham, damals ein fester Platz, und Hero, wo nach der Uebersetzung der Siebenzig, deren sie sich bediente, Joseph seinem Vater Jakob entgegenkam; es war zu ihrer Zeit nur ein großes Dorf. Zwölf Meilen weiter traf sie Ramesses, ausgedehnte Ruinen ohne Bewohner und ohne ein anderes merkwürdiges Denkmal als zwei aus einem einzigen thebaischen Steine gemeißelte Riesenbildsäulen. Sie verfolgte ihren Weg nach der 4 Meilen entfernten Bischofsstadt Arabia und erreichte so in zwei Tagemärschen längs einem Nilarme Tanis.

Navilles Entdeckungen bestätigen die angegebene Lage dieser Orte. Ein Meilenstein, den er fand, sagt, daß Hero oder Heropolis 9 Meilen westlich von Pithom liege. Seine Ausgrabungen beweisen, daß Pithom ein Arsenal, ein Magazin für die die Grenze bewachenden Truppen war und eine starke Ringmauer hatte. In der That nennt der hebräische Text Pithom und Ramesses are miskenot, „Magazine"; die Siebenzig übersetzen „befestigte Städte", während die Vulgata „Zeltstädte" hat. Ganz in der Nähe und gewissermaßen im Schutze seiner Mauern erhob sich Hero oder Heropolis, nach welchem die Griechen den Golf von Suez lange Zeit Golf von Heropolis nannten. 1884 besuchte ich bei Ech-Chuquafiyeh weitläufige Ruinen, die ich damals für die Ueberreste von Ramesses hielt; ihre Lage und ihre Ausdehnung entsprechen aber genau den Angaben der hl. Silvia, und sie scheinen die Tochterstadt Pithom zu sein. Arabia hat keine Spuren in der Geschichte hinterlassen; nur Julius Honorius erwähnt die Stadt (oppidum) Arabia und gibt ihr auch den Namen Fossa Trajani; daraus ist ersichtlich, daß sie am Kanal Nekao, den Trajan ausbessern ließ, lag. Vielleicht bezeichnen die vielen Ruinen von Tell Abassiyeh ihre Lage.

Hätten die Hebräer von Etham aus ihren Marsch nach Norden weiter fortgesetzt, so wären sie bald auf die Philister gestoßen, welche im Süden von Palästina und in der Grenzwüste Aegyptens hausten. „Daher führte sie der Herr nicht durch das benachbarte Land der Philister, damit es sie nicht etwa gereue, wenn sich Krieg wieder sie erhöbe, und sie nach Aegypten zurückkehrten, sondern er führte sie auf einem Umwege durch die Wüste, welche am Rothen Meere liegt" (2 Mos. 13, 17—18). Sie wandten sich also nach Süden und kamen an den Theil des Rothen Meeres, den Isaias (11, 15) „die Zunge des Meeres von Aegypten" und wir den Golf von Suez nennen, und verfolgten ihren Marsch südwärts dem westlichen Ufer entlang bis zu der Stelle, die ihnen der Herr bestimmte und die nach der verbreitetsten Ansicht unsern Suez liegt.

Wir legen diesen Weg mit der Bahn durch eine fast ganz unbebaute Ebene zurück. Nur die Ränder der Ebene und die Ufer des Süßwasserkanals zeigen spärliches Grün. Mittewegs durchschneidet die Bahn zwischen den Bitterseen eine malerische Kette kühn geformter Felsen. In dieser schönen Wüstenlandschaft stellt man sich unwillkürlich das ergreifende Bild der fliehenden Kinder Israels vor. Eilig und ängstliche Blicke bald auf die Wasserfläche, die sie von der östlichen Wüste trennt, bald auf die gewaltigen Massen des Attakaberges werfend, der blau im Süden aufsteigt und ihnen auch nach dieser Seite in kurzem den Ausweg sperren wird, zieht die ungeheure Volksschar dahin. Moses, ein ehrwürdiger Greis von 80 Jahren, sucht das sinkende Vertrauen der Menge zu beleben, indem er sie an die Wunderzeichen erinnert, die der Herr zu ihrer Rettung gethan, und sie auf den schönen ägyptischen Sarg hinweist, in welchem sie die Ueberreste Josephs mit sich trugen (1 Mos. 50, 24—25. 2 Mos. 13, 19).

3. Der Durchgang durch das Rothe Meer.

Die Stadt Suez liegt auf einer Landspitze am Westufer des Rothen Meeres zwischen dem Ende des Golfes und der Lagune, die ihn etwa 6 km nach Norden verlängert. Im Südwesten erhebt sich die gewaltige Masse des Attakaberges. Seine fast unzugänglichen Felsen versperren die Küste nach dieser Seite etwa 12 km von der Stadt und geben nur einem Fußsteige längs des Strandes Raum. Auf der Ostseite des Golfes sieht man ein etwas wellenförmiges Uferland und dem Attakaberge gerade gegenüber und in gleicher Entfernung eine kleine Oase, Ayun-Musa, „die Quellen Moses'", genannt. Sand, Meerpflanzen und

Korallen füllen das Ende des Golfes immer mehr aus; schon mußte man einen Durchgang öffnen, damit die Barken zur Zeit der Ebbe den Quai von Suez erreichen können, und die Stadt strengt sich offenbar an, nach dem Meere zu sich auszubreiten, um so ihre Lebensbedingung, den Verkehr mit den Schiffen, nicht zu verlieren. Nach Alterthümern braucht man da nicht zu forschen. Die Städte, welche früher am Ende des Golfes lagen, Kolzim zur Zeit der Araber und Klysma zur Zeit der Griechen, müssen sich jetzt landeinwärts finden; denn die Versandung des Golfendes ist offenbar eine Thatsache, die sich schon seit lange vollzieht. Wirklich zeigt man eine halbe Stunde nördlich von Suez die Ruinen Tell-Kolzum, dessen Namen auf Kolzim hinweist, welches der Geschichtschreiber Abulfeda anführt. Die hl. Silvia sagt uns, daß die Ueberlieferung des 4. Jahrhunderts die Stelle des wunderbaren Durchzuges der Kinder Israels durch das Rothe Meer in die Nähe von Klysma verlege. Antoninus Martyr, Cosmas Indicopleustes im 6. Jahrhundert und viele andere Pilger der folgenden Jahrhunderte bestätigen diese Ueberlieferung. Die ägyptischen Quellen schweigen; es war überhaupt nicht gebräuchlich bei den Aegyptern, der Nachwelt das Andenken an Niederlagen zu überliefern. Nur höchst selten findet man dergleichen in ihren Denkmälern erwähnt. Natürlich wissen uns auch die griechischen und römischen Schriftsteller, die aus den ägyptischen schöpften, nichts von dieser Katastrophe zu sagen. Die Bibel, die christlichen Ueberlieferungen der ersten Jahrhunderte und die Bodengestalt am Nordende des Rothen Meeres sind also so ziemlich die einzigen Quellen, die uns jetzt zu Gebote stehen, um die Stelle zu finden, wo sich das strahlende Wunder, das Vorbild der künftigen Erlösung, das Israel aus der härtesten Knechtschaft in die Freiheit der Kinder Gottes einführte, vollzog.

„Es redete aber der Herr zu Moses und sprach: ‚Rede zu den Kindern Israels: Umkehrend sollen sie in der Gegend von Phihahiroth, das zwischen Magdalum und dem Meere gegen Beelsephon liegt, in dessen Angesicht am Meeresufer das Lager aufschlagen. Und Pharao wird von den Kindern Israels sagen: Sie sind in der Falle, die Wüste hat sie eingeschlossen. Und ich werde sein Herz verhärten, und er wird euch verfolgen, und ich werde verherrlicht werden in Pharao und seinem ganzen Heere, und die Aegypter werden erfahren, daß ich der Herr bin.‘ Und so thaten sie“ (2 Mos. 14, 1—4).

Sobald man die Israeliten bei ihrem Auszuge aus Etham die Richtung ihres Marsches ändern und sich nach Süden wenden sah, anstatt nach Osten, um in der Wüste zu opfern, wurde Pharao gemeldet, das Volk entfliehe. Sofort ließ er seinen Wagen anspannen und brach mit seinen Leuten zur Verfolgung auf. 600 Wagen der Leibgarde, und was er an Kriegswagen auftreiben konnte, nahm er mit und alle Heerführer und erreichte Israel im Lager am Meeresufer. Auf den ägyptischen Malereien sind die Kriegswagen mit zwei Pferden bespannt und tragen je zwei Mann, den Wagenlenker zur Linken, einen Krieger zur Rechten. „Die gesamte Reiterei und die Wagen Pharaos und sein ganzes Heer waren in Phihahiroth, gegenüber Beelsephon“ (2 Mos. 14, 9).

Wahrscheinlich war es beim Aufgange des Mondes, gegen 11 Uhr nachts, als die Israeliten ihre Augen erhoben und hinter sich die blitzenden Waffen der Aegypter erblickten. „Und sie fürchteten sich sehr und schrieen zum Herrn und sagten zu Moses: ‚Es gab wohl keine Gräber in Aegypten, daß du uns hierher führtest, auf daß wir in der Wüste stürben u. s. w.‘ (V. 10—12). Moses sagte hierauf zum Volke: ‚Fürchtet nichts! Stehet und sehet die Großthaten des Herrn, die er heute thun wird; denn die Aegypter, die ihr jetzt sehet, werdet ihr in Ewigkeit nicht mehr sehen. Der Herr wird für euch kämpfen, und ihr werdet schweigen.‘ Und es sprach der Herr zu Moses: ‚Was schreist du zu mir? Rede zu den Kindern Israels, daß sie weiterziehen. Du aber erhebe deinen Stab und strecke deine Hand über das Meer aus und theile es, daß die Söhne Israels inmitten des Meeres auf dem Trockenen wandeln‘“ u. s. w. (V. 13—16). Und der Engel Gottes und die Wolkensäule, welche dem Lager Israels vorauszogen, erhoben sich und stellten sich zwischen das Lager der Hebräer und der Aegypter, und die Wolke war dunkel auf der einen Seite und die Nacht erleuchtend nach der andern, so daß sich die Heere während der ganzen Nacht nicht nahen konnten. „Da nun Moses seine Hand über das Meer ausstreckte, nahm es der Herr hinweg, und ein heftiger heißer Wind wehte die ganze Nacht und trocknete den Boden, und es theilte sich das Wasser. Und es zogen die Kinder Israels mitten durch das trocken gelegte Meer; denn es stand das Wasser wie eine Mauer ihnen zur Rechten und zur Linken“ (V. 21. 22). Als bei Tagesanbruch die Aegypter staunend sahen, daß ihnen das Volk Israel entronnen war, stürzten sich die Reiter und Wagen in die offene Meeresstraße, die Fliehenden zu verfolgen. „Da befahl der Herr dem Moses: Strecke deine Hand über das Meer aus, daß die Wasser sich zurückergießen über die Aegypter, über ihre Wagen und Reiter“ (V. 26). Und so geschah es: „Roß und Reiter begrub er im Meer!“ (2 Mos. 15, 1.) Was von den Aegyptern die Wasserstraße betreten hatte, ertrank bis auf den letzten Mann. Doch sagt die Bibel nicht, Pharao selbst sei mit umgekommen, und in der That läßt die Geschichte das Reich Menephtahs noch einige Jahre länger dauern.

Suchen wir nun den Schauplatz dieser wahrhaft erhabenen Begebenheit aufzufinden.

Phihahiroth ist ein ägyptischer Name; die Silbe Phi bedeutet Ort, und Hahiroth war der Name des Ortes. Magdal oder Migdol bedeutet im Hebräischen und Aegyptischen „Festung“. Sollte nicht eines der Forts der Befestigungslinie gemeint sein, welche die Pharaonen gegen die Nomadenstämme der Wüste errichtet hatten? Beelsephon oder Baal-Zephon ist ein semitischer Name und scheint einen Berg zu bedeuten, auf dem Baal geopfert wurde. Diese Namen sind verschwunden, seitdem der Einfall der Muselmänner die Umgegend von Suez zur Wüste machte. Zur Zeit der hl. Silvia bestanden aber diese Namen noch. Sie sagt uns, sie habe alle Orte sehen wollen, welche die Kinder Israels seit ihrem Auszuge aus Ramesses bis zu ihrer Ankunft am Rothen Meere bei einem Orte Namens Klesma, wie ein dort befindliches Fort hieß, berührten. „Von Klesma, d. h. vom Rothen Meere, bis zur Stadt Arabia zählt man vier Tagereisen durch die Wüste,“ schreibt die Heilige. „Doch findet man in dieser Einöde an jedem Rastorte Klöster, Soldaten und Offiziere. Sie begleiteten uns immer von einem Fort zum andern. Die Heiligen, die mit uns gingen, ich meine die Cleriker und Mönche, zeigten uns jeden Ort, den ich der Heiligen Schrift folgend suchte... So zeigten sie uns Epauleum (der Name steht in der Uebersetzung der Siebenzig für Phihahiroth), und wir kamen vor Magdal; Magdal ist ein Fort mit Soldaten und einem Hauptmann, der im Namen der Römer befiehlt. Wie immer, führten sie uns zu einem zweiten Fort und zeigten uns Böelsephon. Wir begaben uns an diesen Ort; es ist ein Feld am Ufer des Rothen Meeres und stößt an den Berg, von dem ich vorher redete (den Attaka); da befanden sich die Kinder Israels, als sie die Aegypter hinter sich erblickten und ein Geschrei erhoben.“

Auf die leichtgewellte Ebene also, die sich zwischen Suez und dem Attaka ausbreitet, verlegt die alte Ueberlieferung den letzten Lagerplatz der Israeliten auf ägyptischem Boden. Wir durchstreiften dieses verlassene Ufer im Südwesten der Stadt und gedachten der Wunderthaten, die der Herr an dieser Stelle gethan und durch die er diese Meerenge für alle Zeiten berühmt gemacht. Die Lage stimmt vollkommen zu den triumphirenden Worten Pharao's: „Sie sind in der Falle; die Wüste hat sie eingeschlossen." Ein Engpaß zwischen dem Meere und dem unübersteiglichen Berge, der nur nach Norden offen ist, und das ägyptische Heer, das von dieser Seite kam, verschloß den Kindern Israels den einzigen Weg, auf dem sie die Spitze des Rothen Meeres hätten umgehen können. Die Spitzen des Attaka bezeichnen recht gut die Marke, auf welche zu die Hebräer ihren Marsch nehmen sollten „auf Beelsephon zu". Auf der andern Seite ist der Meeresarm, der vor dem Ufer liegt, nicht so breit, daß es nicht möglich gewesen wäre, ihn in 5 oder 6 Stunden auf einem breiten Wege mitten durch die Wasser zu durchziehen. Freilich sind es zwei Millionen Menschen mit den Herden; aber ein 800 m breiter Weg genügte völlig, um in der gegebenen Zeit die 8 bis 9 km zurückzulegen, welche das westliche und östliche Ufer halbwegs zwischen Suez und dem Vorgebirge Attaka trennen. Das läßt sich leicht berechnen. Die genaue Stelle aber anzugeben, wo die Israeliten das Ufer verließen und wieder erreichten, ist nicht mehr möglich; die Uferlinien haben sich eben seit den Tagen Moses' ganz gewiß geändert. (Fortsetzung folgt.)



Leuchtthurm von Port Said. (Nach einer Photographie. — S. 11.)

Nachrichten aus den Missionen.

Syrien.

Mißhandlung von Missionären in Tripolis. Die sonst seit langem so friedliche Stadt Tripolis ist unlängst durch den Fanatismus einiger Moslems der Schauplatz einer aufregenden Scene geworden, dem ein Franziskanermissionär beinahe zum Opfer gefallen wäre. P. Laurentius von Jerusalem, der Pfarrer der katholischen Gemeinde, kehrte von einem Laienbruder und einem Schullehrer begleitet vom Lande in die Stadt zurück, als sie von einem Trupp Muselmänner überfallen wurden, die dem Bruder das Gewehr entreißen wollten. Der Bruder wehrte sich, von den beiden Begleitern unterstützt, so gut es ging. Ueber dem Streit um die Waffe ging der Schuß los und rief sofort die ganze mohammedanische Bewohnerschaft des nahen Suk zur Stelle. Alles fiel nun über die „Christenhunde" her, warf sie zu Boden und schleifte sie über die Straße, so daß P. Laurentius ohnmächtig wurde. Zwar kam jetzt die Polizei, ließ aber den Pöbel ruhig gewähren und ermunterte ihn sogar. Auf die Kunde von dem Vorfall eilte der französische Consul, Herr Savoye, von seinem Kawaß begleitet, sofort herbei, um die Angegriffenen zu schützen. Nur mit Mühe gelang es ihm, dieselben dem Volkshaufen zu entreißen und nach dem Serail (Gerichtshaus) in Sicherheit zu bringen. Der P. Superior war ganz mit Blut bedeckt, und auch seine beiden Begleiter waren übel zugerichtet.

Herr Savoye machte dem Vali (Gouverneur) von Beyrut, der gerade da war, Vorstellungen; dieser aber, weit entfernt, darauf einzugehen, ließ die drei ohne weiteres einsperren, während die Angreifer frei ausgingen. Ja er erlaubte Herrn Savoye nicht einmal, für die Pflege seiner verwundeten Schützlinge Sorge zu tragen. Sofort telegraphirte nun Herr Savoye den Vorgang an den französischen Generalconsul in Beyrut und bat um Verhaltungsmaßregeln. Allein der Vali hatte dies vorausgesehen und verbot das Absenden der Depesche. Da schickte Herr Savoye heimlich einen Eilboten ab. Der Generalconsul kam nun selbst nach Tripolis; aber auch er hatte Mühe, die Befreiung der Gefangenen zu erwirken. Natürlich ging die ganze Sache sofort an die französische Gesandtschaft in Konstantinopel. Dieselbe verlangte entschieden Genugthuung, die dann auch von der Pforte bereitwillig geleistet wurde. Man sieht aus dem Vorgang wieder, wie wenig den scheinbar friedlichen Beziehungen zur mohammedanischen Bevölkerung zu trauen ist und wie unauslöschlich deren Fanatismus unter der Asche fortglüht.

China.

Apost. Vicariat Hongkong. Bekehrung eines Seekapitäns. Hongkong ist bekanntlich der bedeutendste britische Hafenplatz der östlichen Gewässer, an welchem die Flaggen aller Nationen sich treffen. Nicht selten kommt es da vor, daß in der dortigen katholischen Mission ein verirrtes Schäflein aus der Wüste des Irrglaubens den Weg zur Hürde wiederfindet. Ein Beispiel dieser Art, das wir dem Briefe des Apostolischen Vicars Msgr. Raimondi entnehmen, dürfte nicht ohne Erbauung sein. Er schreibt:



Kirche der Franziskaner und der Lesseps-Platz in Port Said. (Nach einer Photographie. — S. 11.)

„Die Bewegung zum Katholicismus dauert noch fort. Unter denen, die wir während des letzten Jahres in die Kirche aufgenommen haben, befand sich auch ein englischer Seekapitän, dessen Geschichte ich Ihnen hersetzen will. Der Kapitän ist schon über die fünfzig, sehr angesehen wegen seiner Tüchtigkeit und geachtet wegen seines Wohlthuns. Er ist u. a. der Urheber einer Vereinigung von Seekapitänen und Piloten, die den Zweck hat, für die Heiligung des Sonntags auf den Schiffen zu wirken, damit die armen Matrosen wenigstens an dem einen Tage, den Gott der Herr selbst als Ruhetag festgesetzt hat, einmal frei aufathmen können. Seine Bekehrung ereignete sich wie folgt:

„Den Jahresschluß pflegen wir hier mit einem feierlichen Te Deum zu feiern unter Assistenz sämtlicher in Hongkong anwesenden Priester. Der Zusammenlauf in der Kirche ist bei dieser Gelegenheit ein außerordentlich starker, stärker als an irgend einem andern Tage des Jahres. Verbunden mit der Feier ist 40stündiges Gebet und Predigt, die ich mir immer vorbehalte. Die schöne neue Kathedrale bietet dann in ihrem besten Schmucke prangend einen wirklich großartigen Anblick. Die Kosten für die zahllosen Kerzen, die auf dem Haupt- und den Nebenaltären brennen, werden von der Bruderschaft vom heiligsten Altarssacrament bestritten. Der Menge, die sich in der Kathedrale zum feierlichen Te Deum einfand, schloß sich auch unser wackerer Kapitän Ashton — das ist sein Name — an, mehr aus Neugierde als aus Andacht; allein der Herr benützte unser schwaches

Zuthun, um dieses Herz für sich zu gewinnen. Die ganze Feier, der Glanz der tausend Kerzen, die feierlichen Klänge des Chorals, der auf seinen majestätischen Tonwellen das ‚Großer Gott, wir loben dich‘ dahintrug — alles dies machte auf den Kapitän einen solchen Eindruck, daß er sofort nach Schluß der Andacht, statt nach Hause zu gehen, in die Sacristei hineinkam und den Bischof zu sprechen wünschte. Ich las sofort in seinem Antlitz die Bewegung, die in seinem Herzen vorging, und führte ihn in mein Zimmer. Kaum hatte ich die Thür hinter uns geschlossen, als er auch schon in die Worte ausbrach: ‚Monsignore, ich will getauft sein.‘ — ‚Wie?‘ sagte ich, ‚sind Sie denn noch nicht getauft?‘ — ‚Nein, ich weiß gewiß, daß ich noch nicht getauft bin. Mein Vater gehörte zu den Baptisten und ließ seine Kinder nicht vor dem 18. oder 20. Lebensjahre taufen; ich war aber, als ich von Hause fortkam, nicht über vierzehn. Beim Abschied sagte mir meine Mutter, die der anglikanischen Kirche angehörte, unter Thränen: „Denk daran, daß du noch nicht getauft bist, und laß dich am ersten besten Orte taufen.“ Aber auf Reisen ist es schwer, an Religion zu denken. Doch hörte meine Mutter nicht auf, mich in ihren Briefen immer wieder an die Taufe zu gemahnen. Ich kam nicht dazu, machte mich aber daran, mehrere Bücher zu lesen, die über Protestantismus und Katholicismus handelten, und kam zu dem Entscheid: Wenn du dich taufen lässest, so soll es in der katholischen, nicht in der protestantischen Kirche geschehen. Heute Abend nun, Monsignore, war ich in Ihrer Kirche. Taufen Sie mich; ich könnte unversehens sterben und würde ohne Taufe zu Grunde gehen.‘

„Ich fragte ihn dann weiter über unsere heilige Religion und seine Kenntnisse darüber aus. Er verstand und nahm alles an mit Ausnahme der Beicht, deren Wesen er offenbar nicht kannte. Da der Kapitän bereits tags darauf mit seinem Schiff nach der chinesischen Küste abfahren mußte, so gab ich ihm vorderhand ein Büchlein über die Beicht und einen Brief an den katholischen Bischof des Hafenplatzes mit, den er berühren mußte. Nach einigen Monaten kehrte der Kapitän nach Hongkong zurück, suchte mich auf und sagte mir sofort: ‚Monsignore, ich habe jetzt keine Angst mehr vor der Beicht, ich nehme alles an.‘ Die Stunde der Gnade für diese Seele war gekommen. Wieder mußte er verreisen, aber diesmal als Christ, nicht mehr als Heide. ‚Sind Sie also bereit,‘ fragte ich, ‚die Taufe zu empfangen?‘ — ‚Gewiß, mit Freuden,‘ war die Antwort. Ich führte ihn also in die Kirche. Ein katholischer Herr begleitete uns, um Pathenstelle zu vertreten. Ich wollte, Sie hätten die Sammlung und Andacht sehen können, mit welcher mein alter Kapitän das heilige Sacrament empfing. Es war ein großer Augenblick für ihn, und er fühlte es. Als ich die Worte der heiligen Taufe über ihn aussprach, weinte er wie ein Kind, und als ich ihn dann in meine Arme schloß, schluchzte er heftig. Jetzt bereite ich meinen Neubekehrten auf die heilige Firmung vor.“

Annam.

Apost. Vicariat Nord-Cochinchina. Verbannung zweier Prinzen. Die Nachrichten aus dem mit Martyrerblut getränkten Annam sind wie immer trost- und schmerzreich zugleich. Trostreich ist die Kunde, daß der wahre Glaube immer mehr auch in den höhern Kreisen Eingang findet. Wir entnehmen über die letzten Vorgänge den Berichten des Apostolischen Vicars Msgr. Caspar und des Missionärs Herrn Allys folgende Einzelheiten: Am 1. Juni 1891 stellte sich bei dem einheimischen Priester der Gemeinde Kim-Long ein Prinz Namens Chéu, Enkel des Königs Minh-mangs, und verlangte Christ zu werden. Schon lange hatte er den Gedanken, der durch Lesung eines Büchleins über die vier letzten Dinge war angeregt worden, mit sich herumgetragen, bis ein rasch zunehmendes Lungenleiden ihn ernstlich mahnte, den Schritt nicht länger aufzuschieben. Um ungestörter dem Unterricht zu folgen, miethete er sich mit einem seiner Kinder und einem Diener in einem Häuschen neben der Kirche ein, während seine Familie in ihrer etwa eine Stunde entfernten Wohnung verblieb. Umsonst suchten ihn die andern Mitglieder der kaiserlichen Familie von seinem Entschlusse abzubringen. Er blieb fest, und seine Begründung des Schrittes durch den Hinweis auf die Thorheit des heidnischen Aberglaubens und die Tiefe und Wahrheit der christlichen Religion blieben nicht ohne Wirkung auf seine Besucher. Am 14. August wurde der Prinz getauft, und nicht lange danach folgte seine ganze Familie nach. Kurz darauf wurde er vor das Hofgericht gerufen, um sich wegen seines Uebertrittes zu verantworten, und nur die Dazwischenkunft des französischen Residenten verhinderte damals den Ausbruch der feindseligen Stimmung, die am Hofe herrschte. Es folgte eine Zeit der Ruhe. Die öftern Besuche, die Prinz Chéu von seinen zwei Brüdern Thinh und Té erhielt und bei denen die christliche Religion der fast ausschließliche Gegenstand der Unterredung war, hatten nach kurzem auch den Uebertritt des Prinzen Té zur Folge. Derselbe zog gleichfalls aus der heidnischen Umgebung in die Nähe der Kirche von Phu-Cam und übernahm hier mit echt christlicher Demuth das Amt eines Schulmeisters. Zugleich suchte er eifrig, auch andere Mitglieder der kaiserlichen Familie für den wahren Glauben zu gewinnen. Am Hofe schien man eine Zeitlang die Sache vergessen zu haben, als die beiden Prinzen am 30. März 1892 unversehens von Nguyen-Trong-Hiêp, dem Präsidenten des geheimen Hofrathes und Mitglied des Regierungsrathes, zu einer, wie es hieß, wichtigen Berathung entboten wurden. Der Beamte empfing sie sehr höflich, lud sie zum Sitzen ein und fragte, was sie denn eigentlich dazu vermocht hätte, zur christlichen Religion überzutreten. Die Antwort der Prinzen war, die Wahrheit derselben habe ihnen so sonnenklar eingeleuchtet, daß sie nicht hätten widerstehen können. Auf dies hin erklärte der Präsident ihnen ohne weiteres, daß ein Hofbefehl ihre Verhaftung anordne. Ohne Aufschub wurden denn auch die beiden in Ketten gelegt und ins Gefängniß geworfen. Der Haftbefehl klagte die Prinzen an, an verschwörerischen Umtrieben gegen den Hof theilgenommen, sich den vorgeschriebenen Opfern zu Ehren der kaiserlichen Manen entzogen und dem jungen Kaiser bei einer Begegnung die gebührende Ehrfurcht nicht erwiesen zu haben, und sprach als Strafe über sie und ihre Kinder die Entziehung ihrer sämtlichen Titel und der daran geknüpften Vortheile aus. Prinz Chéu erwiderte schriftlich mit einer kurzen, aber schlagenden Rechtfertigung. Mit Umgehung aller gesetzlichen Bestimmungen sprach das geheime Hofgericht ohne vorausgegangenes Verhör und ohne Vorladung von Zeugen am 7. April einfachhin das „Schuldig“ aus und verurtheilte die Prinzen zu sofortiger Enthauptung. Das Urtheil mußte aber erst dem französischen Generalgouverneur zur Bestätigung vorgelegt werden. Hier aber wurde der Entscheid bis zum 29. April hinausgeschoben, während welcher Zeit die Prinzen unter gemeinen Verbrechern im Gefängniß schmachteten. Endlich kam der Entscheid des Gouverneurs, der das Urtheil in Enthauptung mit Aufschub milderte und mittlerweile die Verbannung der Prinzen in das weit entlegene Gebirgsland von Quang-Ngai anordnete. Am 2. Mai 1892 wurden die beiden Prinzen mit Ketten beladen

von Huê (der Hauptstadt) aus nach ihrem Bestimmungsort abgeführt. Doch erlaubte ihnen der sie begleitende annamitische Offizier, einen letzten Besuch bei ihren Angehörigen in Phu-Cam zu machen. Hier befanden sich nämlich der Prinz von Phu-Cam, seine alte Mutter, seine Gemahlin und vier Kinder, außerdem 13 Prinzen und Prinzessinnen, die sämtlich, letztere als Katechumenen, bei den Missionären ein zeitweiliges Unterkommen gefunden, bis der Sturm sich etwas gelegt hätte. Da mehrere von ihnen ihrer Einkünfte und königlichen Pensionen ganz oder theilweise durch ihren Uebertritt verlustig gingen, so muß die Mission sie unterhalten. Der letzte Abschied, der in einem Christenhause am Ufer des Flusses Phu-Cam stattfand, war überaus rührend. Von allen Seiten kamen die Christen herbei, um ihren Glaubensbrüdern ihre herzliche Theilnahme zu bezeigen. Die Missionäre konnten sich kaum der Thränen erwehren. Die beiden Verbannten beichteten noch einmal, unterhielten sich eine Zeitlang mit den Missionären und ihren Verwandten und nahmen dann das Abschiedsmahl ein, das die guten Leute ihnen bereitet hatten. Keine Klage kam über ihre Lippen; vielmehr waren sie ganz heiter und gefaßt, obschon sie sich über das harte Los, das ihrer harrte, keiner Täuschung hingaben. Beim Scheiden versprachen wir ihnen, treulich für ihre Familie sorgen und auch sie niemals vergessen zu wollen. In An-Cuu, etwa 20 Minuten von Phu-Cam, an der großen Mandarinenstraße gelegen, erwartete sie eine unerwartete Freude. Mſgr. Caspar war nämlich von Phu-Xuan herbeigeeilt, um ihnen seinen Segen und die letzten Trostworte zu bringen. Auch hierher kamen von allen Seiten die Christen und umdrängten die beiden Prinzen in liebevoller Theilnahme bis tief in die Nacht hinein. Am folgenden Morgen in der Frühe, während noch alles schlief, brachte P. Allys, dem wir diesen Bericht verdanken, den Bekennern noch einmal die heilige Communion, so daß sie nun in Begleitung des Heilandes selbst ihren Leidensweg antraten.

Da die Ketten, womit die Prinzen beladen waren, 10 Kilo wogen und einer der Prinzen seit längerer Zeit Blut spuckte, so hielten die Missionäre es für geboten, die Gefangenen in einem Palankin tragen zu lassen. Ebenso versprachen sie den Verbannten, ihnen von Zeit zu Zeit zu schreiben und durch die Patres der Provinz von Quang-Ngai für ihre religiösen und etwaigen sonstigen Bedürfnisse sorgen zu lassen. Freilich sahen die Missionäre auch so ihre Schützlinge nur mit Besorgniß scheiden, die sich bald genug als begründet erweisen sollte. Am 24. Mai langten dieselben an ihrem Bestimmungsorte an.

Weitern Nachrichten zufolge verlief zwar die Reise recht glücklich, da auf der ganzen Strecke von Huê bis Quang-Ngai Christen und Missionäre alles aufboten, um das Los der Verbannten zu lindern. Anders wurde die Sache in Quang-Ngai. Der Plan der haßerfüllten Mandarine ging offenbar darauf hin, die armen Prinzen ohne Aufsehen verschwinden zu lassen, um dann vorzugeben, sie seien an einer Krankheit gestorben. Ueber das weitere Schicksal stehen die Nachrichten noch aus.

Die Verfolgung wird voraussichtlich bald auch die andern Glieder der kaiserlichen Familie ergreifen, die sich inzwischen, ohne sich durch die Verbannung der zwei Prinzen erschrecken zu lassen, dem Christenthum zugewandt haben. Am 5. Mai, am Morgen desselben Tages, an dem sie den Prinzen das letzte Geleit gegeben, fanden sich an der Kirchthüre von Phu-Cam 13 Prinzen und Prinzessinnen ein und verlangten die Taufe. „Aber," erwiderte der Missionär, „Ihr seht ja, was Euer wartet." — „Trotzdem sind wir entschlossen." — „Aber flößt Euch das Schicksal Eurer verurtheilten Verwandten keine Furcht ein?" — „Wir wollen getauft sein," lautet die Antwort. Wahrscheinlich hatte der Hof durch das strenge Verfahren gegen die beiden Prinzen weitern Bekehrungen aus der kaiserlichen Familie vorbeugen wollen. Das Gegentheil erfolgte. Alle wurden am 5. Mai noch getauft. Die Mandarine traten immer feindseliger auf. Unlängst brach ein untergeordneter Mandarin im Distriet des P. Allys mit einer Schar Heiden während des Gottesdienstes in die katholische Kirche, begann vor dem annamitischen Priester und seiner Gemeinde die christliche Religion in der gemeinsten Weise zu verunglimpfen und setzte einigen Katechumenen, die tags darauf getauft werden sollten, durch seine Drohungen derart zu, daß sie erschreckt zurücktraten. Von der französischen Behörde ist bei ihrer sonderbaren Politik, den Islam und das Heidenthum ihrer Kolonialvölker mit äußerster Schonung zu behandeln und gegen die christliche Propaganda zu schützen, wenig zu erwarten. Und obschon der Vertrag von 1874 dem Christenthum die größte Freiheit zusichert, hat sie doch nichts oder wenig gethan, um die furchtbaren Verfolgungen von 1883, 1885 (in welchem Jahr allein über 8000 Christen ermordet wurden) und 1886 zu verhindern.

Zwei weitere Briefe Mſgr. Caspars und P. Allys' bringen neue schmerzliche Kunde. Die zwei Prinzen schmachten in der Verbannung, 13 Glieder der kaiserlichen Familie sind ihrer Würden und Pensionen verlustig erklärt worden, und 17 andere erwartet dasselbe Schicksal. Um einen Grund zu gewinnen, gegen sie vorzugehen, hat man wiederholt die Einladung an sie ergehen lassen, den üblichen, den Manen ihrer kaiserlichen Vorfahren dargebrachten Opfern beizuwohnen, obschon der dadurch ausgeübte Gewissenszwang den Vertragsbestimmungen ausdrücklich zuwiderläuft. Auf eine Eingabe der Prinzen hin, in der sie mit Berufung auf jene Bestimmungen ihr Fernbleiben begründeten, erklärte das Hoftribunal einfachhin die Degradation der Prinzen und ihrer Kinder. Nun ist es offenkundige Thatsache, daß auch die noch heidnischen Prinzen sehr oft ohne weitern Grund ungestraft von jenen Opferceremonien fern bleiben; es ist also bloß der Haß gegen das Christenthum, der das Urtheil dictirt hat. Es sind mithin gegenwärtig 30 Mitglieder der kaiserlichen Familie, welche wegen ihres Uebertrittes zum wahren Glauben ihrer Privilegien und Würden beraubt wurden und auf die Unterstützung der Missionäre angewiesen sind. Dieselben bitten im Namen dieser edlen Bekenner dringend um das Gebet und Almosen ihrer christlichen Brüder in Europa.

Borneo.

Apostol. Präfectur von Labuan und Nord-Borneo. Mission unter den Chinesen. Der Jahresbericht dieser schwierigen, seit 1881 den Vätern von Mill-Hill (England) anvertrauten Mission läßt uns einen recht erfreulichen Fortgang erkennen. „Vor 10 Jahren gab es auf Borneo kaum mehr einen einzigen eingebornen katholischen Christen, jetzt zählt die Mission 761 Katholiken, 9 Hauptstationen mit residirendem Priester, 5 Außenstationen, 3 Kirchen, 11 Nothkapellen, 5 eingeborne Katecheten, 12 Priester, 1 Laienbruder, 9 Schwestern und z. B. im Jahr 1891 allein 168 Bekehrungen.

Das ist mit Rücksicht auf die schwierigen Verhältnisse der Mission ein recht befriedigendes Ergebniß.

Ueber Land und Leute, sowie über die Geschichte der Missions-Gründung sind bereits im Jahrgang 1887 ausführliche Mittheilungen gemacht worden. Heute wollen wir an der Hand der

letzten Jahresberichte P. Westerwoudts einen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand zu gewinnen suchen.

1. Die Missionsthätigkeit unter den Chinesen. Die älteste Station und der Mittelpunkt für die Chinesenmission ist Kuching, der Hauptort des Fürstenthums von Sarawak, am gleichnamigen Flusse, etwa 25 engl. Meilen landeinwärts gelegen, mit etwa 20 000 Einwohnern, meist mohammedanischen Malayen und zahlreichen Chinesen. Hier besitzt die Mission ein hübsches, aus Ziegeln gebautes Kirchlein, eine Residenz der Patres und ein kleines Klösterchen für die Schwestern. Die Missionsschule zählt etwa 50 Knaben, meist Chinesen, die Anstalt der Schwestern 20 Mädchen und 7 kleine Knaben. Der Radscha (ein geborner Engländer) ist der Mission sehr gewogen, wohnte wiederholt persönlich den Preisvertheilungen und Schulfesten bei und stellt den Missionären für ihre Küstenfahrten stets bereitwillig seinen Dampfer zur Verfügung. Menschlich gesprochen ist die Arbeit unter den Chinesen, obschon keineswegs erfolglos, für den Missionär wenig tröstlich, da die Chinesen, sobald sie ein kleines Vermögen erworben, fast ausnahmslos in ihr himmlisches Reich zurückkehren. Doch bleiben sie, einmal bekehrt, auch drüben ihrem Glauben treu und tragen so den Samen der Wahrheit in ihr Heimatland. Unlängst noch vernahm P. Westerwoudt zu seiner großen Freude, daß ein ganzes chinesisches Dorf durch Christen aus Kuching bekehrt wurde. In der Umgebung von Kuching wohnen zerstreut auch zahlreiche Land-Dajaks, ein prächtiger Menschenschlag mit langen schwarzen, um die Schultern wallenden Haaren. Auch



Süßwasserkanal in Ismailia. (Nach einer Photographie. — S. 11.)

unter ihnen sind bereits einige kleine Erfolge erzielt worden. Ein bedeutungsvoller Tag für Kuching war der 1. November des Jahres 1887, an welchem die feierliche Einweihung der ersten katholischen Steinkirche in Borneo stattfand. Das Heiligthum mit seinen zwei bunten hübschen Glasfenstern, dem kunstvoll von einem Chinesen geschnitzten Altar und dem prächtigen neuen, von den Schwestern und Mädchen des Convents gestickten Teppich prangte im Festschmuck. In der Höhe wehte die päpstliche Fahne und die Flagge des Radscha von Sarawak. Zum erstenmal trug die neue Glocke ihren Gruß über Sarawak hin; von allen Seiten strömten die Katholiken zusammen: Chinesen mit einem schmunzelnden Lächeln auf dem breiten Gesichte, schmutzig gelbe Malayen, stolze Dajaks und einige Europäer. 150 gingen an dem Tag zum Tische des Herrn. Eine feierliche Procession, die erste, die je in Kuching gesehen worden, zog unter den Klängen der Blechmusik, die der Radscha freundlich zur Verfügung gestellt hatte, durch den schönen ausgedehnten Grundbesitz der Mission. Zopfbehangene Chinesenbübchen in rothen Chorröcken begleiteten als Akolythen, Kreuz- und Fackelträger den celebrirenden Priester. Vor dem Thor der neuen Kirche überreichte ein festlich aufgeputzter Kleiner aus dem Reich der Mitte dem Officianten feierlich den Schlüssel. Der Gottesdienst war über alle Erwartung glänzend. Eine chinesische Predigt, die auf malayisch wiederholt wurde, machte den Zuhörern Sinn und Bedeutung der Feier klar, und ein knallendes Feuerwerk, das bei den Chinesen niemals fehlen darf, setzte der Festlichkeit die Krone auf.

Zwei bis drei Stunden weiter flußaufwärts gründete P. Goffens 1889 eine zweite chinesische Missionsstation. „Ich baute", so schrieb

er damals, „eine kleine Holzkapelle, in deren Sacristei ich wohne. Sie liegt auf der Spitze eines Hügels, der den unten vorbeifließenden Sarawak beherrscht. Dieser Hügel wurde von den Chinesen von jeher hoch in Ehren gehalten, weil derselbe, wie sie sagen, die Form eines Drachen hat. Es ist aber bekannt, wie sehr die Chinesen die Figuren von Drachen, Skorpionen und andern phantastischen und häßlichen Ungethümen lieben. Natürlich sahen sie auf ihrem heiligen Hügel nur sehr ungern den Bau einer christlichen Kapelle. Am Fuße des Hügels steht ein kleiner heidnischer Tempel, wohin die Leute gehen, um den Götzen um Glück zu bitten und bei Krankheitsfällen anzufragen, ob der Kranke sterben werde oder nicht. Sobald die Lichter angezündet sind, fängt das Medium, durch welches der Teufel seine Orakelsprüche thut, und welches der ‚Zitterer' genannt wird, selbst wenn er zur Zeit weit entfernt im Felde arbeitet, wie von einer unsichtbaren Macht erfaßt, plötzlich zu zittern an, rennt nach dem Tempel hin und beginnt hier unter krampfhaften Zuckungen in einer fremdartigen Sprache Worte zu reden, die dann vom Tempelsdiener erklärt werden. So wenigstens erzählt man mir diese Vorgänge; manches ist jedenfalls sehr sonderbar und fast unglaublich; soll doch das Medium unverletzt durchs Feuer gehen, die Zunge sich entzwei schneiden, ein Schwert sich in den Leib stecken u. dgl. m. Der Zitterer thut all dies im bewußtlosen Zustand, so daß er sich nachher an nichts mehr erinnert ..." Als der Missionär einst mit dem Zitterer zusammentraf, begann dieser wie ein wildes Thier zu heulen, lief in das hohe Gras seitwärts am Wege und



Der Gartenpalast des Kaisers von Annam. (S. 18 u. S. 2 der Beilage.)

fiel hier ohnmächtig zusammen. Anfangs schien die Arbeit des Missionärs fast erfolglos. Nach der neuesten Nachricht aber mußte er die kleine Kapelle aus Mangel an Raum bereits erweitern.

Von Sung Kap Kong aus besucht der Missionär regelmäßig alle 14 Tage das weiter aufwärts gelegene Paku oder Serambu, wo P. Grossens seit 1890 eine neue Station mit einem ständigen Katechisten gegründet. Als Kapelle diente bis jetzt ein kleiner Schuppen aus Palmblättern, dessen Baukosten ganze 50 Franken betrugen. Doch hat der Missionär eifrig an der Errichtung einer bessern, kleinen Holzkapelle gearbeitet, die am Himmelfahrtsfest vorigen Jahres eingeweiht wurde. Dieselbe steht in prächtiger Lage am Abhange eines Hügels, dicht an einem kleinen See im Schatten fruchtbeladener Obstbäume. Der Platz ist günstig gewählt, weil hier die Wege, die zu den nächsten drei Dörfern führen, sich kreuzen. Auch hier befindet sich unfern von dem Kirchlein ein heidnischer Tempel, aus dem oft ein schrecklicher Lärm herüberbringt. In Paku wohnen eine gute Anzahl Chinesen, die in den dortigen Antimonium- und Goldminen und in den Plantagen arbeiten. Sie leben in ärmlichen Hütten aus Palmblättern. Während die Heiden an ihren Thüren außen einen chinesischen Spruchzettel oder ein Götzenbild anbringen, hängen die Katholiken als Unterscheidungszeichen einen chinesischen Kalender auf, so daß man gleich weiß, woran man ist. Die Thüre aber zu öffnen ist keine leichte Sache; denn Thürangeln sind hier ein unbekannter Luxus. Dieselben werden durch eine ohne Zweifel sehr geistreiche Erfindung ersetzt. Die Thür dreht sich nämlich um einen Bolzen, der in dem hohlen Raum einer umgekehrt in den Boden eingelassenen Bouteille läuft. Beim Eintreten fällt der erste Blick

auf den kleinen Hausaltar, der mit einem Heiligenbild, Crucifix, Rosenkränzen u. dgl. geschmückt ist. Daneben steht der Feuerplatz mit einer Ausstellung von Pfannen, Töpfen, Krügen und einem Haufen Brennholz. Hinter dem Altar sind die Bettstellen. So sieht ungefähr die Wohnung der gewöhnlichen Leute hier aus. P. Gossens klagt, daß die erwachsenen Chinesen im allgemeinen sehr schwer zu bekehren seien. Gastfreundlich, wie die Chinesen sind, laden sie gern einen Vorübergehenden ein, einzutreten und mit eine Tasse Thee zu trinken. „Mich aber", so erzählt P. Gossens, „haben sie noch selten eingeladen; ich bin deshalb so kühn, bisweilen unter irgend einem Vorwande auch uneingeladen einzutreten. Freilich ist der Erfolg in der Regel gering, ja mehr als gering; denn kaum fange ich an, von Religion zu reden, so führen sie das Gespräch gleich auf etwas anderes oder schleichen sich aus dem Haus hinaus. Sobald ich fort bin, zünden sie sofort kleine Räucherkerzchen an und räuchern das ganze Haus bis auf den letzten Winkel aus, um die Schutzteufel, die, wie sie glauben, bei meinem Eintritt die Flucht ergriffen haben, wiederum zurückzurufen." Günstiger scheint der Boden in dem unsern gelegenen Dorfe Bau zu sein, das etwa 800 Seelen, meist Chinesen, zählt. Sie haben, wie P. Westerwoudt schreibt, den Missionär gebeten, eine Kapelle näher bei ihnen zu erbauen. Zur chinesischen Mission ist auch Sandakan auf der Nordostküste zu rechnen, wo bereits seit 1884 eine Station besteht. Sandakan (auch Elopura, d. h. „schöne Stadt" genannt), mit etwa 5000 Einwohnern, meist Chinesen, ist durch seine günstige Lage bestimmt, ein wichtiger Handelspunkt zu werden. Die Regierung hat hier der Mission gegen eine kleine Jahresrente ein schönes Grundstück überlassen, und die gesunde Lage und das gute Trinkwasser machen die Station für ein Sanatorium sehr geeignet. Kürzlich wurde eine Schule erbaut, die gegenwärtig 27 Knaben zählt, welche den verschiedensten Nationalitäten und Stämmen angehören. So Gott will, werden bald auch Schwestern nach Sandakan kommen.

Vorderindien.

Apostol. Präfectur von Radschputana (Hindostan). Eine neue Mission. Ueber diese neu errichtete Kapuzinermission gibt uns der dermalige Apostol. Präfect, P. Bertrand Dangeul von Orleans O. Cap., die erste kurze Nachricht.

Radschputana (auch Radschestan [Radschwara], d. h. „Land der Prinzen" genannt) heißt das zwischen dem Pundschab und dem Windhyagebirge liegende Gebiet der 17 einheimischen, unter englischer Schutzherrschaft stehenden Vasallenstaaten, die zusammen 336 038 qkm (also etwa die Hälfte von Oesterreich-Ungarn) umfassen.

Die Bevölkerung von etwa 14 200 000 Seelen ist größtentheils heidnisch. Davon sind über 12 Millionen dem lächerlichsten Aberglauben ergebene Brahmanen und ungefähr eine Million Mohammedaner, die aber hier nicht so fanatisch sind und zu den Vorschriften des Koran ohne Scrupel eine Menge heidnischer Gebräuche fügen. Die berühmte Secte der Dschaïnas, deren Religion ein sonderbares Gemisch von Brahmanismus und Buddhismus ist, zählt 30—40 000 Anhänger. Ihr religiöses Centrum ist der Berg Abu in Süd-Radschputana.

In der wilden Gebirgslandschaft der Aruali-Hügel wohnt das wilde, freiheitsliebende Volk der Bhils, etwa 600 000 Seelen stark, wahrscheinlich die Ureingebornen Centralindiens. Sie haben zwar einige Gottheiten dem Hindu-Pantheon entlehnt, verehren aber vorzugsweise den „göttlichen Affen", der in unzugänglicher Wildniß im Herzen des Landes wohnt. Während der Teufel also hier seine Verehrer nach Millionen um sich schart, zählt der Heiland erst ein ganz kleines Häuflein, das ihn kennt, und von den 10 000 Christen gehört wieder nur ein kleines Drittel seiner wahren alleinseligmachenden Kirche an. Den größten Theil der Protestanten bilden übrigens Ausländer, vorwiegend Soldaten und Beamte. Bei der einheimischen Bevölkerung hat die protestantische Mission trotz ihres starken Personals, ihrer reichen Mittel, ihrer vielen Schulen, Waisenhäuser, Spitäler, Armenapotheken sehr wenig Erfolge erzielt. Um so eifriger gehen sie darauf aus, die Katholiken uns abwendig zu machen, indem sie die katholische Religion angreifen und entstellen und durch Geldspenden namentlich die Aermern locken. Ihre gefährlichste Waffe aber sind die Schulen. In dem ganzen Missionsgebiet besteht nämlich noch keine einzige katholische Schule, während die Protestanten solche in Mhow, Indore, Ruslam, Nusserabad, Jeypore und Odeypur besitzen. So sind die katholischen Eltern gezwungen, ihre Kinder entweder der Schulbildung zu berauben oder in die protestantische Schule zu schicken. Die Folgen liegen auf der Hand. Selbst wenn die Kinder nicht gleich abfallen, werden sie doch in vielen Fällen lau, kalt, gleichgiltig, machen sich später nichts aus einer Mischehe, und damit hat die protestantische Propaganda ihren Hauptzweck erreicht. Es gilt also um jeden Preis, katholische Schulen zu gründen. Freilich ist der Apostol. Präfect fast einzig auf die christliche Liebe des katholischen Europa angewiesen, die ihn nicht im Stiche lassen wird. Im Vertrauen darauf hat er Schulden gemacht, und so ruht auf der Neugründung in Mhow, die eine Schule, das Klösterchen der Schwestern, ein Waisenhaus und eine Armenapotheke umfaßt, noch eine Schuldenlast von über 20 000 Fr.

Südafrika.

Mission am (portugiesischen) Unter-Sambesi. Die geplante neue Station St. Peter Claver bei Sumbo. Wir haben kürzlich die Ankunft P. St. Czimermanns in Sumbo gemeldet. Nunmehr schreibt er von dort: „Da ich weiß, daß neben den geehrten Lesern der ‚Katholischen Missionen' in Oesterreich-Ungarn auch die edelmüthigen Katholiken Deutschlands, der Schweiz und Bayerns recht theilnahmsvoll um unsere schwierige Sambesi-Mission und deren verlassene hilfsbedürftige Neger sich interessiren, so will ich Ew. Hochwürden meinem Versprechen gemäß wieder einige Mittheilungen von hier aus zusenden. Die hier zu errichtende Station von St. Peter Claver dürfte ihrer entfernten Lage wegen und da sie mit ganz neuen Negerstämmen in Berührung tritt, immerhin einiges Neue bieten; jedenfalls aber bedarf sie gar sehr der gütigen Theilnahme und thatkräftigen Unterstützung meiner edlen Wohlthäter." Zunächst theilt der Brief uns einiges über die Lage von Sumbo mit.

Sumbo, das gegen 400 Kilometer westlich von Boroma liegt, hat eine sehr romantische Lage, da es ringsum von hohen Gebirgsketten eingeschlossen ist und dicht dabei der mit Kähnen befahrbare Aruanga in den mächtigen Sambesi mündet. „Wenn man in Sumbo und dessen Umgebung als Missionär nicht ausschließlich um das Wohl und Wehe der armen Neger sich kümmerte, sondern als Naturforscher, Archäolog oder Jäger die Gegend durchstreifte, so fände man des Anziehenden und Wildromantischen sehr viel, das reichen Stoff zu Naturschilderungen und Reiseberichten lieferte. Der Archäolog findet hier viele Ruinen alter Bauten und Denkmäler, die heute nur mehr als traurige Ausrufungszeichen längst verflossener besserer Zeiten dastehen. Das herrlichste Feld aber böte sich dem kühnen Jäger dar, da gerade in der Gegend von Sumbo die reißenden Thiere sehr überhand

genommen haben und der König der Wüste, der kühne afrikanische Löwe, nicht selten seine Residenz im nahen Gebirge verläßt, um in Sumbo sich als Beute einen wehrlosen Schwarzen zu holen, dessen Fleisch er besonders lecker findet. Ueber die zudringlichen Flußpferde und die noch zudringlicheren Krokodile, welche hier gerade sehr zahlreich sind und manchen Neger oder Negerin mit sich in den Strom hineinziehen, will ich gar nicht sprechen. So reich aber Innerafrika auch an Naturschönheiten ist, so haben sie für den Missionär nicht den geringsten Reiz; denn was er sucht und verlangt, ist nur eines: die Bekehrung und Civilisirung der bisher so sehr verkannten und verachteten Heidenneger. Daß es besonders hier im Innern, trotz der so häufigen Kriege, an zu bekehrenden Schwarzen nicht mangelt, zeigen schon die verschiedenen Stämme, die hier herum wohnen. Da ist z. B. auf dem rechten Sambesi-Ufer der Stamm der Tendeneger, auf dem linken die Stämme der Bitonga und Tsenga, außerdem fast ringsum als nahe Nachbarn die überaus kriegerischen Landins u. a. P. Czimermann gibt dann recht interessante Schilderungen der innerafrikanischen Häuptlinge, soweit sie in den Bereich seiner Beobachtungen kamen. Wir gedenken dieselben gelegentlich zu einem kleinen Sittenbild zusammenzustellen.

„Könnte ich doch", so heißt es in einem folgenden Briefe, „alle edlen Herzen für die armen Neger Afrikas begeistern und gewinnen! — Auf meinen Ausflügen in der Umgebung von Sumbo kamen wir auch an einen Ort, ‚Feira' genannt (der eigentliche Name ist Mabombue), wo noch ein Nachfolger des frei Pedro, der letzte Dominikaner P. João, thätig war. Der Ort liegt auf einer Halbinsel zwischen dem Sambesi- und Aruangafluß. Wir fanden noch die Ruinen der einstigen Kirche und des kleinen Klosters, wo frei João gewohnt. Von der einstigen Civilisation und dem Christenthum ist aber keine Spur mehr vorhanden. Infolge der in jüngster Zeit hier stattgefundenen Kriege und Unruhen ist die sehr romantisch gelegene Halbinsel sehr verwahrlost und fast entvölkert. Ihre einstigen Bewohner sind theils durch den Krieg aufgerieben, theils in entferntere Gegenden entflohen." ... Der Neger steht hier recht tief, und es ist sehr schwer, die Erwachsenen in gute Menschen und Christen umzuwandeln. „Doch will ich mit Geduld ausharren, beten und leiden, bis die Gnadenstunde schlägt. Einstweilen gleiche ich hier in Sumbo einem Fischer, der mit der Angel in der Hand am Ufer eines schnell dahineilenden Flusses sitzt und ängstlich hoffend beobachtet, ob etwa ein Fischlein anbeißt oder ob ihm nicht der Strom selbst die Angel entreißt. Bis jetzt habe ich mit der Gnade Gottes hier und in der Umgebung bereits über 40 Negerkinder und darunter auch einige Erwachsene getauft, und am heiligen Osterfeste hatte ich trotz aller Widerwärtigkeiten ein fröhliches Alleluja und ein wahres Freudenfest, über welches selbst die Engel im Himmel frohlockten. Ich hatte nämlich sechs erwachsene Neger zur heiligen Taufe und fünf davon zugleich auf die erste heilige Communion vorbereitet. Am Vorabende ordnete ich alles zum feierlichen Empfange dieses gnadenvollen Sacramentes und entfaltete alle Pracht, soviel sich das hier im Innern thun ließ. Sumbo hat leider noch keine Kirche, da die unter dem Titel ‚Nossa Senhora dos Remedios' einst bestehende längst im Schutt begraben ist. Sie wird durch ein einfaches armes Zimmerchen ersetzt, das jeden Schmuckes und Ansehens auch der einfachsten Kapelle entbehrt. Ich schmückte nun den ärmlichen Raum mit Bildern, Leuchtern und Kerzen, die ich von Boroma mitgebracht, legte mein schönstes Meßgewand auf und that alles, um dem lieben Gott Ehre und den armen Negern Freude zu bereiten und die heilige Handlung recht feierlich zu gestalten. Vor Beginn der Ostermesse spendete ich dann den sechs Katechumenen die heilige Taufe und reichte nachher meinen fünf schwarzen Erstcommunieanten den Leib des Herrn, den sie mit großer Andacht empfingen. Freilich war ihr Festgewand sehr ärmlich, ein einfacher Baumwollenrock, aber desto schöner und kostbarer war ihre durch die Taufe rein gewaschene Seele. Nach der heiligen Messe blieben die Erstcommunieanten noch eine Zeitlang in der Kapelle, und wir verrichteten zusammen das Dankgebet. Dann lud ich sie alle zu mir ein und schenkte jedem ein Bild und einen Rosenkranz, was ihnen große Freude machte. Da ich vor allem und innigst wünsche, die geplante neue St.-Peter-Claver-Station in der Umgebung von Sumbo recht bald zu errichten, was bis jetzt noch auf große Schwierigkeiten stößt, so empfehle ich diese Sache, sowie mich und meine Neger recht dem Gebete Ihrer Leser und verspreche für jede, auch die geringste Gabe zum Wohle der verlassenen Sumboneger recht dankbar zu sein und mit den bekehrten Negern fleißig für alle Wohlthäter zu beten."

Soeben (den 26. November) meldet der Draht aus Algier den Tod Sr. Eminenz des **Cardinals Lavigerie.** Indem wir vorläufig auf das Lebensbild des Verewigten verweisen, welches wir früher (Jahrg. 1882 S. 241) veröffentlichten und welches demnächst ergänzt werden soll, empfehlen wir die Seele des um die afrikanische Mission hochverdienten Kirchenfürsten dem frommen Gebete unserer Leser.

Miscellen.

Patriotische Liga von Hunan, genannt „Die Verbrüderung auf Tod und Leben". Unter diesem Titel brachte ein chinesisches Blatt in Hongkong unterm 23. November v. J. einen gehässigen Aufruf gegen die Christen, dessen Hauptzweck die Gründung der obengenannten Verbrüderung ist. Was dieser Bund soll und will, wird in den folgenden sieben Artikeln des weitern ausgeführt:

„I. Artikel. In jeder Ortschaft wird für die Leitung der Liga ein Präsident und Vicepräsident gewählt. Alle und jeder einzelne der betreffenden Gemeinde und Sippe, von welchem Stande er auch sei, muß Verehrung zollen dem Heiligen und anbeten die Gottheit. Im Falle aber, daß er abfällt zur europäischen Religion, soll er gestrichen werden aus den Geschlechtsregistern, und falls er auf diese leichtere Strafe hin die fremde Religion nicht darangibt, hat er die Grenzen Hunans zu verlassen.

„II. Artikel. Sobald jemand, durch falsche Lehren betrogen, der Religion des Reiches untreu geworden und dessen überführt ist, darf niemand, auch nicht sein nächster Verwandter, seine Vertheidigung übernehmen, sondern es soll gemeinsam gegen ihn vorgegangen und ihm nach den Bestimmungen der patriotischen Liga der Proceß gemacht werden. Wer mit einer Christin (einem Christen) verheiratet war, darf nie wieder eine andere Ehe eingehen, es sei denn, daß er sich von seiner christlichen Ehehälfte vorher getrennt hätte.

„Es darf auch keiner für einen Christen die Felder bestellen, noch für dessen Söhne bei den staatlichen Prüfungen als Bürge eintreten.

„III. Artikel. Wenn man in betreff jener Leute, die keinen bestimmten oder bloß einen zeitweiligen Wohnsitz haben, nicht weiß, ob sie der christlichen Religion angehören oder nicht, so hat man sich zu vergewissern, ob sie an den Tagen des Neumondes und Vollmondes den vaterländischen Gottheiten ihre Verehrung darbringen oder nicht, und falls sie Familie besitzen, ob sie die Verzeichnisse der Ahnen in ihren Wohnungen hängen haben oder nicht. So wird man leicht dahinterkommen. Stellt sich heraus, daß sie Christen sind, dann sollen sie, welchen Standes sie auch sein mögen, über die Grenzen geschafft werden.

„IV. Artikel. Damit die Christen, die aus der Provinz ausgewiesen wurden, oder deren Nachkommen, nicht heimlich zurückkehren können, sollen an allen stärker belebten Orten Anschlagzettel angeheftet werden mit der genauen Beschreibung ihres Geschlechtes, Alters und ihrer Physiognomie, auf daß sie ja nicht mehr ihren Fuß auf heimatlichen Boden zu setzen wagen.

„V. Artikel. Nach Veröffentlichung des gegenwärtigen Aufrufes soll ein jeder seine Kinder und Geschwister ermahnen, sich doch ja nicht durch Geldgier verführen zu lassen. Jede Uebertretung zieht die von der Liga festgestellten Strafen nach sich.

„Es ist nicht erlaubt, Bücher oder Tractätlein, welche über die christliche Religion handeln, durch Druck zu verbreiten, unter Strafe, als ehrlos gebrandmarkt zu werden. Die europäischen Missionäre aber sind, ohne Beschimpfung oder Gewalt anzuwenden, auf friedlichem Wege zu bewegen, daß sie das Land verlassen. Wenn keine einzige Familie mehr von der christlichen Religion etwas hören will, dann hat auch der Missionär keinen Grund mehr, die Leute zum Uebertritt zu überreden. Jedermann folgt dann seiner heimatlichen Religion, und der Friede wird für immer hergestellt sein.

„VI. Artikel. Sollten aber die Europäer unter Mißachtung aller berechtigten Gefühle der Hunanesen so weit gehen, mit Waffengewalt zu drohen, dann soll man ein Freiwilligenheer werben, und alle großen Präfecturen sollen 20000, alle mittleren 15000 und die kleineren 10000 Mann ins Feld stellen. Waffen, Schiffe, Kanonen sind durch Contributionsgelder zu beschaffen. In jeder Gemeinde werden Sammlungen angestellt, um die Familien der Gefallenen zu unterstützen und die Verwundeten zu pflegen.

„So geeint, wollen wir muthig auftreten und den Gefahren furchtlos entgegentreten. Unser großer Kaiser, der sein Volk liebt wie seine Kinder, hat keineswegs den Willen, Millionen seiner Unterthanen zu opfern und zu zwingen, sich der europäischen Religion anzuschließen.

„VII. Artikel. Die Patriotenliga von Hunan hat nichts zu schaffen mit dem Rebellenbund der Ko-lao-honi (der Ewigen Brüder), deren einzige Absicht dahin geht, die christlichen Tempel zu verbrennen und zu plündern und dadurch auch die Nachbarschaft zu schädigen. Was die christlichen Missionsniederlassungen in Hu-nan angeht, so werden wir die Missionäre nicht tödten, sondern bloß ihre Güter confisciren, um die Kosten der Liga zu decken."

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der vom 1.—28. November eingegangenen Gaben.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
Von M. Köhler in Ertingen	7.46
Von Decan Ibach in Villmar	10.—
Von A. Sachs in Ujest	3.60
Von J. P. in Troppau	17.—
Von Fr. X. Sauter, Expositus in Bergweis	25.—
Von Paul S. in Roßberg	8.—
X. Wadersloh in Westfalen	8.—
Immaculata	41.—
Von Joseph Lintner in Bozen	5.10
Von Pfarrer Konte in Echternach	2.10
Von W. K. in D. M.	10.—
Von Prof. Dr. H. Wanderer im Stift Tepl	16.99
Für nothleidende Missionspriester zur Persolvirung von heil. Messen:	
Von M. Köhler, Ertingen	10.—
Von F. Kunze, Kaplan in Rybnik	115.—
Von J. Heel, Pfarrer in Babenhausen	100.—
Von G. F. in Aachen	30.—
Von H. Sz. in Sch. bei Essen	40.10
Von Pfarrer Gütlein in Roskatz (Rußland)	99.50
Von H. J. Leuchter, Vikar in Stoppenberg	30.—
Von Pfarrer Herzog in Großwallstadt	100.—
Für die Missionen in China u. Japan:	
Von Noel Gibl, Canonicus in Prag	8.51
Von Jos. Ziegler, Cooperator in Amberg	182.50
Von Pfarrer Amend in Marktsteinach	20.—
„In hon. S. Francisci Xaverii"	16.94
Aus Stadtlohn	50.—
Immaculata	41.—
Für die Missionen in Indien:	
Immaculata	41.—
Für das Kloster vom guten Hirten in Bangalore (Indien):	
Von K. Theod. Rotwitt in Camberg	2.—
Von Lesern der Arnsberger „Sonntagsblumen" in Arnsberg	400.—

	Mark.
Für nothleidende Priester in Sibirien:	
Immaculata	41.—
Für die Missionen in Afrika:	
Von Ungenannt durch P. M. in Bingen a. Rh.	30.—
„Regina sacratissimi Rosarii, ora pro nobis!"	42.50
Immaculata	41.—
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):	
Immaculata	41.—
Für eine dürftige Mission der PP. Franziskaner unter den Ungläubigen:	
„Zu Ehren des hl. Antonius von Padua"	100.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von Decan Lichtenegger in Tann	140.—
„Ad majorem Dei gloriam"	100.—
Von M. F.	20.—
Aus Buffalo	104.—
X. Wadersloh in Westfalen	21.—
Aus Pförring	120.—
Immaculata	41.—
Von W. K. in D. M.	5.—
Von Ungenannt	1.22
Von Wittwe Oesterschlink in Neuenkirchen	21.—
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
„Regina sacratissimi Rosarii, ora pro nobis!"	42.50
Von Joh. Bartenschlager in Breitenbrunn	20.—
Von Pfarrer Forsthofer in Geainet	300.—
„Ad majorem Dei gloriam"	100.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Durch Rev. B. J. Schuette in Niles Centre, Ill.	49.60
Von Ungenannt	7.50
„Ad majorem Dei gloriam"	100.—
Von P. J. Kruschinsky, Prof. in Saratow, Rußland	3.94
Für den Franziskus-Xaverius-Verein:	
Von Ungenannt	4.30

	Mark.
Pro Papa:	
„O unbefleckte Empfängniß! bitte für den Heiligen Vater und die ganze katholische Kirche"	15.—
Für verschiedene Zwecke:	
Von Kohlmann, Trier	25.—
Von K. A. B. H.	10.—
Von K. Theod. Rotwitt in Camberg	3.—
Von W. K. in D. M.	10.—

Zusammenstellung

der in Nro. 1—12 der „Kathol. Missionen", Jahrgang 1892, verzeichneten Beiträge:

Eingegangen laut Nr. 1	M.	4 371.58
" " " 2	"	3 815.01
" " " 3	"	8 731.13
" " " 4	"	7 391.96
" " " 5	"	5 508.16
" " " 6	"	3 288.54
" " " 7	"	3 445.90
" " " 8	"	3 860.73
" " " 9	"	7 356.16
" " " 10	"	2 182.19
" " " 11	"	4 674.74
" " " 12	"	2 395.34
Summa:	M.	57 021.44

worüber Quittungen im gleichen Betrage vorliegen.

Freiburg im Breisgau, 30. November 1892.

F. J. Hutter,
Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **F. J. Hutter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: **B. Herder, Verlag**, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: **Josef Kratt**, Wien.
Zuschriften und Geldsendungen sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionsschluß und Ausgabe: 1. December 1892.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 2. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, 2—3 Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Jahr 4 Mark = fl. 2.40 ö. W., unter Kreuzband fl. 2.52 ö. W. **Februar 1893.**

Papst Leo XIII. und die katholischen Missionserfolge seines Pontificates.

(Zum Bischofsjubiläum des Heiligen Vaters.)



Durch das ganze katholische Erdenrund geht in diesen Tagen von Rom aus eine jener großen Bewegungen, deren Wellenkreise bis an die fernsten Inselgestade des Oceans sich fortpflanzen. „Heil Leo XIII., dem hehren Priesterfürsten, dem ehrwürdigen Jubilarbischof!“ Das ist die Losung, die von Mund zu Munde eilt und Millionen katholischer Herzen zu einem Gedanken und einem Gefühle einigt. Festfreude glänzt im Auge eines jeden treuen Katholiken und malt sich selbst in den sonst gefühllosen Zügen des nordamerikanischen Indianers, dem der Schwarzrock die Kunde von dem „obersten Wächter des Gebetes“ jenseits des „großen Wassers“ mittheilt. Im letzten chinesischen Christendorfe leuchtet Leos Name in den bunten Lampions, die das Kirchlein schmücken, und auf der wogenumbrandeten Insel der Südsee flechten Neubekehrte den Festkranz um das Bild des Papstes, der mit freundlichem Lächeln auf sie niederblickt. Es ist ein Fest, wie es nur die Kirche feiern kann, die, wahrhaft katholisch, die Völker aller Zonen zu ihren Kindern zählt, und die, wahrhaft apostolisch, im römischen Papste den Nachfolger Petri verehrt, dem Christus einst scheidend seine Herde anvertraute.



Zu dieser Jubelfeier, die heute in jedem katholischen Haus, in Kirche und Casino, in der Tagespresse und in goldschimmernden Prachtbänden so vielfachen Ausdruck findet, möchten auch diese Blätter eine bescheidene Festspende bieten, indem sie, ihrem Charakter als Missionszeitschrift entsprechend, die ungewöhnlichen Verdienste Leos XIII. um das katholische Missionswerk kurz zu schildern und zu würdigen versuchen.

Mit Recht hat man an Leo XIII. als besondern Charakterzug jenen weiten Blick bezeichnet, der all die großen Fragen der Civilisation und des Christenthums in der Nähe und Ferne mit gleichem Interesse umfaßt und mit bewunderungswürdiger Weisheit die Mittel zu ihrer Lösung erschaut. So konnte es nicht ausbleiben, daß er auch dem weltumspannenden Werke der christlichen Missionen vom Beginne seiner Regierung an die regste Theilnahme zuwandte. Ebenso treffend wie schön haben sich hierüber die auf dem dritten Plenarconcil von Baltimore vereinigten Bischöfe Nordamerikas in dem gemeinsamen Schlußschreiben ausgesprochen. „Während Leo XIII.“, so sagen sie, „mit der heroischen Gesinnung eines Märtyrers die Prüfungen erduldet, die ihn umlagern, und zuversichtlich den Tag der Heimsuchung durch die Hand des Allmächtigen erwartet, brechen seine Energie und Weisheit bis zu den Enden des Weltalls sich Bahn. Während er mit den Regierungen Europas Unterhandlungen führt, welche

der Kirche den Frieden zu bringen versprechen, bereitet er im Osten für die Millionen des griechischen Schismas den Weg der Rückkehr zur katholischen Einheit, nachdem dieselben so lange der Gemeinschaft mit dem Stuhle Petri entrathen. Der Papst folgt den Fortschritten in der Erforschung der bis dahin unbekannten oder unzugänglichen Länder, um dort mit den katholischen Missionen in gleichem Schritte vorzugehen. Ueber die ganze Welt hat seine Stimme immer und immer wieder in beredten Worten Rathschläge der Weisheit getragen...."

Werfen wir also vom Vatican aus einen Blick über die weiten Missionsländer und sehen wir, was der Papst in den 15 Jahren seines Pontificates für sie gethan.

Zunächst wandte Leo XIII. seinen Blick dem Morgenlande zu, „wo die Wiege des Heiles für die Menschheit stand, von wo sich alle Wohlthaten der Erlösung gleich einem unermeßlichen Strome auf die Völker des Abendlandes ergossen haben" (Allocution vom 18. December 1880). Immer und immer wieder kommt er auf sein „heißestes Verlangen" zu sprechen, die Völker des Orientes aufs neue an das Mutterherz der Kirche zu ziehen, und „lebt der freudigen Hoffnung, daß jene einst so hochberühmten Kirchen", die in jahrhundertelanger Trennung an Armuth geistigen Quellwassers und an Mangel jeglicher Fruchtbarkeit einer Wüste gleichgeworden, „wieder zu einem fruchtreichen Leben erstehen und abermals in ihrem altehrwürdigen Glanze erstrahlen werden". Die Hoffnung des Papstes gründete sich auf die Thatsache, daß „die orientalischen Völker, in neuerer Zeit durch das Uebermaß von Leiden aus ihrem Schlafe aufgeschreckt, den Blick schon mehrfach wieder nach Rom gelenkt, und der Gedanke der Wiedervereinigung mit der abendländischen Kirche in den auch nach politischer Freiheit sich sehnenden Völkern des östlichen Europa und Asiens wie ein Feuerfunke gezündet hat". Voll Weisheit hat Leo XIII. diese Strömungen benutzt und so zum Theil bereits erreicht, was seine Vorgänger vergeblich angestrebt.

Von außerordentlicher Bedeutung war die Encyklika Grande munus vom 23. September 1880. Es war ein feierlicher Appell an die slavischen Völker, um sie den verwirrenden Tendenzen des Panslavismus und den durch sie verbreiteten Vorurtheilen gegen Rom zu entreißen. Mit feinem Verständniß für die berechtigten Gefühle nationalen Stolzes wies er sie hin auf ihre großen Apostel, die hll. Cyrill und Method, die von Rom, dem Centrum der Einheit aus, Cultur und Christenthum den Ostlanden gebracht, und erinnerte sie an alle Wohlthaten, die seither in einem Jahrtausend aus derselben Quelle ihnen zugeflossen. Um dieses Band der Einheit wieder festzuknüpfen, machte er das Fest der beiden Heiligen zu einem gemeinsamen für die ganze Kirche. Wie sehr Leo XIII. durch diese Kundgebung die Herzen der slavischen Völker gewonnen, zeigten u. a. die großen Pilgerzüge, die aus Mähren, Böhmen, Polen, Kroatien, Rumänien in Rom zusammenströmten; die begeisterten Denkschriften an den Heiligen Vater von seiten des Episkopates und Volkes, die bis tief ins Jahr 1881 fortdauerten, die großartige Säcularfeier zu Velehrad in Mähren, die bald erfolgte Gründung eines böhmischen Collegs in Rom und nicht zum wenigsten die besorgten Blicke der Russen und schismatischen Slaven, die durch eine Gegenfeier in St. Petersburg (1886) den Eindruck der Encyklika vergeblich zu schwächen suchten.

In ähnlicher Weise ist es dem Heiligen Vater gelungen, den Einfluß der katholischen Kirche unter den Völkern der Balkanhalbinsel in erfreulichster Weise auszudehnen und ihre dortige Stellung zu kräftigen. In Bosnien und der Herzegowina wurde die Hierarchie wiederhergestellt, in Rumänien und Bulgarien die kirchlichen Verhältnisse neu und besser geordnet; die unirten Bulgaren im Patriarchalvicariat von Konstantinopel erhielten 1884 zwei Apostolische Vicare (Thracien und Macedonien), mit dem Fürsten von Montenegro wurde am 18. August 1886 eine den Katholiken volle Religionsfreiheit gewährende Convention geschlossen. 1887 schickte der Papst Mfgr. Cretoni, den Secretär der Propaganda, in einer besondern Mission nach der Balkanhalbinsel und der Siebenhügelstadt am Bosporus. Der Erfolg dieser Sendung war eine entschiedene Besserung der Lage der Katholiken im türkischen Reiche und die Rückkehr zahlreicher schismatischer Gemeinden zur alten Mutterkirche, besonders in Macedonien.

Während die europäischen Mächte wetteiferten, ihren Einfluß im Orient geltend zu machen, arbeitete so der Papst mit Eifer und Geschick an der Lösung der „orientalischen Frage" in einem höhern, ungleich wichtigern Sinne. Was haben nicht die Päpste schon alles für die Wiedervereinigung der orientalischen schismatischen Kirchen gethan? Leo XIII. ist auch hierin treu in die Fußstapfen seiner Vorgänger getreten. Sein Plan ist offenbar, zunächst den katholisch-unirten Kirchen selbst neue Lebenskraft einzuhauchen und sie so zu einem brauchbaren Sauerteig zu machen, der allmählich die fade, rings umgebende schismatische Masse durchdringe. Leider sah es bei seinem Regierungsantritte in der chaldäisch- und armenisch-unirten Kirche traurig aus. Ein unseliges Schisma war wie ein ertödtender Frost über sie hereingebrochen (siehe Jahrg. 1874, 1875, 1876 und 1888). Aber bereits in der Allocution vom 12. Mai 1879 konnte der Papst den Cardinälen das Ende der chaldäischen Wirren ankündigen. Die freundschaftliche Beziehung Leos XIII. zur Hohen Pforte, die bis dahin auf seiten der Schismatiker sich gestellt, entzog diesen den Boden. Der neue, rechtmäßig gewählte Patriarch von Babylon, P. E. Eboliona, wurde durch einen Ferman bestätigt und in seinen Rechten geschützt. Das liebevolle Entgegenkommen des Papstes erleichterte den schismatischen Bischöfen die Rückkehr, und seither scheint, dank der aufopfernden Thätigkeit der Kapuziner und Dominikaner, die Wüste Mesopotamiens, über die mehr als ein tausendjähriger Fluch gegangen, nach den Worten des Propheten wieder aufzublühen.

Den größten Trost aber brachte dem Papst die überaus glückliche Wendung der Dinge in Armenien. In einem feierlichen Consistorium vom 18. April 1879 hatte Kupelian, der Urheber des unseligen Schismas, den Stellvertreter Christi fußfällig um Verzeihung gebeten und war vom Papste mit außerordentlicher Liebe wieder aufgenommen worden. Diese väterliche Milde machte in Armenien tiefen Eindruck, der in warme Begeisterung für den Heiligen Vater überging, als dieser den rechtmäßigen, dem Heiligen Stuhl treu ergebenen Patriarchen Hassun zum Cardinal der römischen Kirche ernannte, ein unerhörtes Schauspiel, da seit Bessarion († 1472) kein Orientale den römischen Purpur getragen. Leo XIII. wendete Armenien auch fortab ganz besondere Sorge zu. Als er die Mission 1881 den Jesuiten übertrug, sagte er zum Superior P. Normand: „Geht, errichtet Schulen und Kirchen. Diese Mission, die ich euch anvertraue, ist meine Mission, ihr müßt alle Nachrichten an mich schicken," und er sprach mit jugendlicher Begeisterung von seinen Hoffnungen für Armenien. Sie wurden nicht getäuscht. In sechs Monaten waren bereits sechs Residenzen und Schulen gegründet. Die Bewegung zum Katholicismus ist trotz der verzweifelten Gegenbemühungen der Protestanten und Schismatiker noch immer im Gange. 1891

zählte das Patriarchat bereits 91 000 Katholiken. Es würde uns zu weit führen, im einzelnen alles aufzuzählen, was Leo XIII. für den Orient gethan. Als die beiden Hindernisse, welche der Wiedervereinigung der schismatischen Kirchen des Orients mit Rom am meisten entgegenstehen, erkennt der Papst richtig den Stolz und die Unwissenheit. Der orientalische, besonders der griechische Schismatiker hängt mit der größten Hartnäckigkeit vor allem an seinem Ritus. An ihn rühren, heißt den Augapfel seines kirchlichen und zugleich nationalen Lebens antasten. Der Papst tritt ihnen nun entgegen und spricht zu ihnen gleichsam: „Ich verlange nicht, daß ihr Lateiner, sondern daß ihr katholisch werdet. Behaltet euern Ritus, bewahrt eure heiligen Gebräuche und Einrichtungen, die ihr aus altersgrauer Vorzeit überkommen; aber seid consequent, eignet euch das Erbe der Vorzeit ganz an, und ihr werdet euch am Stuhle Petri wiederfinden." Thatsächlich hat Leo XIII. alles gethan, um die nationalen Vorurtheile und Bedenken der Schismatiker zu heben. In richtiger Würdigung der Vorliebe der Griechen für ihre Liturgie errichtete er im griechischen Colleg des hl. Athanasius zu Rom zwei neue Lehrstühle: den einen zur bessern Unterweisung in der Geschichte, Theorie und Praxis der griechischen Liturgie, den andern zur Lehre und Pflege des Kirchengesanges. Er bestimmte ferner, daß in dem von ihm gegründeten armenischen Colleg in Rom der armenische Ritus in seiner ganzen Pracht und Reinheit beibehalten und entfaltet werde; er ging sogar so weit, in Montenegro durch eine ganz ungewöhnliche Vergünstigung den liturgischen Gebrauch der slavischen Sprache für die ganze Erzdiöcese Antivari zu bewilligen, um so die sogen. „Orthodoxen" für die katholische Einheit zu gewinnen. Vor allem aber ist es, wie schon angedeutet, sein Plan, die Orientalen durch Orientalen zu bekehren, der bedeutende Erfolge bereits erzielt hat und noch größere hoffen läßt. Das zweite Brandmal der orientalisch-schismatischen Kirchen ist eine traurige Unwissenheit und geistige Versumpfung. Demgegenüber hat der Papst für die wissenschaftliche Hebung der unirten Kirchen Außerordentliches geleistet. So gründete er, um nur einiges zu nennen, für die Armenier das „Collegium Leonianum" und überwies ihnen zu dem Zwecke das große Kloster Sanct Nikolaus von Toletina mit der herrlichen Kirche, die er selbst restauriren ließ; er erweiterte und verbesserte den Studiengang des griechischen Collegs vom hl. Athanasius, verschaffte den Zöglingen die besten griechischen Lehrer nicht bloß in der altklassischen, sondern auch in der heimischen neugriechischen Literatur und wünschte ausdrücklich, daß die dem griechischen Genius so sehr innewohnende rednerische Begabung für den Zweck der Predigt sorgfältig ausgebildet werde; er faßte schon im Anfang seines Pontificates den großartigen Plan zur Gründung zweier Centralschulen für den ganzen Orient in Konstantinopel und Athen und forderte die ganze katholische Welt zur Unterstützung dieses Werkes auf, das „mehr wie etwas anderes berufen sei, die Rückkehr der Schismatiker zur Kirche zu beschleunigen". (Dieser Lieblingswunsch ist inzwischen durch die Gründung des Collegs von der hl. Pulcheria in Konstantinopel und dem Leoninischen Lyceum vom hl. Dionysius in Athen theilweise verwirklicht worden.) Er schickte dem neuen Patriarchen von Babylon eine Kolonie gelehrter Dominikaner, die in Mossul an den Ufern des Tigris ihr syro-chaldäisches Seminar, eine Anstalt ersten Ranges, ins Leben riefen. In seinem Auftrag gründeten die Jesuiten ein Seminar für die Kopten und Collegien in Kairo und Alexandrien. Ihr Colleg St. Joseph in Beirut (Syrien) erhob der Papst am 25. Februar 1881 zur Universität, deren wissenschaftliche Arbeiten seither auch in Europa Aufsehen erregt haben. Mit der Universität ist ein Seminar für orientalische Riten verbunden. Außer diesen Anstalten für höhern Unterricht, die hier lange nicht alle genannt sind, hat auch der Elementarunterricht durch das sogen. „Werk der orientalischen Schulen" unter Leo XIII. einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen. Wiederholt hat der Papst dieses wichtige Werk der katholischen Welt empfohlen und z. B. im Jubiläumsjahr 1881 ausdrücklich gewünscht, daß die Jubiläumsalmosen den orientalischen Schulen zu gute kämen. Noch wäre vieles beizufügen, wie z. B. die Gründung eines Collegs für die Bulgaren und Ruthenen, die Reform der Basilianerklöster in Galizien u. s. w., um Leo' XIII. liebevolle Theilnahme für den Orient des weitern zu beleuchten. Doch wir müssen weiter eilen, den „Ländern der aufgehenden Sonne" zu.

In Persien erfreuten sich die Katholiken in letzter Zeit großer Ruhe und freundlicher Duldung. Dieselbe ist zum Theil wohl ein Ausfluß der Politik des gegenwärtigen Schah Nassr ed-Din, der gegenüber der drohenden Gefahr russischer Eroberungsgelüste die Widerstandsfähigkeit des alten Reiches durch Zuführung neuer Culturelemente zu kräftigen sucht und alles, somit auch die katholische Mission, schützt und fördert, was an dieser Verjüngung mitarbeitet. Um diese günstige Stimmung noch zu befestigen, trat der Papst in persönliche Beziehungen zum Königshaus. Als ihm die Lazaristenmissionäre von der freundlichen Gesinnung Zel es-Sultans und Naib Sultanahs, des ältesten und jüngsten Sohnes des Schah — jeder der drei Söhne regiert eine der drei großen Reichsprovinzen —, erzählten, ließ er den beiden Prinzen durch den Erzbischof von Adrianopolis, Msgr. Thomas, das Großkreuz des Piusordens überreichen, eine Aufmerksamkeit, die ihm und dem päpstlichen Legaten die Gunst der königlichen Familie und der höchsten Würdenträger in hohem Grade gewann, wie dies bei verschiedenen Gelegenheiten, noch kürzlich bei der Audienz des neuen Apostolischen Delegaten Msgr. Motety (vgl. Jahrg. 1892, S. 214), zu Tage trat.

Große Verdienste hat Leo XIII. sich um die Kirche Indiens erworben. Hier war eine Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse dringend nöthig geworden. Das portugiesische Patronat und die goanesische Mißwirtschaft ließ die Kirche zu keiner freien Entfaltung kommen. Der Versuch Gregors XVI., die portugiesischen Ansprüche in die richtigen Schranken zu weisen, hatte das goanesische Schisma zur Folge, das so vielen Jammer über die indische Mission gebracht hat (siehe bes. Jahrg. 1875). Pius IX. ging dann aus Friedensliebe in der Convention von 1857 bis zur äußersten Grenze der Nachgiebigkeit. Es war keine Leichtigkeit, die heikle Sache wieder aufzunehmen. Leo XIII. that es mit der ihm eigenen Versöhnlichkeit und Klugheit; und wenn auch das neue Concordat mit Portugal (23. Juli 1886) nicht alle Hoffnungen der Anti-Padroadisten erfüllte, so war doch freie Bahn geschaffen, um endlich der Kirche Indiens die langersehnte Wohlthat einer festgeordneten Hierarchie zuzuwenden. Dies geschah durch die Bulle Humanae salutis auctor vom 1. December 1886. Die durch sie geschaffene Neuordnung der Dinge (siehe Jahrg. 1887, S. 243) hat in die Kirche des hl. Franz Xaver eine neue frische Lebenskraft hineingebracht. Die meisten der neugeschaffenen 24 Diöcesen sind ein für allemal von dem lästigen Joche der goanesischen Jurisdiction befreit. Nur fünf, darunter namentlich Bombay und Madura, leiden vorderhand noch sehr unter den Folgen dieser offenen Wunde. Immerhin ist das Werk Leos XIII. ein glücklicher Erfolg zu nennen, und dankbar hat

der indische Episkopat dieses zu wiederholten Malen auch anerkannt. Zur Befestigung des Friedenswerkes schuf der Papst gleichzeitig für Ostindien eine eigene Apostolische Delegatur. Hierauf wandte er seine Hirtensorge noch insbesondere den Katholiken des syro-malabarischen Ritus zu. Um sie endlich vor den Stürmen des Schismas (siehe Jahrg. 1877, 1890 u. 1891), das seit Jahrhunderten wie eine Sturmfluth die Küsten Malabars verwüstet, sicherzustellen und bleibend an Rom zu knüpfen, schuf er die beiden Apostolischen Vicariate von Trichoor und Cottayam, die er zwei Bischöfen des lateinischen Ritus anvertraute (vgl. Jahrg. 1891, S. 62 u. 86). Diese Einrichtung hat sich als eine unschätzbare Wohlthat für die Malabarküste erwiesen. 1887 wurden in den Bergländern von Kaschmir und Kafiristan und 1889 in Assam neue Apostolische Präfecturen eröffnet und die katholische Missionsthätigkeit bis nach Beludschistan und Afghanistan vorgeschoben.

Gehen wir weiter zu den großen hinterasiatischen Ländern, so sind es vor allem China und Japan, die unser Interesse erregen. Zweifellos werden diese beiden Völker in der Zukunft noch eine große Rolle spielen, und es ist darum überaus wichtig, daß mit der westlichen Civilisation auch der christliche Glaube als einflußreicher Factor in den Neuguß mit einfließe. Ein großes Hinderniß der chinesischen Missionen sind die beständigen Verfolgungen, die oft in wenigen Tagen wieder zerstören, was Jahre mühsam aufgebaut. Einen Theil der Schuld an diesem wilden Aufflackern des Fremdenhasses trägt das unkluge und maßlose Vorgehen der französischen Regierung, deren Schutzherrenamt den Missionen auch hier wenig Segen gebracht hat. Als das Vordringen der französischen Waffen in Tongking und Cochinchina und namentlich der unglückselige Krieg mit China in der Mitte der achtziger Jahre neue furchtbare Stürme über die chinesischen Missionen heraufbeschworen, entschloß sich der Heilige Vater, sich persönlich an den Kaiser Kuang-su, den „Herrn des Himmelreiches", zu wenden. „Wir folgen", so schreibt der Papst am 1. Februar 1885, „dem Beispiele Unserer Vorgänger, die mehr denn einmal den Schutz Ihrer mächtigen Vorfahren zu Gunsten der europäischen Missionäre und ihrer Herden nachsuchten. Wir hoffen daher viel von Ew. Majestät, gestützt auf die Thatsache, daß Ew. Majestät, wenn auch Feindseligkeiten ausgebrochen sind, doch viele Beweise gütigen Wohlwollens gegen die Christen gegeben haben. Wir haben erfahren, daß Sie beim Beginn des Krieges Befehle ertheilten, in keiner Weise die Christen zu beunruhigen, selbst die französischen Missionen nicht zu belästigen. Darin hat Ew. Majestät einen Geist der Gerechtigkeit und Menschlichkeit gezeigt, der eines großen Souveräns würdig ist. Wir erkennen das um so freudiger an, als alle Priester europäischer Nationalität, die sich in Ew. Majestät Reich befinden, dorthin von dem römischen Papste gesandt worden sind, von dem sie ihre Weihen, ihr Amt, ihren Auftrag und all die geistliche Autorität haben, die sie ausüben. Diese Missionäre gehören nicht einer einzigen Nation an; Italien, Belgien, Holland, Spanien und Deutschland stellen jedes eine große Anzahl von Missionären, welche in zehn Provinzen des unermeßlichen Reiches für Ew. Majestät arbeiten. Die Priester der Gesellschaft Jesu und der Gesellschaft der auswärtigen Missionen, welche ihr Amt in den andern Provinzen ausüben, gehören ebenfalls verschiedenen Nationalitäten an. Es ist dies das besondere Merkmal der christlichen Religion, daß sie nicht für ein einzelnes Volk, sondern für alle gegründet worden ist; sie nimmt alle in das gemeinsame Band brüderlicher Liebe ohne Unterschied des Volkes und des Landes auf." Dann führt der Papst den Gedanken weiter aus, der so oft in seinen Briefen auch an die europäischen Monarchen wiederkehrt, daß das Segenswerk der Kirche und ihrer Diener den Staaten und Regierungen selbst zum größten Vortheil gereiche; denn die Hauptvorschriften „der Lehre Christi sind: Gott zu fürchten und in allen Stücken die höchste Ehrfurcht vor der Gerechtigkeit zu hegen. Daraus folgt, daß ihre Nachfolger den Behörden unterwürfig, den Gesetzen gehorsam sein müssen, daß sie den Landesherrn ehren, nicht aus Furcht allein, sondern um des Gewissens halber. Nichts aber kann wirksamer sein als diese Tugenden, um das Volk innerhalb der Grenzen der Pflicht zu erhalten und das öffentliche Wohl zu sichern". Am Schlusse ruft der Heilige Vater den Kaiser selbst zum Zeugen an, daß das Verhalten der Missionäre in China mit diesen Lehren zu allen Zeiten im vollen Einklang gestanden habe.

Dieser Brief fand in Peking die freundlichste Aufnahme und wurde in ehrfurchtsvoller, entgegenkommender Weise erwidert. Der Kaiser erbot sich sogar, das Patronat der christlichen Missionen in seinem Reiche selbst zu übernehmen. Auf ein weiteres Schreiben des Papstes sprach die chinesische Regierung sogar den Wunsch aus, an den Vatican einen diplomatischen Vertreter zu schicken und in Peking eine päpstliche Nuntiatur zu eröffnen (vgl. Jahrg. 1886, S. 82). Die Einmischung der französischen Regierung, welche in diesen directen Beziehungen des Papstes zum Hofe in Peking — die Verhandlungen waren nämlich mit Umgehung des französischen Gesandten durch den Missionsobern von Schensi, Fr. Giulianelli, geführt worden — einen Act der Feindseligkeit gegen Frankreich und eine die französische Eitelkeit verletzende Herabsetzung des französischen Protectorates erblickte, veranlaßte den Heiligen Stuhl, von dem Plane einstweilen Abstand zu nehmen und in Peking einen päpstlichen Delegaten ohne diplomatischen Charakter anzustellen. Aber auch so war viel gewonnen. Die Zulassung eines päpstlichen Delegaten bedeutete eine officielle Anerkennung der katholischen Religion seitens der chinesischen Regierung, und die Decrete, die der Kaiser seither wiederholt zum Schutze der Missionen erließ, haben freilich die allerletzten blutigen Verfolgungen in Kiong-nan und in der Mongolei nicht verhindern können, zeigen aber das aufrichtige Bestreben, den Fanatismus in seine Schranken zu bannen, und sind doch nicht ganz ohne Erfolg geblieben, indem manche Mandarine seither entschiedener zum Schutz der Christengemeinden eintraten. Eine wichtige Verordnung für das einheitliche Vorgehen der Apostolischen Vicare des ungeheuren Missionsgebietes war die 1879 getroffene Eintheilung sämtlicher Vicariate Chinas und der Nachbarländer in fünf sogen. Regionen, deren Oberhirten sich jährlich zu einer Synode versammeln sollen. Daß die chinesische und mongolische Mission trotz aller harten Prüfungen in erfreulichem Wachsthum begriffen ist, dürfte schon die Thatsache beweisen, daß unter Leo XIII. die Zahl der Apostolischen Vicariate bereits um zwölf sich vermehrt hat (Missiones cath. 1891).

Große Hoffnungen knüpft der Heilige Vater namentlich an Japan, das Land der Zukunft im fernen Osten. Bekanntlich ist die dortige Mission — einst das schönste Kleinod der Kirche — erst unter Pius IX. (1858) wieder aufgenommen worden. Inzwischen hat Japan, aus seiner frühern Abgeschlossenheit heraustretend, die europäische Civilisation in vollstem Maße in sich aufgenommen und eine völlige Umgestaltung aller Verhältnisse erlebt. Bedeutungsvoll ist namentlich die officielle Aufhebung des Schintoismus als Staatsreligion und die Freierklärung aller religiösen Culte. Damit wurde auch der katholischen Mis-



Se. Heiligkeit Papst Leo XIII.

sion freie Bahn gegeben, und Leo XIII. verfehlte nicht, in einem Briefe an den Mikado vom 18. Mai 1885 darauf hinzuweisen, welch unschätzbare Dienste ihm die katholische Religion für den Ausbau eines wahrhaft glücklichen Staatswesens bieten könne. „Groß ist zwar die Entfernung des Raumes, welcher uns trennt, dennoch aber haben Wir von alledem gehört, was Ew. Majestät zur Hebung der Wohlfahrt Ihrer Staaten vollführt haben. Was Ew. Majestät gethan haben zur Verbesserung der bürgerlichen Verwaltung, zur Hebung der öffentlichen Moralität, ist nicht allein ein Beweis für Ihre fernblickende Voraussicht, sondern auch würdig des Lobes aller Menschen, welche nach dem Fortschritte der Nationen durch Hebung des Wohlstandes und durch Austausch der besten Früchte der Civilisation verlangen. Denn die Milde und der Adel der Sitten machen die Völker geneigt, auf die Lehren der Weisheit zu horchen und das Licht der Wahrheit anzunehmen. Darum ersuchen Wir Ew. Majestät, in Ihrer großen Güte die Versicherung Unseres aufrichtigen Wohlwollens hinzunehmen.

„In der That, die Dankbarkeit drängt Uns, an Ew. Majestät zu schreiben. Das gütige Interesse, welches Sie an jedem Einzelnen der Missionäre und der Christen in Ihrem weiten Reiche nehmen, werden Wir stets als Uns persönlich erwiesen ansehen. Wir wissen aus den eigenen Zeugnissen derselben, wie huldreich und gnädig Sie ihnen gewesen sind. Nichts den Grundsätzen der Gerechtigkeit mehr Entsprechendes, nichts der Wohlfahrt der Staaten Ew. Majestät mehr Förderliches konnten Sie thun; denn Sie dürfen hoffen, eine nicht geringe Hilfe in der Hebung der Sicherheit und Wohlfahrt durch die katholische Religion zu erlangen." Dies wird dann ähnlich wie in dem Briefe an den chinesischen Kaiser begründet. „Das ist der Grund," so schließt der Papst, „warum Wir so sehnlich wünschen, daß Ew. Majestät den Christen das großmöglichste Maß von Freiheit gewähren und daß Sie ihren Niederlassungen fortdauernd Gunst und Schutz zuwenden möchten."

Dies freundliche Schreiben verfehlte nicht seine Wirkung im Palaste von Akasaka. Der Mikado dankte herzlich für die wohlwollende Gesinnung des Papstes und sicherte in einem officiellen Erlaß den Katholiken die vollste Gleichberechtigung mit allen andern Unterthanen zu. Nachdem durch die neue Constitution vom Februar 1890 die Neugestaltung Japans gesichert schien, und die katholische Kirche Japans auf der ersten feierlichen Synode von Nagasaki einen Beweis ihrer Lebenskraft gegeben, hielt Leo XIII. den Zeitpunkt gekommen, der Martyrerkirche eine Hierarchie zu geben. (Vgl. Jahrg. 1890, S. 237.) Möchte durch sie der Glanz der alten Kirche Japans wiederkehren! Auch in den angrenzenden Ländern und auf der ostindischen Inselflur ist kaum ein Missionsgebiet, dem die Hirtensorge Leos XIII. nicht ein besonderes Zeichen der Liebe zugewandt.

Eine ans Wunderbare grenzende Entfaltung hat die katholische Kirche zumal in dem letzten Jahrzehnte im fernen Südland Australien genommen. (Vgl. Jahrg. 1892, S. 1 ff.) 1832 zählte die Kolonie drei Priester, eine Kirche und zwei unvollendete Kapellen. Am 15. November 1885 tagte, von Leo XIII. berufen, das erste Plenarconcil in dem Prachtbau der Kathedrale von Sydney unter dem Vorsitz des ersten Cardinals, den Leo XIII. der australischen Kirche gegeben. Um Cardinal Moran bildeten 2 Erzbischöfe, 15 Bischöfe, 1 Apostol. Vicar und 1 infulirter Abt einen glänzenden Kreis, und über 600 000 Katholiken schauten mit heiligem Stolze auf diese hehre Versammlung ihrer Hirten. Und seither sind diese Zahlen noch bedeutend gewachsen. Auch an den Missionen des weiten Inselreiches der Südsee, welche den zwei vorausgegangenen Päpsten so viele Sorge bereitet hatten, erlebte Leo XIII. fast nur Freude. Was damals die katholischen Missionäre mit Thränen gesäet, wurde jetzt mit Freuden geerntet.

Einen rührenden Ausdruck fand dieser freudige Umschwung in dem Geschenk, das die bekehrten Häuptlinge von Port Léon (Missionsstation auf Neu-Guinea, nach dem regierenden Papste so genannt) dem Heiligen Vater durch Mgr. Verius am 18. October 1892 überreichen ließen. Es bestand in einer aus den Federkronen der Häuptlinge verfertigten Tiara, welche symbolisch ihre Unterwerfung unter den „Obersten aller Häuptlinge" bezeichnen sollte. (Vgl. unten S. 46.)

Jenseits des Großen Oceans taucht vor uns das gewaltige Festland der beiden Amerika auf. Mit berechtigtem Stolz sprachen die auf dem dritten Concil von Baltimore versammelten nordamerikanischen Bischöfe es aus, daß „der Fortschritt der Kirche in Amerika für den Heiligen Vater in ganz besonderer Weise eine Quelle der Freude und der Gegenstand seiner Hirtensorgfalt" sei. Kürzer und deutlicher als durch irgend etwas anderes wird dieser Ausspruch durch die eine Angabe veranschaulicht, daß Leo XIII. bis 1891 (Miss. Cath. 1891) in Nordamerika (Canada eingerechnet) nicht weniger als 4 Erzdiöcesen, 25 Diöcesen (zum Theil aus Apostol. Vicariaten), 2 Apostol. Vicariate und 1 Apostol. Präfectur errichtet hat.

Allein bei allem Aufschwung bieten die eigenartigen Verhältnisse des großen Freistaates auch manche, zumal den innern kirchlichen Geist bedrohende Gefahren. Ihnen entgegenzutreten und die geeigneten Heilmittel zu berathen, berief der Papst im Laufe des Jahres 1883 die nordamerikanischen Erzbischöfe zu sich in die heilige Stadt. Mit wahrer Herzensfreude leitete der Papst zum Theil persönlich die Versammlungen und überreichte den Erzbischöfen beim Scheiden sein lebensgroßes Bildniß, welches — so wünschte er — im Sitzungssaale von Baltimore aufgestellt werden sollte, damit er wenigstens im Bilde dort zugegen sei.

Gerade zur Zeit dieses Concils zeigte es sich, wie sehr die katholische Kirche bei der amerikanischen Nation als solcher an Achtung und Anerkennung gewonnen hatte. Die Wahl des im Lande so populären Erzbischofs von Baltimore, Gibbons, zum Cardinal (1886), die kluge, tactvolle Stellungnahme in der wichtigen und heiklen Frage der Knights of Labour und neuerdings die so liebenswürdige und hervorragende Antheilnahme an der großen nationalen Feier hat viel dazu beigetragen, dem offensinnigen Amerikaner die Kirche und das Papstthum in einem neuen, freundlichern Lichte erscheinen zu lassen. Dies sprach noch neulich bei einer öffentlichen Kundgebung Cardinal Gibbons aus, als er nach Aufzählung der großen Eigenschaften Leos XIII., die ihm die Achtung der ganzen Welt erworben, und jener Eigenschaften, die ihn insbesondere dem amerikanischen Volke sympathisch machten, schloß: „Darum genießt Leo XIII. in keinem andern Theile der Welt in der öffentlichen Meinung eine solche Anerkennung als in diesem großen freien Lande — der Vereinigten Staaten." Zur Erhärtung dieser Behauptung ließe sich aus der akatholischen amerikanischen Presse eine reiche Blüthenlese der schönsten ehrenvollsten Aeußerungen über Leo XIII. zusammenstellen. Weniger trostvoll ist der Blick auf die Kirchen Mexicos, Central- und Südamerikas, die vielfach den halbverwitterten Kathedralen ihrer alten Bischofsstädte gleichen. Immerhin hat sich auch hier wenigstens in einzelnen Staaten in jüngster Zeit manches gebessert. In Ecuador haben mehrere der letzten Präsidenten, wie namentlich Camaño (bis 1888) und sein Nachfolger Flores wieder in die Bahnen des

großen Garcia Moreno zurückgelenkt; mit den Vereinigten Staaten von Columbien kam am 31. December 1887 eine der Kirche recht günstige Convention zu stande; in Brasilien haben die letzten politischen Umwälzungen und die durch dieselben erfolgte Trennung von Staat und Kirche gezeigt, daß in letzterer „noch eine Fülle von Jugendkraft wohne und daß nur der unselige Druck des staatlichen Armes alles Elend und alle scheinbare Schwäche über sie gebracht hatte". (Vgl. Jahrg. 1890, S. 245; 1891, S. 118 ff. und S. 222.) Am bedeutungsreichsten war die durch die Trennung errungene Freiheit des päpstlichen Stuhles bei Besetzung der erledigten bischöflichen Stühle. Diese Freiheit wurde von Leo XIII. auch gleich benutzt, um der Kirche Brasiliens einige vorzügliche Oberhirten zu schenken. Ueber den Fortgang der neuen, von Leo XIII. neu organisirten und sehr unterstützten Salesianermission in Patagonien und Feuerland wurde in diesen Blättern wiederholt berichtet.

Auf Afrika ruht gegenwärtig das Auge der civilisirten Welt mit größtem Interesse. Wie auf einen Schlag ist der dunkle Vorhang wenigstens zum großen Theil von dem bis jetzt so geheimnißvollen Lande weggezogen worden, und im fieberhaften Wettstreit haben die europäischen Nationen rasch über möglichst weiten Strecken ihre Flaggen gehißt. Da durfte die Kirche Gottes nicht zurückbleiben; für sie hat die „afrikanische Frage" eine neue, unendlich höhere Bedeutung.

Dank der, man möchte sagen von jugendlicher Begeisterung getragenen Initiative des Heiligen Vaters hat denn auch die katholische Missionsthätigkeit in Afrika einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die tüchtigsten Missionskräfte der Kirche wurden herangezogen und das ungeheure Arbeitsfeld unter sie vertheilt. Von Norden rückten die Weißen Väter des unternehmenden Cardinals Lavigerie bis tief in die gluthathmende Sahara; von Nordosten ins Herz der Gallasländer die tapfern Kapuziner unter der Leitung des ungebeugten Apostol. Vicars und spätern Cardinals Massaja; in das schöne Alpenland des Negus von Abessinien die Lazaristen; durch Deutsch-Ostafrika an die Ufer der großen Seen wieder die Colonnen Lavigeries. Sansibar sah zu den frühern herrlichen Schöpfungen der Söhne Libermanns eine Reihe Töchtergründungen entstehen und im Süden die ersten mit Blut geweihten Versuche des ältesten Missionsordens der Kirche. Längs der fieberathmenden Ufer des Sambesi zogen die Missionäre aus der Gesellschaft Jesu ins Innere, rechts und links am Wege zahlreiche Gräber zurücklassend; Natal und die südafrikanischen Republiken bewunderten die hartnäckige, heute mit schönen Erfolgen gekrönte Ausdauer der Oblaten und Trappisten; „vom Kap zum Sambesi" rollte der plumpe Ochsenwagen ins Land der kriegerischen Matabelen; die ganze Westküste aber ward gegürtet von einer Reihe von Missionsstationen, von denen aus ein Posten nach dem andern weiter ins Innere vorgeschoben wurde. Bereits sind einige der neuen Missionsgebiete mit Martyrerblut geheiligt worden. 16 verschiedene männliche und nahezu 30 weibliche Ordensgenossenschaften entfalten auf afrikanischem Boden ihre opfermuthige Thätigkeit, und von Jahr zu Jahr trägt die kirchliche Geographie neue Namen in ihre Listen ein. Freilich ist mit alledem bloß der Anfang gemacht. Ein tiefgreifendes Hinderniß der Mission in Afrika bleibt der Islam und die Sklavenfrage.

Und hier wiederum hat sich Leo XIII. durch den Feuereifer, mit dem er in seinen zwei herrlichen Rundschreiben über die Sklaverei und in ungezählten Erlassen und Kundgebungen den großen afrikanischen Kreuzzug gepredigt, sich als den wahren Hirten der Völker bekundet. Er ermunterte und unterstützte durch Wort und That die großartigen Unternehmungen des thatkräftigen, inzwischen verblichenen Erzbischofs von Karthago, Lavigerie, und schmückte ihn zur Anerkennung seiner Verdienste mit dem Purpur. Welch mächtigen Wiederhall die Aufrufe des Heiligen Vaters zu Gunsten Afrikas in der ganzen katholischen Kirche gefunden, ist bekannt. Neue Missionsgenossenschaften traten auf den Plan, fast in allen Ländern entstanden katholische Afrikavereine, die auf Versammlungen, durch Vorträge und in theilweise trefflich redigirten Organen für die Sache der armen Schwarzen eintraten und sie durch ansehnliche Summen unterstützten.

Fassen wir nun das Gesagte in einem kurzen statistischen Zahlenbilde zusammen, so ergibt sich, daß Leo XIII. nach der Gerar. Catt. 1892 im ganzen nicht weniger als 1 Patriarchat, 13 Erzbisthümer, 74 Bisthümer, 45 Apostol. Vicariate, 16 Apostol. Präfecturen, 1 Apostol. Delegatur und endlich 5 Hierarchien neu errichtet hat, die ungezählten Ernennungen für schon bestehende Sitze natürlich nicht gerechnet. Diese Zahlen geben allein schon ein beredtes Zeugniß.

Aber nicht bloß durch Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in den Missionsländern und durch Schöpfung neuer Mittelpunkte hat der Papst die Missionen gefördert, sondern auch durch Zuwendung reicher Hilfsmittel und durch wirksame Unterstützung der Missionsvereine. Die Missionen sind nicht die Sache des Papstes allein, sondern der ganzen katholischen Welt. An sie wandte sich denn auch Leo XIII. bereits in seiner Encyklika Sancta Dei civitas vom 3. December 1880, um sie an die Pflicht einer nachhaltigen Unterstützung der Missionen durch Gebet und Almosen zu erinnern. Drei Werke empfiehlt er insbesondere der katholischen Frömmigkeit: den „Verein zur Glaubensverbreitung", der, vor etwa 60 Jahren in Lyon gegründet, bereits so Großartiges geleistet hat und dessen Einführung in allen Diöcesen bereits von den frühern Päpsten wiederholt dringend empfohlen wurde, sodann den lieblichen „Verein der heiligen Kindheit", endlich den „Verein für die Schulen des Morgenlandes". Trotz der ungünstigen Zeitlage und der durch sie vielfach gedrückten Vermögensverhältnisse, durch welche die Mitgliederzahl und die Einnahmen dieser Vereine geschädigt wurden, sollen die Gläubigen im Hinblick auf die Ehre des göttlichen Namens und die Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden ihre Mildthätigkeit nicht nur nicht einschränken, sondern großherzig vermehren. Denn auch die Bedürfnisse der Missionen, so führt der Papst aus, werden täglich größer und dringender, indem durch die neuesten Forschungen sich neue, bisher unbekannte Gebiete erschlossen haben. „Immer neue Streiter Christi mußten daher ausgesendet, neue Niederlassungen gegründet werden." Damit wächst aber der Bedarf an Mitteln um so mehr, als jetzt manche Ordensgenossenschaften, die in den Missionen thätig waren, „durch feindselige Gesetze aufgelöst und vertrieben und die Güter des Clerus fast allenthalben eingezogen und zu Staatseigenthum erklärt wurden". Auch die mit ungeheurem Aufwand von Geldmitteln eifrig betriebene Gegenpropaganda der protestantischen Secten berührt der Heilige Vater mit sichtlichem Schmerz; dann wendet er sich an die Bischöfe und Kirchenobern und legt auch ihnen in eindringlichster Weise das große Werk der Missionen ans Herz. Sie sollen junge Kräfte für den apostolischen Beruf zu gewinnen suchen und die Gläubigen ihrer Sprengel immer und immer wieder zur wirksamen Unterstützung der Heidenmissionen durch Gebet und Almosen anhalten. „Zuversichtlich erwarten Wir, ehrwürdige Brüder," so schließt der Papst, „daß alle, die sich des katholischen Namens rühmen, das Gesagte zu Herzen nehmen,

auf Eure Ermunterung hin diesem Liebeswerk, das Uns so sehr am Herzen liegt, ihre volle Theilnahme zuwenden und nicht dulden werden, daß ihr Interesse an dem Aufbau des Reiches Christi beschämt werde durch die emsige Betriebsamkeit derer, welche die Herrschaft des Fürsten der Finsterniß auszubreiten trachten.“ Das war ein kräftiger Aufruf für die Missionen, und daß die Katholiken, zumal in Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland ihn nicht überhört, beweist z. B. die Thatsache, daß nicht bloß die Einnahmen der empfohlenen Vereine bedeutend zugenommen, sondern auch das allgemeine Interesse für die Missionen in erfreulichster Weise gewachsen ist, worauf schon die sehr zahlreichen Berufe zum Missionsleben und eine stärkere Verbreitung der verschiedenen, vom Heiligen Vater wiederholt sehr empfohlenen Missionszeitschriften hindeuten dürften.



Kartenskizze der Sinai-Halbinsel.
.... Reiseroute.
Massstab: 1 : 2250000.

Man kann sich denken, welch ein Schlag es für den Heiligen Vater sein mußte, als 1884 die italienische Regierung ihre räuberische Hand nach den Gütern der Propaganda ausstreckte, dieses herrlichen Lieblingsinstitutes der Päpste, das seit seiner Gründung durch Gregor XV. im J. 1622 so unendlich viel zur Christianisirung und Civilisirung der heidnischen und schismatischen Welt gethan hat, dieser glänzendsten Anstalt des päpstlichen Roms, das selbst ein Napoleon I. unangetastet ließ und voll Bewunderung „die wunderbarste der Welt“ nannte. (Vgl. über dies Ereigniß die „Stimmen aus Maria-Laach“ Bd. XXVI, S. 225 ff.) Mit bitterem Schmerze erhob der Papst im Consistorium vom 2. März zugleich mit der ganzen katholischen Welt seine Stimme zum feierlichen Protest gegen diese Gewaltthat, die einen frechen Eingriff in sein apostolisches Hirtenamt bedeutete. Leider konnte sich am 6. April noch der Minister Mancini rühmen, daß keine auswärtige Macht interpellirt habe. Den einzig wirksamen Protest erhob der nordamerikanische Gesandte. Dank seines Einschreitens zog die italienische Regierung ihre Hand vom amerikanischen Colleg zurück. Ein rührender Zwischenfall, der das verwundete Herz des Heiligen Vaters tröstete, war das Schreiben der Königin Amelia Lavelua von der Insel Wallis (Central-Oceanien), welches den Ausdruck des tiefsten Schmerzes über das der Kirche zugefügte Unrecht und einen feierlichen Protest gegen die Beraubung eines Institutes enthielt, dem auch Oceanien so viel verdanke. Trotz des schweren Verlustes erklärte der Heilige Vater, daß „inzwischen er selbst, so gut er es vermöge, für die unerläßlichen Mittel zur Erhaltung des großen und herrlichen Institutes Sorge tragen werde“.

Der Papst hat in glänzender Weise Wort gehalten. Er überwies der Propaganda kurz darauf aus seinen Mitteln die Summe von 500000 Lire und im December 1886 wiederum die gleiche Summe. Auch seither bedachte er wiederholt die Propaganda mit „wahrhaft königlicher Freigebigkeit“, und so hat die Missionsthätigkeit der Kirche unter dem Pontificate Leos XIII. trotz der Ungunst der Zeiten und der Böswilligkeit der Menschen einen Aufschwung genommen wie kaum je zuvor. „Da ist kein Erdtheil, kein Land, keine Insel,“ so bezeugten es feierlich die deutschen Bischöfe in einem ihrer Ausschreiben, „welche das liebevolle Auge des treuen Hohenpriesters unbeachtet ließ, wohin er nicht Glaubensboten sandte.“

Ein Mittel, dessen Leo XIII. sich nicht ohne Erfolg auch zu Gunsten der Missionen bediente, war sein weises Bestreben überall mit den Regierungen und Landesfürsten freundschaftliche Beziehungen herzustellen und, wenn immer thunlich, mit ihnen in persönlichen Verkehr zu treten. „Wie die Feinde (der Kirche)“, so schreibt er dem Staatssecretär Rampolla am 15. Januar 1887, „seit langer Zeit sich mit allen Mitteln bemühen, der Kirche jeden socialen Einfluß zu nehmen, ihr die Völker und Regierungen, auf welche sie Einfluß haben, unter Anwendung aller Kunstgriffe zu entfremden, sie zu verdächtigen und als Feindin hinzustellen, so haben Wir dieselbe, wie es ja auch wirklich der Fall ist, stets als die beste Freundin und Wohlthäterin der Fürsten und Völker erscheinen lassen.“ Dasselbe spricht er in seiner herrlichen ersten Encyklika vom 21. April 1878 aus. Allen Fürsten

und Königen bietet er in diesen ernsten, die Throne erschütternden Zeitverhältnissen die segensreiche und doch so verkannte Mitwirkung der Kirche an. Wenn auch nicht immer und in vollem Maße, so hat doch in vielen Fällen dieses edle und liebevolle Entgegenkommen des Papstes dankbare Anerkennung gefunden und ist dem Einfluß der katholischen Sache in den betreffenden Ländern zu gute gekommen. Wir erinnern unter anderem an das freundschaftliche Verhältniß zum türkischen Großsultan Abdul Hamid, der wiederholt seiner aufrichtigsten Verehrung für den großen Papst lebhaften Ausdruck verlieh, und z. B. dem Geschenk desselben, einem Mosaik, den Petersplatz und den Vatican darstellend, in seinem Arbeitszimmer den Ehrenplatz anwies. Natürlich wirkte diese Stimmung des Padischah auf die höhere und niedere Beamtenwelt, und so genießen die Katholiken im türkischen Reiche in der letzten Zeit eine Freiheit und Ruhe, wie sie früher sie nie gekannt. Zum erstenmal seit undenklichen Zeiten wallen, um nur eines zu nennen, katholische Processionen mit dem Allerheiligsten unbelästigt durch die Straßen von Stambul und Jerusalem, der katholische Clerus und die religiösen Orden werden geachtet und vielfach durch Regierungsbeiträge unterstützt, so daß der neu ernannte armenische Patriarch Azarian, als er bei Gelegenheit des Jubiläums 1887 dem Heiligen Vater die Glückwünsche des Sultans und einen kostbaren Diamantring als Zeichen aufrichtiger Freundschaft und Hochschätzung überbrachte, versichern konnte: „Wir genießen, Heiligster Vater, eine Freiheit der Religionsübung, um die mit Recht viele christlichen Völker anderer Länder uns beneiden können." Die Beziehungen Leos XIII. zu den Kaisern von China und Japan und dem Schah von Persien wurden oben erwähnt. Außer ihnen seien noch kurz genannt: der König Menelik von Schoa, der König der Sandwich-Inseln, Kalakaua I., den der Papst in freundschaftlicher Audienz empfing und ihm zur Anerkennung seiner Verdienste um die



Eingang in den Suezkanal bei Suez. (Nach einer Photographie. — S. 35.)

katholische Mission seines Landes das Großkreuz Pius' IX. verlieh, worauf der König die beiden Cardinäle Simeoni und Jacobini mit dem königlichen Orden von Kalakaua beehrte; ferner die Könige von Rumänien, König Christian IV. von Dänemark u. a. Damit verwandt ist die große Aufmerksamkeit, mit welcher der Papst sehr oft die Vertreter der europäischen Regierungen an überseeischen Höfen und andere hervorragende Laien für etwaige den Missionen geleistete Dienste durch Verleihung von Orden oder ein freundliches Handschreiben belohnte. Nicht vergessen dürfen wir sodann das lebhafte, geradezu väterliche Interesse, das Leo XIII. den Missionären, ihren Arbeiten und Christengemeinden zuwendet. Es ließe sich darüber allein ein ganzer Aufsatz schreiben. Ein Beispiel möge aus vielen genügen. Msgr. Lamaze, der Apostol. Vicar von Central-Oceanien, kam bei seinem Besuch ad limina zur Audienz. Nachdem sich der Heilige Vater nach seiner Gewohnheit bis in die kleinsten Details nach den Landes- und Missionsverhältnissen erkundigt hatte, erfuhr er, daß einer der vier einheimischen Priester den Bischof begleitet habe. „Wo ist er?" fragte der Papst, „er soll gleich kommen", und er stand selbst lebhaft auf und klingelte. Der Priester trat ein, und nun entspann sich eine so vertrauliche Unterhaltung, als ob sich die beiden seit vielen Jahren schon gekannt. Der Neugeweihte mußte dem Papst über seine Eltern, Geschwister, die Häuptlinge seines Dorfes erzählen. Dann wünschte der Heilige Vater zu wissen, wie die Insulaner ihre schönen Matten verfertigten, kam dann auf das Seminar (für einheimische Priester auf der Insel Wallis) zu sprechen, fragte nach dem Studiengang, der Tagesordnung, den Schulbüchern und hatte eine ganz besondere Freude, als er hörte, daß man auch drüben in Oceanien den hl. Thomas von Aquin kenne und studire. Zum Schlusse legte der Papst voll Zärtlichkeit seine Hände auf das Haupt des braunen Priesters und ertheilte ihm, seinen fernen Confratres, den dortigen Zöglingen und dem ganzen Inselvolke den apostolischen Segen. Dies ist nur ein Beispiel aus Hunderten. Leo XIII. vergißt nichts. Die letzte

neubekehrte Christengemeinde hat einen Platz in seinem Herzen, er interessirt sich für ihr Wohlergehen, macht ihr, wie z. B. den Christengemeinden in Schoa, von Regomba (vgl. Jahrg. 1890, S. 315) eine Freude durch Zusendung eines ermunternden Briefleins, oder falls sie durch Hungersnoth, Ueberschwemmung und andere schwere Unglücke heimgesucht werden, durch reiche Almosen, wie z. B. wiederholt bei den Hungersnöthen in China.

Es liegt auf der Hand, wie sehr solche Beweise väterlicher Liebe die Neubekehrten in ihrem Glauben stärken und weitere Bekehrungen anregen. So hat z. B. im Orient gerade diese Liebe des Heiligen Vaters den Uebertritt ganzer Dörfer veranlaßt, und sehr oft bezeugen die Briefe der Missionäre, in wie hoher Verehrung der regierende Papst auch bei den Schismatikern stehe. Liebe zu seinen Schäflein muß eben das unterscheidende Merkmal des guten Hirten sein.

Nach all dem Gesagten begreifen wir auch leicht die glühende Begeisterung, die sich beim Priesterjubiläum des Heiligen Vaters 1887 auf dem ganzen Erdenrund in einer wirklich imposanten Weise kundgab und thatsächlich im letzten Christendörflein ferner Missionsländer lauten Wiederhall fand.

Es war wirklich ein Weltfest, an dem alle Rassen und Farben der Erde, Könige und Kaiser so gut wie die ärmsten Insulaner theilnahmen. Allen voran stand der Orient. „Die Könige von Saba und Arabien bringen Geschenke“, ging da wieder in Erfüllung. Der erste Souverän, der dem Heiligen Vater seine Huldigung brachte, war der Sultan. Nach dem „Beherrscher aller Gläubigen“ kam der Schah von Persien, der von Teheran aus eine eigene Gesandtschaft nach Rom sandte, um, wie er schreibt, „der verehrten Person Seiner Heiligkeit, dem allgemein als Oberhaupt der katholischen Religion anerkannten Hirten seine Grüße und Glückwünsche auszusprechen; denn bei diesem Anlaß, wo die Blicke der ganzen Welt auf den Vatican gerichtet sind, wäre es undankbar, wollten Wir theilnahmslos bleiben, zumal da seit einer langen Reihe von Jahren freundschaftliche Beziehungen bestehen zwischen dem Fürsten von Persien und dem Hofe von Rom; und da es Unser innigster Wunsch ist, diese guten Beziehungen durch vollkommene Eintracht zu erhalten und zu befestigen“. Dann waren es der griechisch-unirte Patriarch Gregorius Jussuf und die melchitische Nation, deren Haupt er ist, welche die erste officielle Deputation des katholischen Orients nach Rom entboten. Ihnen schlossen sich der Reihe nach alle Nationen des Orients, die Syrer, Chaldäer, Kopten, Maroniten und Riten an und ließen durch die Vornehmsten ihres Volkes dem großen Papst es aussprechen, wie wohl ihnen seine Liebe zum Orient gethan. Weiterhin kamen Gesandtschaften oder Briefe und Geschenke vom Vicekönig von Aegypten, vom Sultan von Marokko, vom Kaiser von China und Japan u. a. m. Selbst der König von Samoa, Sebastian Fakana, legte im Namen seiner Unterthanen dem Papst den Ausdruck kindlicher Ergebenheit zu Füßen und bat ihn um den apostolischen Segen. Rührender noch waren die zahlreichen Schreiben, Geschenke und Gebetsgaben, die von armen neubekehrten Christengemeinden, z. B. aus Patagonien, Kiangnan, Südost-Petscheli (mit 519 333 Rosenkränzen), Central-Oceanien, Coimbatur und verschiedenen nordamerikanischen Indianerstämmen einliefen. (Vgl. z. B. Jahrg. 1888, S. 48.) Es war das laute Echo begeisterter Liebe, das die liebende Hirtensorge des Heiligen Vaters und sein Eifer für die Missionen geweckt hatte.

Nicht vergessen dürfen wir schließlich, daß Leo XIII. bei seinem Priesterjubiläum eine ganze Anzahl von Missionären auf den Altar erhoben und dadurch ihren Nachfolgern ein herrliches Vorbild und den betreffenden Missionen einen mächtigen Schutzpatron verliehen hat. Wir erinnern an den hl. Peter Claver aus der Gesellschaft Jesu, den unvergleichlichen „Sklaven der Sklaven“ von Cartagena, an den seligen P. Perboyre aus dem Lazaristenorden und den seligen P. Chanel aus der Maristencongregation, deren Lebensbilder diese Blätter damals brachten (Jahrg. 1890). Auch diesmal sind unter der Zahl der neuen Seligen eine Schar muthiger Apostel: fünf aus dem Dominikanerorden, die 1747 und 1748 in China, und fünf aus der Gesellschaft Jesu, die 1583 in Indien den Glauben, den sie gepredigt, mit ihrem Blute besiegelten.

Das ist in kurzen Umrissen ein Bild der apostolischen Thätigkeit Leos XIII. Sein Name wird auf ewig eingeschrieben bleiben nicht bloß in den Annalen der katholischen Missionsgeschichte, nicht bloß auf dem Grundstein all der zahlreichen Schöpfungen, die er über den ganzen Erdkreis hin ins Leben rief, sondern auch in den Herzen von Tausenden, die durch seine Hirtensorge den Weg zum Heile gefunden haben und noch finden werden. Zur selben Zeit aber dürfte dieses Bild auch unsere Leser mächtig anregen, selbst großmüthig mit Hand anzulegen und durch Geldbeiträge, Förderung von Missionsvereinen und vor allem durch eifriges Gebet mitzuwirken an der Erfüllung jenes Wunsches des göttlichen Herzens von dem einen Hirten und der einen Herde.

Eine Reise nach dem Sinai.

(Nach den Mittheilungen des P. M. Jullien S. J. — Fortsetzung.)

4. Der Durchzug durch das Rothe Meer und die neuern Entdeckungen.

In der Schilderung Moses' ist nichts enthalten, was nicht zu der Stätte paßte, welche die alte Ueberlieferung der Mönche angibt; nur müßte man in der Liste der Lager, die das 33. Kapitel des 4. Buches Moses' enthält, zwischen Etham und Phihahiroth drei Nachtlager einschieben: das würde dem heiligen Texte keineswegs widersprechen; jedenfalls muß man zwischen Etham und Elim, einer Strecke von 180 km, mehr als die fünf Nachtlager annehmen, welche die Liste nennt. Der mosaische Bericht deutet übrigens klar an, daß zwischen dem Aufbruch von Etham und der Ankunft in Phihahiroth mehr als ein Tag verfloß. Wie könnte man sonst erklären, daß die Nachricht von der Flucht der Hebräer von Etham nach Tanis hätte gelangen können, wo sich Menephtah aufhielt, und daß dieser Fürst ein Heer zusammenziehen und die Fliehenden hätte einholen können?

Die Israeliten hatten das Osterlamm am Abende des 14. Nisam geschlachtet. Am 15. in der Frühe brachen sie von Ramesses auf, lagerten die folgende Nacht in Soccoth, erreichten am 16. Etham und zogen am 17. weiter. Für die 80—90 km lange Strecke zwischen dem Timsahsee und dem Ufer bei Suez muß man vier Tagemärsche rechnen. Sie schlugen also erst am 20. abends das Lager bei Phihahiroth auf und erreichten am 21. morgens das asiatische Ufer. Da stimmte Moses seinen Triumphgesang an: „Lobsinget dem Herrn! denn Glorreiches hat er gethan: Roß und Reiter begrub er im Meer!“ und noch heute lesen die Juden am 21. Nisam in ihren Synagogen den Triumph-

gesang Moses'. Es war also der siebente Tag nach dem Auszbruche von Ramesses. Gott, der seine Gebote mit den Bedürfnissen der Menschen in Einklang bringt, hatte ihnen beim Auszuge befohlen, während sieben Tagen kein gesäuertes Brod zu essen. Sie hätten auch auf ihrer eiligen Flucht nicht Zeit gehabt, den Teig zu durchsäuern. Jetzt aber, am siebenten Tage, sind sie in Sicherheit und haben Zeit genug. Mit Einbruch der Nacht dürfen sie mittels des Sauerteiges, den sie in ihren Mänteln mitgebracht, den Teig bereiten, gesäuerte Brode backen und in Ruhe davon essen.

Dennoch muß bemerkt werden, daß die Verlegung des Durchzugs durch das Rothe Meer zwischen Suez und den Attakaberg, trotz der alten Ueberlieferung und trotz des Umstandes, daß diese Stelle recht gut zum heiligen Texte paßt, nicht auf vollständige Gewißheit Anspruch erheben kann. Die Arbeiten für den Suezkanal und neuere Nachgrabungen haben eine andere Annahme zur Folge gehabt, welche einiger Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt, welche aber noch weiterer Entdeckungen zu ihrer Feststellung bedarf. Ohne diese Meinung zu der unsrigen zu machen, wollen wir sie hier anführen.

Die Ingenieure des Suezkanals und nach ihnen verschiedene französische Schriftsteller behaupten, zur Zeit des Exodus, also vor 3400 Jahren, seien die Bitterseen ein Theil des Golfs von Suez gewesen. Nimmt man das an, so ist es natürlich, daß man auch annimmt, es sei nicht wahrscheinlich, daß die Hebräer mehrere Tagemärsche weit zwischen die mit dem Attaka verbundene Kette von Geneffe und das Meer in einen Engpaß hinein gezogen seien. Sie müßten sich vielmehr unweit von dem Ende des Golfes angesichts des großen heutigen Sees gelagert haben. In der That findet sich daselbst die weite Ebene von Faïd, ein bequemer Lagerplatz, und im Westen erhebt sich die vereinzelte Spitze des Chebrowet, die, weithin sichtbar, ein treffliches Merkzeichen für das Lager gewesen wäre. Auch da lassen sich Punkte finden, die für Phihahiroth, die Feste Magdal und Beelsephon passen würden. Hier hätten die Hebräer am Abende ihres Auszuges von Etham eintreffen können. Am jenseitigen Ufer liegt die dürre Wüste Sur, in der sie drei Tage südwärts gezogen wären, bis sie die bittern Quellen Ayun-Musa erreicht hätten, die Moses Mara nennt, und in drei weitern Tagen wären sie dann zur Oase Elim gekommen.

Daß die Bitterseen früher einmal mit dem Rothen Meer zusammenhingen, scheinen verschiedene Umstände zu beweisen; daß das aber noch zu Zeiten Moses' der Fall war, steht nicht fest. Die alten Geographen bis auf Herodot (484—406 v. Chr.) geben der Landenge ziemlich genau dieselbe Breite wie heute; frühere Nachrichten fehlen. Möglich ist es immer, daß 700 Jahre früher die Bitterseen noch einen Theil des Rothen Meeres bildeten. Wir müssen auf fernere Entdeckungen der Aegyptologen warten. Naville hat in den Ruinen von Pithom eine Stele gefunden, auf der sich zweimal der Name Pikehereth findet, wahrscheinlich das Phihahiroth des Exodus, und er glaubt Gründe zu haben, dasselbe an die Mündung des Kanals Ramses' II. in den großen Bittersee zu verlegen. Sollte sich das bestätigen, so müßte man allerdings den Durchzug der Israeliten an dieser Stelle annehmen.

5. Suez und Weiterreise bis zu den Mosesquellen.

Das moderne Suez hat wenig Interessantes. Hier findet man weder die Bauten noch den orientalischen Luxus der Bazare Kairos. Suez hat keinen Handel, keine Gewerbethätigkeit, keine Zukunft; es ist eine Zusammenwürfelung von Araberhäusern und Agenturen für die Seefahrt und für den Kanalbetrieb. Die Gesellschaft des Suezkanals hat ein Kirchlein erbaut, in dem die Franziskaner Gottesdienst halten; rechts daneben steht eine Knabenschule, welche von den Brüdern, links eine Mädchenschule, welche von den Schwestern geleitet wird. Alles ist reinlich, nett, aber etwas klein. Ihrer Wirksamkeit wird nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg gelegt; sie können sogar öffentliche Processionen durch die Straßen halten, ohne daß man darin eine Gefahr für die Gewissensfreiheit der Andersgläubigen erblickte. Gleichwohl beträgt die Zahl der Katholiken nur 1500 und die der griechischen Schismatiker 1800, während die Moslemin 20 000 zählen.

Die Reise auf den Sinai kann nur unter dem Schutze der griechisch-schismatischen Mönche des großen Klosters der hl. Katharina am Fuße des heiligen Berges und mit Kameelen des Stammes Dschebeliyeh, die im Dienste des Klosters stehen, unter vom Obern des Klosters gutgeheißenen Bedingungen unternommen werden. Man sagt, kein anderer Beduine würde es ohne Erlaubniß des Klosters wagen, einen Fremden durch diese Wüsten zu geleiten. Die Mönche sind die Fürsten dieser Einöde, und ihr Kloster deren Hauptstadt.

Wir werden von Suez zum Sinai dem Wege der Kinder Israels folgen und auf dem Rückwege einige andere interessante Plätze besuchen. Der Bevollmächtigte der Mönche vom Sinai, Athanasios, ein wohlbeleibter Specereihändler, ordnete mit einigen Dschebeliyeh, die vor seiner Thüre kauerten, rasch den Preis für die Hinreise so billig, wie es sich für arme Ordensleute ziemte. Für die Rückfahrt, sagte er, müsse der Schaffner des Klosters sorgen. Dann kauften wir in seinem Laden Lebensmittel für 20 Tage der Wüstenreise und ein kleines Zelt, unter dessen Schutze wir die heilige Messe, die wir täglich lesen wollten, geziemender feiern konnten. So war in wenigen Stunden alles zur Abreise bereit.

Am 8. November (1889) brachen wir auf. Die Kameeltreiber harrten unser am jenseitigen Ufer des Kanals. Nicht ohne Mühe durchschifften wir die Lagune; denn sie ist so seicht, daß wir wiederholt auffuhren. Als Bonaparte von den Mosesquellen zurückkehrte, wollte er den weiten Umweg um die Lagune abschneiden und wagte sich bei einbrechender Nacht in die Furt hinein. Beinahe wäre er trotz der Führer ertrunken; denn die Fluth stieg über Erwarten rasch. Unsere Fahrt bei aufgehender Sonne war nicht so gefährlich und viel angenehmer. Wir brauchten eine halbe Stunde nach dem asiatischen Ufer. Einige Beduinenhütten, am Boden kauernde Kameele, Holzbündel und Säcke voll Holzkohlen sagen uns, daß sich hier das Emporium für den armseligen Handel der Sinai-Halbinsel befindet. Als der Kanal gegraben wurde, richteten die Ingenieure hier eine Kameelfähre ein als Verbindung der beiden Continente. Aber die Thiere wollten sich durchaus nicht in das Boot der Fähre einschiffen lassen, und da die Mönche vom Sinai auf einer Brücke bestanden, legte man am Ende der Lagune für den Karawanenverkehr eine fliegende Brücke an.

Um Mittag waren unsere Kameele gesattelt: zwei für uns, eines für den Wasser- und Mundvorrath. Die Treiber haben nicht das Aussehen von Mohammedanern; man würde sie gleich für Nachkommen von Christen halten, auch wenn man nicht aus der Geschichte wüßte, daß die Dschebeliyeh Nachkommen jener christlichen Sklaven oder Kriegsgefangenen sind, welche Kaiser Justinian den Mönchen des Sinai schenkte, damit sie dieselben

gegen die Angriffe der noch heidnischen Stämme der Sinai-Halbinsel vertheidigten. Jetzt sind sie freilich Anhänger des Islam. Wadi, der Führer der Karawane, ist ein schöner, entschlossener und gewandter Mann; er allein trägt einen rothen Turban und hat sogar für feierliche Anlässe, wie die Begegnung mit einem andern Stamme, die Ankunft im Kloster, einen scharlachrothen Kattunmantel bei sich. Sein Sohn, der kleine Rabah, ein hübscher Knabe, begleitet ihn, als Krieger gekleidet; ein alter Säbel baumelt an seinem Gürtel, und eine leere Patrontasche ziert seine Brust; die übrige Kleidung ist so zerrissen, daß wir lieber nicht davon reden wollen. Sein Vater sagt, er sei acht Jahre alt; ich würde ihn eher für zwölfjährig halten; aber ich habe schon so oft im Orient das Alter der Kinder überschätzt.

Der zweite Kameeltreiber, Hassan, scheint ein armer, aber gutmüthiger Mensch zu sein, etwas bettelhaft und sehr gefügig.

Bis zu den Mosesquellen ist nichts zu bemerken. Der Weg führt erst über harten, unfruchtbaren Felsboden, dann durch salzigen, gipshaltigen Sand über die leichtgewellte Uferfläche. Nach zweieinhalbstündigem Marsche gewahrt man fünf oder sechs von Kaktus und Tamarisken umschlossene Palmen- und Mimosengruppen, die sich in nordsüdlicher Richtung auf einer Bodenerhöhung erheben. Das ist die Oase der Mosesquellen, Ayun Musa. Wir betreten einen dieser Gärten, der Athanasios gehört, um unsere Kameele zu tränken. Das Wasser ist etwas salzig, aber doch trinkbar. Man zählt sechs Quellen dieser Art in der Oase. Alle fließen aus trichterartigen Becken auf der Spitze von



Beduinen vom Sinai aus dem Stamme der Dschebeliyeh. (Nach einer Photographie. — S. 35.)

Sandhügeln, die sich 1,3 bis 5 m über den Boden erheben. Wie ist es nur möglich, daß das Wasser, welches doch offenbar von den Berghöhen des Tih im Osten herstammt, anstatt im Sande zu versickern, so hoch über den Boden aufsteigt? Monge, ein Mitglied der ägyptischen Expedition, erklärt es aus den Schwefel- und Kohlenverbindungen dieses Wassers, deren Niederschlag sich mit dem Sande am Quellenrand verkittet, während der Wind ringsum neuen Sand anhäuft. So wächst der Rand in die Höhe, und so entstehen die Quellhügel, welche so lange anwachsen, als der hydrostatische Druck das Wasser über den Quellenrand emporhebt. Nach einem andern neuern Forscher wären die Ränder durch Zersetzung eines kleinen, fast mikroskopischen Schalthieres, der cypris delecta, entstanden, das in diesem Wasser massenhaft vorkommt. Noch eine andere physikalische Merkwürdigkeit sei erwähnt. Unter den großen Tamarisken des Gartens ist der Sand mit einer harten Salzkruste überzogen, welche von Regentropfen ganz durchlöchert ist, während unter den andern Bäumen, den Palmen, Mimosen, Johannisbrodbäumen, der Sand weich und beweglich bleibt. Die Tamariske liebt salzigen Boden, zieht das Salz aus den tiefern Schichten an sich und scheidet es während der Tageshitze in winzigen Krystallen an ihren Blättchen aus. Der Nachtthau löst es wieder und läßt es als Salzwasser auf den Boden fallen, wo es diese Kruste hervorbringt.

Ayun Musa ist heute einer der wenigen Ausflugspunkte für Suez. Man hütet sich aber wohl, tiefer in die Wüste vorzudringen; hier beginnt die eigentliche Wallfahrt.

Moses und sein Volk mußten natürlich diese Oase zu einem Rastorte auf ihrem Zuge wählen; sie lagerten im Schatten der

Bäume und erquickten sich am Wasser der Quellen. Ja wahrscheinlich stiegen sie gerade an der nahen Küste dem Berge Attaka gegenüber aus der Meeresgasse. Hier mag also das Volk Israel „angesichts der Leichen der Aegypter am Meeresstrande die erschreckliche Rache" erkannt haben, „die die Hand des Herrn an ihnen geübt", „und das Volk fürchtete den Herrn, und sie glaubten dem Herrn und Moses, seinem Knechte" (2 Mos. 14, 31). Unter den Palmen dieser Quellen, angesichts des mit Leichen bedeckten Meeres, das sie für immer von ihren Verfolgern schied, sangen sie mit heiliger Begeisterung das Lied ihres gotterfüllten Führers: „Lobsinget dem Herrn, denn glorreich ist er verherrlicht: Roß und Reiter stürzte er ins Meer!" (2 Mos. 15, 1.) Da „nahm also Maria, die Prophetin, die Schwester Aarons, das Tamburin in die Hand, und ihr nach zogen alle Frauen mit Spiel und Tanz, und sie sang ihnen vor: „Lobsinget dem Herrn, denn glorreich ist er verherrlicht!" (2 Mos. 15, 20—21.) Aus den Grabmonumenten von Theben ersehen wir, daß der Tanz von Jungfrauen mit Tamburinen in Aegypten gebräuchlich war.

Wir ziehen weiter mit den Israeliten. Man kann sich nicht leicht das Bild des Marsches und des Lagers einer solchen Menschenmenge machen. Es waren wenigstens zwei Millionen Seelen, was auch die neuern Rationalisten dagegen sagen mögen, wir glauben Moses, ihrem Führer, dem von Gott erleuchteten Geschichtschreiber. Er sagt uns: „Beim Auszuge aus Ramesses waren es etwa 600 000 waffenfähige Männer, die Kinder nicht gerechnet" (2 Mos. 12, 37). Etwas später wurden sie im Lager von Sinai



Fliegende Brücke über den Meeresarm von El-Kantara. (Nach einer Photographie. — S. 35.)

auf Gottes Befehl gezählt, und es fanden sich 603 550 Männer über 20 Jahre und mehr als 22 000 Kinder vom Stamme Levi, die über einen Monat zählten. Daraus läßt sich berechnen, daß die Zahl mit den Frauen und Kindern mindestens zwei Millionen erreichen mußte. Ueberdies folgte ihnen „eine unzählbare Menge anderer Volksstämme, Schafe und Herden aller Art, über die Maßen zahlreich" (2 Mos. 12, 38), und eine Anzahl Ochsenwagen; denn das ersehen wir aus den Opfern, die bei der Einweihung des Bundeszeltes dargebracht wurden (4 Mos. 7, 3).

In welch einer Länge muß sich also der ungeheuere Zug entfaltet, welche Bodenfläche beim Lagern bedeckt, welche Zeit beim Abmarsche und bei der Ankunft gebraucht haben! Unsere großen modernen Heere können uns einen Begriff davon geben. Ein Armeecorps von 20 000 Mann braucht zwei Stunden zum Vorbeimarsch bei einer Parade, wo ihm nichts im Wege steht; welche Zeit wird also eine hundertmal größere ungeordnete Menschenmenge auf schwierigem Wege mit ihren Herden, die unterwegs geweidet werden mußten, gebraucht haben? Die lockern Colonnen mußten sich auf eine ungeheure Länge ausdehnen und wenigstens in der Ebene nebeneinander hinziehen. Als Rastplätze nennt Moses, wie alle Geschichtschreiber von Feldzügen, die Orte, in denen das Hauptquartier lagerte. Ihn anders verstehen wollen hieße eine Menge Wunder annehmen, welche die Heilige Schrift nicht erwähnt. Denn ohne Wunder könnten 2 Millionen Menschen mit den Herden am Abend eines Marschtages nicht aus einer Quelle trinken oder an einem Tage einen 30 m breiten Engpaß durchziehen. Als umsichtiger Führer wählt aber Moses auf dem Marsche nach dem Sinai zweimal einen so geräumigen

Lagerplatz, daß er auf ihm alle Nachzügler erwarten und das ganze Volk nach vier Marschtagen wieder vereinigen kann. Die Plätze für die zwölf Stämme im Lager und auf dem Marsche ordnete er erst später nach Errichtung des Tabernakels am Fuße des Sinai. Noch war das fliehende Volk an so viel Disciplin und Gehorsam nicht gewöhnt.

6. Die Wüste von Sur und Mara.

Zunächst wollen wir uns einen Ueberblick über die Sinai-Halbinsel verschaffen. Dieselbe erstreckt sich zwischen dem Golf von Suez im Westen und dem Golf von Akabah im Osten ins Rothe Meer und bildet ein beinahe gleichseitiges Dreieck. Die Entfernung von Suez nach Akabah am Nordende des gleichnamigen Golfes beträgt 241, die von Akabah nach dem Vorgebirge Ras Mohammed an der Südspitze der Halbinsel 214 und die dritte Seite endlich von diesem Punkte bis Suez 299 km. Eine von Suez nach Akabah in einem etwas stumpfern Winkel als die Küste verlaufende Bergkette, der Dschebel et-Tih, theilt die Halbinsel. Nördlich von ihr erstreckt sich das fast ebene Wüstenplateau der et-Tih (Verirrung), südlich das mit hohen Bergen bedeckte Thor oder Thur (Gebirge). Fast in der Mitte desselben, und nahezu seinen höchsten Gipfel bildend, erhebt sich der Sinai, welcher der ganzen Halbinsel seinen Namen gab. Nach dem Golfe von Suez zu lassen die Berge einem flachen Uferstriche Raum, der El-Quah (Ebene), während sie bis unmittelbar an den Golf von Akabah herantreten. Andere Namen als Berge (Dschebel), Thäler (Wadi), Vorgebirge (Ras), Engpässe (Naqb), Quellen (Ain) und Cisternen (Bir) hat die Karte kaum; nur zwei Städte, die aber diesen Namen nicht verdienen, finden sich: Feiran (früher Pharan), beim Eintritt in das Gebirge von Suez her, und Thor an der Küste von El-Quah (vgl. die Kartenskizze S. 32).

Wenn man die Palmgruppen der Mosesquellen verläßt, ist man in einer trostlosen Wüste, aus welcher niedrige, merkwürdig geformte Hügel aufragen so weit das Auge sieht. Die Israeliten haben sie treffend Wüste Sur oder Schur, d. h. Wüste der Mauer, genannt. Die Bergkette des Dschebel er-Rahah, ein Ausläufer des Dschebel et-Tih, schließt nämlich mit einer scharfen horizontalen Linie und in grauem Tone wie eine ungeheuere Mauer, soweit der Blick reicht, das Bild. Sie stand den Israeliten, die von Westen kamen, drei Tage lang vor den Augen. „Moses ließ Israel das Rothe Meer verlassen, und sie kamen in die Wüste Sur und wanderten drei Tage durch die Wüste und fanden kein Wasser. Und sie kamen nach Mara" (2 Mos. 15, 22. 23). Auch wir kamen erst am dritten Tage nach Mara, nachdem wir 80 km des traurigsten und einförmigsten Weges zurückgelegt hatten. Höchstens in den Bodenfalten, wo mitunter Regenwasser vorbeiläuft, ist ein seltenes grünes Fleckchen zu sehen; sonst ist im Gesichtskreis alles verbrannt und von weißgelber Farbe. Mitunter ist aber der Boden mit einer Lage schwarzer Kiesel bedeckt und macht einen unsäglich traurigen Eindruck. Die platten Steine scheinen mit etwas Steinkohle überzogen und glänzen in der Sonne. Von ferne sahen diese Stellen wie dunkle Wälder aus. Sand findet sich nirgends in bedeutender Menge; überall Geröll auf hartem Meerboden. Auf der Küstenseite erheben sich ganz horizontal Dünen, deren Flanken abgerutscht sind und deren Kuppen dachartig vorspringen; man meint, man sehe große Häuser, lange Mauern; kaum glaubten wir den Führern, die uns sagten, das sei eitel Sand und Fels. Von Zeit zu Zeit öffnet sich ein Blick auf das Meer und die dunkle Form des Attakaberges. Mit Freuden folgt das Auge einem großen Dampfer, der ruhig seinen Weg verfolgt; der Anblick mildert die trostlose Einsamkeit der Wüste. Die Sonne glühte; mit Recht nennen die Reisenden gerade diese Wüste den qualvollsten Theil der Sinai-Halbinsel.

Unsere Kameeltreiber sammelten unterwegs einige Stücke Holz für das Abendfeuer, und der kleine Rabah, immer munter und diensteifrig, pflückte da und dort Lieblingskräuter für die Kameele, welche unermüdlich in immer gleichem Tritte vorantrabten. Abends lagerte man an einer Stelle, die etwas Gras für die Thiere und Gestrüpp für ein Feuer bot. Sobald die Kameele abgepackt sind, eilen sie auf die Grasbüschel los; bei Einbruch der Nacht kommen sie von selbst und lagern sich neben dem Feuer, wo sie ihre karge Ration Bohnen bekommen. Die Männer bereiten den Kaffee, der kleine Rabah knetet aus Leibeskräften den Teig für das ungesäuerte Brod, das in der Asche gebacken wird, gerade wie es die Kinder Israels machten. Diese Brode dienen als Abendessen und als Nahrung für den folgenden Tag.

Nach dieser ersten Nacht durchzogen wir eine womöglich noch einförmigere Wüste, die nur von einigen flachen Bodensenkungen durchschnitten wird, in welchen Sand und Flußgerölle den Lauf der Bäche von den Bergen zum Meer bezeichnet. Unsere Führer nennen die Namen dieser Wadi, wie man in Europa die Namen der Stationen abruft. Zuerst durchschnitten wir den Wadi Sudr, der aus der Schlucht hervorbricht, welche die Kette er-Rah von der Tih-Kette scheidet. Ein schöner abgerundeter Berg, der Dschebel Bichr, steigt an dieser Stelle wie ein Festungsthurm über die Bergmauer empor. Er erinnert an das tragische Ende des gelehrten Orientalisten E. H. Palmer, der die englische Expedition von 1880 mitmachte. Von Beduinen umringt, wollte er lieber einen Sprung in einen Abgrund des Bichr wagen, als seinen Mördern in die Hände fallen. Auch seine beiden Begleiter starben mit ihm. Unsere Führer, die uns sonst alle möglichen Anekdoten erzählten, schwiegen über dieses Ereigniß.

Die zweite Nacht lagerten wir im Wadi Werdan, dem größten von allen; er hat an dieser Stelle mehr als eine Stunde Breite. Auch der dritte Tag führt durch eine ganz dürre Gegend. Man fragt sich, wie es möglich war, daß die Kinder Israels diesen dreitägigen Marsch ohne Wasser aushalten konnten. Die englische Expedition hat die ganze 26 qkm große Ebene durchforscht und nur sechs kleine, ganz bittere Quellen gefunden. Vielleicht könnte man annehmen, daß seit den Tagen Moses' unter dem Sande Quellen verschüttet wurden. Jedenfalls aber wird Moses, der die Beschaffenheit des Landes aus seiner Reise nach dem Lande Madian kannte, den Israeliten befohlen haben, einen Wasservorrath aus den Mosesquellen mit sich zu nehmen; sonst wäre die Reise unerklärlich. Nicht einmal die an das Wüstenleben gewohnten Beduinen hielten sie aus. Wir trafen unterwegs drei Beduinen zu Fuß; der stärkste trug in einem Schlauche auf dem Rücken das Trinkwasser. Ziegen lassen sich gewöhnen, zwei Tage ohne Wasser zu weiden; das Rindvieh aber muß öfters zur Tränke geführt werden. „Endlich erreichten die Kinder Israels Mara. Und sie konnten das Wasser der Quelle nicht trinken, so bitter war es; daher nannte (Moses) den Ort bezeichnend ‚Mara', d. h. Bitterkeit. Und es murrte das Volk wider Moses und sagte: ‚Was sollen wir trinken?' Da schrie Moses zum Herrn, und der Herr zeigte ihm ein Holz, und als er dieses ins Wasser geworfen, wurde das Wasser süß" (2 Mos. 15, 23—25). Und Moses gab unter dem Eindrucke dieses Wunders dem Volke Vorschriften und Satzungen. „Und sie kamen nach Elim, wo 12 Quellen und 70 Palmbäume sind, und sie lagerten neben dem Wasser" (ebend. V. 27). Mara liegt also drei Tagreisen

von Ayun Musa und eine von Elim. Wirklich findet sich 70 km von den Mosesquellen ein Wadi A'Mara, der ganz gut das Mara der Bibel sein kann. Zwar ist jetzt keine Quelle dort, aber E. H. Palmer versichert, im Winter 1869/70 daselbst eine Grube voll bittern Wassers gefunden zu haben. Dennoch verlegen die meisten Reisenden den Schauplatz des Wunders nach Ain Hauârah, wo die Bodengestaltung allerdings auf mehr Wasser schließen läßt. Ein zuckerhutförmiger Hügel, dessen Spitze eine Mauer umschließt, dient den Beduinen als Wartthurm, von dem aus sie die weite Wüstenebene überschauen. Links davon steht eine Gruppe wilder Palmen, deren dunkles Grün lebhaft vom weißen Boden absticht. Hier angekommen, finden wir ein dichtes Gebüsch, aus dem einige kräftige Stämme aufragen. Aber Wasser zeigt sich nicht; seit zehn Jahren, sagt man uns, gibt es dort keines. Frühere Reisende beweisen, daß die Quelle, sowohl was die Menge als die Beschaffenheit des Wassers angeht, sehr unbeständig fließt. Ebers fand es so schlecht, daß er es auch mit Cognac nicht trinken konnte, während Holland es ausnahmsweise gut nennt. In einem so sandigen und tief durchwühlten Boden haben diese Schwankungen nichts Unbegreifliches und lassen die Annahme wohl zu, daß die Quelle vor 34 Jahrhunderten für eine Menschenmenge von 2 Millionen und ihre Herden ausreichte.

Was das Wunder angeht, so führt Bädeker und andere eine höchst einfältige Erklärung eines neuern Reisenden Namens Burckhardt an, welcher der Meinung ist, ein Absud von Granatäpfeln und den süßen Beeren der Nitraria tridentata hätte wohl das Wasser versüßen können, obschon er selbst den Versuch nicht gemacht habe. Nun ist aber das Wasser so bitter, wie Bittersalz nur sein kann. Man berechne also, wieviel Tonnen Granatäpfel und Beeren der Nitraria Moses gebraucht haben müßte, um den Trank für 2 Millionen Menschen genießbar zu machen. Man bedenke überdies, daß es April war, wo diese Früchte noch lange nicht reif sind. Ist es da nicht vernünftiger, statt an eine solche Erklärung an ein Wunder zu glauben? Wir glauben daran und sehen in dem wunderbaren Holze, das der Herr zeigte, ein Vorbild des heiligen Kreuzes, das den Frommen die bitteren Wasser der Trübsal versüßt. (Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Japan.

Erzdiöcese Tokio. Statistik. Einem Brief Msgr. Osoufs, Erzbischofs von Tokio, entnehmen wir die folgenden statistischen Angaben.

Die Mission von Tokio umfaßt die Centralprovinzen der großen Insel Nippon und zählt unter einer Einwohnerzahl von 14 045 000 9002 Katholiken. Das Missionspersonal besteht aus dem Erzbischof, 25 europäischen Missionären, 2 Clerikern, 30 eingebornen Katechisten, 14 Marianiten (2 Priester und 12 Laienbrüder), 23 Schwestern vom Kindlein Jesu (St.-Maur), worunter 4 eingeborne Schwestern, dazu 8 eingeborne Novizinnen derselben Genossenschaft und 11 Schwestern vom hl. Paul von Chartres. Die Mission besitzt 54 Gemeinden, 40 Kirchen und Kapellen, ein Kleines Seminar mit 2 Theologie-Studirenden und 6 im Vorbereitungscurs. Außerdem gehören 4 Seminaristen, die im Seminar von Nagasaki studiren, zur Mission. Ein von den Marianiten geleitetes Colleg zählt 102 Zöglinge, wovon 51 Interne. Ferner bestehen 3 Mädchenpensionate mit 79 Internen und 45 Externen, 18 Elementarschulen, 3 für Knaben, 4 für Mädchen, 11 gemischte mit zusammen 1155 Kindern, nämlich 409 Knaben und 746 Mädchen; sodann 4 Waisenhäuser mit 974 Kindern, 7 Werkschulen mit 77 Lehrlingen und endlich 3 Armenapotheken.

Der Jahresbericht vom 15. August 1891 bis zum 15. August 1892 weist 1263 Taufen Erwachsener, 504 Taufen heidnischer und 192 Kinder christlicher Eltern, 3123 Beichten und 2382 Ostercommunionen auf.

China.

Apostol. Vicariat Nordwest-Hupé und Süd-Honan. Ausbruch einer neuen Christenverfolgung. Die Missionen Chinas stehen auf einem vulkanischen Boden. Kaum sind die blutigen Wirren in der Mongolei und den Westprovinzen zu Ende, und bereits kommt die Schreckenskunde neuer Verfolgungen aus den Binnenprovinzen. Die Furcht vor einer allgemeinen Christenverfolgung, so entnehmen wir einem Berichte Msgr. Banci O. S. F., Apostol. Vicars von Nordwest-Hupé, steigert sich von Tag zu Tag. Bereits hat das Werk der Zerstörung durch die aufgeregten heidnischen Volksmassen an verschiedenen Stellen begonnen. In Yan-kan, 40 km von der bischöflichen Residenzstadt Lao-ho-keu, sind die Schulen und das Wohnhaus der Missionäre samt dem dabei aufgespeicherten Baumaterial für die neue Kapelle und drei bis vier Christenhäuser in Flammen aufgegangen. Ein noch schlimmeres Loos traf die Christengemeinde von Miao-tau-ze-ha und Ly-Twai, wo ein mit Gewehren, Säbeln und andern Mordinstrumenten bewaffneter Haufen über die Wohnungen der Christen herfiel, sie ausraubte und in Asche legte. Sogleich wandten sich die Missionäre an die Civil- und Militärmandarine und baten um Schutz. Sie versprachen sofortige Hilfe, und in der That wurde durch ihr Einschreiten Schlimmeres verhütet. Sie ließen Residenz, Kirche und Wohnhaus von Lao-ho-keu Tag und Nacht von Soldaten bewachen; ohne diese Maßregel wäre jetzt alles ein Aschenhaufen. Denn überall verkündeten Maueranschläge die bevorstehende Einäscherung der Missionsanstalten von Kia-tuen-ku und Lao-ho-keu, sowie die Niedermetzelung der Missionäre. Die dafür angesetzten Tage waren der 12. August für Lao-ho-keu, der 14. für Kia-tuen-ku.

Die Veranlassung zum Ausbruch dieser Feindseligkeiten gab auch hier eine Reihe von lächerlichen Verleumdungen, die böswilligerweise gegen die Missionäre ausgesprengt worden waren. Bei der großen Sommerhitze stellte sich die Cholera ein. Sofort hieß es, die Missionäre seien schuld daran. Diese „westlichen Teufel" schickten nicht bloß die Augen und Herzen, die sie den kleinen Chinesen ausgenommen, nach Europa, wo man Silber und verschiedene Heilmittel daraus bereite, sondern sie sendeten auch ihre bezahlten Geheimboten im Lande herum, um die Brunnen zu vergiften, damit das unglückliche Volk sich daraus den Tod trinke. Die rasche Verbreitung der Cholera trug natürlich dazu bei, diesem Gerüchte Glauben zu verschaffen. Die Folge war große Aufregung in den Massen. Nieder mit den „europäischen Teufeln", war die Losung. Ohne die Dazwischenkunft der Mandarine wären die Drohungen auch längst erfüllt worden.

Ein weiterer Brief des P. Modestus O. S. F. vom 30. August v. J. aus Lao-ho-keu bestätigt die obigen Nachrichten und fügt

einige Ergänzungen bei. In Sa-ghoi ist die Residenz eingeäschert, vier Christen ermordet worden. Zwar eilte der Mandarin alsbald zur Stelle, um Ruhe zu schaffen, wagte aber nicht, eine einzige Verhaftung vorzunehmen; denn die Rebellen zählten bereits 5000 Köpfe und waren so aufgeregt, daß der „große Mann" selber beinahe in Gefahr gerieth. Die Landstraßen werden überall unsicher gemacht, und mehrere Reisende sind den streifenden Banden zum Opfer gefallen. Aus diesem Grunde mußte Msgr. Volonteri, der im Begriffe stand, sich zur Weihe des neu ernannten Apostol. Vicars von Süd-Honan zu begeben, auf die Reise verzichten. Als ob der drohende Bürgerkrieg und die Cholera noch nicht genug wären, droht bereits eine weitere Heimsuchung. Heuschreckenschwärme sind im Anzuge. Wenn sie kommen, ist eine Hungersnoth gewiß.

Einem spätern Schreiben Nanzinis aus dem Mailänder Missionsseminar zufolge waren auch in Honan Unruhen ausgebrochen, aber durch das entschiedene Einschreiten der Mandarine, die den Verdächtigungen sofort eine officielle Widerlegung entgegensetzten, bald wieder beigelegt. Auch in Hupé ist es gelungen, den Aufstand durch Waffengewalt niederzuwerfen. Drei Haupträdelsführer wurden getödtet, ihr Anhang zerstreut. Freilich ist damit keine volle Sicherheit geschaffen. Der Urheber der Unruhen war auch hier wieder der Geheimbund der Kiang-hu-hius (in Kiangnan und andern Provinzen K'o-lao-huis genannt). Wie es heißt, sollen einzelne Nachkommen der frühern Dynastie Ming von ihrem Aufenthaltsort in dem Grenzgebirge zwischen Hupé, Schansi und Setschuan die Bewegung leiten. Doch hatte dieselbe bis dahin erst 6 bis 7 Distriete umfaßt, und es ist zu hoffen, daß die Ortsmandarine den Aufruhr endgiltig niederhalten.

Apostolisches Vicariat Nord-Schensi. Ungefähr zur selben Zeit war ein Franziskanermissionär in Nord-Schensi, P. Hugo, nahe daran, den Martyrtod zu erleiden. Es war in Ngan-tim, einem Hauptmittelpunkt der Mission. Während die Katechisten eben in der zahlreich besuchten Schule unterrichteten, brach auf einmal ein von außen zugelaufener Haufen von Heiden in das Schulhaus, mißhandelte die Kinder und Katechumenen und zwang sie, auseinanderzugehen. Am schlimmsten aber kamen die Katechisten davon, die man durch Drohungen und Mißhandlungen umsonst zum Abfall zu zwingen suchte. Dann suchte die Rotte nach dem Miethsherrn des Missionshauses, um es ihn entgelten zu lassen, daß er die Fremdlinge aufgenommen. Glücklicherweise war er nicht zu finden. Inzwischen war P. Hugo zum Mandarin des Ortes gelaufen, um ihn um seinen Schutz zu bitten. Der Mandarin gab sofort Befehl, die Hauptschuldigen gefangen zu nehmen. Auf die Kunde davon rottete sich ein Haufen von mehreren Hundert Menschen vor dem Haus zusammen, um den heraustretenden Missionär zu empfangen. Unter Drohungen wurde er bis zu seiner Wohnung begleitet. Einige der Frechsten drangen mit hinein, packten den wehrlosen Priester und schleppten ihn auf einen Platz; hier wurde er von der wüthenden Menge förmlich gesteinigt. Dieselbe ließ erst nach, als ein vorübergehender Arzt, der den armen Pater bereits bewußtlos und ohne ein Lebenszeichen daliegen sah, ihr zurief, der Europäer sei todt.



Oasen der Mosesquellen vom Strande des Rothen Meeres aus. (S. 36)

Da ergriff die rohen Menschen ein Gefühl der Bestürzung. Alles stob auseinander und ließ den Missionär in seinem Blute liegen, zugleich mit zwei Neophyten, die den Pater zu vertheidigen gesucht hatten. Sie wurden alle drei von der Stadtwache, die noch Lebenszeichen an ihnen fand, aufgehoben und zur Wohnung des Mandarinen gebracht. P. Hugo hatte ein großes Loch im Kopf und schwere Verletzungen am ganzen Körper, besonders an den Beinen, die seine Peiniger ihm zu zerschmettern gesucht hatten. Der Mandarin hielt die Verfolgten 14 Tage lang in seinem Haus und ließ

sie verpflegen, da ihr Tod für ihn unangenehme Folgen haben konnte. So kamen alle drei Bekenner glücklich mit dem Leben davon und wurden, als sie sich soweit wieder erholt hatten, in die Missionsstation zurückgebracht — freilich noch elend und abgemagert bis auf die Knochen.

Msgr. Bibi, der Coadjutor des Apostol. Vicars, berichtete den ganzen Vorgang an den Vicekönig der Provinz und den Minister in Peking. Was da geschehen wird, ist abzuwarten. Es ist anzuerkennen, daß die kaiserliche Regierung in letzter Zeit entschiedener als früher zum Schutz der vertragsmäßig zugesicherten Religionsfreiheit eingetreten ist und auch auf die Localmandarine einen wirksamen Druck ausgeübt hat. Doch bleibt hierin noch gar viel zu wünschen übrig.

Aegypten.

Die koptische Frage. Die ewigen innern Zwistigkeiten der verschiedenen Schismatiker und der Druck des muselmännischen Joches, unter dem sie seufzen, erscheint wie eine Gottesstrafe dafür, daß sie sich einst der rechtmäßigen Jurisdiction des Nachfolgers Petri entzogen haben.

Im Augenblick ist es namentlich die sogen. koptische Frage, welche die Schismatiker des Orients in Spannung hält.

Die Kopten sind die eigentlichen Nachkommen der alten Aegypter. Sie haben ihren Glauben durch alle Stürme der arabischen Invasion bewahrt. Nach der Eroberung Aegyptens durch den Islam wurde die Verbindung der Kopten mit Rom sehr schwierig, ja fast unmöglich. Die berühmte Schule von Alexandrien, die in der damaligen christlichen Welt einen solchen Glanz verbreitete, ging seit dem heiligen Cyrill immer mehr nieder, und ihre letzten Strahlen erloschen mit dem Brande, der die weltbekannte alexandrinische Bibliothek verzehrte.



Einer der Quellenhügel der Mosesquellen. (S. 36.)

Losgetrennt von Rom und ihrer Schulen beraubt, fielen die Kopten erst in die Irrlehren des Eutyches und versumpften schließlich in traurigster Unwissenheit, die so weit ging, daß sie ihre eigene Sprache vergaßen. Freilich ist die koptische Sprache bis heute die Sprache ihrer Liturgie geblieben, allein niemand versteht sie, nicht einmal mehr der Clerus.

Ihre Priester waren meistens aus der Klasse der öffentlichen Schreiber genommen und ohne Vorbereitung, ja oft gegen ihren Willen geweiht.

Ihre Kirchen sind für das Land wirklich schön zu nennen; das Schiff ist meist gut in Stand gehalten, dagegen sind Chor und Altar oft in ekelerregender Weise vernachlässigt. Die Hierarchie setzt sich zusammen aus dem vom Khedive ernannten Patriarchen, dem Metropoliten der Abessinier, zwei Bischöfen, der Ordens- und Weltgeistlichkeit. Letztere ist verheiratet. Die koptische Kirche, die heute verschiedenen Angaben nach noch zwischen 200 000 bis 500 000 Seelen zählt, besitzt große Reichthümer. Doch klagt man die Geistlichkeit an, daß sie das Kirchengut verschleudere. Darum hat die leitende Partei eine eigene Verwaltungscommission eingesetzt, deren Vorsitzender der Patriarch ist, während die Mitglieder meist dem Laienstande angehören. Wie leicht vorauszusehen war, mußte es zwischen Geistlichkeit und Laien früher oder später zum Zwist kommen. So geschah es auch.

Butros Pascha, das Haupt der Opposition, verlangte mit der Mehrheit der Commissionsmitglieder, daß der Patriarch als Präsident abdanke. Derselbe weigerte sich entschieden und hatte die ganze Geistlichkeit auf seiner Seite. Butros Pascha erwirkte aber beim Khedive ohne weiteres die Absetzung des Patriarchen und seine Verbannung in ein Kloster Ober-Aegyptens, und setzte an die Stelle den Patriarchalvicar, das einzige Mitglied der höhern Geistlichkeit, das zu Butros gehalten hatte. Von seinem Verbannungsorte aus schleuderte der Patriarch die Excommunication gegen alle seine Gegner. Die Geistlichen stehen fest zum alten Patriarchen, die Mehrzahl der Gläubigen zur Commission. Das ist die koptische Frage, die heute wieder einmal die ägyptische Kirche in heillose Verwirrung stürzt.

Hoffen wir, daß darüber manch wohlmeinendem Schismatiker endlich die Augen aufgehen. Mehrere Bekehrungen sind bereits erfolgt, z. B. in Kairo, Alexandrien, Tantah, Mahalla-Kebir u. a. O.; weitere bereiten sich vor. Es gilt also, den unirten Kopten rasch und wirksam unter die Arme zu greifen, damit sie ihre Anstalten, Collegien, Schulen, Waisenhäuser zu kräftigerer Entfaltung bringen können.

Südafrika.

Mission am portugiesischen Sambesi. Die letzte Reise des Missionsobern. Wir erhalten auf einem Umwege stark verspätet den letzten Brief des Missionsobern am Unter-Sambesi, P. Aloy S. J., der auch bereits vor Jahresfrist nach bloß $2^1/_2$jähriger Thätigkeit dem Sambesifieber zum Opfer gefallen ist.

„Da ich die Kräfte," so schreibt er wenige Tage vor seinem Tode (Februar 1892), „die ich auf meinem Besuche in Boroma eingebüßt, einigermaßen wiedergewann, so will ich Ihnen einige Zeilen schreiben. Am 1. December reiste ich abends 10 Uhr mit Bruder Rieder auf einem der Regierung gehörigen Boote von Quilimane nach Mopea ab. Es war gerade die allerschlechteste Zeit für die Schiffahrt auf dem Sambesi. Selbst im Quaqua, der sonst einen tiefen Wasserstand hat, stießen wir fast stündlich auf neue Hindernisse, so daß wir nur mit Mühe vorwärts kamen und erst am 8. December in Mopea anlangten. Ueber Tags war die Hitze so groß, daß man in einem Ofen zu sitzen glaubte. Am 10. ging es weiter von Vicente nach Senna. Auf dieser Strecke wurde unser Boot von Krokodilen verfolgt. Regen, Gewitter, Mücken, Flußpferde, Siedehitze, Appetitlosigkeit und andere Annehmlichkeiten, wie sie von einer Decemberreise auf dem Sambesi unzertrennlich sind, blieben nicht aus. Am 19. erreichten wir Gwengwe, wo sich Herr Azevedo Coutinho, der Befehlshaber der militärischen Sambesi-Expedition, befand. Derselbe sagte mir, daß ich die Reise so nicht fortsetzen dürfe, da das rechte Ufer von aufrührerischen Kaffern besetzt sei, die alle kleinern Fahrzeuge überfielen und plünderten. Er lud mich ein, an Bord des Dampfers ‚Coama' zu kommen, der mich nach Boroma bringen würde. Natürlich nahm ich das Anerbieten dankbar an. Coutinho und vier andere Offiziere waren noch am ganzen Leibe mit den Brandwunden bedeckt, die sie während eines Gefechtes mit den Wilden durch Explosion einer Pulverkiste erhalten hatten. Zwei erlagen ihren Wunden, und ich las am 20. morgens auf dem Begräbnißplatze, wohin ich meinen Tragaltar gebracht, die heilige Messe, welcher die Truppen mit ihren Offizieren beiwohnten.

„In drei Tagen brachte mich der Dampfer nach Tete und am 24., 3 Uhr nachmittags, lockte das laute Zischen des abgelassenen Dampfes die Einwohner von Boroma aus ihren Hütten. Alles strömte ans Ufer — denn das Erscheinen des Dampfers ist für sie immer wieder eine große Neuigkeit — und gab die lebhaftesten Zeichen der Freude. Ich brachte in Boroma 25 Tage zu. Nach unsern Patres und Brüdern besuchte ich auch die Schwestern, die gegenwärtig alle gesund sind. Der Bau, in dem die Missionäre vorderhand wohnen, ist armselig. Ich hatte eine Kammer nach der Vorderseite, und trotz des Hundes kam allnächtlich eine große Hyäne vor die Hausthüre, um durch ihr ohrenzerreißendes Geheul alles wach zu halten. Sehr oft habe ich unsere kleinen Waisenkinder gesehen, sowohl zu Haus wie in Schule und Kirche und auf dem Felde bei der Arbeit. Ich war mit ihren Fortschritten im Lernen und im Singen recht zufrieden. Ich habe mehr als 20 verschiedene Kaffernlieder gehört. Die Muanambos und Zumos (Vornehme des Landes) haben mir zweimal ihre Aufwartung gemacht und die Chuangas (Negerbehörde) mit dem Obmann mir sogar ein Fest gegeben.

„Am 6. Januar ertheilte ich 100 Personen die heilige Firmung. Am Vorabend beichteten die kleinen Knaben und Mädchen so andächtig, wie die Schulkinder drüben in Europa es nicht besser gekonnt. Der Prazzo (das Landgebiet von Boroma) ist 56 km breit und lang und besteht abwechselnd aus Berg und Thal, Hügeln und schönen Ebenen. Da liegen kleine Kaffern-dörfer, aus ungefähr je 100 Hütten bestehend. Die Bevölkerung, die nicht kriegerisch ist, lebt jetzt ganz zufrieden unter der portugiesischen Herrschaft. Die Gesamtzahl mag etwas über 6000 Seelen betragen. Was sie namentlich abhält, Christen zu werden, ist die Vielweiberei. Die Erziehung der Kinder wird dieses Hinderniß allmählich beseitigen. Auf meine Bitte wird Herr Coutinho alle Kinder, die durch den Krieg verwaist wurden, uns hierher nach Boroma senden.

„Daß bis jetzt in unserer Station von Boroma so viel Krankheit und das Fieber geherrscht, ist nicht so sehr dem Klima hier überhaupt, als den ungesunden wohnlichen Verhältnissen in allzu großer Nähe des Flusses zuzuschreiben. Das wird jetzt besser werden; denn der Neubau kommt auf eine Höhe über dem Sambesi (200 m über dem Meere) zu stehen, wo sich eine $^1/_2$ km breite Ebene ausdehnt. Auch Wasser findet sich da oben. Zu weit vom Fluß dürfen wir die neue Residenz nicht verlegen; doch wird sie oben von all den üblen Folgen befreit sein, die unten an den Flußufern zu fürchten sind, wo zur Zeit der Trockenheit der zurücktretende Strom eine Menge sumpfiger Pfützen zurückläßt. Am 10. Januar langte das von Herrn Coutinho für mich gesandte Dampfboot ‚Granada' an — eine weitere Gunst, die ich dem Commandanten verdanke — und ich konnte in aller Bequemlichkeit nach Senna zurückfahren.

„Als ich von Quilimane abreiste, gelobte ich den heiligen Engeln, täglich nach dem Officium noch einen Lobgesang zu ihrer Ehre beizufügen, falls ich während der Reise vom Sambesifieber verschont bliebe. In der That habe ich weder auf der Flußfahrt noch in Boroma daran gelitten." „Aber leider", so fügt der Uebersender des Briefes bei, „kehrte das Fieber bei seiner Rückkehr mit erneuter Heftigkeit zurück und raffte den Missionär in wenigen Tagen dahin. Der Verlust ist groß. Allein die Prüfungen Gottes dürfen uns den Muth nicht nehmen." Ein weiterer Verlust traf etwa um dieselbe Zeit die Mission durch den Tod Br. de Freitas, des Begleiters P. Courtois'.

Letzterer berichtet von seiner Residenz St. Joseph bei Inhambane aus von mehreren glücklichen Bekehrungen. Unter andern hat er die Tochter eines einflußreichen Häuptlings getauft.

Westafrika.

Apostol. Vicariat von Ubanghi (Französisch-Ober-Kongo). Bau einer neuen Kirche. Unruhen. In Brazzaville am Stanleypool, so berichtet der Apostolische Vicar, Msgr. Ph. Augouard, wurde im Laufe des letzten Jahres ein neues Kirchlein gebaut. Bis dahin diente als Kirche ein Zimmer des Missionshauses, in dem „meine kleinen Schwarzen beim Gottesdienste sich bis dicht an den Schemel drängten, der den bischöflichen Thron vertrat". Die neue, dem göttlichen Herzen Jesu geweihte „afrikanische Kathedrale" ist 40 m lang, 13 m breit und mit dem Glockenthurm 16 m hoch. Die Einweihung fand am ersten Sonntag des Herz-Jesu-Monats statt. Msgr. Augouard ist früher Militär gewesen, und seine ehemaligen Kameraden haben nun auf Anregung des Generals de Charette beschlossen, für das neue Kirchlein einen Hochaltar zu stiften. Der Apostolische Vicar erzählt sodann von den Unruhen, welche im Augenblick die Mission und Kolonie bedrohen. Die Ballalis sind im Aufstand begriffen und haben den Küstenweg und die Straße nach Linzolo 20 km von Brazzaville abgeschnitten. Zwei Colonnen sind gegen die Aufständischen ausgezogen, wie es scheint, ohne viel auszurichten. Die Ballalis haben sogar eine Karawane überfallen und geplündert, und die Mission hat dabei elf Gepäckballen verloren. „Ueberhaupt ist überall Krieg in der Luft, und es fehlt nur das Dynamit, um sich in Europa zu glauben.... Ich weiß nicht, wie die Sache enden wird. Wenn es so fortgeht, wird bald der Hunger bei uns anklopfen; denn es sind gerade die aufständischen Ballalis, die sonst unsern Markt mit Manioc, Hühnern, Ziegen u. s. w. versahen. Statt dessen haben dieselben nun obendrein in der Nacht unsere jungen Pflanzungen verwüstet und die Ernte vernichtet."

„Seit einiger Zeit", so sagt der Apostolische Vicar an einer andern Stelle, „scheinen alle Expeditionen in Afrika ein tragisches Ende nehmen zu wollen, und der schwarze Erdtheil verschlingt einen Forscher nach dem andern. Vor kurzem noch ist Herr de Poumayrac, der Agent der französischen Regierung in Ober-Ubanghi, mit 10 schwarzen Soldaten und 33 Trägern ermordet und aufgefressen worden. Es geschah dies in derselben Gegend, wo auch Crampel seinen Tod gefunden, und gerade da, wo wir die neue Missionsstation von ‚St. Paul von den Stromschnellen' zu gründen gedachten.... Was Ubanghi angeht, so ist jetzt eine wichtige geographische Thatsache festgestellt worden. Die Vermuthung des Herrn Wauters von Brüssel hat sich bestätigt: der Uëllé ist wirklich nichts anderes als der Oberlauf des Ubanghi und bildet somit die Hauptwasserstraße nach dem ägyptischen Sudan." Msgr. Augouard erwähnt dann noch kurz der unglücklichen Expedition des Belgiers Hodister, der mit seiner Schar auf dem Zuge nach dem Katanga von den Arabern aufgerieben wurde. Selbst der Dampfer „Vernaërt" ist in die Hände des racheluftigen Feindes gefallen. Diese letzten Erfolge der Araber geben Grund zu ernstlichen Befürchtungen. Jedenfalls wird der Islam seine bisherige tyrannische Herrschaft in Innerafrika hartnäckig zu behaupten suchen, und wird die niedere Krämerpolitik, die ihn mit ebenbürtigen Waffen ausgerüstet hat, sich noch bitter rächen.

Die Mission von Cimbebasi. Prüfungen. Die Mission der Väter vom Heiligen Geist ist im Laufe des letzten Jahres durch Hungersnoth schwer heimgesucht worden. Einer alles versengenden anhaltenden Hitze folgte plötzlich, aber an den meisten Orten zu spät, ein sündfluthartiger Regen. Was noch übrig geblieben und nach dem Regen neu zu sprossen begann, fiel den Heuschrecken zum Opfer. In dichten Wolken, die auf mehrere Stunden die Sonne verdunkelten, ging diese Plage Aegyptens über die arme Mission dahin. Gierig fielen nun die Wilden ihrerseits über die Heuschrecken her und sammelten sich tüchtige Vorräthe von dieser Speise Johannes des Täufers. Die lange Dürre hat die Fetischpriester und Königlein, die hier zu Lande „das Regenmachen" verstehen, nicht wenig in Verlegenheit gebracht. Daß die Dürre eine Zeitlang anhält, ist ihnen ganz lieb; denn mit der zunehmenden Noth wächst die Zahl der Geschenke, die sie erweichen und zum Freigeben des Regens bewegen sollen. Diesmal wurde es den Schwarzen mit dem Warten aber doch zu lang, und ein junger Streber beim Stamme der Gambos benützte die Mißstimmung des Volkes, um den König, der keinen Regen machen wollte, zu stürzen und zu verjagen. Der vertriebene schwarze Monarch kam dann als Flüchtling in die Mission und bat die Missionäre, sie möchten ihm helfen, wieder auf seinen Thron zu kommen, was dieselben natürlich ablehnten.

Auffallender ist die weitere Angabe, daß eine Kolonie russischer Juden sich in Huilla (im portugiesischen Kongo-Gebiet) niederzulassen und ein neues Heim zu gründen sucht.

Madagascar.

Apostol. Vicariat von Madagascar. Ueberblick über die Missionsthätigkeit. Wissenschaftliche Arbeiten der Missionäre. Ein ausgezeichneter katholischer Geistlicher aus England, der hochw. Kenelm Vaughan, hat bei Gelegenheit der schmachvollen Verurtheilung des ehrwürdigen Apostol. Vicars von Madagascar, Msgr. Cazet, die durch das Appellationsgericht von Aix wegen einer gegen die Freimaurer gerichteten Schrift erfolgte, eine beredte Vertheidigung des hochverdienten Oberhirten veröffentlicht, der wir folgendes übersichtliche Bild über die Missionsverhältnisse der großen ostafrikanischen Insel entnehmen. „Während meines sechswöchentlichen Aufenthaltes in Madagascar bildete die katholische Mission den besondern Gegenstand meiner Studie. Alles, was ich gesehen, hat mich außerordentlich erbaut. In der That, ich muß erklären, und mein Zeugniß darf gewiß als unparteiisch gelten, daß ich, obschon ich manche Missionen in Heidenländern besucht habe, doch keine gefunden, die so erfolgreich gearbeitet und wo innerhalb so kurzer Zeit solche Wunder der Bekehrung gewirkt worden sind. 1861, als die katholischen Missionäre an der Küste von Tamatave landeten, fand sich auf der eigentlichen Insel kein einziger Katholik. Nach und nach aber haben die Jesuiten, dank ihrer unermüdlichen Arbeiten, Leiden und Predigten, nicht bloß Hunderte, sondern Tausende von Heiden zur Erkenntniß und Liebe unseres Heilandes und seiner Wahrheit geführt, so daß die Mission gegenwärtig über 30000 aus dem Heidenthum bekehrte Christen zählt. (Nach dem letzten Bericht der Propaganda sind es 35790 aus einer Gesamtbevölkerung von ca. fünf Millionen.)

„Sie haben eine prächtige Kathedrale erbaut, welche der Ruhm und der Stolz von Tananariva ist. Sie haben außerdem nahezu 300 Kirchen (und Kapellen) und über das ganze Land hin zerstreut 414 Missionsstationen. Zu diesen Kirchen kommen ungezählte (650) Elementarschulen, in welchen ca. 18000 Kinder von den christlichen Schulbrüdern, den Schwestern des hl. Joseph von Cluny und 641 eingebornen Lehrern erzogen und unterrichtet werden.

„Sie haben auch Gewerbeschulen eröffnet, in welchen Knaben von den beiden wackern Brüdern Benjamin und Arnaud in ver-

schiedenen Handwerken unterrichtet werden, und in Ambohipo ein blühendes Colleg für junge Madegassen (vgl. Jahrg. 1890, S. 177). Außerdem bestehen auf der Insel vier große Armenapotheken, wo Arzneien gratis an alle vertheilt werden, die dort Hilfe in ihren Leiden suchen. Nicht zu vergessen ist weiterhin das Aussätzigenspital zu Ambahivoraka (vgl. Jahrg. 1888, S. 43), wo 150 Aussätzige leibliche und geistliche Pflege finden; eine zweite ähnliche Anstalt soll nächstens auch bei den Betsileos eröffnet werden.

„Die Seelsorge in den elenden Gefängnissen der Stadt hat der eifrige P. Bareyt, der gleich einem zweiten Peter Claver unter die halbverhungerten und halbnackten Gefangenen nicht nur geistlichen Trost und Belehrung bringt, sondern unter sie wöchentlich Reis, Kleider und Ketten[1] vertheilt. Die Regierung selbst thut weiter nichts für die Unglücklichen, als daß sie ihnen ein Obdach gewährt. Es ist eine wahrhaft rührende Scene, den guten Pater Trost und Hilfe spendend mitten unter diesen bis auf das Skelett abgemagerten Gestalten zu sehen!

„Besondere Bemerkungen verdienen die wissenschaftlichen Arbeiten der Patres. In Tananarive steht unter der Leitung des P. Malzac eine große Buchdruckerei, deren Katalog eine überraschend reiche Zahl von Büchern religiösen, literarischen und wissenschaftlichen Inhaltes in madegassischer Sprache aufweist. Im Augenblick ist P. Malzac mit der Herausgabe eines madegassischen Wörterbuchs beschäftigt.

„Nähert sich der Wanderer von Tamatave, der großen Hova-Stadt, aus dem Hügel von Ambohidempona, so erblickt sein Auge auf der Spitze des Hügels erstaunt ein stattliches Gebäude, das die Gegend nach der Stadt zu beherrscht. Es ist die Sternwarte der Jesuiten. Sie unterhält Verbindungen mit sämtlichen Sternwarten der Welt und steht unter der geschickten Leitung des gelehrten P. Colin S. J., eines ehemaligen Schülers des trefflichen P. Perry S. J. († 1889) in Stonyhurst (England).



Paradiesvogel. (S. 46.)

„Verdiente Anerkennung in der Gelehrtenwelt hat die herrliche Karte von Madagascar gefunden, welche P. Roblet S. J. mit so großem Fleiße und Geschick entworfen und gezeichnet hat. Welche Mühen und Strapazen er bei Gelegenheit der topographischen Aufnahmen auf seinen gefahrvollen Fußreisen durch die Insel auf sich genommen hat, davon wissen die Leser des Études religieuses genugsam zu erzählen. Auch der Name des P. Camboué, des Naturforschers, ist in der wissenschaftlichen Welt wohlbekannt durch seine fachkundigen gelehrten Abhandlungen über die zoologischen und botanischen Merkwürdigkeiten der Insel. Mehr als ein Museum in Europa ist durch ihn um seltene und interessante Beiträge aus der madegassischen Thier-, Mineral- und Pflanzenwelt bereichert worden. (Wir können hier beifügen, daß die französische Akademie sich wiederholt veranlaßt sah, den wissenschaftlichen Arbeiten der Patres große Anerkennung zu zollen, und z. B. im Jahre 1890 noch den Preis ‚Savigny‘ dem P. Camboué

[1] Wenn nämlich ein neuer Gefangener eingebracht wird, so bindet man ihn mit Stricken fest an einer Säule in der Mitte des Gefängnisses, um seine Flucht unmöglich zu machen. Will er sich aus dieser peinlichen Lage befreien und die Vergünstigung freierer Bewegung erlangen, so muß er selbst für eine eiserne Kette aufkommen. Fehlt ihm das nöthige Geld dazu, so bleibt er, wo er ist. Darum ist einem solchen kein Almosen so lieb als eine Kette.

und den Preis ‚Ponti' dem P. Colin für seine wichtigen meteorologischen Beobachtungen zuerkannte, nachdem P. Roblets topographische Arbeiten schon früher mit dem Preis gekrönt worden waren.) Dieses sind einige der heroischen Arbeiten der Evangelisation und Civilisation, welche die Jesuitenmissionäre auf Madagascar so erfolgreich fortführen."

Central-Amerika.

Britisch Honduras. Eine Missionstour. Die drei PP. Cassian, Silvin, Henry Gillet und ihre mit echt englischem Humor geschriebenen Briefe sind unseren Lesern schon öfters in diesen Blättern begegnet. Für heute beschreibt uns P. Cassian eine Rundreise, die er von Orange Walk, dem Mittelpunkte des nördlichen Districtes, aus zu Roß und nur von einem kleinen Indianerjungen begleitet durch die umliegenden Missionsstationen machte. „Es sind 14 oder 15 an der Zahl, durchschnittlich 6 bis 9 Meilen voneinander entfernt. Die Reiseordnung ist folgende. Gegen 5 Uhr abends trifft der Missionär gewöhnlich in der Station ein. Ein Glockenzeichen ruft die Leute zu Rosenkranz und Predigt. Am Morgen folgt nach der heiligen Messe der Unterricht der Erwachsenen, dann um Mittag die Vorbereitung der Kinder auf die heilige Beicht, dann Beichtstuhl, Rosenkranz, Unterricht und wieder Beichtstuhl für die Erwachsenen. Taufen und Ehesegnungen kommen dazwischen hinein wie es sich trifft.



Der Leo-Hafen in Neu-Guinea. (S. 46.)

Dann geht es weiter zur nächsten Station. Diese Art Leben wird manchen meiner jungen Mitbrüder drüben recht romantisch erscheinen. Nun, es soll mich freuen, wenn einige, von der Berufsgnade angeregt, sich für Honduras melden werden; sie müssen aber wissen, daß es hier keine fein säuberlich hergerichteten Straßen gibt; auch stehen keine Herbergen am Wege, wo der müde Wanderer Erquickung findet. Das Wasser ist gewöhnlich untrinkbar, die Kost sehr mager, die Hitze unerträglich, die Kirchen oft unbeschreiblich vernachläßigt, meist bloße Bretterhütten, die Altäre mit dem wunderlichsten Zierat geschmückt. In einem Dorfe fand ich z. B. auf dem Seitenaltar die Statue Lord Wolseley's hoch zu Roß, an seiner britischen Uniform auch ohne die Ueberschrift kenntlich — eine hübsche Zierde für einen Kaminsims, aber als Darstellung des hl. Jacobus wohl weniger geeignet. Daneben befand sich ein kleiner Bleisoldat, ebenfalls zu Roß, der offenbar aus der Schachtel einer Kinderstube sich hierher verirrt hatte. An einem andern Ort stand in der Mitte des Altares unter dem Crucifix das Bild der Prinzessin von Wales. Doch kommt einem hier so Unglaubliches unter die Augen, daß man sich über nichts mehr wundert. Weiterhin läßt das Quartier, das der Missionär erhält, wenn er von der Sonne halb geröstet ankommt, alles zu wünschen übrig. In kleineren Ortschaften hat er bloß die Wahl, seine Hängematte neben jenen der anderen Hausbewohner in dem einen gemeinsamen Wohnraume aufzuhängen oder die Nacht in der Kirche zuzubringen. Ich ziehe gewöhnlich letzteres vor, indem ich vorschütze, ich und der Junge würden zusammen zu viel Platz wegnehmen.

„Die härteste Strapaze aber ist und bleibt das Reisen unter der Gluthhitze der tropischen Sonne. Da ich abends zum Rosenkranz und morgens früh für die heilige Messe an Ort und Stelle sein muß, so entgeht mir das Vergnügen, welches ein Ritt in den kühlen Morgen- oder Abendstunden bieten würde. Wenn wir beide dann gegen Abend endlich halb versengt, müde, durstig anlangen, ladet man uns ein, an einem kleinen runden Tischchen Platz zu nehmen. Darauf steht unser ganzes Mahl bereit, nämlich drei Eier, ein Häuflein Tortillas (Maiskuchen), ein Näpfchen Chilipfeffer und eine Tasse Maiskaffee. Messer, Gabel, Löffel sind natürlich unbekannte Dinge. Jeder tunkt seine Tortilla in sein Ei und sucht herauszufischen, so viel er kann. Ich muß bemerken, daß ich anfangs aus übergroßem Tugendeifer nur eines von den drei Eiern nahm und aus Rücksicht auf den jugendlichen Appetit die zwei andern meinem armen Jungen überließ. Aber schon nach vier Tagen gab mein Heroismus nach und raunte ich meinem kleinen Tischgenossen zu: ‚Hör, Natalis, es geht nicht anders, wir müssen das dritte Ei in Zukunft theilen.‘ Am Ende der ersten Woche wurde es mir sehr übel. Ich hatte das Brunnenwasser in Verdacht, das hier stellenweise nichts weniger als einladend, weder schmeckt noch riecht und wegen des starken Kalkgehaltes eine schmutzig-weißliche Färbung hat. Ich brachte also mehrere Tage ohne Wasser zu und suchte meinen Durst mit dem lauwarmen Maiskaffee zu löschen; aber auf die Dauer konnte ich es nicht aushalten. In meiner Verdurstungsnoth schlürfte ich hin und wieder einen Löffel voll von meinem Altarwein, so daß er vor der Zeit zur Neige ging und mich zur Rückreise zwang.

„Eine andere Schwierigkeit für den Missionär ist auch hier zu Lande die Verschiedenheit der Sprachen. Wir, der Clerus, gehören drei, das Volk sogar vier verschiedenen Nationen an; das Resultat ist eine mit all diesen Ingredienzien stark gewürzte Mischsprache. Spanisch muß jeder können. Im Norden und Süden ist auch das Maya (die alte Ursprache Yucatans und der angrenzenden Länder) nöthig; ohne dasselbe kann man beim Volke nichts ausrichten.

„Da die Schulen Regierungsschulen sind, so fällt die ganze mühselige Last des Schulmeisteramtes auf uns englische Patres, und folgerichtig der Löwenantheil der Seelsorge an unsere spanischen und italienischen Mitbrüder, die ihre Sache — und es ist dornenvolle Arbeit — recht gut machen. Wir Briten excurriren bloß gelegentlich, so oft wir nämlich das ziemlich seltene Glück haben, den Schulräumen eine Zeitlang Ade sagen zu können.

„Der Glaube ist dem Volke hier noch von der Zeit der alten Franziskanermissionäre her tief eingepflanzt. Wenn aber die Jugend jetzt nicht in ihrer Muttersprache ordentlich unterrichtet wird, ist zu fürchten, daß den kommenden Geschlechtern der tiefere Sinn und Kern der Religion verloren geht. Die Zahl der Dörfchen ist nicht gering; um Orange Walk allein sind deren 14, die zahlreichen Häusergruppen, die im Busch hier und dort zerstreut umherliegen, gar nicht gerechnet. Möge der liebe Gott uns bald tüchtige Leute schicken, denen die ewige Ruhe im Jenseits lang genug ist, um hienieden auf jede andere zu verzichten. In der Mission sind im ganzen elf Mann. Davon sind zwei gegenwärtig in den Vereinigten Staaten, um ihre Gesundheit wiederherzustellen, zwei andere sind für die Fastenpredigten nach Yucatan gegangen und nach fünf Monaten noch nicht zurück; von denen, die hier sind, ist einer ein halber Invalide, so daß unsere Maschine gegenwärtig mit fünf losen Schrauben läuft."

Oceanien.

Apostol. Vicariat Neu-Guinea. Audienz Msgr. Verius' beim Heiligen Vater. Es wird unsere Leser gewiß freuen, zu sehen, wie liebevoll und väterlich der Heilige Vater seine Missionäre aufzunehmen pflegt. „Der 18. October", so schreibt Msgr. Verius aus der Congregation des heiligsten Herzens von Issoudun, der junge, inzwischen leider schon (am 13. November v. J.) verstorbene Coadjutor des Apostolischen Vicars von Neu-Guinea, „war der für die Audienz festgesetzte Tag. . . ." Beim Eintritt in den Saal „trug P. Jouet auf einem Kissen eine Tiara ganz neuer Art. Ihre drei übereinander stehenden Kronen bestanden nämlich aus upi-upi, d. h. aus dem Federdiadem unserer bekehrten Häuptlinge. Mein kleiner Secretär P. Claudius Allcroa trug auf einem andern Kissen zwei Aexte (pâpu) und zwei Keulen (mapui) der Wilden und hielt zugleich das Banner der Mission. Ich selber trug die Karte der St.-Josephs-Mission mit einem Plan vom Leo-Hafen und unsere handschriftlichen Werke in der Roro-Sprache, nämlich die beiden Wörterbücher, die Grammatik und die Biblische Geschichte". Sobald der Heilige Vater die Missionäre sah, lud er sie mit Wort und Handbewegung ein, die üblichen Kniebeugungen rasch zu machen, um gleich in seine Nähe zu kommen. Die Tiara des P. Jouet erregte sofort seine Aufmerksamkeit.

„‚Was für eine schöne Tiara bringen Sie mir hier?‘ — ‚Heiliger Vater, sie ist aus Federkronen gemacht, welche unsere bekehrten Häuptlinge vom Leo-Hafen Eurer Heiligkeit zu Füßen legen, um Sie als den ‚Häuptling der Häuptlinge‘ anzuerkennen und Ihnen ihre Huldigung darzubringen. Gern hätten sie Eurer Heiligkeit ein kostbareres Geschenk dargebracht, allein diese Kronen bilden ihren größten Reichthum.‘ — ‚Sehr gut, sehr gut,‘ unterbrach der Heilige Vater, ‚ich bin ganz gerührt von ihrer treuen Ergebenheit und Aufmerksamkeit. Aber erzählen Sie mir ein wenig, wie sie diese Kronen machen.‘" — Der Missionär erzählte nun Sr. Heiligkeit von den herrlich befiederten Vogelarten des Landes, besonders dem sogen. Paradiesvogel, dessen Federn als Schmuck am meisten geschätzt sind. Der Heilige Vater betrachtete dann die Kronen mit sichtlichem Wohlgefallen. Das eigenartige Geschenk machte ihm offenbar große Freude. Nun kamen die Karten an die Reihe. Der Plan von Port Léon gefiel dem Papst besonders, und er stellte eine ganze Reihe sehr ins einzelne gehender Fragen über Sprache, Sitten der Wilden und ihre Stimmung den Missionären gegenüber. Die größte Freude machte es ihm, als er erfuhr, daß ganz Port Léon bereits bekehrt und getauft sei, und wie eifrig die jungen Christen im Empfang der heiligen Sacramente und wie dankbar sie dem „Großen Häuptling" seien, der ihnen die Missionäre geschickt habe. Der Heilige Vater erkundigte sich dann des weitern über die Familienverhältnisse, wie es mit der Heiligkeit der Ehe stehe, und ob die Insulaner auch den Rosenkranz beteten. „Als ich dies", so erzählt Msgr. Verius, „bejahte und beifügte, daß ich daran sei, für dieselben auch die Encyklika Sr. Heiligkeit über den Rosenkranz zu übersetzen, leuchtete das Antlitz des Papstes auf vor Befriedigung." Dann wurde die Besichtigung der Karte fortgesetzt, und der Papst segnete der Reihe nach die mit rothem Kreuze versehenen Stationen der katholischen Mission Pinupaka, Mohu, Bereïna, Babiko, Inacoi u. v. a. „Ich bemerkte darauf, daß noch viele Dörfer gar keine Missionäre hätten und das Vicariat weit ausgedehnt sei. Der Heilige Vater erkundigte sich nach der Zahl der Missionäre und war erstaunt, daß es so wenig seien. ‚Sagen Sie Ihrem Generalobern,‘ so wandte sich der Papst an den Procu-

rator der Mission P. Jouet, ‚daß er der Mission 30 Missionäre schicke, denn die Stunde der Gnade ist für diese Völker gekommen, man darf sie nicht verstreichen lassen.‘ Nachdem der Papst hierauf das Missionsbanner gesegnet, betrachtete er die dargereichten Waffen der Wilden und sprach den Wunsch aus, daß dieselben fürder nur noch zu Werken des Friedens dienen möchten. Nun kamen die geschriebenen Roro-Werke an die Reihe, und der Heilige Vater ließ sich die von den Wilden an ihn gerichtete Adresse als Sprachprobe vorlesen und fand an dem Laut und am Inhalt gleiches Gefallen. ‚O welch traute Einfalt!‘ rief er aus. ‚Sagen Sie Ihren Kindern, wie sehr mich alles gerührt hat, was sie mir sagen lassen.‘ Der Heilige Vater unterredete sich dann noch mit Br. Allcroa und sprach mit Begeisterung von dem Berufe des Missionärs. ‚Wie schön ist der Beruf, den Sie erwählt! Man muß sich ihm aber nicht halb, sondern mit ganzer Seele und ganzer Kraft weihen. Vor allem bedarf es großen Muthes und großer Selbstverläugnung, um ganz und allein nur für die Seelen zu arbeiten. Sie sind berufen, die Fortsetzer des Erlösungswerkes zu sein. Folgen Sie unserem Herrn, er hat Ihnen den Weg gezeigt.‘ Zum Schlusse gab er den Missionären und in ihnen den abwesenden Mitbrüdern und der ganzen Mission den apostolischen Segen. ‚Wenn Sie zurückkehren, so sagen Sie den Wilden, daß dieser Segen ein Dreifaches bedeute: 1. daß die Nachricht ihrer Bekehrung den Papst sehr gefreut, und daß ihre Geschenke ihn sehr gerührt hätten; 2. daß der Papst sehr zufrieden sei mit ihrer guten Gesinnung und ihrer Liebe zu den Missionären; und 3. daß der Papst den Wunsch hege, sie möchten in dieser Gesinnung verharren und noch bestärkt werden.‘ So endete diese Audienz, die den Missionären gewiß unvergeßlich bleiben wird.“

Fidschi-Inseln. Bekehrungen aus der Königsfamilie und ganzer Stämme. „Erlauben Sie mir,“ so schreibt der Apostolische Vicar Mfgr. Vidal aus Levuka (Ovalau), „Ihnen einige gute und interessante Nachrichten mitzutheilen. Kürzlich fand hier die Jubiläumsfeier des ehrw. P. Bréhéret statt, des Gründers dieser Mission. Der herrliche Festtag war ein wahrer Triumph der katholischen Religion auf diesen Inseln. Ein halbes Jahrhundert hat der gute Pater unter diesen wilden Völkern zugebracht, ohne jemals nach Frankreich zurückzukehren. Selbst das englische Blatt der Kolonie, sonst stark protestantisch gefärbt, brachte mehrere Artikel über den verdienten Veteranen und widmete ihm fast eine ganze Nummer. Eine andere, noch erfreulichere Nachricht ist die starke Bewegung, die sich auf dem Archipel zur katholischen Kirche hin geltend macht. Zum erstenmal hat sie nun auch unter den Mitgliedern der königlichen Familie einige Eroberungen zu verzeichnen. Außerdem ist der ganze Stamm von Tokatoka, 2000 Seelen stark, zu uns übergetreten, und wir sind gerade daran, dort eine Residenz einzurichten und eine Kapelle und Schulen zu bauen. Auch der alte Häuptling von Suva hat erklärt, daß er mit seinem ganzen Stamm katholisch werden wolle. Das würde unsere Zahl um ein weiteres Tausend vermehren.

„Sie sehen, das ‚Land ist reif zur Ernte‘; hätten wir nur die Mittel und die nöthige Zahl von Arbeitern, um sie einzubringen in die Scheunen des himmlischen Hausvaters.“

Neuseeland. Erzdiöcese Wellington. Besuch des Gouverneurs von Neuseeland im Colleg der Maristen. Daß der hartnäckige Kampf der Katholiken Neuseelands um die christliche Schule (vgl. Jahrg. 1884) nicht ohne Erfolge geblieben, dürfte im folgenden eine kleine Beleuchtung finden.

Am 18. August v. J. wurde nämlich das Colleg der Maristen in Wellington durch einen officiellen Besuch des Gouverneurs Lord Glascow beehrt, der bei dieser Gelegenheit den Missionären die wärmste Anerkennung zollte. Unter den hohen Gästen befand sich auch Lady Glascow und Kinder, sodann der General-Staatspostmeister, der Erziehungsminister und andere Herren. Nach dem feierlichen Empfang und nachdem die hohen Gäste die Anstalt besichtigt, wurde ihnen zu Ehren im schönen großen Studiensaale von den Zöglingen ein Concert gegeben, wobei die jungen Künstler reichen Beifall ernteten. Dann begrüßte einer der Zöglinge den Gouverneur in einer kurzen Adresse, während zwei von den Kleinen Lady Glascow ein prachtvolles Bouquet überreichten. Nun erhob sich unter stürmischem Beifall Lord Glascow und sprach in herzlichster Weise seinen Dank aus für den freundlichen Empfang. Es sei ihm in seiner amtlichen Stellung ein wahres Vergnügen, Anstalten von der Art wie die hiesige zu besuchen. „Denn ich bin einer von jenen, die stets überzeugt davon waren, daß die religiöse Seite der Erziehung in Schulen in keinem Lande unberücksichtigt bleiben darf. (Lebhafte Zustimmung.) Ich bin einer von jenen, die der Ansicht sind, daß es gerade die Zeit der Jugend ist, in welcher diese religiösen Grundsätze den Herzen eingepflanzt werden müssen, da es gilt, die Kinder nicht bloß zu guten Bürgern ihrer irdischen Heimat, sondern auch einst zu Bürgern des himmlischen Vaterlandes zu machen.“ (Beifall.) Es sei heute durchaus nothwendig, daß die verschiedenen christlichen Religionsbekenntnisse sich einigen, um den gemeinsamen Feind, den Atheismus, zu bekämpfen, der sich ihnen gegenüber breit mache. Er fühle sich darum glücklich, an dieser Stelle es auszusprechen, daß er stets für die religiöse Erziehung eintreten werde. Das ist eine andere Sprache, als wie sie die Führer des Liberalismus auf Neuseeland noch im Anfang der achtziger Jahre führten.

Persien.

(Bekehrung der Nestorianer.) Die Nachricht, die vor einigen Monaten nach Europa gelangte, daß nämlich der nestorianische Patriarch Mar Shimum (nicht Shisnun) mit dem letzten Rest seiner Secte bereits zur katholischen Kirche übergetreten sei (vgl. Novemberheft vor. J.), war, wie uns zuverlässig mitgetheilt wird, eine verfrühte. Unser Gewährsmann schreibt: „Eine Unterredung zwischen dem nestorianischen Patriarchen und dem katholischen Erzbischof von Urmia hat zwar im Juni 1892 stattgefunden; der Ausgang ist aber noch zweifelhaft. Zudem haben auch die protestantischen Missionäre des anglikanischen Erzbischofs von Canterbury ihre Hand im Spiel.“

Miscellen.

Der hl. Joseph, der Patron für eine gute Sterbestunde. „Während meines 12jährigen Aufenthaltes in (Süd-)Afrika“, so erzählt P. O'Haire, ein irischer Missionär, „war ich mehrere Jahre hindurch Seelsorger eines Gebietes, wohl so groß wie ganz England. Von Zeit zu Zeit besuchte ich meine weit zerstreute Herde. Auf einer dieser Rundreisen verlor ich meinen Weg und irrte umher, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, woher und wohin. Nirgends eine Spur von einem menschlichen Wesen. Es war

in der trockenen Jahreszeit, und meine verdurstenden Rößlein waren kaum mehr im stande, den Wagen voranzuziehen. Endlich langte ich in einem mir unbekannten Thale bei einer Boer-Farm an. Das Land ringsum war von der Sonne versengt, doch sah ich in der Nähe des Hauses einen Wasserteich. Ich stellte mich dem Bauer vor, erzählte ihm meine Geschichte und bat ihn um Erlaubniß, meine Pferde tränken zu dürfen, was er auch gestattete. Darauf gab ich mich ihm als katholischen Priester zu erkennen; er selbst war natürlich Calviner. ‚Ei,' sagte er, ‚das trifft sich gut; dort im Hinterhaus liegt ein Arbeiter am Sterben; der ist katholisch. Vielleicht können Sie einmal hingehen.' Ich eilte hin und fand einen armen Burschen, dem der Tod schon auf der Stirne geschrieben stand. Als ich ihm sagte, ich sei der katholische Priester des Districtes von Cudtshorn, 150 englische Meilen weit von hier entfernt, da richtete sich die eingefallene und bleiche Gestalt im Bette auf und rief mit dem Ausdruck innigsten Dankes: ‚O hl. Joseph, ich wußte es, du würdest mir vor dem Tode noch einen Priester senden, der mir in der letzten Stunde beistehe!'

„‚Wie ist das mit dem hl. Joseph?' fragte ich, neugierig gemacht. Da erzählte mir der Sterbende kurz folgendes:

„‚Als ich noch daheim in Irland ein Knabe war, da lehrte mich meine gute fromme Mutter jeden Tag beten: „O hl. Joseph! bitte für mich um eine glückselige Sterbestunde!" Ich habe von da an dies Gebetlein keinen einzigen Tag unterlassen. Ich ging zur ersten heiligen Communion, als ich 10 Jahre alt war, diente Messe bis zum 15. Jahre und trat ins Heer ein im 21. Der (Zulu-) Kafferkrieg brachte mich nach Afrika.

„‚Bevor ich Irland verließ, ging ich in meiner Uniform zu meiner armen alten Mutter, um von ihr Abschied zu nehmen. Als wir uns trennten, sagte sie noch: „Vergiß mir ja nicht das Gebetlein zum hl. Joseph!" Der Zulukrieg kam zu Ende, meine Dienstzeit war herum, ich wurde entlassen und blieb in der Kolonie. Der nächste Priester von meinem Aufenthaltsort aus war in der Capstadt — 500 Meilen weit Entfernung. Dann kam ich auf diese holländische Farm und bin hier seit Jahren. Kürzlich hörte ich, daß ein Priester nach Cudtshorn gekommen, 150 Meilen von hier, und obschon kränklich, machte ich mich doch auf den Weg dahin, in der Hoffnung, wieder einmal beichten und communiciren zu können. Als ich bei der Priesterwohnung anlangte, hieß es, Sie seien fort auf der Rundreise und würden vielleicht erst nach Monatsfrist zurück sein. Ich wartete eine Woche lang und machte mich dann auf den Heimweg. Gestern kam ich hier an — sterbenskrank, und sehen Sie, heute schickt mir der hl. Joseph einen Priester.'

„Ich blieb die Nacht über bei ihm, bereitete ihn vor, hörte seine Beichte, reichte ihm am nächsten Morgen die heilige Wegzehrung und spendete ihm bald darauf die letzte Oelung und den letzten heiligen Segen. Nicht lange danach starb er, und das letzte Gebet seiner sterbenden Lippen war: ‚Hl. Joseph! bitte für mich um eine selige Sterbestunde.'"

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der vom 29. November bis 31. December eingegangenen Gaben.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
Von Pfarrer Walter in Hollerbach	5.—
Von B.-M. in Luzern	60.67
Von Waldkirch	2.—
Von Franciska Seybold in Röfingen	10.—
Durch C. W. in O.	100.—
Von F. Kreutzmann, Kaplan in Canstein	20.—
Von Augustin Scholz, Pfarrer in Seifersdorf	16.92
Von A. Bauer in Wien	33.87
Von Frau Fürstin Wrede-Herberstein, München	85.—
Ungenannt von M.	120.—
Von G. Haebert in Kiel, P. O. Mo.	14.35
Für nothleidende Missionspriester zur Persolvirung von heil. Messen:	
Von J. H. in Foster's Meadow, L. J.	61.50
Von H. Sz. in Sch. bei Essen	25.10
Von M. J. in Düren	2.—
Von Pfarrer Huthmacher in Gruol	86.—
Von Pfarrer Pregler in Forchheim	427.—
Von Pfarrer Hoffmann in Altzülz	138.30
Von Vicar Heinrichs in Neisse	100.—
Von Georg Näsbohrer, Pfarrer in Glött	29.—
Durch Pfarrer Beuders in Köln-Bickendorf, von einem Kranken	2.—
Von E. Lorek, emerit. Lehrer in Zülz	13.—
Für nothleidende Priester in Sibirien:	
Von Bernh. Schick in Oberweier	2.10
Von J. H. in Foster's Meadow, L. J.	41.—
Für die Missionen in China u. Japan:	
„In hon. B. M. V. immaculatae et S. Francisci Xaverii" für das Seminar zu Nagasaki	100.—
Von Ungenannt	20.—
Von Fräulein Th. G.	16.90
Ungenannt von M.	60.—
Von J. H. in Foster's Meadow, L. J.	41.—
Von K. N. B. H.	3.—
„Notre Dame de Lourdes, priez pour nous"	200.—
Für das Apostol. Vicariat der Ostmongolei:	
Von Lehrer Büdenbender in Stift Keppel	5.—
Von Hp. in Stuttgart	2.50
Aus St. Andrä, Kärnten	33.87
Von Cooperator Brand in Waldkirchen	25.—
„Sancta Maria, succurre miseris"	25.—
Von zwei wenig bemittelten Personen aus Regensburg	10.—
Von den Schwestern vom Heiligen Geist in Marienhof bei Koblenz	15.—
Von C. R.	5.—
Von K. N. B. H.	5.—
Für die Missionen in Indien:	
Von Hp. in Stuttgart	2.50
Aus Exaeten von G. in C.	21.—
Ungenannt von M.	10.—
Für die Aussätzigen des P. Briand in Bangalore:	
Von J. H. in Foster's Meadow, L. J.	41.—
Für die Missionen in Afrika:	
Von Joh. Becher, Lehrer in Wendlingen	10.—
Von Immaculata	20.50
„Notre Dame de Lourdes, priez pour nous"	200.—
Von Joh. Hoffmann, Vicar in Lommersum	7.50
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):	
Aus Oesterreich	100.50
„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae"	20.—
Aus Altdorf durch Exaeten	100.—
Für die Mission in Uganda (Afrika):	
Von Vicar Leuchter in Stoppenberg	13.—
„Notre Dame de Lourdes, priez pour nous"	200.—
Für die Missionen in Australien:	
Von C. R.	5.—
Von J. R.	8.50
Von Fräulein Th. G.	16.90
Von K. N. B. H.	5.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von O. Niemann, Geistl. Rath in Ansbach	21.—
Von den Schülerinnen der Ursulinen in Berlin	78.—
Von Pfr. B. Greiner in Obermonschur, Rußland	90.85
Von C. W.	10.80
„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae"	100.—
Durch das Redemptoristen-Collegium in Kozelsdorf	5.—
Durch Pfarrer Beuders in Köln-Bickendorf, von einem Kranken	21.—
Aus Blijenbeck	30.—
Von Alumnus Königs im Coll. Germ. in Rom	21.—
Von A. M. H. aus Düren	21.—
Von M. Engler in Moresnet	25.—
Ungenannt von M.	100.—
Von J. H. in Foster's Meadow, L. J.	41.—
Von K. N. B. H.	3.—
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von den Schülerinnen der Ursulinen in Berlin	42.—
Von Pfarrer Weber in Stockstadt a/M.	50.—
„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae"	100.—
Von W. F. M.	55.27
„Notre Dame de Lourdes, priez pour nous"	200.—
Ungenannt von M.	100.—
Von J. H. in Foster's Meadow, L. J.	41.—
Von K. N. B. H.	3.75
Für die nordischen Missionen:	
Ungenannt von M.	10.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae"	100.—
Von Rev. J. A. Marks in Jerseyville, Ill.	41.—
Von J. H. in Foster's Meadow, L. J.	41.—
„Notre Dame de Lourdes, priez pour nous"	200.—
Für den Bonifacius-Verein:	
Von M. J. in Düren	1.—
Von Madame G. Kreuzburg in Pau	156.40
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von E. Lorek, emerit. Lehrer in Zülz	18.60
Pro Papa:	
Von dem Convent der Cistercienser in Ossegg	127.50
Für verschiedene Zwecke:	
Von Ungenannt	32.50
Von Pfarrer Stein in Siggen (für Aegypten)	100.—
Von demselben (für Calcutta)	40.—
„ „ (für Guinea)	100.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **A. J. Hutter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: **B. Herder, Verlag**, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: **Josef Krall**, Wien.
Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionsschluß und Ausgabe: 16. Januar 1893.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 3. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, 2—3 Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Jahr 4 Mark = fl. 2.40 ö. W., unter Kreuzband fl. 2.52 ö. W. März 1893.

Die Mission der Benediktiner im Indianer-Territorium.

(Fortsetzung.)

2. Geschichte der Mission.

Die Gründung der Mission fällt in das Jahr 1876, als durch Decret vom 5. Juli das Indianer-Territorium als selbständige Präfectur von der Diöcese Little Rock abgetrennt und dem französischen Zweig der Benediktiner-Congregation von Monte Cassino anvertraut wurde. Es war der treffliche Dom Isidor Robot aus dem Kloster Pierre-qui-Vire in der Bourgogne, der zuerst den Gedanken faßte, sich der Indianer des besagten Territoriums anzunehmen. Bis dahin kam bloß gelegentlich von Zeit zu Zeit von Kansas oder Missouri ein Missionär dahin, um die beiden katholischen Stämme der Osagen und Potawatomies zu besuchen. Außerdem fand sich in dem ganzen großen Gebiet nur ein einziger katholischer Priester, der gute Father Smith, welcher längs der neuen Bahnlinie, welche quer durch das Territorium gelegt wurde, auf- und niederzog, um die irischen Bahnarbeiter zu pastoriren. Ein irischer Schenkwirth, Namens Parding, baute in Atoka aus rohen Balken ein Kapellchen und gab ihm einen weißen Kalkanstrich. Das war die erste katholische Kirche im Territorium.

Wenn man bedenkt, daß der 1850 zum ersten Apostolischen Vicar von Kansas und Nebraska ernannte Msgr. Minga S. J. in seinem ungeheuren Sprengel nur 3—4 Jesuiten, und Msgr. Odin und Dubuis zur selben Zeit in ganz Texas nur 2 katholische Priester vorfanden, und daß der Bischof von Little Rock, wozu das Territorium bis 1876 gehörte, noch in den siebziger Jahren für ganz Arkansas nur 9 Priester hatte, so wird man sich nicht wundern, daß von den angrenzenden Missionsgebieten nicht viel Hilfe zu erwarten war. Als P. Isidor, der seit dem Anfang der siebziger Jahre in Louisiana wirkte, von der Verlassenheit und geistigen Noth jener Stämme hörte, faßte er den Entschluß, sein noch übriges Leben ganz der Missionirung des Indianer-Territoriums zu weihen. Nachdem er von seinem Obern und dem Bischof von New Orleans die Erlaubniß und den Segen erhalten hatte, zog er, von einem Laienbruder seines Ordens begleitet, in sein neues Arbeitsfeld. Es war höchste Zeit, daß Hilfe kam, sollte nicht das ganze Territorium den protestantischen Secten zum Opfer fallen.

Dieselben hatten ihre Zeit gut auszunutzen verstanden. Seit 40 Jahren hatten die verschiedensten protestantischen Missionsgenossenschaften hier festen Fuß gefaßt und zahlreiche Kirchen, Schulen, Collegien, Druckereien und Wohlthätigkeitsanstalten gegründet, so daß nach der American Catholic Quarterly Review (1886, S. 702 ff.) die Methodisten, Presbyterianer, Congregationalisten, Baptisten u. a. zusammen nicht weniger als „7 Akademien, 4 Seminare und 1 sog. Universität in Händen haben.

Außerdem macht der Protestantismus in zahlreichen Elementarschulen, in denen theils weiße theils indianische Lehrer thätig sind, seinen Einfluß geltend, und manchen Stämmen ist darum bis heute das Christenthum in keiner andern als der protestantischen Form nahe getreten".

Die katholische Mission fing klein und unscheinbar wie ein Senfkörnlein an. P. Isidor hörte, daß der katholische Stamm der Potawatomies eine Reservation mitten im Herzen des Territoriums bewohne. Er machte sich also unverzüglich auf den Weg zu ihnen. In Atoka, der nächsten Eisenbahnstation von seinem Bestimmungsort, traf er die oben erwähnte kleine Blockkapelle und eine Handvoll Katholiken. Er blieb eine Zeitlang unter ihnen. Zwei Amerikaner schlossen sich hier dem Missionär als Gehilfen an. Im Sommer 1876 verließ er Atoka und legte die 70 Meilen noch der Reservation im Sattel zurück. Das Erscheinen eines echten Schwarzrockes wurde von den Potawatomies mit lautem Jubel begrüßt. Kaum hotte Dom Isidor den Zweck seines Kommens erklärt, als sofort eine Versammlung gehalten und beschlossen wurde, dem Missionär ein Stück Landes zu überlassen. Dom Isidor wählte mit dem feinen Geschmack für Naturschönheiten, der den Söhnen des hl. Benedikt als ein uraltes Erbstück innezuwohnen scheint, ein malerisches Plätzchen auf einer Anhöhe, die etwa fünf Meilen vom Canadian-River entfernt war. Mit Hilfe der Indianer und seiner ersten Genossen baute hier Dom Isidor eine Blockhütte, deren Raum gleichzeitig Wohnzimmer, Küche und Kirchlein umschloß.

„Das Gute," so schreibt der inzwischen zum Apostol. Präfecten ernannte Dom Isidor ein Jahr nach seiner Ankunft, „das wir bisher unter den Indianern gewirkt, ist noch recht bescheiden, aber doch schon etwas. Wir haben wenigstens einmal Besitz ergriffen, und schon dieses war ja hier ein wichtiger Schritt. Wir fangen allmählich an, bekannt zu werden, wir finden freundliches Entgegenkommen, und dieses läßt uns für die Zukunft hoffen. Wir haben in Atoka (in der Choctaws-Reservotion) eine kleine Schule begonnen, die so gut vorongeht, daß die Protestanten bereits alles thun, um sie wo möglich noch im Keime zu ersticken... Das Bedürfniß guter Schulen kommt den Indianern immer mehr zum Bewußtsein. Sie fühlen, daß hierin die Ueberlegenheit des Weißen liegt, und wollen darum durch eine gute Erziehung ihre Kinder in stand setzen, ihre Rechte zu vertheidigen. Von allen Seiten werde ich dorum gefragt: ‚Wann eröffnen Sie ein Colleg?'

„‚Mit Kirche nebst Schule', so sagte mir ein alter Missionsobere, ‚werden Sie Wunder wirken, mit einer Kirche ohne Schule aber Zeit und Mühe verlieren.'

„Die Gründung und Leitung dieser Schule, die Vollendung einer kleinen, letzten Sommer von einem katholischen Händler erbauten neuen Kirche, der Bau einer Holzwohnung von 8 m Länge und 4 m Breite, die Missionsreisen und Besuche haben mich seit meiner Ankunft ordentlich an der Arbeit gehalten. Atoka, wo wir unsere Residenz erbaut, ist ein Dorf in der Choctaws-Reservation, jener Indianer, die Chateaubriand in seinem Gedichte ‚Die Natschez' (Les Natchès) besungen hat. Auf meiner letzten Reise traf ich einen protestantischen Prediger, der bereits zehn Jahre lang bei den Seminolen sich aufhält und mir sagte, es seien unter ihnen an 200 Katholiken. Dieselben sind die Ueberreste jener Kriegsbanden, die in Florida und Alabama die Truppen der Vereinigten Staaten sieben Jahre lang in Schach hielten. (Die tapfere Nation hatte sich, wie schon oben kurz bemerkt wurde, geweigert, ihren Stammsitz zu verlassen, und hatte muthig den Verzweiflungskampf gegen die amerikanischen Truppen aufgenommen. Der Seminolenkrieg hat der Union nicht weniger als 32 Millionen Dollar, 30 Offiziere und etwa 600 Mann gekostet.)

„Sie taufen ihre Kinder, beten, beobachten die Fasten- und Abstinenzgebote nach altem katholischen Brauch und setzen nie den Fuß in eine protestantische Kirche. Ihre Reservation stößt an die der Potawatomies. Der Gedanke, im katholischen Glauben leben und sterben zu können, macht sie glücklich. Hoffentlich werden bald einige weitere Ordensbrüder hier anlangen, um meine Arbeiten zu theilen. . .

„Ich habe die feste Zuversicht, daß das Territorium berufen ist, einst eine blühende Benediktinermission zu werden, ähnlich jenen aus alten Zeiten."

Im Jahre 1877 wurde der Grundstein des Klosters vom heiligsten Herzen tief im Herzen des Landes gelegt und dadurch ein fester, solider Mittelpunkt geschaffen.

Nur ein Mann von der Energie Dom Isidors konnte ein solches Unternehmen wagen. Das Bauholz mußte erst bis Atoka geschifft und von dort per Wagen 70 Meilen weit durch die Wildniß, durch Wälder und Schluchten und über reißende Ströme an den Bauplatz gebracht werden. Allein im Vertrauen auf Gott wurde das Werk muthig begonnen. Zimmerleute kamen aus den östlichen Staaten; langsam, aber stetig stieg der Bau, im November 1879 stand das Kloster und das neue Holzkirchlein fertig da, und am Feste Allerheiligen drangen die Klänge des ersten Hochamtes feierlich durch die Wildniß. Inzwischen war die kleine Genossenschaft um mehrere Mitglieder angewachsen, so daß die Niederlassung bereits das Jahr zuvor zur Abtei war erhoben worden.

Das Senfkörnlein begann sich zum Baume zu entwickeln. Der nächste Schritt war die Berufung von Missionsschwestern für die Erziehung und den Unterricht der Frauen und Mädchen. Unweit von der Abtei erhob sich im Schatten breitkroniger Eichen ein Klösterchen. 1880 stand es fertig da und nahm die ersten fünf Schwestern auf. Dieselben begannen sofort eine überaus segensreiche Thätigkeit. Die St. Marys-Akademie hatte nach kurzem weit über die stille Einsamkeit der Indianerreservation hinaus sich einen guten Ruf erworben, so daß viele angesehene Familien des Territoriums, selbst Protestanten, ihre Töchter zur Erziehung hinsandten.

1886 wurde für die Knaben auch eine Kostschule eingerichtet, weil manche der Potowatomiesknaben zu weit entfernt wohnten, um die bereits bestehende Tagesschule zu besuchen.

Als Apostol. Präfect des Indianer-Territoriums nahm Dom Isidor auf dem Concil von Baltimore seinen Sitz unter den infulirten Aebten ein. Ganz gebrochen durch harte apostolische Arbeit, lud er bald darauf die Last seines Amtes auf jüngere Schultern, blieb aber noch fortwährend auf mannigfache Weise für seine geliebte Mission thätig, bis er 1886 in Dallas (Texas), wo er in einem mildern Klima Linderung seiner Leiden gesucht hatte, sanft und fromm im Herrn entschlief. R. I. P.

Sein Nachfolger, Dom Ignaz Jean, war gleichfalls ein Mönch aus dem Kloster Pierre-qui-Vire. Aus einem seiner Briefe vom 14. October 1888 an den dermaligen Generalobern der Congregation von Subiaco, Msgr. Jordan Bollsieper (vgl. Jahrg. 1891, S. 114), erfahren wir folgende nähere Einzelheiten über den Fortgang der Mission: „Ich überzeuge mich immer mehr, daß wir, um in unserer Mission dauernde Erfolge zu erzielen, das mönchische und das apostolische Leben aufs innigste

verbinden müssen. Allein wie soll das geschehen? Ein Blick auf das Kärtchen, das ich Ew. Gnaden zusende, wird Ihnen zeigen, daß das Indianer-Territorium wenigstens halb so groß wie ganz Italien ist. Diese Ausdehnung macht es unmöglich, das Ganze von einem gemeinsamen Mittelpunkt aus zu leiten, zumal das Reisen in dem von zahlreichen Flüssen durchschnittenen Lande sehr beschwerlich ist und große Opfer an Zeit und Geld erfordert. Dies sind die beiden Gründe, die mich bestimmt haben, die Congregation der Propaganda um die Erlaubniß anzugehen, außer dem Kloster vom göttlichen Herzen und den 13 davon abhängigen und bereits organisirten Zweigniederlassungen noch drei weitere Mittelpunkte des religiösen Lebens und apostolischen Wirkens im Norden, Osten und Westen des Territoriums zu schaffen: einen unter dem Schutze des hl. Michael beim Stamme der Choctaws, einen zweiten unter dem Schutze des hl. Ludwig bei den Osage-Indianern, den dritten endlich unter dem Schutze der hl. Elisabeth bei den Stämmen, die zwischen Fort Sill und Fort Reno ihre Wohnsitze haben. Die Missionsschule von St. Ludwig, die gegen Ende des vorigen Schuljahres unter der Leitung der PP. Felix und Savinian und der Franziskanerinnen begonnen wurde, zählt bereits 40 Interne und 20 Externe, und die Zahl der kleinen Wilden wird, sobald einmal die Schulräume vollendet sind, auf 200 und darüber steigen. Die Mission von St. Elisabeth, unweit von dem Städtchen Purcell gelegen, nimmt gleichfalls einen erfreulichen Fortgang. Die Schwestern haben dort unter anderm ein frommes Werk unter dem Namen ‚Garderobe der hl. Elisabeth' ins Leben gerufen, das sich zur Aufgabe gestellt hat, die armen Indianer und ihre Kinder mit der nöthigen Kleidung zu versehen. Dieselbe war nämlich bei unserer Ankunft mehr als primitiv. Vor einigen Wochen nun versagte plötzlich die einzige Nähmaschine, welche P. Rochot selig für die Schwestern beschafft hatte. Eine Feder war gesprungen. Das war mißlich, denn die Kleider der kleinen Potawatomies waren gerade dringend der Ausbesserung bedürftig. Man wandte sich also an die Schwestern der Nachbarstation mit der Bitte, ihre Maschine auf einige Tage zu leihen. Leider war aber auch dieser gleichfalls ein Unfall zugestoßen und hatte sie dienstunfähig gemacht. Was thun? Zwei neue Maschinen anschaffen, bedeutete eine Ausgabe von 60—70 Dollars. Das war zu viel. Die Schwestern gaben sich also ans Beten und klagten der guten heiligen Elisabeth ihre Noth. Zwei Tage darauf kam ganz unerwartete Hilfe. Ein Geistlicher aus Illinois schrieb, ohne von unserer Verlegenheit eine Ahnung zu haben: ‚Ich höre, daß Sie ein frommes Werk unter dem Namen Garderobe der hl. Elisabeth ins Leben gerufen haben. Da ich gerade über einige Nähmaschinen zu verfügen habe, so werde ich Ihnen vier davon zum Geschenk machen: eine für das Kloster zum göttlichen Herzen, eine für das Klösterchen der Barmherzigen Schwestern, eine für die Franziskanerinnen bei Purcell und eine für die Mission von Pawkuska' (Hauptflecken der Osagen). Ist es nicht, gnädiger Herr, als ob dieser gute Geistliche von Illinois an uns, ohne es zu ahnen, die Rolle jenes Priesters spielte, der nach der Erzählung Gregors des Großen unserm heiligen Vater Benedikt in der Grotte von Subiaco Speise brachte, als er derselben so sehr bedurfte? . . .

„Sie sehen," so fährt Dom Ignaz Jean nach einem statistischen Ueberblick über die Mission fort, „daß wir bereits über das ganze Gebiet hin Anstalten und Niederlassungen besitzen. Wollte Gott, ich hätte nun auch die 40 Mönche zu meiner Verfügung, mit denen der hl. Augustin von Canterbury Britannien dem Glauben gewann, oder ich könnte, wie weiland St. Benedikt von Subiaco aus, alle Niederlassungen mit 18 Mönchen besetzen, von denen die einen, nach dem Vorbild des hl. Paulus von ihrer Händearbeit lebend, das Land bebauten, andere verschiedene Handwerke ausübten und so neben der Predigt der frohen Botschaft den Wilden zugleich das Beispiel nützlicher, lohnender Arbeit gäben! Weiterhin würde ich dann einige Klöster nach allen Regeln der strengen Observanz einrichten und damit theils Klosterschulen für junge angehende Cleriker, theils Tagesschulen für die kleinen Wilden verbinden. Von diesen Mittelpunkten des Gebetes und der Arbeit aus würden dann die Mönche bald ringsum das ganze Land durchziehen und das Evangelium den Kleinen und Großen, den Unwissenden und Gebildeten, den Indianern der Wildniß so gut wie den civilisirten Weißen predigen. Um aber diesen schönen Traum zu verwirklichen, bedarf es zahlreicher Berufe, und wir hoffen diesbezüglich nicht bloß auf Frankreich, das sich stets so opferwillig gezeigt, sondern auch auf Belgien, Italien, Irland und Deutschland, da die Einwanderung aus diesen Ländern noch immer zunimmt und der große Zuwachs an Katholiken unserer heiligen Religion in den Vereinigten Staaten einen erfreulichen Aufschwung verleiht.

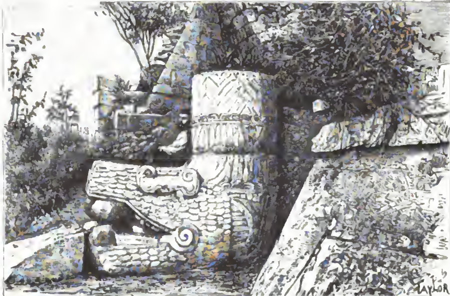
„Ich hoffe auch, daß die Ankunft einiger französischer Mönche und zahlreicher Novizen uns bald in die Lage versetzt, das Klosterleben und namentlich das Chorgebet und den Gottesdienst ganz nach dem Muster der großen ausländischen Klöster einrichten zu dürfen. Welch einen Trost und welche Anregung bietet nicht den von ihren langwierigen apostolischen Ausflügen zurückkehrenden Missionären das erbauliche Schauspiel einer Klostergemeinde, die in harmonischer Abwechslung dem Gebet, dem Studium, der Handarbeit und vor allem dem Chordienste obliegt, dessen feierliche Klänge über Tag wie in stillen Stunden der Nacht zum Himmel emporsteigen!" Soweit der Apostol. Präfect.

Machen wir nun unter Führung Dom Berengiers einen Rundgang durch die verschiedenen Indianerstämme der Mission. Einer der interessantesten ist unstreitig der einst so mächtige und berühmte Stamm der Osagen. Früher bewohnten dieselben die herrlichen reichen Landstriche von Kansas. Dort wirkten unter ihnen die Jesuitenpatres Schoenmaker und Ponziglione, unterstützt von den Schwestern von Loretto aus Kentucky. Die Indianer hatten bereits ihre eigenen Kirchen und Schulen, als ihre Abführung in die neue Reservation des Indianer-Territoriums sie plötzlich der Wohlthat der Religion beraubte. „Der Name P. Schoenmakers S. J.", so erzählt ein Benediktiner, „ist heute noch bei den Osagen so in Ehren, daß sie jeden katholischen Priester, der zu ihnen kommt, Schoenmaker nennen." Auch nach der Versetzung besuchten übrigens P. Schoenmaker und später P. Ponziglione noch öfters ihre alten Schützlinge und errichteten an zahlreichen Stellen Missionsstationen, so P. Ponziglione noch 1872 zwei in der Cheyenne-Agentur und in Fort Sill; 1878, 1880 und 1882 die Stationen Muscogie, Venita, Eufaula, Fishers Town, Chekota und Tablequash, sämtlich in der Cherokee-Reservation, und Pawska in der Osage-Agentur. Trotz der großen Schwierigkeiten schickten die Osagen ihre Kinder immer noch in die entfernten Schulen von Kansas, in der Erwartung, bald wieder die geliebten Priester und Schwestern bei sich zu haben. Allein unter der Präsidentschaft General Grants, eines fanatischen Protestanten, richteten alle ihre oft wiederholten Reclamationen nichts aus. Ein Beispiel dieser rührenden Bittgesuche der Osagen vom Jahre 1873 möge hier seine Stelle finden. „Im Namen der Nation der Osagen erneuern wir die Bitte, daß man

unsere frühern katholischen Missionäre, den P. Schoenmaker und seine Begleiter, die vor dem letzten Kriege uns unterrichtet und unsere Kinder erzogen haben, uns zurückgeben möge. Wir meinen doch, diese Bitte sei nicht mehr als billig und gerecht. Seit mehreren Menschenaltern sind die Schwarzröcke bei uns gewesen, und der größte Theil unseres Stammes ist katholisch und lebt getreu nach den Lehren und Satzungen dieser heiligen Religion. Unsere Kinder sind gleichfalls katholisch erzogen worden, und so dankt unsere Nation den Missionären die Wohlthaten der Civilisation und des Glaubens. Seit man sie uns genommen, sind wir, weit entfernt, fortzuschreiten, um vieles wieder zurückgegangen. Darum werden wir auch in Zukunft nicht aufhören, den großen Geist anzuflehen, er möge das Herz unseres großen weißen Vaters (des Präsidenten) ändern und ihn bewegen, daß er die Missionäre zu uns zurückkehren läßt. Man hat sie uns im Jahre 1855 versprochen, und wir erinnern den großen weißen Vater an dieses Versprechen." Wie wenig der „große Vater" geneigt war, solch billigen Forderungen zu entsprechen, zeigt unter andern jener unverantwortliche Gewaltact Grants, durch welchen er trotz des Protestes der katholischen Bischöfe und trotz der flehentlichen Bitten der Indianer die katholischen Missionäre aus Arizona und Oregon gewaltsam entfernen und durch Methodistenprediger ersetzen ließ und dadurch auf einen Schlag 80 000 Indianer der Religionsfreiheit beraubte. Trotz dieser gewaltsamen Entfernung von ihren Schwarzröcken blieben die genannten Stämme des Indianer-Territoriums der katholischen Religion treu ergeben, und sobald sie von der Errichtung der neuen Apostolischen Präfectur Kunde erhielten, schrieben sie an den Apostolischen Präfecten ohne Verzug folgenden Brief: „Pawhuska, den 19. Januar 1887. Der Große Rath des Stammes der Osagen hat sich versammelt und sendet Botschaft an den hochwürdigen Dom Ignaz von der Mission des göttlichen Herzens. Wir, die Mitglieder des Großen Rathes unseres Stammes, wenden uns an Deine Güte und bitten Dich, in Pawhuska eine katholische Gewerbeschule zu errichten und uns Priester und Schwestern zu schicken, die uns behilflich seien, ein gutes Leben zu führen. Seit 20 Jahren hat man uns ohne Priester gelassen, ja man hat uns sogar veranlassen wollen, verschiedenen falschen Secten beizutreten, da wir doch nur das eine verlangten, unserem katholischen Glauben treu zu bleiben. Das ist auch jetzt noch unser fester Entschluß, und wir hoffen zuversichtlich, daß Du uns hierzu verhelfest. Dies ist's, um was wir Dich bitten, dazu um Euer Gebet, damit wir besser werden."

Kaum hatte Dom Ignaz diesen so rührenden Brief erhalten, als er auch sofort einen seiner Mönche als Missionär zu ihnen schickte. Derselbe errichtete mit Unterstützung des Bureaus für die katholischen Indianermissionen in Washington (vgl. Jahrg. 1890, S. 65) in Pawhuska die gewünschte Gewerbeschule und übergab deren Leitung Franziskanerinnen. Kurze Zeit darauf schrieb der indianische Amtsschreiber des Osagen-Rathes an ein indianerfreundliches amerikanisches Blatt die folgenden Zeilen:

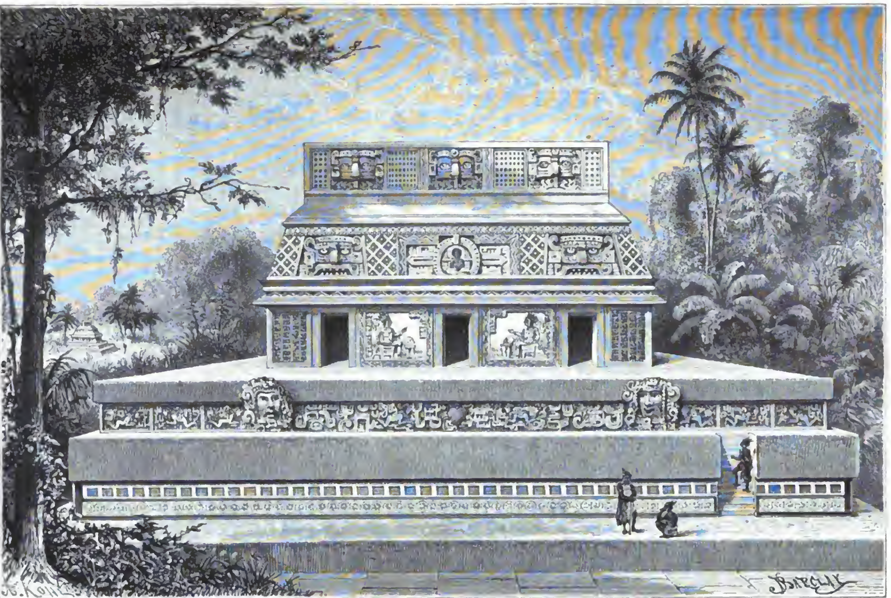
„Die Nation der Osagen ist auf gutem Wege. Wir haben in Pawhuska eine treffliche Tagesschule erhalten, die von den Schwestern auf Kosten der Regierung geleitet wird; ebenso eine katholische Gewerbeschule, die 5–6 Meilen vom Städtchen entfernt liegt. Wir sind dem Bureau von Washington sehr dankbar dafür, daß durch seine Verwendung unser so oft, aber umsonst wiederholtes Bittgesuch endlich Erhörung gefunden hat. Was wir wollen, ist, ein freies, unabhängiges Volk zu sein, wie dies ja die Constitution der Vereinigten Staaten uns garantirt, und Gott dem Herrn zu dienen nach der Stimme unseres Gewissens."



Säulenfuß vom Schlangenportikus. (S. 55.)

Seitdem haben die guten Rothhäute noch zwei weitere Missionäre erhalten, die beide in Pawhuska residiren, und besitzen jetzt zwei Klösterchen der Schwestern und zwei damit verbundene Gewerbeschulen, eine für die Knaben, die andere für die Mädchen.

Kommen wir nun zum Stamme der Choctaws. Gelegentlich eines Besuches, den der Apostol. Präfect in Begleitung eines Mitgliedes des oben erwähnten Bureaus bei ihnen machte, fragte er sie, ob sie wohl gern eine Schule der Schwestern hätten. „Ja, ja," rief sogleich der Oberhäuptling Mackenney, „gib uns Lehrer und solche Lehrerinnen, die unsere Mädchen die Haushaltung, das Waschen, Nähen, Kochen und andere nützliche Dinge lehren. Manche unserer Kinder, die wir unter großem Kostenaufwand in die Vereinigten Staaten schickten, damit sie dort erzogen würden, kehrten zurück, ohne irgend etwas von der Haushaltung erlernt zu haben. Die Mädchen lernen dort allerlei überflüssige Ziersachen; sie wissen von allem etwas, nur nichts von dem, was fürs tägliche Leben nothwendig und nützlich ist. Sie können auf dem Piano klimpern und auch wohl eine hübsche Arie singen; sie haben gelernt, die großen Damen spielen, verstehen aber nichts von dem, was eine gute Hausfrau vor allem wissen sollte. Ihr seht ein, daß dies nicht geht; es ist ein zu großer Abstand zwischen dieser vornehmen Erziehung und dem einfachen Stand der Eltern. Das ist's auch nicht, was unsere Nation heben und sie die Vortheile des civilisirten Lebens begreifen lehrt." Das sind gewiß bemerkenswerthe Worte im Munde eines halbcivilisirten Indianerhäuptlings.



Reconſtruction des Tempels Kabul. (S. 57.)

Eine alte Indianerin vom Stamme der Choctaws erwiederte dem Apostolischen Präfecten, der ganz erstaunt darüber war, in ihrer Hütte ein Crucifix und die Bilder unseres Herrn und seiner heiligen Mutter zu finden: „O ich erinnere mich noch sehr gut — es sind nun wohl 50 Jahre her, und ich war damals noch ein Mädchen — an die Zeit, da die Schwarzröcke bei uns waren, und wie sie die heilige Ceremonie mit dem Brod und Wein machten und das Wasser über das Haupt der Rothhäute gossen.“ Dieselben Erinnerungen haben sich in allen ältern Familien des Stammes zugleich mit den Crucifixen und Heiligenbildern erhalten.

Die Chickasawas. „Am ersten Adventssonntag des Jahres 1888“, so erzählt der hochw. Dom Ignaz über seinen Aufenthalt bei diesem Stamm, „las ich für meine Wilden die heilige Messe in der Wohnung einer frommen, gottesfürchtigen Indianerfamilie. Am Abend langten der Häuptling des Stammes und der Sheriff, beide bis an die Zähne bewaffnet, an. Man stellte mich ihnen vor, und ich fragte den Häuptling, welche religiöse Secten in seinem Stamme sich niedergelassen. ‚Wir haben‘, erwiederte er, ‚Baptistenprediger und andere, die sich Presbyterianer nennen; sie haben aber wenig Erfolg bei uns gehabt. Wir haben anfangs aufmerksam ihnen zugehört, als wir aber bemerkten, daß sie von dem, was sie uns gelehrt, selber so gut wie nichts beobachteten, verloren wir alles Vertrauen zu ihnen.‘ Der Häuptling, eine wahre Hünengestalt, zeigte, obschon er gar keine Schulbildung genossen, einen sehr guten, klaren Verstand, verbunden mit einem geraden, offenen Wesen. Er hatte bislang noch nie einen katholischen Priester gesehen, hegte aber große Achtung vor unserer heiligen Religion und äußerte den Wunsch, am folgenden Morgen der heiligen Messe beizuwohnen. Obschon so lange Zeit ihrer Priester beraubt und den Uebungen der heiligen Religion entfremdet, haben diese armen Wilden immer noch ihre alte Liebe und Verehrung für die Schwarzröcke bewahrt.“

Die Kickapus. Als R. P. Thomas Duperon diesem Stamme die Gründung einer Schule der Schwestern im Städtchen Purcell meldete, erwiederte ihr Häuptling: „Wir freuen uns sehr über das, was du uns sagst; denn wir wissen, daß unsere Kinder nun gut erzogen werden. Sage mir jetzt noch, in wessen Auftrag du zu uns kommst? Bist du etwa der Oberhäuptling der katholischen Religion in diesem Lande?“ — „Nein, ich bin bloß einer seiner Gehilfen, er wird aber auch selbst gelegentlich euch besuchen kommen.“ — „Ah so, das ist sehr gut.“ Als der alte Häuptling in der Hand des Paters das Brevier erblickte, rief er aus: „Das Buch, welches du da in der Hand hältst, Schwarzrock, ist dasselbe, das ihr Heilige Schrift nennt, nicht wahr? Wir Kickapus können zwar nicht lesen, aber auch wir haben eine Heilige Schrift. Hier ist sie.“ Hiermit zeigte er auf sein Herz. „Diese Heilige Schrift“, so fuhr er fort, „lehrt uns, daß der große Geist stets seine Augen auf uns gerichtet hält. Dieses heilige Buch verbietet mir, das Pferd, das Rind, die Flinte, kurz irgend etwas zu stehlen, was dem Mitmenschen gehört. Dieses heilige Buch untersagt mir, des Weibes meines Freundes zu begehren; es macht mir zur Pflicht, für Vater und Mutter in ihrem Alter Sorge zu tragen und mit ihnen den letzten Bissen Brod zu theilen. Sieh, Schwarzrock, dies alles sagt mir das heilige Buch in meinem Herzen.“

„Wahrlich!“ sagte ich da zu mir, fährt P. Duperon fort, „solche Menschen sind nicht weit vom Reiche Gottes, und es bedarf bloß des Unterrichts, um sie zu guten Katholiken zu machen.“

(Schluß folgt.)

Unter den Trümmern eines untergegangenen Volkes.

(Fortsetzung.)

2. Yucatan.

Yucatan ist die große Halbinsel, die mit Florida den blauen Golf von Mexico wie ein gewaltiger Hafendamm umfängt. Mit landschaftlichen Schönheiten ist das wasserarme, meist flache und nur von unbedeutenden Höhenzügen durchsetzte Tiefland stiefmütterlich bedacht. „Allein über diesen nackten, ernsten, traurig einsamen Ebenen“, so ruft Charnay begeistert aus, „liegt die Weihe des Alterthums und verleiht ihnen in den Augen des Forschers einen unbeschreiblichen Zauber.“ Yucatan ist „das Land der Ruinen“, die „reichste Fundstätte amerikanischer Alterthümer“, von Nord nach Süd mit den Trümmern einer untergegangenen Cultur wie übersäet. Etwa 50 dieser Ruinenstädte sind mehr oder minder bereits erforscht, zahlreiche andere harren noch eines Entdeckers, da der centrale und der südliche Theil der Halbinsel dank der feindseligen Haltung der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Mayasstämme bis heute „zu den verschlossensten Gebieten der Erde gehören“. Bei dem gleichartigen Gepräge „der alten Mauern“, wie der Indianer die Ruinen nennt, genügt es, die eine oder andere kennen zu lernen, um ein Bild der Cultur Alt-Yucatans zu gewinnen.

Beginnen wir mit dem geschichtlich denkwürdigen Chichen-Itza. Hier war es, wo der Eroberer Yucatans, Don Francisco de Montejo, 1526 sich nach der mörderischen zweitägigen Schlacht von Ce-Alé an der Ostküste festsetzte. Zwei Jahre lang behauptete er sich gegen die Uebermacht der einheimischen Fürsten, bis Hunger und Krankheit ihn und sein tapferes Häuflein zur Rückkehr nach Mexico zwangen. Erst 1541 wurde die Eroberung vollendet, und 1542 erhob sich auf den Trümmern des alten Tihoo Merida, die heutige Hauptstadt Yucatans, deren Prachtbauten noch jetzt von der einstigen spanischen Herrlichkeit erzählen.

Von hier aus treten wir unter Charnays Führung unsere Forscherreise an. Eine volan cocha, das landesübliche plumpe Fuhrwerk, bringt uns durch öde, trostlose Strecken nach dem Städtchen Citas im Innern. Eine starke Escorte zum Schutz gegen die Indianer begleitet uns nach der alten Trümmerstadt. Von weitem schon hebt sich die Riesensilhouette des sogen. Castillo, das von einer 70 Fuß hohen Pyramide aus die Landschaft beherrscht, am dämmernden Himmel ab. Hier oben war es, wo Montejo mit seinen Spaniern sich einst festgesetzt. Auch wir schlagen dort unser Nachtquartier auf. Das Castillo bildete den Mittelpunkt der Stadt. Von allen vier Seiten der Pyramide steigen in der Mitte Treppen von 90 Stufen auf die Plattform. Die zur Front führende Haupttreppe ist breiter und von einem seltsamen Steingeländer eingefaßt. Dasselbe besteht nämlich aus zwei ungeheuren gefiederten Schlangen, deren Kopf unten am Fuße der Treppe den Aufsteigenden mit aufgesperrtem Rachen und weit heraushängender Zunge anstiert. Castillo heißt die Ruine wohl bloß wegen ihrer geschichtlichen Rolle zur Zeit der Eroberung; denn Plan und Ornamentik beweisen, daß der ein-

fach edle Bau ein Tempel war, und zwar, wie das stets wiederkehrende Schlangensymbol es deutlich macht, ein Heiligthum Culcutcans, des yucatesischen Quetzalcoatl. Als Montejo in stockfinsterer Nacht von Chichen-Itza abzog, so erzählt der Chronist, ließ er den Rossen die Hufe umwickeln, um den Schall der Hufe zu dämpfen; außerdem ließ er einen Hund an einem biegsamen Stabe festbinden, an dessen oberm Ende ein Glöcklein hing. Bei den Sprüngen nun, die das hungrige Thier machte, um ein in der Nähe liegendes Stück Fleisch zu erhaschen, klingelte das Glöcklein, und der Feind dachte, die Spanier seien noch oben. Uebrigens ließ sich der hochgelegene Tempel leicht durch eine Handvoll tapferer Leute halten. Wie schwer es den Spaniern wurde, die Terrassenpyramiden der mexicanischen Tempel zu erstürmen, zeigt der furchtbare Kampf, der sich um den „großen Tempel der Sonne“ in Mexico entspann. Von Absatz zu Absatz wurde der Kampf wieder zweifelhaft. Immer dichter drängten sich Montezumas Krieger auf den höhern Stufen. Jeder Zollbreit mußte mit Blut erkauft werden, und als schließlich das Häuflein Spanier unter der Führung des tollkühnen Cortez die oberste Plattform gewonnen und nach einem entsetzlichen Gemetzel gesäubert hatte, erschien der Sieg nicht bloß den Mexicanern, sondern auch den Spaniern selbst ein unbegreifliches Wunder.

Oestlich vom Castillo dehnt sich unten ein mit zahlreichen Säulenresten bedecktes quadratisches Trümmerfeld aus. Nur gruppenweise stehen sie noch aufrecht, immer vier bis fünf in einer Reihe und je 4 m von der nächsten Reihe getrennt. Mit scharfem Blick hat Charnay hier den einstigen Marktplatz von Chichen-Itza entdeckt. Wir wissen, daß jede Stadt ihren Marktplatz hatte, und besitzen eine eingehende Schilderung desjenigen von Tlateloleo mit seinen Colonnaden, Galerien und den beiden Gerichtshäusern zu beiden Seiten, in welchem die Richter saßen, um die beim Handel entstehenden Streitigkeiten auf der Stelle zu schlichten. Lage, Anordnung und Trümmerreste des eben erwähnten Platzes stimmen so genau mit dieser Beschreibung, daß jeder Zweifel ausgeschlossen bleibt.

Chichen-Itza, d. h. „bei den Brunnen des Itza“, verdankt seinen Namen den zwei Wasserbecken, die seinen Reichthum bildeten. Yucatan besitzt nämlich keinen einzigen größern Fluß. Der zwischen Mai und October fallende Regen sickert rasch durch den porösen Kalkboden hindurch und sammelt sich in unterirdischen Grotten, oder in tiefer gelegenen Mulden, oder in die von Menschenhänden gegrabenen Aguadas. Die Anlage der größern Städte wurde also naturgemäß durch die Nähe solcher Wasserbehälter bedingt. Chichen-Itza besitzt zwei solche Weiher: einen innerhalb der Stadt zum allgemeinen Gebrauch, in dessen Fläche sich einst ein Tempel und andere Bauten spiegelten, die jetzt als Ruinen an seinem Rande liegen; den andern, den sogen. „heiligen Weiher“, außerhalb der Stadt. Sie war in diesem Punkte besser daran, als z. B. die Zibilnocas im Süden, die mit ungeheurem Aufwand von Mühe und Arbeit einen 24 m tiefen Brunnen in den Felsen gebohrt, oder wie die Städte Kabah und Uxmal, die mit künstlichen Teichen, übrigens wahren Kunstwerken der Wassertechnik, sich behelfen mußten. Der „heilige Weiher“, heute von dichtem Wald umrahmt, ist ein länglich-rundes Becken von 150 m Umfang. Die steil abfallenden, 20 m hohen Uferwandungen zeigen nirgends einen Zugang, noch irgend wo eine Treppe oder dergleichen. Der von unterirdischen Zuflüssen gespeiste, tiefdunkle und regungslose Wasserspiegel mitten in der Waldeinöde macht einen düstern, geheimnißvollen Eindruck und ruft unwillkürlich die Erinnerung an jene Schreckensgeschichten wach, die uns die spanischen Chronisten von diesem Orte erzählen. Danach war der „heilige Weiher“ mit den dicht an seinem Rand erbauten Tempeln ein großes Heiligthum, zu dem andächtige Pilgerscharen wallten und kostbare Weihegaben brachten, von denen noch Landa 1560 eine reiche Sammlung (goldene und silberne Gefäße mit Rauchwerk) sah. Noch jetzt sind die Spuren einer breiten, cementirten Straße sichtbar, an deren Seiten Statuen standen. Am „heiligen Weiher“ fanden dann die grausigen Menschenopfer statt, die nach demselben Geschichtschreiber noch um 1560 im Schwange waren. In reichsten Schmuck gekleidet, wurden die zum Opfer Bestimmten von den Priestern in die bodenlose Tiefe versenkt. Ob wohl die grausigen Figuren, die noch hie und da an aufrecht stehenden Mauerresten sichtbar sind, das Bild der Gottheit darstellen, die solche Opfer forderte? Es sind Fischleiber mit Menschenköpfen, daneben Menschenfiguren mit Todtenköpfen auf ihren Schultern.

Doch eilen wir fort von dieser unheimlichen Stätte und besuchen wir die hochinteressante Ruine, die eine freundlichere Seite des altyucatesischen Volkslebens in Erinnerung ruft, den Tlachtli oder Ballspielhaus. Das Tlachtlihaus von Chichen-Itza, eines der großartigsten und am besten erhaltenen Bauwerke dieser Art, läßt durch seine stattlichen Dimensionen und die reiche Ausführung erkennen, daß das Nationalspiel der alten Tolteken bei seiner Verpflanzung nach Yucatan nichts von seiner traditionellen Bedeutung im Leben des Volkes eingebüßt hat. Der Tlachtli (Clavigero nennt ihn Tlachco) besteht aus zwei parallel von Norden nach Süden laufenden massiven Mauern von je 10 m Dicke und 100 m Länge, die einen 35 m breiten Gang zwischen sich ließen. In der Mitte dieses Ganges waren, etwa 4,9 m voneinander entfernt und die Breitseiten sich zukehrend, die beiden großen Steinringe (der Chronist vergleicht sie mit unsern Mühlsteinen) aufgerichtet, durch welche die Bälle der Tlachtlispieler geworfen werden mußten. Aehnliche Steinringe von 1,95 m Durchmesser und bloß 37 cm weiten Löchern hatte Charnay in den Ruinen von Tula im mexicanischen Hochland gefunden. Nähere Einzelheiten über das Spiel hat uns Torquemada O. S. Fr. in seinem großen Werke über Alt-Mexico aufbewahrt. Danach waren die Bälle 10—12 cm dick und bestanden aus elastischem Gummi. Man spielte in Partien, zwei gegen zwei, oder drei gegen drei. Es galt den Ball durch die engen Löcher zu werfen und wo möglich die entgegengesetzte Wand zu erreichen, was sehr schwierig war, zumal der Ball nicht mit der Hand oder dem Fuß, sondern bloß mit den Handgelenken und Ellbogen geschlagen werden durfte. Wie leidenschaftlich die Mexicaner das Spiel liebten, geht daraus hervor, daß Aermere, wenn sie nichts mehr hatten, schließlich ihre Freiheit zum Pfand einsetzten. Selbst Könige der verschiedenen Reiche forderten einander zu diesem Spiel heraus, wie z. B. Montezuma II. den Nezahualpilli. Die Zahl der Gummibälle, welche die Städte Tochtepec, Otatitlan u. a. als jährlichen Tribut abliefern mußten, belief sich bis auf 16000 Stück, ein Beweis, wie sehr das Nationalspiel blühte.

An den beiden Enden des Spielraumes fand Charnay die Ruinen zweier Prachtbauten; der nördliche, der in einer breiten Säulenhalle nach dem Tlachtli hin sich öffnete, diente wahrscheinlich als Zuschauerraum für die großen Herren, die hier vor der Sonnenhitze geschützt waren. Wände und Säulen sind über und über mit prächtigen Basreliefs bedeckt, Krieger- und Festzüge darstellend. Der südliche Bau scheint die Ruine eines Tempels zu sein. Noch steht von den „Schlangensäulen“ des einstigen Porticus ein 3 m langer, nach vorn aufgekrümmter, den Säulen-

fuß bildender Schlangenkopf mit geöffnetem Rachen und halb abgebrochener Zunge, und läßt die Großartigkeit der Gesamtanlage und die überraschend feine Ausführung des Details erkennen. Den breiten Fries der Südfront schmückte eine Reihe sitzender Tiger mit aufgehobener Tatze. Die in Schwarz, Gelb, Roth und Weiß gehaltenen Wandmalereien des innern Heiligthums, die Charnay bei seiner frühern Reise noch gesehen, sind durch den Einsturz der Mauer verschwunden. Dagegen zeigen die Sculpturen ganz die hohen Kriegergestalten der mexicanischen Denkmäler: scharfes Profil, hohen Federschmuck, reich mit Edelsteinen geschmücktes Halsband, in der Linken den Bündel Pfeile, in der Rechten die seltsam gestaltete Waffe, die der Franziskaner Sahagun, „der zuverlässigste unter den spanischen Schilderern altmexicanischen Lebens", als ein großes, aus Holz geschnitztes, halb roth und halb weiß angestrichenes Messer beschreibt. Von den Gestalten sind einige — wahrscheinlich Priester — bärtig, tragen weite Tuniken und den eigenthümlichen Kopfputz. Ethnographisch wichtig dürfte sein, daß sämtliche Gesichter im scharfen Gegensatz zu dem unschönen Typus von Palenque den Typus der gegenwärtigen yucatesischen Rasse tragen.

Ein anderes, sehr interessantes Bauwerk Chichen-Itzas ist der sogen. Nonnenpalast (vergl. das Bild S. 13). Eigenthümlicherweise hat der Volksmund in mehreren Städten eine der Palastruinen mit diesem Namen bezeichnet. Ob ihm eine Ueberlieferung aus alter Zeit zu Grunde liegt? In diesem Fall hätten diese altyucatesischen Nonnen sehr hübsch gewohnt, da gerade diese Bauten sich durch ihre Pracht und den Reichthum ihrer Ornamentik auszeichnen. Wenn wir die öfter schon erwähnten spanischen Chronisten befragen, so wissen sie uns in der That zu erzählen, wie die vornehmen Azteken ihre Töchter bereits in jugendlichem Alter dem Tempeldienste weihten und sie in einer Art Klöster unter der Aufsicht würdiger, alter Matronen oder „Priesterinnen" erziehen ließen. Beim Eintritt schnitt man den „kleinen Priesterinnen", wie Sahagun sie nennt, die Haare ab und unterwarf sie dann einer strengen Zucht. Sie lebten in strengster Abgeschiedenheit, standen abwechselnd zu verschiedenen Stunden vor und nach Mitternacht auf, um gleich den Vestalinnen des alten Roms das heilige Feuer brennend zu erhalten und frisches Räucherwerk aufzulegen. Sie wurden in der Religion und den Pflichten und Verrichtungen ihres Geschlechtes unterwiesen, spannen und woben feine, zierliche Gewebe für den Dienst des Tempels, beobachteten meist strenges Stillschweigen, hielten ihre Augen niedergeschlagen und unterwarfen sich ähnlichen grausamen Bußübungen, wie wir oben von den Priestern erzählt. Die unversehrte Jungfräulichkeit stand in Ehren, und ihre Verletzung unterlag dem Tode oder furchtbaren Sühnungsstrafen. Ja es herrschte die Ansicht, daß das Fleisch der Schuldigen verfaule. Erst zwischen ihrem 16. und 18. Jahre, der Zeit der Verehelichung, wurden die Mädchen von ihren Eltern aus der Hand des Tepanteohuatzni (Oberpriesters) gegen ein Geschenk wieder ausgelöst. Andere aber weihten sich auf ewig dem Dienste des Tempels als Priesterinnen und führten eine Art Klosterleben. Diese Klöster oder adeligen Damenstifte müssen, wenn wir aus den genannten Ruinen schließen dürfen, wahre Paläste gewesen sein, die eines Königs würdig waren. So vergleicht Charnay die Hauptfassade des „Nonnenpalastes" von Chichen-Itza mit einem zierlich geschnitzten chinesischen Schmuckkästchen (s. Abbildung im Januar-Heft S. 13, wobei aber zu bemerken, daß die genauen Aufnahmen F. Catherwoods, die Stephens in seinem großen Werke und theilweise auch Gailhabaud aufgenommen, uns einen noch bessern Begriff von der ursprünglichen Schönheit geben dürften als unsere Bilder, die nach Photographien den gegenwärtigen Zustand der Ruinen darstellen). Der von zwei Seitenflügeln flankirte Mittelbau, der sich an eine steile Terrassenpyramide anlehnt, besteht aus drei Stockwerken oder vielmehr aus drei an den Stufen der Pyramide aufsteigenden Gebäuden. Das mittlere zumal ist von außen und innen überaus reich in seiner eigenartigen Ornamentik, die an feine, zierliche Spitzenmuster erinnert. Die Eintheilung des innern Raumes in lange Reihen kleiner, mit Nischen versehener Gemächer, die zu beiden Seiten eines die Mitte der Gebäude durchziehenden Corridors liegen, läßt in der That an die Zellen eines Klosters denken. Die besonders reich verzierten Oberschwellen sind hier meist aus Stein, nur selten aus Holz wie in Uxmal.

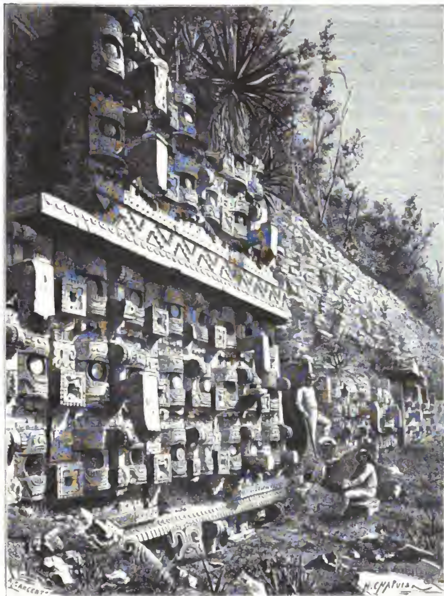


Ornamentik vom Palast in Uxmal. (S. 58)

Unweit vom „Nonnenpalast" erhebt sich auf einer mäßig hohen Pyramide eine Akáb-sib genannte Palastruine. Den Namen „Schrift in der Dunkelheit" hat ihr die bilderreiche Sprache der Indianer gegeben, anknüpfend an ein Basrelief mit großer Inschrift, das oberhalb der Thüre eines halbfinstern Gemaches sich findet. Das Bild selber stellt einen reich gekleideten Mann dar, welcher in sitzender Stellung die eine Hand hinten auf den Sessel stützt, die Rechte segnend oder warnend über einem hoch angehäuften Gefäß ausbreitet, dessen Inhalt schwer zu erkennen ist. Seltsam ist die „el Caracol", d. i. die Schnecke, benannte Ruine, ein runder, thurmartiger Bau von etwa 7 m im Durchmesser.

Doch es ist Zeit, daß wir Chichen-Itza, auf dem heute „das majestätische Schweigen des Grabes" ruht, verlassen, um wenigstens aus der Vogelschau einen flüchtigen Ueberblick über die an-

dern Trümmerstätten zu gewinnen. Da liegen, um nur die hauptsächlichsten zu nennen, östlich und nordöstlich von Chichen-Itza die Ruinen von Koba, Ce-Aké, Paalmul und El-Meco, südwestlich an den Abhängen der Sierra de Yucatan Elemar, Macoba, Chunmul und Itzimte, endlich westlich dicht nebeneinander die Ueberreste von Izamal, Aké, Acanceh, Uxmal und Kabah. Izamal besaß im Kabul, dem Tempel „der wunderwirkenden Hand", ein vielbesuchtes Heiligthum, das dem Gründer der Stadt, Itzamatul, geweiht war. Um uns einen Begriff von der Pracht dieses Tempels zu geben, hat Charnay auf Grund der noch vorhandenen Malerei- und Ornamentreste eine möglichst genaue Reconstruction versucht. Leider kann unser Bild (S. 53) die Farbengebung seines Aquarells nicht wiedergeben. Die Rosetten des untersten Frieses sind roth auf gelbem Hintergrund, das darüber sich hinziehende Würfelornament in Blau. Auch die viel reichern Stuckornamente der obern Stockwerke sind geschmackvoll polychromirt. Wie herrlich mußte dieser Bau aus dem ihn umgebenden Haine auftauchen, strahlend im goldenen Licht der tropischen Sonne! Noch sind die Spuren der vier großen cementirten Pilgerstraßen zu erkennen, die von dem Heiligthum aus nach allen vier Weltgegenden ausgehen. Von den zwölf großartigen Bauwerken, die noch Landa um 1565 gesehen, ist nur noch vom Palast des „Hunpictok" einiges Wenige, namentlich einige kolossale Cementreliefs, erhalten. Der Name bedeutet soviel als „Befehlshaber von 8000 Feuersteinlanzen", denn hier wohnte, wie Lizana um 1626 berichtet, der oberste Feldherr der Maya. Aké scheint eines der wichtigsten Centren des Mayareiches gewesen zu sein. Auf einem Flächenraum von etwa 1 qkm finden sich hier 20 Pyramidenhügel mit Ruinen von Palästen, Tempeln und andern öffentlichen Bauwerken, deren einstige Bedeutung bisweilen schwer zu errathen ist. Das berühmteste Denkmal Akés ist aber die sogen. „große Galerie", ein wahrer Cyklopenbau. Auf einer gigantischen, aus rohen Blöcken zusammengesetzten Treppe gelangt man auf eine 65,40 m lange und 14,62 m breite, an ihren Schmalseiten abgerundete Plattform. Hier stehen die gewaltigen Reste einer Säulenhalle, die von 36 in drei parallele Reihen von je 12 geordneten Pfeilern gebildet wurde. Die 5 m hohen Pfeiler bestehen gleichfalls aus roh behauenen Steinblöcken, die kaum mehr die Spur eines Bindemittels oder der sonst üblichen Cementbekleidung aufweisen. Ueber die Bestimmung dieses eigenartigen, von den sonstigen Denkmälern sehr abweichenden Bauwerkes sind die Ansichten getheilt, darin jedoch einig, daß es wohl einer ältern Zeit angehört.



Von der Fassade des Palastes in Kabah. (Nach einer Photographie. — S. 58.)

Beachtung verdient noch der Picote oder „Gerichtsstein", der mitten auf einem von Ruinen umgebenen Platze steht. Solche „Steine der Bestrafung" finden sich auch in Uxmal, Kabah und anderen Ruinenstädten wieder. An ihnen wurden die öffentlichen Züchtigungen vorgenommen, und wir wissen von den spanischen Chronisten, daß noch lange nach der Eroberung ein jedes Indianerdorf seinen Picote hatte. Selbst heute soll dieser Gebrauch aus alten Zeiten sich noch stellenweise erhalten haben.

Wir kommen jetzt nach Uxmal, der berühmtesten aller yucatesischen Ruinenstädte. Hoffentlich werden unsere Illustrationen eine annähernde Vorstellung von der eigenartigen Schönheit dieser Bauten geben. Ueberaus malerisch von den hier sanft ansteigenden, dort steil emporstrebenden Pyramidenhügeln niedergrüßend oder an den waldigen Hängen der niedern Höhenzüge terrassenförmig neben- und übereinander emporsteigend, bietet

namentlich das Gesamtbild einen entzückenden Anblick. Der Stolz Uxmals ist der sogen. Palast des Statthalters, nach dem Urtheil aller Kenner das am besten erhaltene und großartigste aller centralamerikanischen Denkmäler. Eine in drei gewaltigen Terrassen sich erhebende Pyramide aus massivem Steinwerk bildet den Unterbau, auf dem dies Meisterwerk der yucatesischen Baukunst steht, ein schlichtes Rechteck von 100 m Länge, 12 m Breite und nur 8 m Höhe, zur selben Zeit einfach, edel und doch wieder fürstlich reich und vornehm. Unterhalb des Kranzgesimses, das um den ganzen Bau sich herumzieht, ist alles glatt und schmucklos, über demselben ist alles nach dem Ausdruck eines Forschers ein einziges „gemeißeltes Mosaik" von arabeskenartig ineinander verschlungenen Ornamenten, die durch ihre geschmackvolle Eleganz und feine Ausführung auch ein verwöhntes Künstlerauge gewinnen dürften. „Es wäre unmöglich," sagt Stephens, „mit den besten Instrumenten der Neuzeit den Stein schöner zu behauen." Elf hohe Thore, die fast bis an das Kranzgesimse reichen, öffnen die Fassade, zwei andere die beiden Seiten, die Rückseite ist völlig geschlossen. Namentlich zeichnet sich das Hauptthor in der Mitte durch die hohe Vollendung der darüber befindlichen Sculpturen aus, deren groteske, aber harmonisch gegliederte Formen nur schwer sich beschreiben lassen. Der hölzerne Thürsturz ist heute leider wahrscheinlich durch die Hand eines der nahen Hacienbabesitzer herausgenommen, was den Sturz des vorspringenden Simses und die theilweise Zerstörung der darüber befindlichen Hautreliefs zur Folge hatte. Noch sind höher oben drei Adler mit halb entfalteten Flügeln sichtbar und ein runder Sockel mit einer verstümmelten Büste, deren fehlender Kopf jenen bizarren Federschmuck trug, wie er auf allen yucatesischen Bildwerken wiederkehrt. Den Sockel der Büste zieren drei umgestürzte Köpfe von vortrefflicher Ausführung. Das flache Dach, einst mit weißem Cement gedeckt, ist heute von üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Der Plan des Innern ist wesentlich derselbe wie bei allen Gebäuden. Eine Mauer trennt der Länge nach den ganzen Bau in zwei große, schmale Hallen, die dann wieder durch querlaufende Scheidewände in eine Anzahl kleinerer Räume getheilt werden. Von jedem Zimmer der Vorderseite führt eine Thüre durch die Mittelwand in das entsprechende Gemach der Rückseite. Die Oberschwellen bestehen meist aus dem dunkelrothen, eisenharten Sapoteholz (Achras Sapota) und sind mit feinem Schnitzwerk und Hieroglyphen geschmückt. Von der Stucküberkleidung der Wände ist heute fast nichts mehr zu erkennen.

Unweit vom Palast steht das „Schildkrötenhaus", so benannt nach dem Hauptmotiv des Kranzgesimses. Dahinter erhebt sich eine einfache, tempellose Pyramide, der „Opferhügel", offenbar eine Nachbildung der mexicanischen Altarpyramiden (teocallis). Die mexicanischen Tempel aus der Aztekenperiode waren nämlich ihrer Grundidee nach nichts anderes als kolossale Opferaltäre, die hoch oben auf einem pyramidalen Unterbau errichtet wurden, damit das unten harrende Volk alles mitansehen konnte. Das arme, nackte Opfer wurde die steile Treppe hinaufgeführt, vier Priester faßten den Unglücklichen an Händen und Füßen und legten ihn auf den leicht gewölbten Opferstein (techcatl), so daß Brust und Leib in die Höhe kamen. Dann öffnete der Oberpriester mit einem einzigen kunstfertigen Stoß des scharfen Steinmessers die Brust, riß das noch zuckende Herz heraus, hob es zur Sonne empor und warf es dann zu den Füßen des nahen Götzenbildes. Der blutige Leichnam aber wurde die Treppe hinabgeworfen und fiel dem Volke zu, das ihn zum Schmause zerlegte. Die Tolteken dagegen hatten ursprünglich keine Menschenopfer und bauten eigentliche bedeckte Tempel, wie wir sie über ganz Yucatan hin finden. Erst allmählich fand durch den Einfluß der Azteken (seit 1440) die grausame Sitte auch in Yucatan Eingang, und so sahen bereits die ersten Spanier, die Yucatan 1517 betraten, in den Tempeln die Spuren der blutigen Opfer.

Unfern des „Schildkrötenhauses" stehen zwei gleich große, 38 m lange und 9,5 m breite Gebäude. Sie sind durch einen Raum von 22 m getrennt, aber offenbar ist das eine das Gegenstück zum andern. Die Frontseiten zeigen schöne Sculpturarbeiten, die Spuren einer kolossalen steinernen Schlange, die sich um den Bau herumzuwinden schien, und endlich die Reste eines in die Frontmauer eingelassenen Steinringes von 1,26 m Durchmesser. Seltsamerweise ist am ganzen Bau nirgends Fenster oder Thüre zu erblicken. Stephens ließ also in die Mauer ein 2,5 m tiefes Loch hineinbrechen, fand aber in dem innern Hohlraum nichts als lose übereinander liegende unbehauene Steine. Welche Bestimmung wohl der räthselhafte Bau einst haben mochte!

Auf einem 27,6 m hohen, sehr steilen, künstlich mit Steinen umkleideten Hügel ragt die Casa del Enano, „Haus des Zwerges" (auch „Haus des Wahrsagers" genannt), ein niedlicher Tempel, der aus zwei Theilen besteht, einem obern auf der höchsten Terrasse und einem tiefer gelegenen, dessen Fassade nach der Stadt schaut. Wegen der ungewöhnlich reichen Ausstattung hat man in ihm ein Heiligthum der Hauptgottheit vermuthet. Je eine hohe Treppe führt von Ost und West zu den beiden Gebäuden empor. Cogolludo (La Historia de Yucatan compuesta) sah 1656 diesen Tempel noch wohl erhalten, die Treppe aber war so steil, daß ihm schwindelig wurde. In dem einen Saale fand er noch Opfergaben von Cacao und Spuren von Kopal (Gummiharz), der erst vor kurzem verbrannt sein konnte. Danach hätten die Indianer von Uxmal noch 115 Jahre nach der Eroberung hier ihren alten Göttern geopfert.

Die Vorderseite des tiefer stehenden Gebäudes stellt ein schreckliches, halb menschliches Ungeheuer dar. Das weite Thor ist das aufgesperrte Maul, die Stäbchen des ausgehauenen Thürsturzes sind die Zähne, darüber glotzen zwei Augen, nur die Nase ist heute zertrümmert. Diese grausige symbolische Figur ließ es Stephen zweifellos erscheinen, daß das „Haus des Zwerges" ein Götzentempel war, in welchem Menschenopfer dargebracht wurden.

Nicht vergessen dürfen wir, daß auch Uxmal seinen „Nonnenpalast" hat, wieder ein wahrer Prachtbau. Im Walde zerstreut liegen noch zahlreiche andere Ruinen, unter denen die des Tlachtli leicht zu erkennen sind.

Zeigen die Bauwerke von Uxmal gleichsam die Blüthezeit altyucatesischer Kunst, so verrathen die prächtigen Ruinen des südlicher gelegenen Kabah in ihrer überreichen Formenfülle bereits den Niedergang der Kunst, die Ausartung in Tändelei. Die Ausschmückung ist zumal an der berühmten, 15,7 m langen Fassade des Königspalastes bis zur tollen Verschwendung getrieben, das Architektonische tritt fast ganz hinter den rein decorativen Motiven zurück. Trotzdem meint Charnay, daß die beiden vorzüglich gearbeiteten Friese auch unsern schönsten Bauwerken nicht zur Unzierde gereichen würden. Auf der breiten Esplanade vor dem Palast finden sich zwei Cisternen und in der Mitte die oben erwähnte Strafsäule (Picote). Die Doppelreihe von Sälen im Innern sind das Schönste, was Charnay gesehen. Hier machen die leicht gewölbten falschen Bögen ganz den Eindruck eines gotischen Gewölbes. Alle Säle waren reich mit Figuren und Inschriften bemalt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch die

äußere Fassade einst in polychromischem Schmucke prangte, was die „wilde Pracht der Sculptur“ zur vollen Geltung kommen ließ.

Doch wir müssen hier innehalten. Das Gebotene dürfte auch genügen, um unsern Lesern ein selbständiges Urtheil über die Cultur Alt-Yucatans, soweit sich dies aus seinen Bauresten gewinnen läßt, zu ermöglichen. Wenn wir aber vorwiegend jene Forscher zu Worte kommen ließen, welche von diesen Trümmern einer untergegangenen Cultur mit hoher Bewunderung sprechen, so soll auch beigefügt werden, daß andere Stimmen (vgl. z. B. L. Lohde in der deutschen Ausgabe des citirten Werkes von Gailhabaud) selbst aus den Stilproben eines Palastes von Urmal „eben keinen vortheilhaften Rückschluß auf die Geistescultur ihrer Erbauer machen“ wollen. Auch Morelet warnt mit Bezug auf Palenque: „Lernen wir unsern Enthusiasmus etwas mäßigen — denn die Kunst der Erbauer dieser Monumente hatte ihre Grenzen! Ein Volk, das die Schreibkunst nicht verstand, das noch weniger den Gebrauch des Eisens kannte, das Volk, das ohne Herden und Lastthiere war, konnte begreiflicherweise nicht den Grad der Civilisation erreicht haben, der mit der unsrigen irgend einen Vergleich aushielte. Und so darf ich wohl behaupten, daß man die Ruinen von Palenque zu hoch gepriesen; denn bei aller ihrer antiken Pracht und verwegenen Ausführung muß ich doch daran aussetzen, daß sie in ihren Details nicht den Enthusiasmus der Archäologen rechtfertigen; den ornamentalen Linien fehlt es an Regelmäßigkeit, den Zeichnungen an Symmetrie und ihren Sculpturen an Vollendung!“ (Vgl. indes dazu das bedächtige Urtheil Kuglers, Handbuch der Kunstgeschichte I, 12 ff.)

Jedenfalls wecken diese merkwürdigen Ueberreste eine Menge hochinteressanter Fragen, auf welche wir, wenigstens in Kürze, noch zurückkommen müssen. (Schluß folgt.)

Eine Reise nach dem Sinai.

(Nach den Mittheilungen des P. M. Jullien S. J. — Fortsetzung.)

7. Elim und Weiterreise.

Von Ain Hauârah geht es während zwei Stunden über ein nicht so dürres Land, das stellenweise von den Arabern im Frühjahre sogar angebaut wird. Durch einen sandigen Hohlweg erreicht man den Wadi Gharandel, das tiefste und am meisten grüne Thal, das wir bisher trafen. Anfangs zeigen sich nur vereinzelte Tamariskenbüsche längs dem sandigen, 600 m breiten Bette, das sich zwischen 18—25 m hohen Hügeln hinzieht. Aber je mehr man dem Wadi folgend zum Meere hinabsteigt, desto zahlreicher werden die Bäume und bilden endlich einen vollständigen Wald. Die Landschaft wird reizend; ein Bächlein fließt durch den Rasen oder versteckt sich unter überhängendem Buschwerk; da und dort erheben sich hohe Palmen in die Lüfte; zutrauliche Vögel beleben die Einsamkeit; zwei prachtvolle Enten ordneten unmittelbar zu unsern Füßen im frischen Grase ihr schmuckes Gefieder: kurz, es ist eine herrliche Oase.

Die Kinder Israels mußten diesen Wadi nothwendig durchziehen und werden nach den Mühsalen der traurigen Wüstenfahrt ganz gewiß hier gelagert haben, wenn auch die Strecke seit Ain Hauârah nur 2—3 Stunden beträgt. So verlegen denn die alte Ueberlieferung wie die neuern Reisenden das Lager von Elim an diese Stelle. Die hl. Silvia nimmt Ayun Musa für Mara und sagt, nach einem Marsche von drei Tagen durch endlose Wüste sei sie nach Arandara gekommen. „Arandara ist der Ort, der ehemals Helim hieß. Es findet sich daselbst ein manchmal ausgetrockneter Bach; aber zu jeder Zeit trifft man im Bette und an den Ufern Quellen. Gras wächst daselbst im Ueberflusse und Palmen in großer Zahl. Seit dem Durchzuge durch das Rothe Meer, d. h. seit Sur, trifft man keinen so angenehmen Ort, noch so gute und reichliche Quellen.“ — Zwei Jahrhunderte später (um 600) fand Antoninus Martyr daselbst einen kleinen befestigten Platz (castellum modicum) Namens Surandala mit einer Kirche und einem Pilgerhaus. Alle Pilger bewundern die Quellen und die Palmen. Bernhard von Breitenbach aber, der Beschreiber einer Pilgerfahrt edler Deutschen (1483), fügt hinzu: „Doch gibt es an diesem Orte riesige Flöhe, so groß wie kleine Haselnüsse; die nennt man Pharaosflöh.“ Der fromme Domherr hat daselbst offenbar zum erstenmal die Bekanntschaft mit dem Ungeziefer der Kamele gemacht. Heute ist der Platz ganz verlassen; nur mit Mühe kann man einige zweifelhafte Reste von Mauerwerk etwas oberhalb der Quellen finden. Palmen zählt man viel mehr als 70; offene Quellen wird man kaum 12 finden. Aber überall stößt man im Bette des Baches auf Wasser, wenn man 2 m tief gräbt. Die Kinder Israels freuten sich des Wassers und der Weide für ihre Herden und lagerten 14 Tage im Schatten der Palmen. Sie langten daselbst am 25. Nisan an, und am 15. des folgenden treffen wir sie erst zwei Tagereisen weiter „in der Wüste Sin zwischen Elim und dem Sinai“ (2 Mos. 16, 1).

„Nachdem sie Elim verlassen, schlugen sie ihre Zelte am Ufer des Rothen Meeres auf“ (4 Mos. 33, 10). Der Reisende, der den Spuren des Volkes Israel folgt, findet leicht die Stelle ihres Lagers. Das Thal von Elim hätte sie ans Meer geführt; aber sie konnten diesen Weg nicht nehmen, da ihnen der Dschebel Hamman-Firun, den man schon vor der Ankunft im Wadi Gharandal erblickt, den Paß verlegte. Sie mußten, sich nach Osten wendend, ein niedriges Bergjoch übersteigen und stießen dann auf einen schönen, ziemlich quellenreichen Wadi eine kleine Tagereise von Elim, und da schlugen sie offenbar am Ufer das Lager auf.

Vom Wadi Gharandal führt der Weg durch eine malerische Schlucht auf eine dürre Hochebene. Etwa eine Stunde vom Wadi erblickt man einen 3 m hohen Steinhaufen, den unsere Beduinen „Hosan Abu-Zenne“, d. h. Roß des Abu Zenne nannten. Jeder von ihnen warf zum Zeichen der Verachtung einen Stein dagegen. Der Führer erzählte, ein gewisser Abu Zenne, habe an dieser Stelle seinem todmüden Rosse so grausam die Sporen gegeben, daß es nach einem abenteuerlichen Sprunge todt zusammenbrach. Seither geht kein Beduine vorüber, ohne zum Zeichen der Mißbilligung seinen Stein zu werfen. Der Weg wird nun weniger einförmig. Einige Palmen und Bitterbrunnen und in der Ferne die Hochgipfel der Sinaigruppe zeigen sich, während die schönen Formen des Hamman-Firun mit jedem Schritte deutlicher hervortreten. Der Dschebel Hamman-Firun, „Berg der Pharaobäder“, ist in der That ein stolzer Felskoloß, der aus dem Ufersande braun und krystallinisch schimmernd aufragt. Sein Fuß ist nach Norden von einer großen Zahl von Höhlen durchbrochen, aus denen an mehreren Stellen reichliche schwefelhaltige

Thermalquellen hervorbrachen, welche die Luft mit ihren weißen Dämpfen erfüllen. Die Beduinen bedienen sich dieser Quellen gegen den Rheumatismus, an dem sie viel leiden; da sie aber die Hitze des Mineralwassers (69° C.) nicht ertragen können, baden sie im Meere, wo die Quellen münden, nachdem sie dem Geiste Pharaos einige Weihegaben dargebracht, daß er sie gegen die Haifische beschütze. Seit nämlich Pharao hier bei einem Versuche, den Berg auf der Meerseite zu umgehen, ertrunken, halten sie ihn für den Schutzgeist des Ortes. Dieser wie so mancher ähnlichen Sage, die wir unterwegs hörten, liegt die Erinnerung an die mosaische Zeit zu Grunde.

Ueber einen Sandrücken führt der Weg durch eine Schlucht zwischen 30—40 m hohen Kreidefelsen, scheinbar von Menschenhand für einen Bahndamm durchbrochen. Die Sonnenhitze glüht in solchen Schluchten, welche die Beduinen zur Sommerzeit meiden. Die Straße senkt sich, und das Thal wird breiter. Einige Palmen erscheinen. Gerade vor uns erhebt sich ein Berg aus nubischem Sandstein, dessen ganz kahle horizontale Schichten in den lebhaftesten Farben strahlen. In der Mitte zieht sich ein prächtiges rothgerändertes Orangenband; unterhalb laufen weiße und gelbe Strahlen, darüber braune, weiße, gelbe und schwarze Bänder, alles in so leuchtenden Farben, daß man meint, man sehe nicht Felsen, sondern ein Phantasiebild vor sich. Das Thal verdient recht wohl seinen Namen Wadi Taiybeh, d. h. „angenehmes Thal". Noch zieht man eine Strecke zwischen 60 m hohen Felswänden hin, und mit einer plötzlichen Wendung öffnet sich der Weg nach dem Meeresufer. Offenbar haben die Kinder Israels nach einem Marsche von 30 km hier gelagert. Die Uferebene ist geräumig und grasreich. Sie erweitert sich zu einer Landzunge und bildet eine der besten Buchten dieser Küste, die wahrscheinlich den alten Aegyptern als Hafen für ihren Verkehr mit den Gruben der Halbinsel diente; denn die natürlichen Straßen von diesen ans Meer münden hier. In der Ferne erhebt sich auf der Spitze der Landzunge ein Erdhaufen, das Grabmal eines Derwisches, den die Beduinen verehren und nach dem sie diese Spitze „Ras Abu-Zenimeh" nennen.



Der Wadi Sidr. (Nach einer Photographie. — S. 62.)

8. Die Wachteln und das Manna in der Wüste Sin.

Nach einer köstlichen Nacht, die wir wie die Israeliten unter dem Zelte am Meeresufer verbracht, zogen wir die Dünen entlang. Lange Strähne rother Algen, rother Wolle ähnlich, bezeichnen auf dem Sande die Fluthmarke. Es ist wahrscheinlich, daß sie Moses veranlaßten, dieses Meer Yam-Suf zu nennen; Yam bedeutet „Meer", und Suf bedeutet „Schilf", „Alge". Die Araber gebrauchen Suf für Wolle. Vielleicht kommt auch der Name „Rothes Meer" von diesen rothen Algen her, obschon die neuern Gelehrten den Namen von den verhältnißmäßig rothen Anwohnern der Himyrithen und Phönicier ableiten. Hohe Uferfelsen treten ans Meer heran und schließen die Aussicht mit einem imposanten Vorgebirge, den Dschebel Nochel.

Eine ganz neue Landschaft erschloß sich uns, nachdem wir dasselbe auf ebenen Felsplatten, die zur Zeit der höchsten Fluth unter Wasser stehen müssen, umgangen. Eine weite, geneigte, durchfurchte Ebene, öder Kieselboden, wird im Norden durch schwarze Berge begrenzt und im Osten und Süden von einer Felsenmauer umschlossen. Enge und dunkle Schluchten von zwei oder drei Bächen sind die einzigen Oeffnungen dieser Mauer,

hinter welcher hohe, gezackte und vollständig kahle Berge sich emporrecken. Diese Ebene heißt El Marcha, was vom Wasser durchfurchtes Land bedeutet. Hätte Dante sie gekannt, er würde sie zum Vorhof der Hölle gemacht haben. Das Thor dieser schwarzen Schluchten, das uns für zwei Wochen von der Welt abschließen wird, erfüllt uns mit Grauen, und etwas ähnliches mögen die Kinder Israels empfunden haben, und der Herr antwortete auf ihr Murren wider Moses und Aaron mit zwei Wunderwerken seiner Güte.

Wir befinden uns in der Wüste Sin, welche die Israeliten am 15. des zweiten Monats erreichten, 30 Tage nach ihrem Auszuge aus Ramesses. Vom Meere auf Raphidim zu hatten sie keinen andern Weg. Im nördlichen Theile der Ebene nahe am schwarzen Fuße des Dschebel Marcha fanden sie zwei Quellen; die eine, Ain Dhafary, ist süß; die andere, Ain el Marcha, ist heute bitter. Ihre Herden konnten sich auf der weiten 22 km langen und 5 km breiten Ebene vertheilen und fanden viele salzige und stachelige Kräuter.

Bis dahin hatten sich die Israeliten nicht über Mangel an Nahrung beklagt. Sie lebten von ihren Herden, vielleicht auch zeitweilig von Fischen, die im Frühjahr in großer Menge zum Laichen an die Küste kommen (4 Mos. 11, 22). Aber jetzt, da sie auf unbestimmte Zeit diese schauerliche Gebirgswelt betreten sollten, die sich so wild und düster vor ihnen aufthürmte, wie sie noch nie etwas gesehen hatten, erschraken sie und murrten wider ihre Führer: „Wären wir doch durch die Hand des Herrn



Thal Mokatteb. (Nach einer Photographie. — S. 63.)

in Aegypten gestorben, da wir bei den Fleischtöpfen saßen und Brod nach Genüge aßen! Warum habt ihr uns in diese Wüste geführt, um diese ganze Menge Hungers sterben zu lassen?" (2 Mos. 16, 3.) Als Antwort auf diese Klage sprach der Herr zu Moses: „Siehe, ich will euch Brod vom Himmel regnen lassen." „Moses und Aaron sprachen zu allen Söhnen Israels: ‚Am Abende werdet ihr erkennen, daß der Herr euch aus Aegypten geführt, und am Morgen werdet ihr die Herrlichkeit des Herrn schauen. Er wird euch am Abend Fleisch zu essen geben und am Morgen Brod im Ueberfluß ...' Als nun Aaron zum Volke redete, schaute es nach der Wüste, und siehe, die Herrlichkeit des Herrn erschien in der Wolke, und der Herr sprach zu Moses: ... ‚Abends werdet ihr Fleisch essen und morgens euch an Brod sättigen, und ihr werdet erkennen, daß ich der Herr, euer Gott, bin.' Und es wurde Abend, und es kamen Wachteln und bedeckten das Lager, und am Morgen lag der Thau rings um das Lager, und als er aufstieg, erschien die Wüste mit lauter kleinen weißen Körnlein wie mit Reif bedeckt. Als das die Kinder Israels sahen, sagten sie zu einander: ‚Man-hu', d. h. Was ist das? Moses aber antwortete ihnen: ‚Das ist das Brod, welches euch der Herr zu essen gegeben hat'" (V. 4—15). „Es war wie Koriandersame, weiß und schmeckte wie Honigkuchen" (V. 31). „Die Kinder Israels aber aßen Manna 40 Jahre lang, bis sie in ein bewohnbares Land kamen; sie nährten sich von dieser Speise, bis sie die Grenze Kanaans erreichten" (V. 35).

Die Umstände, welche die Wachtelschwärme herbeiführten, werden dieselben gewesen sein, wie sie später (4 Mos. 11, 31)

beschrieben werden: „Jehovah ließ den Wind blasen, und derselbe brachte die Wachteln über das Meer“ u. s. w. Es war Anfang Mai, zu welcher Zeit die Wachteln in der Wüste Sin eintreffen. Sie kommen aus Aegypten, fliegen mit Hilfe eines günstigen Windes gegen Abend über den Golf und fallen ermüdet am Fuße der Sinaiberge zu Boden „dicht wie die Sandkörner am Meere“ (Ps. 77, 27). Das alles stimmt mit der Lebensweise dieser Vögel überein. Sie überwintern in Afrika und ziehen im Frühling in großen Scharen nordwärts. Da sie keine große Flugkraft haben, wählen sie Meerengen und günstigen Wind für ihre Züge. Gewöhnlich fliegen sie nachts und rasten den Tag über ganz erschöpft. Die Küstenbewohner des Mittelmeeres und seiner Inseln fangen bei dieser Gelegenheit eine Unzahl; man kann sie oft mit Händen greifen oder mit Stöcken erschlagen. Junge Burschen erlegen oft 500 Stück im Tag. Das Wunder besteht also hier darin, daß Gott die Wachteln gerade in dem Moses verkündeten Augenblicke ankommen ließ.

Ganz anders verhält es sich mit dem Wunder des Manna, welches das Wunder aller Wunder, die heilige Eucharistie, vorbilden sollte. Hier haben wir eine ganz neue Substanz von so wunderbaren Eigenschaften, daß die Naturkunde nichts ähnliches kennt. Die Israeliten und selbst Moses, der das Sinailand bewohnt hatte, kannten es nicht (5 Mos. 8, 3). Es nährte das Volk 40 Jahre lang und hörte für immer auf, sobald es den Weizen in Kanaan erntete (Richt. 5, 12). Täglich fiel es, mit Ausnahme des Sabbats, wo immer sie ihr Lager aufschlugen. Für jeden Kopf war ein Gomor vorräthig; wer mehr sammelte, hatte nicht mehr. Man konnte es nicht aufbewahren, es zerschmolz in der Sonne. Nur am Tage vor dem Sabbat konnten sie zwei Gomor sammeln und einen davon aufheben, ohne daß er verdarb. Sie mahlten es in der Handmühle, zerstießen es im Mörser; kochten es im Kessel oder machten Kuchen daraus in der heißen Asche (4 Mos. 11, 8). Moses hob einen Gomor auf Gottes Befehl im Heiligthume auf für alle künftigen Geschlechter (2 Mos. 16, 33).

Das sind Wunder über Wunder! Die Rationalisten haben eine sehr undankbare Arbeit unternommen, indem sie das Manna natürlich erklären wollten. Mehrere Pflanzenarten schwitzen eine süße gummiartige Substanz aus, so namentlich das Alhagi Maurorum, das persische Manna, das in Afghanistan gesammelt wird. Hier könnte nur die Tamariske in Frage kommen (tamarix mannifera). Stiche eines Insectes, des coccus manniparus, lassen den Zweigen ein Gummi entquellen, das in der Sonnenhitze schmilzt und um Mittag in rosenfarbigen Tröpfchen abträufelt. Das ist „das Manna vom Sinai“. Beduinen sammeln es mit den getrockneten Blättern, seihen es durch ein Tuch, bewahren es in Ledersäcken auf und essen es auf Brod wie wir den Honig, dessen Geschmack es ähnelt. Obschon die Tamariske im Wadi Gharandal, in der Oase Feiran und ech-Cheik kleine Wäldchen bildet, übersteigt die Jahresernte dieses Mannas nach Burckhardt doch nicht 600 Pfund, und wie H. E. Palmer bemerkt, hätte es das 3000fache bedurft, um die Kinder Israels auch nur einen Tag zu ernähren. Ja nach den chemischen Untersuchungen Berthelots wäre das Tamariskengummi überhaupt nicht im stande, den Menschen zu nähren, geschweige, daß dieser Stoff keine der wunderbaren Eigenschaften des biblischen Mannas besitzt. Man muß wirklich blind sein wollen, um in dieser Tamariskenausschwitzung das Manna des Moses zu erblicken.

Welch ein Trost war es für uns, inmitten dieser schauerlichen Wüste das wahre Manna, das „alle Freude und jeder Süßigkeit Wohlgeschmack in sich birgt“, vom Himmel in unser Zelt herniedersteigen zu lassen, dessen bloßes Vorbild nur das Manna der Israeliten war!

9. Die Minen und das Inschriftenthal.

„Aus der Wüste Sin kamen sie nach Daphka. Und von Daphka zogen sie nach Alus. Und nachdem sie Alus verlassen, schlugen sie die Zelte in Raphidim auf, wo das Volk kein Wasser zum Trinken fand.“ So erzählt das 4. Buch Moses (33, 12—14) die Weiterreise. Die Oase Feiran, in welcher alle Forscher übereinstimmend Raphidim erkennen, dient uns als Wegmarke. Dahin führen aus der Wüste Sin zwei Wege. Der eine geht längs der Küste bis zur Mündung des Wadi Feiran, 46 km von Ain Dhasary, und dann den Wadi aufwärts; er scheint der natürlichste, ist aber 79 km lang. Ein kürzerer führt durch den Wadi Sidr, 13 km von Ain Dhasary, zu den Minen von Maghara und rechts in den Wadi Mokatteb und von da in sanfter Steigung über ein Bergjoch in den Wadi Feiran, 27 km oberhalb seiner Mündung. Da dieser Weg viel kürzer ist und Daphka sehr gut die Minen von Maghara sein kann, glauben wir, daß Moses wenigstens für die Hauptmasse des Volkes diesen Weg wählte; das Gepäck und die Herden werden wohl den weitern Weg genommen haben; überhaupt empfahl es sich, daß eine solche Menschenmenge getrennt auf Parallelwegen marschirte.

Uns brachten die Führer durch einen kürzern Weg, durch das wilde Thor des Hanak el Lakam (Kiefer der großen Straße), und auf engen Felssteigen, die für die Scharen des Moses nicht passierbar gewesen wären, drei Viertelstunden von Maghara entfernt in den Wadi Sidr. Auf dem Joche befindet man sich in einem Hohlweg von Felsen umringt, deren Anblick unvergeßlich ist. Ihre senkrechten Abstürze, ihre Zacken und Schrunden leuchten in den Strahlen der sinkenden Sonne in allen Farben: roth, grün, braun, schwarz und weiß. Wir verbrachten die Nacht im Schutze einer Felswand auf dem Sande liegend. Es war kalt; aber die Sterne funkelten herrlich. Am andern Morgen stiegen wir durch eine breite Schlucht in den wilden Wadi Sidr hinab und erreichten nach mehreren Wendungen zwischen hohen Felsen den Wadi Maghara.

Die Schachtöffnungen der Gruben sind nahe am Westende desselben in einer Höhe von 45 m an einer geneigten braunen Sandsteinwand sichtbar. Nach alten ägyptischen Inschriften gewann man maphka in diesen Gruben. Ueber die Bedeutung dieses Wortes sind die Gelehrten nicht einig. Manche übersetzen es mit „Türkisen“, andere mit „Malachit“, zwei Edelsteine, die dem Kupfer ihre schöne grüne und blaue Färbung verdanken; noch andere Aegyptologen übersetzen es mit Kupfer. In Wirklichkeit findet man in diesen Gruben viele Türkisen und nur Spuren von Malachit und Kupfer. Was für uns wichtiger, ist die Aehnlichkeit des Namens Dmaphka mit dem Daphka oder Dophka der Bibel, der ersten Station der Israeliten auf dem Wege von der Wüste Sin nach Raphidim. In der That liegt die Quelle in der Ebene, zu welcher der Wadi Sidr führt, nach Angabe alter Inschriften nahe an den Minen und eine kleine Tagereise von der Quelle in der Wüste Sin, so daß man mit aller Wahrscheinlichkeit hier den ersten Lagerplatz annimmt.

Einige Beduinen führten uns in die Gruben. Es sind weite, niedrige, in den Sandstein gegrabene Hallen, deren Decke von plumpen Säulen gestützt werden. Ueberall erkennt man die Spuren der Werkzeuge. Man kann mit der Messerspitze sich leicht einige kleine Türkisen ablösen. Sie sind wunderschön blau

verfärben sich aber unter dem Einflusse der Luft und Feuchtigkeit und werden grünlich. So haben die Türkisen vom Sinai wenig Werth, und ein Major Macdonald, der die Gruben ausbeuten wollte, hat sein Vermögen eingebüßt. Das Interessanteste sind die 24 Tafeln oder Inschriften, in denen die alten Aegypter ihre Geschichte und Sitten in diese Felsen eingegraben, und die sich am Eingange zu den Gruben, von den vielen Jahrhunderten, welche über sie hinweggegangen, kaum berührt, vorfinden. Diese Meister der Kunst, Inschriften in den Stein zu graben, brachten ihr Werk an senkrechten, vor dem zerstörenden Westwind geschützten Wänden an. Die älteste dieser Inschriften soll nach der Meinung der Aegyptologen, denen vor den hohen Zahlen der alten Dynastien nicht bangt, vor 5000 Jahren eingemeißelt sein und stellt Snefru oder Soris dar, den Vorgänger des Pharao Cheops, der die große Pyramide erbaute; er hält einen Mnat (Hirten), der vor ihm auf den Knieen liegt, an den Haaren, im Begriff, ihn mit seiner Axt zu erschlagen. Nicht weit davon streckt Cheops einen asiatischen Feind in Gegenwart des Gottes Toth mit dem Ibiskopf zu Boden.

Andere, spätere Inschriften reden von Siegen über die Manti (Hirten), von einer Expedition von 734 Mann unter einem bürgerlichen und einem priesterlichen Führer, die den Auftrag haben, sich des maphka dieser Gegend zu bemächtigen. So oft solche Expeditionen erwähnt werden, wird mit einer einzigen Ausnahme auch der Name des Schiffskapitäns genannt, ein Beweis, daß sie zu Schiff über das Rothe Meer fuhren. Ein großes Bild stellt den König von Ober- und Unterägypten dar, welcher mit mehreren andern Personen der feierlichen Eröffnung einer neuen Mine beiwohnt; in seiner Hand hält er die Meßschnur, den Hammer und den Meißel. Das jüngste Denkmal ist eine Stele aus der Zeit Ramses' II., des Unterdrückers der Israeliten, des Vaters jenes Pharaos, unter dem sich der Auszug vollzog. Die Kinder Israels werden einen Blick voll Unmuth auf die Bilder dieser ihrer Tyrannen geworfen haben. Aus der Reihenfolge der Bilder erhellt die Geschichte dieser Minen. Eröffnet wurden sie von Snefru, dem ersten Pharao der IV. Dynastie, der dieses Land der Hirten von An eroberte. Von der V. bis zur XII. Dynastie, 450 Jahre, namentlich zur Zeit der Hirtenkönige, wurde die Benutzung der Minen unterbrochen, und sie hörte mit Ramses II. ganz auf. Sie waren also zur Zeit des Auszuges verlassen. Schon Amenemhat II., der dritte König der XII. Dynastie, ließ 18 km weiter östlich zu Sarbut el Khadim neue Gruben beginnen.

Dem Eingange der Gruben gegenüber sind auf einem einzeln stehenden Hügel die kaum erkennbaren Reste der Arbeiterwohnung und der von einer Besatzung vertheidigten kleinen Festung. Viele Steinwerkzeuge finden sich da; doch ist kein Zweifel, daß beim Ausmeißeln der Felsen eiserne Werkzeuge, die man ja auch beim Bau der Pyramiden verwendete, gebraucht wurden. Oestlich davon steht das Haus des Major Macdonald, seit 20 Jahren verlassen, aber gut erhalten. Man sieht durch die Fenster das Hausgeräthe und wundert sich, daß die Beduinen das alles unberührt gelassen.

Dem Wege der Kinder Israels folgend wenden wir uns östlich und dann etwas südlich und betreten sehr bald eine schöne 12 km lange und 4 km breite Ebene, die sich zwischen Felsmauern hinstreckt. Ein prächtiger Lagerplatz. Der Dschebel Nebba, „Quellberg", im Osten spendet zahlreichen Akazien Wasser, und reichlicher Graswuchs bietet den Herden Weide; das ist der Wadi Mokatteb, das „Inschriftenthal". Wohl verdient es diesen Namen. Die Felswände, die in der Ebene verstreuten Blöcke sind mit sonderbaren Schriftzügen einer unbekannten Sprache bedeckt. Die Buchstaben ähneln dem Hebräischen oder Kufischen (Altarabischen). Allerlei Bilder, Kreuze von verschiedener Form, Männchen, Pferde, Kameele, Strauße u. s. w., wie sie Kinder auf die Schiefertafeln kritzeln, sind mit den ebenfalls von ungeübter Hand gezeichneten Schriften vermischt. Man findet derlei auf dem ganzen Wege zum Sinai, aber nirgends in solcher Menge wie hier.

Diese „Inschriften" haben viel Staub aufgewirbelt. Ein Kaufmann aus Alexandrien, Cosmas, wegen seiner Fahrten nach Indien Indicopleustes zubenannt, schrieb um 535 als Mönch ein Buch, in welchem er gelegentlich behauptet, sie seien das Werk der Kinder Israels und gewissermaßen ihre Schreibübungen, in denen sie die Buchstaben nachbildeten, die der Herr ihnen auf den Gesetzestafeln als Vorbilder gegeben habe u. s. w. Dieses Buch des Cosmas Indicopleustes veröffentlichte 1707 der gelehrte Benediktiner Montfaucon und lenkte so die Aufmerksamkeit auf die sinaitischen Inschriften. Ein anglikanischer Bischof Clayton setzte 1750 einen Preis von 500 Pfd. Sterl. (10,000 M.) für den Gelehrten aus, der dieselben copire. 1840 fand der Berliner Professor Beer das sinaitische Alphabet, und es stellte sich heraus, daß diese Inschriften durchaus nichts mit dem Volke Israel zu thun haben. Allein ein Mr. Charles Forster veröffentlichte 1851 seine „Stimme Israels aus den Felsen des Sinai", ohne jemals dieselben gesehen zu haben, und behauptete mit der größten Kühnheit, da sei das Archiv des israelitischen Volkes in die Felsen eingegraben. 28 bezögen sich auf den Durchgang durchs Rothe Meer, andere auf die Wachteln, die er für Gänse hält, auf die Niederlage der Amalekiter u. s. w. Die Namen Moses und Jehovah fänden sich überall. Die Inschriften seien in unzugänglicher Höhe an den Felswänden und in riesiger Größe angebracht, so daß nur ein ganzes Volk in vielen Jahren mit Gottes Hilfe sie habe ausführen können. Die öffentliche Meinung ließ sich wirklich durch diesen Schwindel täuschen, der sich aber natürlich nicht lange halten konnte. Wenn man an Ort und Stelle diese „Inschriften" sieht, so staunt man, wie Forster das habe wagen können. Sie sind niemals in unzugänglicher Höhe, die Buchstaben übersteigen kaum 7—8 cm und ließen sich sehr leicht in den weichen Sandstein einkritzen. Seine Uebersetzungen sind reine Phantasiestücke. Meistens sind es Namen vorüberreisender Kaufleute, z. B.: „N. ist hier vorbeigekommen; der Friede sei mit ihm." — „Möge Allah sich des N. erinnern." — „Gesegnet sei N., der Sohn des M." u. s. w. Die Kreuze, die Α und Ω, die ☧ und ähnliche Zeichen rühren von christlichen Pilgern her. Einige Inschriften beziehen sich auf das nabatäische Volk, das zwei oder drei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung blühte und Spuren seiner Macht und seines Reichthums in den prachtvollen Ruinen seiner Hauptstadt Petra zurückließ, die sich halbwegs zwischen dem Elanitischen Golfe und dem Todten Meere finden. Das ist der einzige historische Werth, den diese Inschriften haben. Einige griechische, koptische und lateinische stammen offenbar aus der gleichen Zeit; andere mit christlichen Namen und Zeichen sind etwa 200 Jahre jünger. Eine Bestätigung des Auszuges der Israeliten, deren es aber nicht bedarf, bieten diese Felsen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Borneo.

Apostol. Vicariat von Labuan und Nord-Borneo. In unserer Januar-Nummer haben wir S. 19 die Arbeiten der Missionäre unter den eingewanderten Chinesen geschildert; heute handelt es sich um die Mission unter den Eingebornen, und zwar zunächst unter den Dajaks, selbst. Wie früher mitgetheilt, unterscheiden sich dieselben in Land- und Seedajaks, letztere namentlich ein wildes, räuberisches Völklein. Hauptstation unter den Seedajaks ist die Mission von Kanowit an der Mündung des Kanowit in den großen Rejangfluß.

„Hier geht es recht gut voran. Der Schulbesuch war noch nie so regelmäßig als letztes Jahr. Das ist jedenfalls die Folge der kleinen Kaffeeplantagen, die wir mit der Schule in Verbindung gebracht (jeder Schüler erhält nämlich ein kleines Grundstück angewiesen), und an denen Eltern und Kinder gleicherweise betheiligt sind. Da kürzlich einige der größern Knaben die Schule verlassen haben, so ist die Zahl der Schüler augenblicklich nur 12; sie wird aber bald wieder wachsen. Acht unserer Knaben, die wir erzogen haben, sind jetzt in ihren Plantagen beschäftigt. Sie wohnen für den Augenblick noch in der Mission, werden aber bald so weit sein, daß sie sich mit ihren Eltern auf eigenem Grund und Boden ansiedeln können."

Dieses Plantagensystem hängt mit der wichtigen Frage, ja der Lebensfrage der Dajakmission zusammen: Wie soll man dem unruhigen Völklein die Sucht zum unstäten Wanderleben abgewöhnen und es zu einer seßhaften Lebensweise erziehen? Die Kaffeeplantagen der Schulknaben sind ein kleiner Schritt in dieser Richtung. Es müßte aber etwas im großen Stil geschehen. Zu diesem Zwecke haben die Missionäre im Norden Borneos Ochsen



Elim. (Nach einer Photographie. — S. 59.)

und Pflüge angeschafft. Die Folge muß zeigen, ob dieses freilich sehr kostspielige Ackerbauunternehmen die gewünschten Früchte bringt. Jedenfalls bedarf es jahrelanger Mühe und unsäglicher Geduld, bis ein Nomadenvolk in ein ackerbautreibendes umgewandelt ist. Möge Gott das Unternehmen segnen!

„Die Singhi-Mission unter den Landdajaks ist in letzter Zeit wieder schwer heimgesucht worden. Die Blattern, die in ganz Sarawak herrschten, traten in der Mission besonders stark auf. Weil die Seuche namentlich Kinder ergreift, so bedeutet sie freilich eine reiche Ernte für den Himmel. Der böse Feind aber benutzt die Gelegenheit und setzt den armen Dajaks in den Kopf, das bloße Erscheinen des Missionärs in einem Hause genüge, um den Tod über die Schwelle zu rufen. Auch sonst sind alle möglichen ungünstigen Gerüchte über die Missionäre ausgestreut worden, die bei dem abergläubischen Volke leider nur zu leicht Glauben finden. So heißt es, in der Kapelle der Tuhan Padris hausten allerlei boshafte Kobolde, die mit einem einzigen bösen Blicke den Tod brächten. Auch hätten die Padris in Kisten und Schachteln einen ganzen Vorrath von Ratten, Raupen, Schnecken und ähnlichem, den Feldfrüchten schädlichem Ungeziefer aufgespeichert, das sie von Zeit zu Zeit über das Land hin losließen u. s. w. So kommt es, daß viele Thüren sich vor ihnen verschließen und auf diese Weise das Missionswerk gehemmt wird und viele unschuldige Kinder der Anschauung Gottes verlustig gehen. Den einzig wirklichen Erfolg der heiligen Mission bilden die Knaben und jungen Männer, die in der Wohnung des Missionärs selber erzogen werden. Namentlich bietet P. Westerwoudts Mission in den Singhi-Bergen erfreuliche Hoffnungen. Bis jetzt haben sich die Frauen und Mädchen vom Unterricht ferngehalten, obschon sie den Gottesdienst besuchen. Ohne Schwestern wird sich aber hier wenig machen lassen." Dieselben sind denn auch inzwischen eingetroffen und haben ihre so wichtige Mission begonnen.

Noch bleibt uns ein Wort zu sagen über die Papar-Mission unter den Dusans, am Nordufer des Paparflusses in Britisch-Borneo. (Vgl. über die Gründung dieser sehr schwierigen Mission Jahrg. 1887, S. 151.) Sie wird von P. Bernhard Kurz besorgt. In einem Briefe vom 15. Juni 1889 vergleicht er die Mission mit einem mit wirrem Dorn- und Distelgestrüpp überwucherten

Garten, in dem nur hie und da ein edles Pflänzchen aufkommt. Die Dusans sind einer der wildesten, unbändigsten Stämme des Landes. Ihre Religion ist ein roher Cult des Teufels, den sie durch das Blut geschlachteter Thiere zu versöhnen suchen. Sie haben einen instinctiven Haß gegen das Christenthum und reden sich gegenseitig ein, sobald einer Christ werde, müsse er sofort sterben. Was ihre Sitten angeht, sind sie in mancher Beziehung schlimmer als die wilden Thiere, besonders durch ihre Trunk- und Streitsucht und ihre Mordgier. Dem Trunke sind sie so ergeben, daß man bei ihnen an Stelle unseres „Ich werde es thun, so Gott will", zu sagen pflegt: „Ich werde es thun, wenn ich nicht betrunken bin." Zumal die an der Küste gleichen nach P. Kurz' Ausdruck eher Tigern als Menschen. „Vor einigen Wochen", so erzählt er, „wurde dort eine ganze Anzahl Weiber hingemordet und aus ihren Köpfen Suppe gemacht. Bald darauf begingen auch die Weiber eine gleiche Blutthat und mißbrauchten die Leiber der Ermordeten in ähnlicher schändlicher Weise. Naturgemäß sind diese Wilden von Haß gegen die Regierung erfüllt, die sich bemüht, solchem Unwesen zu steuern. Wann wird dieses Volk reif sein für das Christenthum? — Allein glücklicherweise sind nicht alle gleich schlimm, und so hoffe ich zuversichtlich, daß Gott, der alle selig machen will, selbst in dieser dunkeln Weltecke die Arbeit des Missionärs segnen wird, wenn wir ihn nur darum bitten." In der That ist die harte, anfangs trostlose Arbeit des wackern Missionärs nicht ohne Erfolg geblieben. Doch lassen wir ihn selbst erzählen. „Es ist eine tröstliche Wahrheit, daß Gott die Gnade der Bekehrung bisweilen plötzlich solchen zuwendet, die auf dem nächsten Wege zur Hölle scheinen. Ich hatte solch einen Fall unter meinen ersten Katechumenen. Es kam ein Mann zu mir aus ziemlicher Entfernung unter dem Vorwand, sich unterrichten zu lassen. Seine eigentliche Absicht aber war, von mir Geld zu erpressen, und zu diesem Ende sagte er eine Menge Unwahrheiten. Ueberdies war sein Benehmen ein so zügelloses, daß eine Bekehrung gar nicht zu hoffen schien. Eines Tages aber, als ich zu ihm von Gottes Gerechtigkeit und vom jüngsten Gerichte sprach, wurde er ernst und rief auf einmal weinend aus: ‚Ja tuan sakarang sahya perchaia' (Ja, Vater, jetzt glaube ich), und dieselben Worte noch einmal wiederholend, fügte er bei: ‚Und wenn auch niemand anders hier an den Gott der Christen glauben will, ich glaube, und ich will ein Christ werden.' Einige Tage darauf kam er des Nachts zu mir und bat mich, eines seiner Kinder, das schwer krank daniederlag, zu taufen. Ich taufte das Kind in seinem Hause auf Sexagesima-Sonntag. Auf Ostern aber taufte ich den Vater und drei Knaben, die ich in mein Haus genommen. Auf Pfingsten hatte ich wiederum die Freude, einen Knaben taufen zu können. Es waren die Erstlinge meiner Wirksamkeit."

Bald baute P. Kurz mit Hilfe einiger Leute auch in Regapas, einem drei englische Meilen entfernten Dorfe, eine kleine Schule und brachte die Leute durch seine freundliche Unterredung zu dem Versprechen, ihm ihre Kinder schicken zu wollen.

Bereits Ende October desselben Jahres 1889 konnte P. Kurz einem Obern schreiben: „Ich habe gute Nachrichten aus der Papar-Mission. In Limbahan (so hieß der Hügel, auf dem der Pater sich angesiedelt) habe ich gegenwärtig eine gute Anzahl Katechumenen im Unterricht, die nächstens die heilige Taufe empfangen werden. Unter ihnen ist auch der Dato (Häuptling) des Ortes. Wenn er getauft ist (was wohl am 1. December der Fall sein wird), so werden viele andere folgen. Die Leute sagen auch selbst: ‚Ja, dann wollen wir Christen werden.' Vor zwei Tagen, als ich im Hause des Dato war, um Unterricht zu ertheilen, und gerade über die vier letzten Dinge und die Ankunft Christi beim jüngsten Gerichte sprach, da füllten sich die Augen des Dato auf einmal mit Thränen, und er rief aus: ‚O hätte ich doch diese Dinge früher als Knabe schon gewußt, dann würde ich nimmer dem Teufel gedient haben und wäre gleich ein Christ geworden; aber damals war niemand da, mich zu unterrichten und eines Bessern zu belehren. Ich glaube dir, Tuan Padre! und ich sehne mich jetzt danach, das heilige Sacrament der Taufe zu empfangen.' Gegenwärtig habe ich 12 Knaben bei mir im Hause wohnen, darunter den Sohn des Dato. Am 1. November werde ich 2, am 1. December, so Gott will, 15 bis 20 Taufen haben. In Regapas ist fast das ganze Dorf bereit, christlich zu werden. Ich hoffe dort neben der Schule bald auch eine Kapelle zu errichten. Die Auslagen werden sich auf etwa 300 Pfund (6000 Mark) belaufen, sind aber bereits theilweise durch einige großherzige Wohlthäter aus Deutschland gedeckt, und ich werde überdies von meinem väterlichen Erbe dazu legen.... Beim Unterricht und in der Schule ist die Sache keine ganz leichte. Die Leute haben zwar den besten Willen, fassen aber sehr schwer und langsam auf. Bitte, beten Sie für die Armen um Licht und Gnade und um Geduld für mich. Uebrigens bin ich gesund und sehr glücklich hier."


Eingang zu den Türkisengruben. (S. 62.)

Ende 1890 war die Zahl der Getauften bereits auf 69 gestiegen, außerdem waren etwa 40 im Unterricht. Um Weihnachten wurde die Einweihung der neuen Kapelle gefeiert. Der Chor der neubekehrten Dusanknaben sang das Adeste fideles und andere Lieder. Das Ereigniß des Tages aber war die Angelusglocke, die zum erstenmal weit über Ebene und Hügel hin schallte und die armen Dusans in nicht geringen Schrecken setzte. Sie meinten, der Ton komme von einem wilden, schrecklichen Ungethüm, das sie verschlingen wollte. Den ganzen Tag kamen Leute, um das große Thier zu sehen, und konnten das Wunderding nicht genug anstaunen. Hiermit nehmen wir für heute Abschied von Borneo, indem wir die Mission herzlich unsern Lesern empfehlen. Bekanntlich hat die Gesellschaft von Mill Hill seit Jahresfrist ein Missionshaus auch auf deutschem Boden zu Brixen in Tirol, was sie auch unsern Lesern näher bringen muß.

Annam

Apostol. Vicariat Nord-Cochinchina. Ueber das weitere Schicksal der beiden annamitischen Prinzen (siehe Januarheft) erfahren wir durch den hochw. Herrn Allys folgendes: Beide schmachten noch in ihrem engen Gefängniß im Quang-Ngai-Gebirge. Ihre schweren Ketten um Hals und Füße lassen sie Tag und Nacht keine Ruhe finden. Angesichts des

baldigen Endes, das sie erwarten, haben sie sich von dem ihnen zugewiesenen Almosen ihre Särge machen lassen, deren Anblick sie beständig an den Tod erinnert und zur eifrigen Vorbereitung darauf ermuntert. Was die andern Prinzen und Mitglieder der kaiserlichen Familie angeht, so ist die Strafverordnung, die sie ihrer Einkünfte und aller Vorrechte beraubt, auf alle ausgedehnt worden, und sie sind deshalb ganz auf die Unterstützung der Missionäre und das bißchen Geld angewiesen, das sie sich durch ihrer Hände Arbeit verdienen können.

Diese Vorgänge zeigen, wie die gegenwärtige französische Regierung ihr Protectorat ausübt. Alle durch die Missionäre an sie gerichteten Beschwerden sind unbeantwortet geblieben. Möge Gott die Kirche Annams schützen!

Aequatorial-Afrika.

Apostol. Vicariat von Victoria Nyanza. Aus der Hauptstadt von Uganda. Es wird gewiß unsere Leser freuen, wieder einige Nachrichten aus Uganda zu vernehmen. Dieselben sind einem Briefe des P. Guillermains aus Rubaga, der Hauptstadt Ugandas, entnommen. Nachdem nämlich die Lage ruhiger geworden, sind zwei der katholischen Missionäre wieder dorthin zurückgekehrt, um sich der dort befindlichen Katholiken anzunehmen. Wie man aus dem Briefe ersieht, haben sich die Katholiken mit wenigen Ausnahmen sehr wacker gehalten. Auch scheinen die Urheber der Verfolgung jetzt über das, was sie gethan, eine gewisse Scham zu empfinden. Hoffen wir, daß England seine Ehre wiederherstellen und das in seinem Namen verübte Unrecht wieder gutmachen wird. Als ein Schritt in dieser Richtung dürfte jedenfalls die Absendung Sir Gerald Portalls nach Uganda als Untersuchungscommissar der Regierung zu betrachten sein.

Zugleich mit dem folgenden Brief P. Guillermains übermittelte Msgr. Livinhac von Algier aus die Nachricht, „daß die Verproviantirungs-Karawane, die im Juli (1892) von Sansibar aufbrach, Mitte October glücklich am Südende des Victoria-Sees angelangt sei, und daß Msgr. Hirth von hier aus seine Mitbrüder am Nordufer mit dem Nothwendigsten versehen zu können hoffe.

Der Brief P. Guillermains an Msgr. Livinhac ist datirt vom 9. Juli 1889 und lautet wie folgt:

„Ich schreibe Ew. Gnaden von Rubaga aus. Ich vermag Ihnen gar nicht die Trauer zu schildern, die mein Herz beschlich, als ich in der Hauptstadt Ugandas wieder einzog. Die zahlreichen schönen Palissadenreihen von ehemals sind jetzt durch undurchdringliche Dornhecken ersetzt. Die königliche Residenz (der Mango) trauert einsam; alles Leben hat sich nach Kampala (so heißt das Fort der englischen Gesellschaft) verzogen. Daselbe ist der Mittelpunkt einer großen muselmännischen Stadt geworden, über welche die rothe mit dem Halbmond geschmückte Flagge weht. Auf allen Straßen begegnet man fast bei jedem Schritte muselmännischen Bagandas, die an ihrer Gebetsschnur fingern oder Verse aus dem Koran murmeln. Das Quartier der Wangwanas ist ein Pfuhl der Unsittlichkeit. Man hat den Baadis (Muselmännern) die einflußreichsten Posten übergeben.

Für den Augenblick werden die Katholiken in Buddu in Ruhe gelassen. Wir in der Hauptstadt lassen unsererseits nicht nach, bei jeder Gelegenheit gegen die ungerechten Vertragsbestimmungen, an die man sie gebunden, zu protestiren.

Uebrigens versichert uns Mr. Stakes, von Rev. Ashe gehört zu haben, daß der den Katholiken aufgedrungene Vertrag in den Augen Englands bloß auf zwei Jahre Geltung habe. Bis dahin werden wir nicht aufhören, den Herren im Fort immer und immer wieder zu verstehen zu geben, daß es eine Ungerechtigkeit gewesen, sechs Provinzen den Protestanten, drei den Mohammedanern und bloß eine den Katholiken zu überlassen, die doch zur Zeit zahlreicher als beide andern Parteien waren. Kapitän Williams weigert sich durchaus, an die Spitze der Provinz Buddu einen englischen Offizier zu setzen. Er verlangt, daß alle Geschäfte und Streitigkeiten in der Hauptstadt zur Entscheidung kommen; da nun die Katholiken bloß durch einen einzigen Provincial-Statthalter vertreten sind, so folgt, daß bei Verhandlungen die Protestanten immer im Vortheil sind und sich selbst in die katholischen Angelegenheiten hineinmischen. Es war die Absicht, wenigstens einigermaßen abermalige Mißbräuche der Gewalt zu verhüten, die uns zum Hierbleiben bewog, was freilich den protestantischen Predigern wenig behagt; doch wagen sie es nicht, unsere Vertreibung zu verlangen. Unser Bleiben hat aber nicht bloß die Vertheidigung der zeitlichen Interessen unserer Katholiken zum Zweck; wir finden zugleich Gelegenheit, auch unser heiliges Amt unter ihnen auszuüben. Es weilt hier nämlich Pokino, der katholische Chef von Buddu, mit einigem Gefolge. Außerdem verläßt eine große Anzahl Katholiken die Provinz Kyaggwe, um sich nach Buddu zu begeben. Da ihr Weg sie über Rubaga führt, so kommen jetzt fast täglich einige Hundert Neophyten und Katechumenen nach unserer Station und sind natürlich nicht wenig erfreut, hier mitten in diesem Babylon zwei ihrer Priester zu treffen. Vorgestern besuchte ich den König Mwanga. Er scheint sich noch nicht officiell für den Protestantismus erklärt zu haben. Armer König! Er nennt sich jetzt den unterthänigsten Diener der Kampala. Erstaunlich ist dagegen die Thatsache, die sich bloß durch eine ganz besondere Gnadenwirkung erklärt, daß fast sämtliche Palastfrauen unserer heiligen Religion treu geblieben und mit größerem Eifer als vor dem Sturme ergeben sind. Sie haben Mwanga erklärt, daß sie alle nach Buddu fliehen würden, falls man sie protestantisch machen wolle. Ebenso wiesen sie die protestantischen Bücher, die einer der Prediger ihnen anbot, zurück und ließen mich statt dessen um 20 Katechismen bitten.

„Ich habe als Gefährten den guten P. Gaudibert bei mir. In der schwierigen Stellung, in der wir uns befinden, haben wir viel Glaubensgeist und großen Muth vonnöthen. Helfen Sie uns dieselben vom lieben Gott erflehen."

„Wir sind daran, unser Haus in Rubaga aus den Trümmern wieder aufzurichten. Das Magazin, das uns damals (vgl. Jahrg. 1892, S. 152) das Leben rettete, wird uns als Kapelle dienen; das Dach ist bereits vollendet. Die andern Gebäude fordern mehr Arbeit, da die Verwüstung sehr groß ist. Kapitän Williams sucht uns das Böse, das er uns zugefügt, vergessen zu machen. Er zeigt sich gefällig und schickt seine Wangwanas in den Wald, um das nöthige Bauholz zu fällen. Katikiro und die protestantischen Führer sehen mit scheelem Auge den Wiederaufbau der Stätten, die sie niedergebrannt, wagen es aber nicht, sich offen dem Willen des Kapitäns zu widersetzen."

Südafrika.

Mission am Unter-Sambesi. Aus dieser Mission sind uns u. a. mehrere Briefe P. Menyharths S. J. zugegangen. „Ich schreibe diese Zeilen", so heißt es in einem derselben, „halb liegend, halb sitzend auf meiner Piroge, die auf dem Fluß Quaqua dahinfährt. Meine Leute rudern jetzt munter, denn hier ist das Wasser tief genug, und wir stoßen nicht mehr fortwährend auf Sandbänke, wie dies in den vorausgehenden 14 Tagen der

Fall war. Heute, am 25. August, bin ich in der Nähe von Mogurramba. Das Ziel meiner Reise ist Quilimane, wo ich einige Tage in Missionsangelegenheiten zu verbringen habe.

„Aus frühern Berichten konnten Ew. Hochw. schon entnehmen, daß ich hier gottlob genug Arbeit habe. Ja, ich arbeite hier thatsächlich nicht weniger als in Europa, obwohl es nicht ganz rathsam sein mag, bei diesem zehrenden Klima dasselbe Maß zu halten; doch unsere geringe Anzahl zwingt uns dazu."

P. Menyharth gibt dann einen Ueberblick über das Personal der verschiedenen Stationen: Boroma, Sumbo, Melandje, Quilimane und Inhambane. Eine Reihe weiterer Verbindungsstationen zwischen diesen weit entfernten Posten ist in Aussicht genommen, sobald die nöthigen Kräfte eintreffen.

„Ew. Hochw. werden jetzt gewiß fragen: Kann man nun hoffen, daß diese unglücklichen Neger endlich einmal bekehrt werden? Gottlob kann ich darauf antworten: Wir haben große und gegründete Hoffnung. In Boroma z. B. gibt es wenige, die nicht in Bälde getauft werden wollten, und doch müssen wir noch jahrelang warten, bis wir mit den Massentaufen beginnen können. Den Neger kann man nur langsam an etwas gewöhnen; er muß mit Strenge geführt werden; entschieden, aber ohne Zwang muß ihm gesagt werden, was er zu thun habe. Freilich hindern uns viele schädliche Einflüsse (Reaction des Sklavenhandels, das schlechte Beispiel der Weißen u. s. w.). Wir müssen also per viam facti unsern armen Schwarzen ganz neue und christliche Grundsätze beibringen.

„Das folgende Beispiel wird es erklären, was ich sagen will. Nach Chibota zum Häuptling, zu muana-na-mambo, muß ich schon seit länger als einem Jahre alle Samstage zu Fuß wandern, gegen 16 Kilometer. — Bei der sonntäglichen Messe sind dann mit dem Häuptlinge etwas über 100 Neger zugegen, soviel nämlich in der Hütte Platz finden; sie alle sind noch Heiden, beten aber gemeinsam den Rosenkranz, hören den Unterricht und sprechen, als wären sie schon Christen. Solche, wenn auch unvollkommene Beispiele haben auch nach auswärts ihre guten Folgen. Die Dörfer von Chibota liegen an der Landstraße, die ins Innere Afrikas führt. Im vorigen Jahre fand ich eines Abends 200 Fremde, die in Tete Elfenbein verkauften; es waren Unterthanen des Königs Mnasse, der 45 Tagemärsche von uns entfernt das Gebiet zwischen dem Nyassa- und Bangweolo-See beherrscht. Der Bruder des Königs Mnasse befand sich auch unter denselben. Um ihretwillen hielten wir die sonntägliche Andacht im Freien. Beim Abschiede versprachen sie, falls sie zurückkehrten, uns in Boroma einen Besuch abzustatten. Sie hielten Wort und kamen dieses Jahr in zwei Truppen zu uns. Als unsere Leute sie fragten, warum sie gekommen, gaben sie zur Antwort: ‚Knona Mnrunga', d. i. den lieben Gott zu besuchen. Und in der That, der Anblick des Kreuzes, die Besichtigung der Kapelle, die ganze Einrichtung der Mission machten einen großen Eindruck auf die Gemüther der Neger.

„Folgende Zeilen schreibe ich schon in Quilimane, da ich auf der Schiffahrt nicht weiter schreiben konnte.

„So und auf ähnliche Weise schreiten wir voran; zuerst gewöhnen wir unsere Schwarzen an christliche Sitten, und dann erst taufen wir sie. Eine langwierige Arbeit, aber bei diesem Volke die einzige erfolgreiche und nützliche.

„Viel schaden uns die sogen. muzungus, d. i. die Herren. Dieselben sind entweder Indier oder Halbneger, nämlich Kinder europäischer oder indischer Väter. Im allgemeinen sind sie verständiger als unsere Neger, meistens mehr bemittelt, und vereinigen in sich, mögen sie auch oft getauft sein, die Sünden und Unsitten der Indier, Neger und Europäer. Natürlich gibt es auch Ausnahmen. Die Zahl dieser ist die Meeresküste entlang sehr groß — so z. B. kommt in unserer Gegend auf 200 Neger je ein echter muzungu —, während die Zahl derjenigen, deren Hautfarbe und Haare auf einen indischen Vater der zweiten bis vierten Generation zurückdeuten, noch größer ist und sich in unserer Gegend auf 10 % beläuft.

„Hier in Quilimane gibt es sehr viele Mohammedaner, die man gewöhnlich Mohren nennt. Sie kommen aus Bombay, sind Kaufleute und überströmen die ganze östliche Küste. Der eigentlichen Indier gibt es hier viel weniger als Mohren. Eine meiner Hauptbeschäftigungen war, Baumwollenzeug zu kaufen; denn im Innern Afrikas ist das das Geld.

„Mit der deutschen Sprache kann man auch hier leicht auskommen. So fand ich hier in den Geschäftshäusern von Quilimane wenigstens 16, die selbst Deutsche sind oder doch gut deutsch sprechen. — Wißmann kam gerade vor einigen Wochen den Shirefluß herauf, als ich am Sambesi hinabschiffte. Morgen kehre ich wieder zurück."

Belgisch-Kongo.

Gründung einer Trappisten-Kolonie. Auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs Leopold II. und auf die Vermittlung des Papstes hin haben die Trappisten von Westmalle (bei Antwerpen) und Aefel sich bereit erklärt, innerhalb des belgischen Kongogebietes eine Ackerbaukolonie zu errichten. Der Kongostaat wird die Kosten der Gründung übernehmen. Es zeigt die weise Politik Belgiens, daß sie diese wackern Pioniere der Cultur zur Mitwirkung an dem großen kolonialen Unternehmen heranzieht.

Nordamerika.

Apostol. Vicariat Athabaska-Mackenzie. Missionsleben im hohen Norden. Aus der Mission der „Vorsehung" (Providence) am Großen Sklavensee gibt uns der Oblatenmissionär P. Lecorre folgendes kleine Bild von dem Leben, den Freuden und Leiden der dortigen Missionäre. „Wir sind jetzt gerade daran, die Außenseite unserer Wohnung zu repariren. Der Kalk, den wir gemacht, gibt einen guten Bewerfungs-Deckmörtel, der uns wenigstens theilweise gegen die eindringende Kälte schützen wird. Unsere Brüder sind in den nahen Wald gegangen, um Tannenrinde abzuschälen. Dieselbe wird ein undurchdringliches Dach bilden. — Sie haben keine Idee, welch verzweifelten Kampf mit den Mosquitos wir hier zu führen haben. Ohne Schleier und Mückennetz wäre es unmöglich, auch nur für einen einzigen Augenblick die Augen zu schließen. O dieses unverschämte Gezücht! Sehen Sie, da ist eines dieser Wesen so frech, sich auf einen der Finger zu setzen, mit denen ich die Feder halte. Sie zapfen uns den letzten Tropfen guten Blutes ab, den wir noch haben. Eine Zeit, wo ich sie zu Tausenden todtschlage, ist namentlich die Stunde, wenn ich mein Blumen- und Gemüsegärtchen entweder jäte oder begieße. Damit ich es nicht vergesse! Seien Sie doch so gut und schicken Sie mir einige Sämereien von hübschen Blumen, aber solchen, die ein bißchen mehr Lebenskraft haben, z. B. einige Tulpen- und Dahlienzwiebeln, dann Hagedorn- und Fliedersamen, ferner einige Aepfel-, Pflaumen- und Birnenkerne. Vielleicht gelingt es mir, vor meinem Tode hier oben mitten in diesem trostlosen Lande ein kleines Paradiesechen zu schaffen. Die Indianer sind heuer gegen ihre sonstige Gewohnheit noch nicht am Posten hier (Fort Providence) eingetroffen. Doch werden sie wohl nicht mehr lange ausstehen,

und dann wird das Ab- und Zugehen im Missionshaus den ganzen Tag kein Ende nehmen. Während der fast taghellen Nächte vergnügen sich die Wilden am Tanze. Es wäre vergebliche Mühe, dieser Lustbarkeit sich zu widersetzen; sie gehört nun einmal zum Festprogramm der brüderlichen Begrüßungsfeier. Uebrigens ist der Tanz ganz unschuldiger Natur. Er besteht darin, daß sie hintereinander im Kreise herumlaufen und dabei allerlei wunderliche Beinbewegungen und Sprünge machen, ohne sich zu berühren. Beim Spiele aber geht es höchstens um eine Flintenkugel oder eine Handvoll Tabak. Der einzige Unfug ist, daß der Trommler zu viel Lärm macht.

„Am 18. Juni (1892) haben wir unsere neue Kapelle der Benutzung geöffnet. Sie ist freilich noch lange nicht fertig. Noch ist alles kahl, ohne Malerei und Schmuck. Ich warte bloß auf die Laubsäge, um mich im Herbst an einen Tabernakel und den Baldachin darüber zu machen. Dann wird die Kapelle ein recht würdiges Ansehen bekommen. Da wir keinen Organisten haben, so muß ich selbst so ein bißchen über die Tasten hinfahren, um das Harmonium nicht ganz seinem dumpfen Brüten zu überlassen.

„Unsere Gärten und Felder beginnen (der Brief ist vom 12. Juli) zu grünen und geben gute Aussichten. Die Heuschrecken werden uns dieses Jahr in Ruhe lassen; denn glücklicherweise kriechen in diesen kalten Breiten die Larven nur alle zwei Jahre aus. Auch der Wald verspricht eine hübsche Ausbeute an Erdbeeren, Himbeeren, Heidel- und Preißelbeeren u. s. w. Unsere Indianerjugend freut sich jetzt schon darauf, und ich rüste bereits die Ruder für den kleinen Nachen her, welcher die muntere Schar auf ihren Ausflügen begleiten wird. Wir sammeln besonders einen reichen Vorrath von Attocats, eine säuerliche Beerenart von rother Farbe, die als Zukost den Fisch genießbarer macht. Um die Zeit, da Ihr Brief hier anlangte, kam auch eine ganze Mustersammlung von Reisenden hier durch: ein Untersuchungsbeamter der Compagnie, der zweifellos manch unnöthige Ausgaben auf dem Posten abstellen wird, sodann ein anglikanischer Bischof mit zwei Predigern zur Verstärkung der protestantischen Propaganda, endlich eine reiche amerikanische Erbin, die zum Vergnügen hier reist und auch unsere Mission gezeichnet hat."

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat Januar eingegangenen Gaben.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
Von Konrad Rudner in Schnaittach	20.—
Aus Darmstadt	20.—
Aus der Pfarrei Taufkirchen, Ndb.	60.—
Von Peter Roggo, Kaplon in Guschelmuth	16.—
Durch Pfarrer Huber in Zimmern	96.—
Von M. K. E.	9.80
„In hon. SS. cordis Jesu et B. M. V. de Lourdes"	200.—
Papalino	7.—
Von Pfarrer Amend in Niedernberg	6.50
Von den Franziskanerinnen in Dubuque, Ia.	22.50
Von B. Fuchs in Perham, Minn.	82.—
Von Thomas Tröndle in Canton, O.	2.—
Von Alois Stopper in Saukville, Wisc.	2.—
Von Alois Piestinger, Coop. in Schladming	16.90
Utting, M. B. M.	5.—
Von Pfarrer Rothenbucher in Hausen	1.90
Für nothleidende Missionspriester zur Persolvirung von heil. Messen:	
Von A. Kleinert in Zottwitz	18.—
Von H. Sz. in Sch. bei Essen	22.10
Aus Jedlownik	68.70
Von Pfarrer Freundt in Deutsch-Leippe	53.—
Von Ignaz Reich, Oekonom, Altenstadt	4.—
Von M. K. E.	10.—
Von Stadtpfarrer Probst in Friedberg	714.—
Von Pfarrer Riedinger, Auras	55.50
Von Pfarrer A. Nieberle in Fronhofen	163.20
Von Pfarrer Dittmeyer in Kneygau	12.—
„In hon. SS. cordis Jesu et B. M. V. de Lourdes"	100.—
Durch Herder & Co. in München	10.—
Von M. E. Ering	49.—
Papalino	3.—
Durch F. X. Bauer, Straßenwärter in Mekay	10.—
Von Pfarrer Lacher in O/Schondorf	20.—
Von Franz Kunze, Kaplon in Rybnik	71.—
Von Gräfin Sophie Palffy in Wien	50.55
Für die Missionen in China u. Japan:	
Von A. Fr.	100.—
Von Pfarrer Werner in Lörzweiler	10.—
Von Pfarrer Gronon in Flörenstein	5.—
Ein schlesischer Katholik	10.—
Von F. M. in Trier	10.—
Von Pfarrer Vogt in Houdingen	5.—
Von Ungenannt „zu Ehren des hl. Joseph"	3.—
Utting, M. B. M.	5.—
Von Ungenannt	5.—
Für das Apostol. Vicariat der Ostmongolei:	
Von Pfarrer Werner in Lörzweiler	10.—
Von Peter Steiner in Montreux	12.—
Von Pfarrer Vogt in Houdingen	5.—
Von P. Ch.	3.—
Von Ungenannt „zu Ehren des hl. Joseph"	5.—
Für die Missionen in Indien:	
Von E. K., Milwaukee, Wisc.	10.—
Von Ungenannt „zu Ehren des hl. Joseph"	3.—
Für die Missionen in Afrika:	
Von Ida Pfattl	10.80
Aus Minfeln	1.50
Von Pfarrer Hofmann in Wimmenhausen	11.32
Von Jos. Federer in Forest Hill, Cal.	41.—
Durch den „Sendboten" in Cincinnati, O.	16.40
Von W. K. R. in D. M.	14.—
Durch P. Kreiten in Kirchrath	100.—
Von E. K., Milwaukee, Wisc.	10.—
Durch C. van Gils in Geilenkirchen	8.—
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):	
Aus Diekirch. „Dank den Bemühungen eines Novizen in Blijenbeek"	100.—
Als Weihnachtsgabe aus Innsbruck	40.—
„In hon. SS. cordis Jesu" F. A.	120.—
Von Dr. E. in Schwyz	5.—
Von Aug. Goblet in Aachen	200.—
Von Rev. Jg. A. Klein in Pine Bluff, Wisc.	41.—
Von Ungenannt „zu Ehren des hl. Joseph"	2.—
Von B. Bartol, Pfarrer in P. Unterfernik	16.88
Für die Missionen in Brasilien:	
Durch Dr. Walter, Bischöfl. Secretär, Frauenburg	12.—
Für die Missionen in Australien:	
Durch die Paulinus-Druckerei, Trier	5.—
Von Ungenannt „zu Ehren des hl. Joseph"	2.—
Durch F. X. Bauer, Straßenwärter in Mekay	3.—
„In solatium animae defuncti patris"	20.—
Von Ungenannt	21.95
Für die Aussätzigen auf Molokai:	
Durch das „Kathol. Sonntagsblatt" Würzburg	16.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
„Zu Ehren Mariä, Zuflucht der Sünder"	84.37
Von W. K. R. in D. M.	6.—
Von Ungenannt	21.—
Von Lesern der Arnsberger „Sonntagsblumen" durch Vicar Friedrich Schnettler in Oelinghausen	189.—
Von Balbina Engebe von Welschingen	21.—
Von Stadtmissionär Schwering in Warendorf	84.—
Von M. Engler in Moresnet	21.—
Durch Exaeten	55.—
„Sanctificetur nomen tuum"	100.—
Von E. K., Milwaukee, Wisc.	10.—
Durch das „Rheinische Sonntagsblatt" in Köln	842.70
Von A. Pircher-Thürlimann in Rorschach	25.—
Aus Hohenpolding	21.—
Von Kantonalarzt Dr. Wyciák in Niederseyt	10.80
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Durch P. Kreiten in Kirchrath	10.—
„Sanctificetur nomen tuum"	100.—
Von Canonicus J. M. Schmid in Frohnstetten	21.—
Von E. K., Milwaukee, Wisc.	11.23
Durch das „Rheinische Sonntagsblatt" in Köln	13.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Durch das „Rheinische Sonntagsblatt" in Köln	24.30
Von Paulina Nickel, durch B. Herder, St. Louis, Mo.	4.10
Utting, M. B. M.	5.—
Von der St. Franciscus-Schule in Milwaukee, Wisc.	170.65
Von A. Kleinert in Zottwitz	2.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Papalino	7.50
Durch F. X. Bauer, Straßenwärter in Mekay	13.60
Von Alois Piestinger, Coop. in Schladming	1.65
Für den Bonifacius-Verein:	
Papalino	4.50
Pro Papa:	
„O unbefleckte Empfängniß! bitte für den Heiligen Vater und die ganze katholische Kirche"	15.—
Papalino	6.—
Für verschiedene Zwecke:	
Durch die Paulinus-Druckerei, Trier	14.70
Durch das „Deutsche Volksblatt", Stuttgart	42.00
Von Ungenannt aus Camberg	3.90
Durch die „Freie Stimme" in Radolfzell	4.10
Durch das „Freiburger Kathol. Kirchenblatt" in Freiburg i/B.	162.90
Von Pfarrer Stein in Siggen (für Cottayam)	143.94
Von demselben (für Puerto Montt)	66.90
Durch die „Ermländ. Zeitung" in Braunsberg	94.—
Von Ungenannt	156.38
Von K. A. B. H.	11.60
Durch die Bisthumspflege Rottenburg a/N.	1099.40
Aus Mengen	25.—
Von der Redaction von „Kreuz und Schwert" in Münster i/W.	4.—
Von der Expedition des „Schweizerischen Katholischen Sonntagsblattes" in Wyl	20.40
Von Jos. Piller in Freiburg (Schweiz)	48.19
Von Peter Steudter in Ebernhahn	11.60
Durch Ulrich Mosers Buchhandlung in Graz	246.50

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: B. Herder, Verlag, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Josef Graff, Wien.
Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionsschluß und Ausgabe: 15. Februar 1893.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 4. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, 2—3 Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Jahr 4 Mark = fl. 2.40 ö. W., unter Kreuzband fl. 2.52 ö. W. April 1893.

Der Kindermord in China.

Nachdem unzählige Berichte katholischer Missionäre alter und neuer Zeit die traurige Unsitte des Kindermords in China als Thatsache bezeugt, durch ergreifende Einzelschilderungen die wärmste Theilnahme der katholischen Welt und besonders der Kinder wachgerufen und letztere durch den Verein der heiligen Kindheit zu einem Kreuzzug zur Errettung der armen Heidenkinder begeistert hatten; nachdem dieselbe Thatsache nicht bloß durch Reisende bestätigt, sondern in wissenschaftlichen Werken über China als ganz unzweifelhaft vertreten wurde: hat man die Welt vor einigen Jahren auf einmal durch die Behauptung überrascht, daß dies alles nichts als Lug und Trug, daß in China der Kindermord nicht häufiger sei als auch in christlichen Ländern, und etwaigen Ausschreitungen gegenüber durch einheimische Kinderasyle ꝛc. reichlich vorgesorgt werde, daß also mit einem Wort die Berichte der Missionäre eine reine Fabel, und das Werk der heiligen Kindheit nichts anderes als eine auf die Leichtgläubigkeit der Menge gegründete Speculation sei und die gesammelten Gelder nicht, wie vorgegeben werde, zur Unterhaltung von Waisenhäusern, sondern zu politischen Zwecken verwendet würden. Es war ein gewisser Franz Sarcey, der die Stirne hatte, diese verblüffende Entdeckung in einem größern Pariser Journal, dem XIXe Siècle, am 6. November 1875 dem Publikum anzubieten. Der damalige Director des Kindheit-Jesu-Vereins, Abbé de Girardin, verklagte den Journalisten auf Verleumdung. Dieser wurde vom Gerichtshof am 23. December 1875 für schuldig erklärt und zu 1000 Franken, der Eigenthümer des Journals, About, und der Drucker, Chaix, zu je 300 Franken und 100 Franken verurtheilt. Das schreckte aber weder Herrn Simon, den Verfasser von La Cité Chinoise, noch Herrn T. Vinson in seinem Werke über moderne Religionen ab, die Sache später von neuem aufzuwärmen. Ihnen schloß sich als Bundesgenosse Herr Tscheng-ki-tong, Militärattaché der chinesischen Gesandtschaft in Paris, an, der in der Revue des Deux Mondes (1884, Mai, Juni, Juli) seine Nation gegen europäische Vorurtheile vertheidigen zu müssen glaubte, und da, wo er die Kindermordfrage berührt, also anhebt: „Ein berühmt gewordenes Wort in Europa heiße: Lügt, lügt darauf los, etwas bleibt immer hängen.“ Wie wahr dieses Wort sei, meint er, dürfte am besten das lächerliche Vorurtheil beweisen, das in Europa über den Kindermord in China bestehe. Nur eine ganz verruchte Phantasie habe eine solche Verleumdung erfinden können. Leider habe sich dieselbe, trotzdem sie längst von Reisenden, die den fernen Osten besucht hätten [1], gebrand-

[1] Es ist ganz richtig, daß auch sonst zuverlässige Reisende von jener grausamen Sitte in China keine Spur gesehen haben wollen. Die Erklärung dazu dürfte kurz und befriedigend in folgenden Zeilen liegen, die schon im Jahre 1855 P. Pingrenom S. J. von Zi-ka-wei (Kiang-nan) aus an seine Eltern schrieb. „Ihr fragt mich, ob es denn wirklich wahr sei, daß hier die Eltern ihre eigenen Kinder

markt worden sei, noch immer behauptet u. s. w. Dann faßt er seine sogen. Widerlegung in folgende Punkte zusammen: Erstens sei die Liebe zu den Kindern den Eltern auch in China von der Natur ins Herz geschrieben, und unnatürliche Ausnahmen seien nicht häufiger wie auch in Europa; zweitens sei das sociale Elend in China, das man als Hauptgrund der Unsitte anführe, gar nicht so groß, als man es schildere, und überdies sei sowohl durch staatliche wie durch philanthropische Privatanstalten hinlänglich für die armen Kinder gesorgt; drittens beständen ja in China Gesetze, die den Kindermord sehr streng bestraften, so daß an eine solche Verbreitung gar nicht zu denken sei; und endlich sei durch den Gebrauch, für jeden neugebornen Knaben sofort ein gleich altes Mädchen als zukünftige Lebensgefährtin zu wählen, und durch die gesetzlich erlaubte Sitte, die überschüssigen Mädchen an reichere Familien zu verkaufen, wo sie bis zu ihrer Heirat als Dienerinnen verblieben, die Zukunft der weiblichen Jugend hinlänglich sichergestellt u. dgl. m.

Nachdem nun Herr Tscheng-ki-tong die Ehre seiner Nation hinlänglich gesichert glaubt, fühlt er sich doch am Schluß mit echt chinesischer Geschmeidigkeit gedrungen, dem Werk der heiligen Kindheit in China ein ehrenvolles Zeugniß auszustellen. „Uebrigens", so schreibt er, „erkenne ich an, daß die Missionäre aus den Summen, welche durch die Beiträge der Kinder zusammenkommen, in China Hospitäler und Schulen gründen und diese Anstalten der ärmern Klasse von großem Nutzen sind, und ich will gewiß nicht ein Werk tadeln, das da Gutes wirkt." Dieser Angriff auf die Ehrenhaftigkeit von Tausenden opferwilliger, vielfach heiligmäßiger Männer und Frauen, diese frech-dreiste Läugnung einer Thatsache, die ungefähr ebensogut bezeugt ist als die, daß die Chinesen einen Zopf tragen, ist so abgeschmackt und ungeheuerlich, daß man die Sache ganz wohl auf sich beruhen ließe, wäre es nicht die beste Gelegenheit, die Taktik unserer Feinde, ihre gewissenlose Verlogenheit an einem drastischen Beispiele zu beleuchten. Es gilt also zunächst, die Thatsache des weit verbreiteten Kindermordes durch ganz unabhängige Zeugnisse außer allen Zweifel zu stellen. Dies ist vor kurzem in gründlichster Weise durch den berühmten Sinologen Mfgr. de Harlez, Professor an der Universität Löwen, geschehen, dessen Ausführungen in der Dublin Review (1892, p. 117 ff.) wir im folgenden zu Grunde legen.

„Die Chinesen selbst", so leitet unser Gewährsmann seine Beweisführung ein, „sollen hier reden, und ihnen allein soll die Entscheidung überlassen bleiben, und es ist nicht schwer, dieselbe zu erlangen. Vor uns liegt eine ganze Reihe von Documenten, deren Zeugniß über jede Möglichkeit eines Zweifels erhaben ist. Es sind Erlasse der Kaiser von China oder ihrer Präfecten, Auszüge aus Sittenbüchern, die über ganz China hin verbreitet sind, einheimische Zeitungen und volksthümliche Illustrationen u. dgl. m., alle mit dem bestimmten Zwecke veröffentlicht, das chinesische Volk durch Beweggründe der Furcht oder Hoffnung von dieser grausamen Sitte abzubringen..." Es ist klar, daß wir aus diesem Massenmaterial nur einiges wenige hier vorbringen können, was aber für unsern Zweck schon reichlich genügen wird.

1. Was sagen also zunächst die großen chinesischen Weisen und Religionsphilosophen zur Sache? Sie sprechen in Ausdrücken höchster Mißbilligung über diese barbarische Sitte und geben sich in anerkennenswerther Weise Mühe, ihr Volk von diesem scheußlichen Gebrauche abzuschrecken. Nehmen wir zunächst ein Buch aus der Schule Taotses zur Hand. Es trägt den echt chinesischen Prunktitel: „Gan-shih-tang tschu-kia", d. h. „Erklärender Commentar über das Licht des Hauses der Finsterniß", d. h. die Principien der Erkenntniß.

„Ihr Hartherzigen," so redet der Verfasser die unnatürlichen Eltern an, „die ihr ohne Mitleid das Wimmern dieser armen Kinder hört, welche ihr trauriges Geschick beklagen, in einem Wasserbecken ersäuft zu werden... O Himmel! o Menschen! Der Himmel will ihr Leben, die Menschen wollen ihren Tod. Wer aber gegen den Himmel angeht, wer einen Menschen tödtet, soll sterben. Selbst Feinde können einer den andern nicht tödten, ohne die Rache der Geister herauszufordern. Das Sprichwort sagt: Die Familie, in welcher die Töchter nicht großgezogen, sondern auf drei Geschlechter hinaus getödtet werden, soll ausgerottet werden von der Erde. Fände diese schreckliche Sitte überall Eingang, so gäbe es bald kein Mädchen mehr, und die Männer hätten keine Frauen mehr. Auf diese Weise würde das Menschengeschlecht zu Grunde gehen. Tiger und Wolf thun ihren Jungen kein Leid an, soll denn der Mensch allein ohne Liebe für seine Kinder sein, und soll er tiefer stehen als die wilden Thiere, die sich nicht vergreifen an ihrer Brut?"

Neben diesen und ähnlichen Auslassungen führt der Verfasser, um auf seine Leser einen noch tiefern Eindruck zu machen, den Gott Wen-Tschang-te-Kiun auf die Bühne und läßt ihn sagen, er habe in der Hölle eine unzählige Menge unglücklicher Wesen gesehen, welche in diesen finstern Ort gestürzt worden seien, weil sie den Tod ihrer Kinder veranlaßt und ihre Töchterlein ertränkt hätten. Solche Stellen zeigen doch gewiß genugsam, daß es sich um ein thatsächlich bestehendes, tief eingewurzeltes Uebel handelt, gegen welches eine gesunde Philosophie mit aller Entschiedenheit ankämpft. Aber auch in ganz populären Schriften, selbst in Unterrichtsbüchern kehrt die Warnung vor diesem Laster in allen möglichen Wendungen wieder. So heißt es z. B. im Hio-tang-kiang Yü oder „Sittenlehren für den Schulgebrauch": „Ist denn das Weib so verachtenswerth? Sind nicht eure Mütter auch Weiber?... Wenn du sagst, du seiest arm, es sei dir nicht leicht, viele Kinder aufzuziehen, so wisse, daß ein jeder seinen Theil an Gütern hat, der für den Bedarf seines Mundes genügt..." Und wiederum: „Jedes Weib, das ein kleines Mädchen ertränkt, wird dadurch den Tod eines Knaben heraufbeschwören; und wenn sie den Tod zweier Mädchen verschuldet, wird sie dafür zwei ihrer Knaben verlieren. Der Mann aber, der die Grausamkeit seines bösen Weibes nicht hindert, wird sein Leben um zehn Jahre verkürzen", ja selbst die Nachbarn und die Hebammen, die nicht Widerspruch erheben, machen sich derselben Strafe schuldig. In einem andern Lese-

auf die Straßen oder in die Flüsse werfen, und die wilden Thiere dieselben fressen. Dieses landesübliche Verbrechen ist leider nur zu sehr eine Thatsache." Der Missionär erzählt nun einige Fälle, die er selbst erlebt, und fährt dann fort: „Ich muß aber beifügen, daß dieser Unfug nicht überall und immer gleichmäßig herrscht. Ich habe mich drei Jahre lang in jener Provinz aufgehalten, ohne einem einzigen Fall zu begegnen. Ich wohnte aber damals in einem Distriet, wo die Leute wohlhabend sind. Hier aber, wo ich unter einer armen Bevölkerung weile, kommt mir das Verbrechen oft genug unter die Augen. Dieser Unterschied erklärt es auch, wie manche glaubwürdige Reisende einen Theil von China durchwandern konnten, ohne auf dem Weg einem einzigen ausgesetzten Kinde zu begegnen, wie es mir selbst während dreier Jahre ergangen ist. Das gibt aber keinen Grund ab, zu läugnen, was andere gesehen, oder die Berichte der Missionäre der Ungenauigkeit zu zeihen."

buch, betitelt Kio-tang-tsih-ki, d. h. „Tägliche Lesestücke für Schulen", werden die Sittenlehren durch abschreckende oder aufmunternde Beispiele und Erzählungen eingeprägt. Da wird unter anderem von einem armen Literaten, Namens Tschen-tschao-kiang, erzählt, der bei allen Staatsprüfungen Unglück hatte. In seiner Noth wendet er sich an „die Unsterblichen" um Rath und Hilfe und erhält zur Antwort: „In diesem Land herrscht der Gebrauch, Mädchen zu ersäufen. Suche deine Landsleute (durch Wort und Schrift) von dieser verbrecherischen Unsitte abzubringen, dann wirst du in den Prüfungen bestehen." Der Mann that mit großem Eifer, wie ihm befohlen, und erlangte nach drei Jahren die höchste Auszeichnung eines Literaten: er wurde in die Akademie aufgenommen.

Es ist zu bemerken, daß diese öffentliche Brandmarkung des nationalen Schandfleckes keineswegs vereinzelt sich findet. Vielmehr ist die Zahl der chinesischen Schriftsteller, die dagegen aufgetreten sind, nach der Versicherung unseres gelehrten Gewährsmannes Legion, und es könnten mit den Stellen, die über den Kindsmord handeln, viele Bände angefüllt werden. Wir wollen nur einige wenige Stellen aus Büchern neuern Datums und aus verschiedenen Theilen Chinas anführen zum Beweis, wie genau die Berichte der Missionäre den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen.

Unter der Regierung Tong-Tschis (Vorgänger des jetzigen Kaisers) erschien in Hon-tscheu-fu, in der Provinz Tsche-kiang, ein Buch mit dem Titel: Kiai-ni-niu-tou-schuo oder „Illustrirte Erzählungen, um das Ertränken von Mädchen zu verhindern". Auf einer Seite dieses Buches heißt es: „Der Gebrauch, die Mädchen zu ertränken, ist überall, besonders aber bei den Familien der ärmern Klassen, im Schwang. Bereits haben viele ehrenwerthe und gelehrte Männer ganze Bände geschrieben und zahlreiche Bilder und Ermahnungen drucken lassen, um das Volk von diesem Verbrechen abzuschrecken. Indem ich von diesen Büchern, die voll der Weisheit sind, Einsicht nehme, finde ich, daß es nur zwei Mittel gibt, die Unsitte zu bannen: das erste ist, sie durch ein Gesetz zu verbieten, das zweite, ihr zuvorzukommen, indem man den Dürftigen Geld gibt." Nach der Unterdrückung des Taiping-Aufstandes kam in Su-tscheu eine Schrift (Kiang-nan-tie-lei-tu-siu-pien) heraus, welche die traurigen Folgen des Bürgerkrieges schildert und unter anderem anführt, daß die Sitte, die Mädchen zu ersäufen, in jedem Dorfe und zwar von vielen Leuten ausgeübt werde, und daß diese in manchen Fällen sogar so weit gingen, auch die Knaben zu ertränken.

In einem Buche (Te-i-lu-pao-yng-hoei-koei-tiao) von 1889 wird zunächst die weite Verbreitung der Unsitte auf dem Lande bedauert. „Die Bevölkerung von Tschang-nan", so heißt es S. 18, „hat es einfach zur Regel gemacht, nur ein einziges Mädchen aufzuziehen; alle überzähligen werden ersäuft." Zwar habe die Regierung in den Städten Findelhäuser errichten lassen, wohin die Eltern die sonst dem Tode geweihten Kinder bringen könnten. Allein entweder seien die Eltern zu arm, um die Reisekosten dahin zu bestreiten, oder scheuten die Strapazen der Reise, und darum blieben die Bemühungen der Regierung fruchtlos. Ja, die Leute sagten sogar oft scherzend, das Ertränken sei ja bloß eine andere Art, ihre Töchter an den Mann zu bringen, und die Mädchen müßten ihnen dafür sogar dankbar sein, da sie auf diese Weise, infolge der Seelenwanderung, in die glückliche Lage versetzt würden, eventuell als Knaben wiedergeboren zu werden. Das ist die Art, wie der Chinese jene buddhistische Speculation in die Praxis umsetzt.

Ein besonders eifriger Gegner der nationalen Unsitte ist der gelehrte Taotse Ho-tong-tse in Schanghai. Derselbe gab 1889 den Tscheng-ing-pao-eng-lu, d. h. „Sammlung von Erzählungen, welche zeigen, wie jene belohnt werden, welche neugeborene Kindlein retten", heraus, reich mit Illustrationen geschmückt. „Die Sitte," so hebt das Buch an, „die Mädchen zu ertränken, welche überall geübt wird, hat einen solchen Grad der Grausamkeit erreicht, daß sie die der Wölfe und Tiger überbietet. Weist man die Eltern hin auf den Widerspruch mit dem Recht und der Vernunft, so verstehen sie einen nicht; macht man ihnen Vorstellungen, so bleiben dieselben ohne Eindruck; droht man ihnen mit dem Gesetz, so zeigen sie sich verstockt"; eines erübrigt noch: vielleicht „ist es möglich, sie von der verderblichen Sitte abzubringen, wenn man ihnen den Lohn oder die Strafe schildert, welche jene erwartet, welche die Mädchen retten oder tödten".

Zu diesem Zwecke folgt nun eine Reihe zum Theil haarsträubender Geschichten, die als wirklich geschehen erzählt werden und wohl geeignet sind, auf das abergläubische Gemüth des Chinesen Eindruck zu machen. Da wird z. B. von einem Manne Namens Wang San Yuen erzählt, der aus Aerger, daß ihm fast nur Mädchen geboren werden, mit Hilfe der bösen Schwiegermutter mehrere davon ertränkt hat. Zur Strafe kommt das nächste Mal statt des erwarteten Knaben ein Schlangenungeheuer zur Welt, dessen Anblick das einzige siebenjährige Söhnlein so erschreckt, daß es todt zur Erde sinkt. Auch die Schwiegermutter muß ihren Frevel mit dem Leben büßen, und der unglückliche Vater vermag den erzürnten Hausgott bloß durch das Gelöbniß zu beschwichtigen, daß er in Zukunft aus allen Kräften gegen den Kindermord wirken will. Der Erzählung ist eine Illustration beigegeben, die in den grellsten Farben den Vorgang zur Darstellung bringt. Aehnliche illustrirte Geschichten bringt das große Werk P. Palâtres S. J. L'Infanticide en Chine in reicher Auswahl. Auch unsere als Probe beigegebenen Bilder (S. 72 u. 73) sind daraus entnommen. Da sehen wir z. B. das Lager einer Kindsmörderin von schrecklichen Teufelsgestalten umgeben, welche Knüttel und Ketten herbeischleppen, um die unnatürliche Mutter zu schlagen und zu fesseln. Auf einem andern Bilde erblickt man ein Rudel mit Ketten zusammengekoppelter Hunde mit Menschenköpfen, die ein Ungethüm mit Stockschlägen vor sich hertreibt. Es sind Eltern, die zur Strafe für den Mord ihrer Kinder so schrecklich bestraft werden. Hier wird einer Frau, die zum Kindsmord gerathen hat, von Teufeln die Zunge ausgeschnitten, dort werden unnatürliche Eltern von Tigern zerfleischt oder furchtbaren Qualen unterworfen. Andere Bilder stellen die Belohnung jener dar, welche für die Rettung der Kinder eingetreten sind. Da ist z. B. ein Gelehrter, dessen über alle Maßen häßliches Gesicht zum Lohne für seine menschenfreundlichen Bemühungen zu seiner Zufriedenheit so verwandelt wird, daß er es schmunzelnd in einem Spiegel betrachtet; dort stolzirt eine gute, tugendhafte Frau reich geschmückt umher, von ihrem Manne begleitet und umgeben von der Schar ihrer Kinder, die ihre Ehre und ihre Freude sind.

Diese Propaganda für den Kinderschutz wird selbst in den Schulen betrieben, indem man an die Kinder Bildchen mit dergleichen Darstellungen vertheilt, um in ihnen schon frühzeitig das Verabscheuungswürdige des Kindermordes einzuprägen.

2. Aber nicht bloß in wissenschaftlichen und populären Darstellungen für die untern Volksschichten, sondern auch in der Tagespresse treten wohlmeinende Männer und Gelehrte gegen den Kindermord in die Schranken. In Schanghai allein sind an die 20 Zeitungen, die wetteifernd dieser Sache dienen. So

brachte der „Wei-pao" 1874 eine ganze Reihe von Artikeln über diese Frage und regte im folgenden Jahre die Gründung eines Vereins zum Schutze der Kinder an. Leider blieben all diese Bemühungen ohne eingreifenden Erfolg. Noch 1877 klagt der „Wan-Kuo-kong-pao": „Das Ertränken kleiner Mädchen hat so zugenommen, daß es gegenwärtig über das ganze Reich hin allgemein im Gebrauch ist. Es ist überaus schwer, diese Unsitte auszurotten."



„Wer andern beim Ertränken der Mädchen hilft, wird seine eigene Nachkommenschaft verderben." (S. 71.)

3. Es fragt sich nun, wie hat sich denn die Regierung zu dieser Thatsache gestellt? Existiren keine Gesetze gegen die unmenschliche Sitte des Kindermordes? Läßt die Regierung die Rechte der Menschlichkeit ungestraft mit Füßen treten? Und wenn nicht, wie kommt es, daß es ihr nicht gelungen, die grausame Sitte auszurotten? Auf die erste Frage ist zunächst zu erwidern, daß die Kaiser seit mehr denn 200 Jahren durch zahllose Gesetze und Edicte dem barbarischen Unfug zu steuern suchten. Wir lassen einige dieser Erlasse wenigstens im Auszuge folgen, da sie zur selben Zeit ein interessantes Stück chinesischer Culturgeschichte enthalten.

Die Kaiser der alten einheimischen Dynastie scheinen sich nicht viel um die Sache gekümmert zu haben. Kaum aber hatte Schun-tschi, der erste Kaiser aus der Mandschu-Dynastie (1644 bis 1662), sich auf dem Thron befestigt, als er im zweiten Monat des Jahres 1659 folgendes Decret erließ:

„Es ist uns zu Ohren gekommen, daß unter euch ein Gebrauch herrscht, kleine neugeborene Mädchen zu ertränken. Wir konnten es gar nicht glauben. Erst seitdem unser Censor Wei Y-Kiai uns heute einige nähere Angaben über diese verabscheuungswürdige Sitte vorlegte, begannen wir, uns von der Thatsache zu überzeugen. Die elterlichen Gefühle sind von der Natur uns ins Herz gelegt, und wir müssen keinen Unterschied in der Behandlung von Mädchen und Knaben machen. Oder warum soll man mit den Mädchen so grausam verfahren und sie dem Untergang weihen? Jedermann wird von Gefühlen des Mitleids und der Theilnahme bewegt beim Anblick eines Kindes, das noch nicht den Gebrauch der Vernunft hat und das in einen Ort hinabfällt, wo es zu Grunde gehen muß. Wie aber können die Eltern selbst so grausam sein, ihre eigenen Kinder sogar zu ersäufen? Schang-ti (der große Geist) wünscht, ihnen das Leben zu geben; er will, daß alle lebenden Wesen gedeihen, und daß keines dem andern ein Leid anthue. Wenn nun ein derartiger Mord und die Vernichtung (des Lebens) von den Eltern selbst begangen wird, heißt das nicht die Harmonie und die Ordnung des Himmels stören? Das ist es, was Ueberschwemmungen, Dürre, Unglücksfälle, Seuchen, den Krieg mit seinen Schrecken über das Land herabzieht; dies Verbrechen ist schuld, daß das Volk nicht länger Ruhe und Glück genieße. Jedes Unglück ist die Strafe einer Schuld. — Bereits haben die Ortsmandarinen Auftrag, diesen Gebrauch abzustellen; allein vielleicht wissen noch nicht alle Familien von diesem Verbot. Man muß die nothwendigen Mittel ergreifen, um in diesen Leuten Gefühle wieder wachzurufen, welche dazu verhelfen werden, diese barbarische Sitte des Kindermordes in ihrer Quelle zu verstopfen." Der Kaiser appellirt dann in rührenden Worten an das natürliche Gefühl der Elternliebe und schließt: „Bewogen durch diese Gründe, bitten wir unser Volk, die kleinen Mädchen nicht länger in der erwähnten Weise zu tödten. Die wenigen kleinen Zieraten für ihr Haar und die linnenen Kleidchen, die ihr für sie anschaffen müßt, werden euch um nichts ärmer machen."



„Wer andere hindert, die Mädchen zu ertränken, dem wird Glück zu Theil werden." (S. 71.)

In ähnlicher Weise wie der Kaiser Schun-tschi treten auch seine Nachfolger für die armen Kleinen ein. Sein Thronfolger, der berühmte Kaiser Kang-hi (1662—1723), erläßt ein scharfes Edict gegen den Kindermord mit dem Auftrage, dasselbe zur bleibenden Warnung in Stein zu graben. Kang-his Enkel, Kien-long (1726—1796), berührt in seinem Decret die gewöhnlichen Ursachen jener grausamen Sitte. „Arme Familien finden es zu kostspielig, die Mädchen aufzuziehen; andere, die nicht eigentlich arm sind, scheuen die Ausgaben, die mit der Heiratsaussteuer ihrer Töchter verbunden sind. Wieder in andern Fällen ist es der dringende Wunsch, recht bald einen Knaben zu haben, und da meint man, daß durch die Pflege und Sorge für ein Mädchen das lang erhoffte Ereigniß hinausgeschoben werde." In Zukunft wird jeder Mädchenmord, so schließt das Decret, mit einjähriger Verbannung und 60 Bambusstockschlägen bestraft. Verwandte und Nachbarn werden unter Strafe zur Anzeige verpflichtet u. s. w. Aehnliche Decrete erschienen unter Kia-King (1796—1820), unter Toco-Kuang (1820—1850) und Tong-Tschi, dem vorletzten Kaiser, der 1861 auf den Thron kam. Man sieht, die Kaiser ließen es nicht an sich fehlen. Genützt haben ihre Edicte wenig oder gar nichts, wie schon die ewige Wiederkehr derselben Klagen und Androhungen beweist. „Trotz aller Warnungen", so heißt es noch in einem Erlaß an den Gouverneur von Schanghai von 1867 unter dem vorletzten Kaiser, „hat sich die Unsitte immer noch behauptet. Sie hat sogar seit der großen Taiping-Empörung noch an Ausdehnung gewonnen und herrscht gegenwärtig so allgemein, daß man sie gar nicht mehr für etwas Schlimmes ansieht. Nicht bloß Mädchen werden ertränkt, vielmehr ist es so weit gekommen, daß zweitgeborene Söhne dasselbe Schicksal theilen, und zwar wird das Verbrechen nicht nur von den Armen allein, sondern auch in bessergestellten Familien begangen." Das Schriftstück fügt die gewöhnlichen Drohungen bei und macht dann weitere Vorschläge zur Hebung des traurigen Mißstandes. Bezeichnend sind die Schlußworte: „Wir wollen

nicht, daß diese Bekanntmachung bloß als eine geschickt abgefaßte literarische Leistung angesehen werde, die bloß wie eine gewöhnliche Unterhaltungsschrift dem Volke eine angenehme Lectüre biete."

Wie wenig auch diese literarische Leistung des würdigen Ober-Schatzmeisters eingeschlagen, zeigen die nachfolgenden Erlasse, die alle wieder das alte Klagelied singen. Es wäre leicht, die bis jetzt angeführten Belege um das Zehnfache zu vermehren. Doch genügt das Gesagte schon hinlänglich, um mit voller Sicherheit auf Grund von officiellen und nicht officiellen Actenstücken festzustellen:

1. daß der Kindermord in China nicht eine Erfindung oder eine auf Uebertreibungen beruhende Sensationsnachricht der Missionäre, sondern eine thatsächlich, man kann sagen fast über das ganze Kaiserreich, besonders aber in Honan, Hupé, Tsche-Kiang, Kiangnan, Kiangsi und andern Provinzen, verbreitete und tief eingewurzelte Unsitte ist, die namentlich unter den Armen, aber auch in den Mittelklassen herrscht, und zwar bereits seit Jahrhunderten;



„Die andere zum Ertränken der Mädchen bereden, werden von Tigern aufgefressen." (S. 71.)

2. daß namentlich Mädchen das Opfer dieser barbarischen Gewohnheit sind, obschon auch nachgeborene Knaben nicht immer verschont werden;

3. daß in China selbst zahlreiche, besser erleuchtete Männer in Schrift und Wort mit anerkennenswerthem Eifer gegen dieses fluchwürdige Verbrechen aufgetreten sind und auch die Regierung vom „hohen Himmelsherr" hinab bis zu den Localmandarinen unzählige Verordnungen dagegen erlassen haben — alles umsonst, da die Sitte, statt abzunehmen, sich fortwährend steigerte und bis auf den heutigen Tag fortdauert. Diese fast völlige Fruchtlosigkeit der einheimischen Gesetzgebung hat, so bemerkt Ch. de Harlez mit Recht, „für jene, die China und das chinesische Volk näher kennen, nichts Ueberraschendes". Abgesehen davon, daß sich das Verbrechen, besonders in jenen Fällen, wo es unmittelbar nach der Geburt des Kindes von der Mutter oder von der Hebamme begangen wird, leicht der Controlle entzieht, hat sich die chinesische Criminalgesetzgebung nur widerstrebend und erst im letzten Jahrhundert dazu verstanden, für die Mißhandlung und Tödtung von Kindern, selbst von Knaben, eine bestimmte Strafe anzusetzen; sie scheint dies gleichsam als einen Eingriff in die väterlichen Rechte, die in China wahrhaft unbeschränkte sind, gescheut zu haben. Die ursprüngliche einheimische Dynastie that, wie schon gesagt, gar nichts zur Abschaffung des Mißbrauchs; erst die Mandschukaiser traten dagegen auf. Allein die in großartigen Wortschwall gekleideten, sorgsam stilisirten kaiserlichen Erlasse werden vom Volke vielfach mehr als Musterproben der Rhetorik und bewunderungswürdige literarische Leistungen, denn als ernstlich gemeinte Drohungen angesehen. Daß die staatlichen Findelhäuser bei weitem nicht genügen, dem schreienden Nothstande zu begegnen, wird in den angeführten Decreten selbst freimüthig zugestanden.



„Wer gegen das Ertränken der Mädchen eifert, wird ein schönes Gesicht bekommen." (S. 71.)

Es ließe sich hier noch manches über die oft so rohe und grausame Art und Weise sagen, wie dieser Kindermord gewöhnlich geschieht, sowie über die verschiedenen Ursachen, die vorwiegend zur Verbreitung dieser Unsitte bei einem Volke geführt haben, das doch weniger grausam und viel civilisirter ist als so manches andere. — Für heute jedoch war es uns vor allem darum zu thun, die oben angeführten Behauptungen einer gewissen Parteipresse und deren Wahrheitsliebe in die richtige Beleuchtung zu setzen. Ein Bild der großartigen Entfaltung des Kindheit-Jesu-Vereins in diesen letzten 50 Jahren seines Bestandes soll später folgen.

Die Mission der Benediktiner im Indianer-Territorium.

(Schluß.)

3. Die Abtei vom heiligsten Herzen.

Wir wenden uns nun wieder zum Mittelpunkte der Mission, dem Kloster des göttlichen Herzens. In der Juli-Nummer 1889 des Indian Advocate, einer kleinen Zeitschrift, die der Apostol. Präfect zum Besten der Indianermission ins Leben gerufen hat, findet sich ein sehr beachtenswerther Brief des amerikanischen Generals Pierce aus Kansas. Derselbe hatte im genannten Jahre das Kloster vom göttlichen Herzen besucht und den Bericht hierüber an den Herausgeber des protestantischen Blattes Kansas Capital Commonwealth eingesandt. Er lautet wie folgt:

„Einer der interessantesten und unvergeßlichsten Zwischenfälle auf meiner Rundfahrt durch Oklahoma, welche ich in Begleitung des Richters E. Clardy von Wamego gemacht, ist unstreitig der Besuch im Kloster des heiligsten Herzens, mitten im Gebiet der Potowatomies. Sehr wenige meiner amerikanischen Landsleute dürften auch nur eine Ahnung haben von der Existenz dieses fernab von allen civilisirten Ländern tief in einsamer Waldesstille gelegenen Klosters. Ich bin glücklicher gewesen, und hatte das Vergnügen, während eines längern Aufenthaltes, den mir die Gastfreundschaft der Mönche gewährte, an Ort und Stelle eine Anstalt zu studiren, deren Name uns Moderne unwillkürlich in die dunkeln Zeiten des Mittelalters zurückversetzt.

„Um in diese Mission der Benediktiner zu gelangen, mußte ich von Purcell aus noch 40 Meilen weit (nordwärts) ziehen. Das Kloster liegt nämlich mitten im Urwald, weit, weit außer dem Bereiche dieser Welt und ihres lärmenden Treibens und Jagens, 50 Meilen von allen Eisenbahnen, Telegraphen, Telephonen und andern modernen Erfindungen dieser Art. Volle 25 Meilen führte der Weg ununterbrochen unter den Wipfeln der Waldeskronen hin. Die Gegend ist gebirgig, der Boden von rostbrauner Grundfarbe. Krystallhelle Bächlein, in deren klaren Wellen man jeden einzelnen Kiesel sieht, sprudeln aus felsigen Schluchten und blinken im Sonnenstrahl. Zartes Moos und krause Flechten säumen deren Bord, der hier und dort von den Zweigen der Wildrebe mit ihren scharlachrothen Beeren überhangen ist. Von Zeit zu Zeit stößt man auf Riesenstämme von hundertjährigen Cedern, die ein furchtbarer Wirbelsturm geknickt und aus stolz aufragender Höhe niedergeworfen, daneben auf frisch aufstrebende junge Bäumchen, deren weißer Blütenschmuck die Einförmigkeit des Waldes belebt. Wir treten unter den letzten Baumkronen des Waldrandes hervor, da erblicken wir die Mission vom heiligsten Herzen vor unsern Augen. Malerisch gelegen, grüßt das Kloster von der grün umwobenen Höhe nieder. 200 Schritte davon entfernt und durch einen Zaun getrennt erhebt sich das Schwesternhaus. Mit all den zahlreichen Nebengebäuden macht dieser Häusercomplex ganz den Eindruck eines kleinen, die Höhe beherrschenden Städtchens. Die Mönche haben bei diesen Bauten den alterthümlichen Stil gewählt, der an das Mittelalter erinnert. Zuerst tritt man in einen weiten, von geschmackvollem Gitterwerk umgebenen Hofraum. Das Klostergebäude selbst bildet ein großes griechisches Kreuz. Der ganze zweistöckige Bau ist aus Holz. Der obere Stock enthält die Schlafzellen der Mönche, nett, aber sehr einfach möblirt. Im Erdgeschoß finden sich die Kapelle, die Studiensäle, der Remter und die Küche. Das Kloster ist von einer Kuppel überragt, von welcher eine Statue des hl. Benedikt niederblickt. Das Kloster der Schwestern hat natürlich bescheidenere Verhältnisse. Auf einer kleinen Anhöhe unweit von der Mission erhebt sich ein großes, wohl gegen 12 m hohes Kreuzbild. Von der Höhe, auf welcher (nach uralter Benediktinerart) das Kloster liegt, kamen wir im Niedersteigen zur großen und schönen Klosterfarm, deren Felder sorgsam wie ein Garten gepflegt und von einem Zaune eingefaßt sind. Derselbe läßt niemals so etwas wie Fenchelkraut, Cactus, Aloë oder ähnliches Unkraut in sein Gebiet eindringen. Daran schließt sich weiter thalwärts der grüne Waldesrand, der allmählich übergeht in den noch jungfräulichen weiten Urwald.

„Das Kloster des heiligsten Herzens wurde, wie man uns sagt, erst vor zwölf Jahren gegründet. Heute zählt es bereits 16 Priester, welche Patres genannt werden, 8 Studirende und 12 Brüder. Sechs von den Patres befinden sich zur Zeit auf den verschiedenen vom Kloster abhängigen Missionsstationen. Der Obere, R. P. Thomas Dupéron, leitet die Mission seit vier Jahren. Er ist ein geistvoller, gelehrter Mann und allgemein sehr geachtet. Die Indianer des Territoriums halten auf ihn große Stücke.

„Gastfreundschaft, so sagt man, ist eines der ersten und eigentlichsten Elemente der Benediktinerregel. P. Thomas, das muß ich sagen, ist ein würdiger Vertreter dieser altehrwürdigen Ordensüberlieferung. Kaum waren wir ihm vorgestellt worden, so ließ er für uns, mich und Richter Clardy, auch schon ein ganz vorzügliches Mahl bereiten. Er verstand vollkommen, daß wir arme Häretiker nicht die Leute seien, Oklahoma zu erforschen mit einer täglichen Ration von bloß sechs Unzen. So sahen wir denn mit Befriedigung, wie auf die gastliche Tafel des Klosterremters der Reihe nach gesottener Schinken, gebackene Eier, ganz vortreffliche Kartoffeln von der Klosterfarm, eine deliciöse Citronenpastete, ein ausgezeichneter Kaffee und zwei Doppelflaschen rothen Klosterweines aufrückten und sich vor uns entfalteten. Es war, wie man sieht, ein Mahl, um das uns ein jeder hätte beneiden können.

„Bezüglich der Flaschen befanden wir beide als Mitglieder des Mäßigkeitsvereins in Kansas uns freilich in einer fatalen Lage. Wir konnten also dem Klosterwein wenigstens nicht die volle Ehre anthun. Wir tranken zwar, aber bescheiden, und ließen durch Bruder William, der die Güte hatte, uns zu bedienen, die Flaschen abtragen. Das Essen am Abend und das Gabelfrühstück des nächsten Morgens waren die genaue Wiederholung des Mittagsmahles.

„Wir schliefen dann den Schlaf der Gerechten in Betten von tadelloser Weiße, in süße Träume gewiegt durch den Chorgesang der Mönche, der hinausdrang in die stille Nacht. Es klang andächtig feierlich an unser Ohr wie ein fernes, fernes Echo aus einer mittelalterlichen Klosterkirche.

„Nun darf ich aber nicht vergessen, auch ein Wort über die trefflich geleitete Klosterschule zu sagen, in welcher die Kinder verschiedener Stämme des Territoriums unterrichtet werden; und ich muß diesbezüglich ein offenes Geständniß ablegen. Wenn der Zweck der Indianerschulen ist, die jungen Wilden für die moderne Civilisation zu befähigen und sie in Stand zu setzen, alle Pflichten eines guten Staatsbürgers zu erfüllen, dann zeigt die Erfahrung, daß die katholischen Schulen einen zehnmal

größern Erfolg in dieser Richtung erzielen als alle andern schulhaltenden Körperschaften der Vereinigten Staaten. Man könnte hierin ja eine neue und nützliche Probe anstellen, indem die Regierung dem R. P. Thomas sagen wir 100 Indianerkinder zur Erziehung anvertraute. Er begnügt sich mit bloß 12 Schilling monatlich für Kost und Wohnung. Man wird dann sehen, zu welchem Grade geistiger Entwicklung er sie bringen wird. Solch eine Probe würde der Regierung vielleicht Tausende von Dollars ersparen.

„Was das Kloster der Schwestern angeht, so zählt dasselbe erst 8 Schwestern und 20 Pensionärinnen. Die Gebäulichkeiten sind gut eingerichtet, und falls die Regierung den Schwestern mit einem Staatszuschuß unter die Arme greifen wollte, könnten sie leicht gegen 200 Indianermädchen aufnehmen."

Der General schließt seinen Artikel mit dem Ausdrucke wärmsten Dankes und mit dem herzlichen Wunsche, daß das so edle, uneigennützige, segensvolle Werk der guten Mönche wachsen und gedeihen möge. Daß dies der Fall ist, zeigt die Statistik der Propaganda von 1891. Sie gibt die Zahl der Katholiken auf 4500, von denen 3230 Indianer sind, die Zahl der Elementarschulen auf 14 mit 400 Kindern an. Außerdem bestehen 2 Gewerbeschulen, 1 Knabenpensionat, 3 Mädchenpensionate. Thätig sind etwa 40 Benediktiner (22 Priester), mehrere Weltpriester, außerdem 15 Barmherzige Schwestern, 16 Franziskanessen und 8 Benediktinerinnen. Seit Jahresfrist ist die Apostol. Präfectur des Indianer-Territoriums durch Decret der Propaganda zum Apostol. Vicariate erhoben mit Msgr. Theophil Meerschaert, bisherigem Generalvicar der Diöcese Natschez, als Oberhirten.

Inzwischen sind verschiedene für das Indianer-Territorium bedeutungsvolle Ereignisse eingetreten, die wir noch kurz berühren müssen. Wie wir oben ausgeführt, wurde das Land den aus Osten vertriebenen Stämmen als „bleibender Wohnsitz" angewiesen und durch eine Reihe feierlicher Verträge gesichert. Unter dem letzten Präsidenten Harrison aber hat man bereits wieder angefangen, den rothen Mann auch aus diesen „bleibenden Wohnsitzen" zu verdrängen, aus dem einzigen Grunde, weil dieselben heute dem vordringenden weißen Ansiedler auch bereits wünschenswerth zu erscheinen beginnen. Wir deuten damit hin auf die am 22. April 1889 stattgefundene erste sogen. „Eröffnung" Oklahomas, der inzwischen bereits mehrere weitere „Eröffnungen" gefolgt sind.

Da dieses Vorgehen die Interessen der katholischen Mission tief berührt und überhaupt die amerikanische „Indianerpolitik" trefflich beleuchtet, so dürfte eine kurze Zusammenstellung dieser Vorgänge auch manchen unserer Leser willkommen sein.

Oklahoma, „das schöne Land", wie es in der Sprache der Chickasawas heißt, liegt fast im Herzen des Territoriums (vgl. Petermannsche Mittheil. 1889, S. 149 f.) und bildet einen Theil jener Gebietstheile, welche durch Kauf und Verträge mit den verschiedenen Stämmen in den Besitz der Regierung gelangt sind. Diese Abtretung geschah aber seitens der Indianer unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß das gewonnene Gebiet nicht den Weißen, sondern nur andern, noch nicht festgesessenen Stämmen zur Besiedelung überlassen werden dürfe. Dies wird auch in den officiellen Actenstücken wiederholt ausdrücklich zugestanden, so z. B. noch in dem 1886 dem Congreß vorgelegten Gutachten über die Oklahomafrage (siehe Smithsonian Report l. c. p. 859 ff.), wo es unter anderem heißt: „Es steht außer Zweifel, daß dies Gebiet kraft der mit den Creeks geschlossenen Verträge nicht andern als nur Indianern zur Besiedelung überlassen werden darf." „Das amerikanische Volk", so wird ebendort versichert, „schuldet es sich selbst, seinen guten Ruf unbefleckt zu wahren. Darum wird es treu die Verträge halten und im Verkehr mit den Resten dieser einst so mächtigen Stämme, welche vormals dies weite Land beherrschten und dann noch heldenhaften, aber vergeblichen Kämpfen der vordringenden Civilisation unterlagen, redlich und ehrenhaft handeln. Es ist ja wahrlich mächtig genug, um Gerechtigkeit, Großmuth und Nachsicht walten lassen zu können. Nie soll der Schrei gieriger Habsucht das amerikanische Volk bewegen, mit diesen Völkern ungerecht zu verfahren." Leider aber entsprach auch diesmal der Verlauf sehr wenig diesen schönen Worten. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die unerquicklichen Verhandlungen, die sich volle zehn Jahre hinzogen und die in widerwärtiger Weise das Bestreben der Regierung zeigten, für ihr ungerechtes Vorgehen vor dem Publikum einen Schein der Berechtigung zu gewinnen, ausführlich verfolgen (vgl. Reports l. c.). Die frühern Verträge, so hieß es jetzt auf alle Proteste der Indianer, hätten selbstverständlich niemals die unamerikanische und absurde Idee eines selbständigen Indianerstaates zur Voraussetzung gehabt. Diese indianischen Selbständigkeitsversuche seien eine dem Geiste und Genius der Landesgesetze durchaus widerstrebende Anmaßung. Die Indianer hätten ferner kein Recht, das Vordringen der höhern Civilisation zu hemmen, und was dergleichen Phrasen noch mehr waren (Reports l. c. p. 867 ff. u. a.). Das Ende war leicht abzusehen. Wie zum Hohn auf alle frühern Verträge beschloß die Regierung, dem Druck „der öffentlichen Meinung" nachzugeben, und erklärte am 22. April 1889 Oklahoma für „eröffnet". Schon wochenlang zuvor hatte sich dicht an der Grenze eine ganze Fluth von Ansiedlern, Glücksrittern, Abenteurern aller Farben und Herrenländer gestaut, um im gegebenen Augenblick den Damm zu durchbrechen und sich ungestüm über das schöne Land zu ergießen. Mit den eigentlichen Kolonisten zog ein zahlreicher Schwarm von Unternehmern, Werkleuten, Krämern aller Art, um bei der Ansiedelung ein Geschäftchen zu machen, Wohnungen zu errichten, Kramläden aufzuschlagen, Magazine zu eröffnen u. s. w. Riesige „Mammuthwägen" trugen Zelte, Geräthe, Werkzeuge und Lebensmittel; andere waren beladen mit dem Holz- und Fachwerk ganzer Häuser, die, 500—6000 Francs das Stück, innerhalb weniger Stunden errichtet werden konnten. Sie kamen von Chicago. Und weil der praktische Amerikaner an alles denkt, so hatte eine Leichenbestattungsgesellschaft vorsorglich sechs Wagen voll Särge an Ort und Stelle befördert, in der richtigen Voraussetzung, daß es bei der ersten stürmischen Besetzung des Landes ohne Mord und Todschlag schwerlich abgehen dürfte. Dem seltsamen Exodus hatte sich unter andern eine Kolonie alter Soldaten angeschlossen, die ihr bisheriges Heim in Witschita (Kansas) aufgegeben und Sack und Pack auf 700 Wagen geladen hatte, um mit in das neue gelobte Land zu ziehen. Andere Einwanderer kamen selbst von Ohio, Maryland und Virginien her. Manche hatten sich bereits vor der Zeit über die Grenze geschlichen und sich in Busch und Wald versteckt, um im rechten Augenblick die ersten auf dem Platze zu sein. Jede Stunde mehrten sich die wogenden und drängenden Massen dieser Völkerwanderung. Endlich bricht der entscheidende Tag an. Ein wildes Durcheinander entsteht. Durch alle Schleusen und Ritzen schießt der ungestüme Menschenstrom ins offene Land hinein. Jeder sucht sich sein Grundstück gegen andere Mitbewerber zu wahren. Es ist ein Kampf ums Dasein. Man zankt sich, drohend blitzt der Revolver, zuckt das scharfe Bowiemesser und gibt die knatternde Büchse ihre Stimme ab. Das

blinde Faustrecht waltet; denn noch ist keine Regierung da, kein Gerichtshof, kein anderes Rechtsverfahren als das Lynchgesetz. Denn was vermag die Handvoll Soldaten gegen diese Unzahl von Fremden, gegen diese in Sprache, Kleidung, Sitte so buntfarbige Masse, in der jeder nur auf seinen Vortheil bedacht ist? Kein Wunder, daß am ersten Tag schon mehrere Morde gemeldet werden. Endlich legt sich die erste Aufregung. Die Advocaten und Schreiber, die dem Zuge gefolgt, treten für ihre Clienten als Sachwalter auf und haben viel zu thun. Die Regierungsbeamten beginnen die in Besitz genommenen Grundstücke zu registriren, und nun erst ergibt sich, daß im ganzen bloß 10 000 Landlose (à 160 Acres) zu vergeben sind, während über 40 000 landeshungrige Männer erwartungsvoll hergezogen waren. Eine große Zahl muß also unverrichteter Dinge den Heimweg antreten. Unter den Zurückgebliebenen entwickelt sich eine fieberhafte Thätigkeit. In 24 Stunden schießt eine Stadt von über 12 000 Einwohnern pilzartig aus dem Boden. Tags zuvor war Guthrie noch nichts als ein unbebauter Fleck in öder, wasserloser Wildniß, aber günstig an der Bahnlinie gelegen. Der Abend des folgenden Tages sah verwundert den ganzen Platz mit Wagen und Zelten bedeckt, sah die abgesteckten Straßen und Plätze einer entstehenden Stadt, zahlreiche Buden, Barackenhotels, Speisewirthschaften, Magazine, in denen die mitgeführten Lebensmittel um ungeheure Preise verkauft wurden, und überallhin das summende, unruhige Treiben eines Bienenschwarmes. Tags darauf wurden der Bürgermeister und vier Aldermen gewählt. Die Hauptstadt Oklahomas war



Nordamerikanische Indianertypen. (Nach Photographien.)

Chippeway. Otoes. Sioux. Schwarzfuß-Indianer. Großer Bär.
Pawnie. Dickbauch-Indianer. Sac et Renard.

gegründet. Bald nachher schon erhielt sie in der südlicher gelegenen Oklahoma City eine Nebenbuhlerin.

Inzwischen sind, wie vorauszusehen war, bereits zwei weitere Gebietstheile den weißen „Settlern" eröffnet worden, und weitere erzwungene Gebietsabtretungen sind nur mehr eine Frage der Zeit. Was wird die naturgemäße Folge sein? Die noch nicht civilisirten Stämme des Territoriums werden aus ihrem „bleibenden" Wohnsitze wieder weichen müssen und über kurz oder lang spurlos untergehen. Die civilisirten Stämme werden durch Vermischung immer mehr in der lebenskräftigern weißen Rasse verschwinden und nur mehr in ihren weißen Enkeln fortleben.

Es ist die tröstliche Aufgabe der katholischen Mission, das schreiende Unrecht, das die christlichen Nationen an der unglücklichen rothen Rasse begangen haben, einigermaßen wenigstens dadurch gutzumachen, daß sie die letzten Reste derselben liebevoll sammelt und den Untergang des unglücklichen Volkes durch die trostvolle Hoffnung verklärt, ihm wenigstens die Wohnsitze in der ewigen Heimat unverlierbar gesichert zu haben.

Eine Reise nach dem Sinai.

(Nach den Mittheilungen des P. M. Jullien S. J. — Fortsetzung.)

10. Die Oase Feiran.

Am Ende des Inschriftenthales erhebt sich hinter den Felswänden, die dasselbe umschließen, eine majestätische Bergkuppe, der Dschebel el-Benat, „Jungfrauenberg“, der etwas an die Jungfrau des Berner Oberlandes erinnert. Auf einem mäßigen Steig gelangt man über ein Bergjoch in den Wadi Feiran, den schönsten und größten der Halbinsel, der als Wadi es-Scheik am Sinai entspringt, dann in einem großen Bogen nach Norden zur Oase von Feiran, von der er den Namen annimmt, biegt und von da zum Meer fließt. Streng genommen könnte man ohne Führer zum Sinai kommen, wenn man der Küste bis zur Mündung dieses Thales folgte und dann dasselbe aufwärts stiege. An der Stelle, wo wir den Wadi erreichten, ist er breit und der Boden mit vielen Kräutern und Blumen bedeckt. Am Wege sind uralte Gräber, vielleicht aus der mosaischen Zeit und von den Amalekitern, die den Kindern Israels den Zugang von Raphidim verlegen wollten. Sie gleichen den Gräbern oder



Nordamerikanische Indianertypen. (Nach Photographien.)

Ute. Sioux. Gros-Glan. Poisson.
Apache. Schwarzer Falke. Osage. Krähen-Indianer.

Druidenkreisen in Schottland und in der Bretagne. Steine von wenigstens 1 m Höhe stehen aufrecht im Boden einer neben dem andern und bilden einen Kreis um eine einfache Grube, die aus 4 flachen Steinen gebildet und zu ebener Erde von einer großen Platte verschlossen wird. 15 solche Gräber finden sich nahe beisammen. Eines von ihnen, das wir maßen, hatte 6 m Kreisdurchmesser, eine 1,20 m lange und 75 cm tiefe Grube. Die englischen Forscher haben sie geöffnet und aus der Lage der Gebeine erkannt, daß die Leichen mit bis ans Kinn hinaufgezogenen Knieen auf die linke Seite gelegt wurden, ein Gebrauch, der dem höchsten Alterthume angehört und sich jetzt noch bei einigen Völkerschaften in Peru findet. Dieselben Forscher haben in der Umgegend noch verschiedene Gräbergruppen entdeckt und darin eine eiserne Lanzenspitze, Pfeilspitzen aus Kiesel, ein Muschelhalsband und eine kleine kupferne Armspange gefunden.

Hier in der Nähe muß die Station Alus (4 Mos. 33, 13) liegen, wahrscheinlich in einem Seitenthale, wo, wie unsere Beduinen sagen, mehrere Quellen sind. Der Rest des Tages lieferte den Botanikern reiche Ausbeute.

Weiter östlich verengt sich das Thal und macht eine Wendung, und mit jeder neuen Wendung ändert das Landschaftsbild; nur die schauerliche Großartigkeit der Gebirgswelt, in die wir nun immer tiefer eindringen, bleibt sich gleich. Der Serbal mit seinen zerrissenen Flanken und kühnen Zacken ragt wie ein Riese über die Nachbarberge auf. Was werden die Kinder Israels beim Anblick dieser Bergwildniß gesagt haben, sie, die an den

Ufern des Nils nur die Höhen der Pyramiden von Memphis gesehen? Und wie werden sie gejubelt haben, als sie aus der dunkeln Thalschlucht in die grünen Gärten von El Hesweh eintraten? Der Wanderer meint, er habe schon die Oase Feiran, die Perle der Sinaihalbinsel, erreicht, aber es ist nur ein Vorgeschmack. Wieder verengt sich das Thal, dreht sich hin und her, zieht sich in die Länge und scheint sich endlich ganz zu schließen; da mit einemmal eine Wendung nach Osten, und es öffnet sich ein weiter, ganz neuer Gesichtskreis.

Zur Rechten steigt ein breites Thal mit großen Felsblöcken und magerem Strauchwerk allmählich zur Riesenmauer des Serbal hinan. Links erhebt sich ein Bergkegel 220 m über die Thalsohle. Verschiedene Ruinen sind auf seine steilen Hänge hingestreut, und die Spitze krönt ein altes Heiligthum. Das ist der Dschebel et Tahuneh. Im Thalgrund selbst ragen auf einem 30 m hohen Felsen die hohen Mauern eines alten Klosters, ähnlich einem mittelalterlichen Schlosse, das einen Bergpaß sperrt. Am Fuße dieses Klosters, beim Felsen Maharrad — so heißt er —, beginnt die Oase und erstreckt sich 4 bis 5 km durch das enge, gewundene Thal. Kein Dorf, keine Straße ist zu sehen, nur wunderschöne Palmen in Gruppen von 3, 4 bis 10 Bäumen, zwischen denen sich einige elende Steinhütten und kleine, mit Dornen umhegte Gärtchen armer Beduinen bergen, die etwas Tabak und Gemüse ziehen. Es ist so still wie in einem Kloster. Kaum 100 Seelen werden hier wohnen; sie leben von einigen Ziegen und Schafen, von den Datteln und dem Manna, das sie im Frühjahr von den Tamarisken sammeln. Die Datteln von Feiran sind berühmt; die Beduinen zerstoßen sie und füllen damit die kleinen Würstchen aus Gazellenhaut, die man als Leckerbissen zu Kairo verkauft.

Die Ueberlieferung wie die Gelehrten halten die Oase Feiran für die berühmte Lagerstelle Raphidim der Kinder Israels. Hier trafen sie zum erstenmal mit einem feindlichen Volke, den kriegerischen Amalekitern, zusammen, das ihnen den Durchzug wehrte und die fruchtbare Oase Raphidim nicht ohne Schwertstreich ausliefern wollte. Die Stelle war übrigens wie gemacht, um den Fremden den Weg zu verlegen: ein Engpaß zwischen unersteiglichen Felsen, Gehölz, um sich gegen die Wurfgeschosse des Feindes zu decken, Wasser im Ueberfluß und gewundene, verworrene Seitenthäler, um im Nothfalle zu fliehen. Moses mußte mit dem Volke im Thale Halt machen, bevor er die Oase und die vom Feinde besetzten Quellen erreichte. „Sie schlugen ihre Zelte in Raphidim auf, wo es für das Volk kein Trinkwasser gab. Und sie haderten wider Moses und sagten: Gib uns Wasser zum Trinken! ... Es dürstete also das Volk aus Wassermangel und murrte wider Moses, sagend: Was führtest du uns aus Aegypten, daß du uns, unsere Kinder und unser Vieh durch Durst mordetest? Es schrie aber Moses zum Herrn: Was soll ich für das Volk thun? Noch ein geringes, und es steinigt mich. Und es sprach der Herr zu Moses: Geh dem Volk voraus und nimm aus den Aeltesten Israels mit dir, und den Stab, mit dem du den Fluß geschlagen, nimm in deine Hand und geh! Siehe, ich werde vor dir auf dem Felsen Horeb stehen, und du wirst den Felsen schlagen, und es wird Wasser herausspringen, daß das Volk trinke. Und so that Moses vor den Aeltesten Israels" (2 Mos. 1—6).

Etwa 7 km unterhalb der Oase zeigt man am Fuße der nördlichen Felswand einen beiläufig 2 m hohen Block, der nichts Besonderes darbietet. Ihn nennen die Eingeborenen Hesi el Kattatin, „die verborgene Quelle des Schreibers", und die Beduinen des Sinai heißen Moses „den Schreiber". Sie sagen, das sei der Stein, aus dem Moses die Quelle fließen ließ und so den Durst des Volkes stillte. Diese Ueberlieferung ist erst seit 1867 durch Palmer bekannt geworden; die alten Sinaipilger und die Schriften aus der Zeit der Mönche wissen nichts davon. Aber der Fels und die ganze Umgebung passen so gut zum biblischen Texte, daß man nur zu gerne eine sicherere und ältere Beglaubigung angeben möchte, als diese örtliche Ueberlieferung, welche zudem mit jener der Mönche vom Sinai nicht übereinstimmt, die eine andere Stelle im Wadi el Ledscha angibt.

Die Schlacht gegen Amalek fand am Eingange der Oase selbst statt. „Es kam Amalek und kämpfte wider Israel in Raphidim. Und es sprach Moses zu Josue: Wähle dir Männer und zieh aus und kämpfe gegen Amalek. Morgen werde ich auf dem Gipfel des Hügels stehen und den Stab Gottes in meiner Hand halten" (2 Mos. 17, 8 und 9). Der Berg, auf dem Moses betete, während Josue kämpfte, ist offenbar der Dschebel et Tahuneh. Er ist der einzige Punkt, hoch genug, um Moses Sicherheit zu bieten, und nahe genug, um den Ereignissen zu folgen und von den Kämpfern gesehen zu werden. Die Ueberlieferung spricht sich ebenfalls klar dafür aus. „Der Ort, an welchem Moses betete, während Josue Amalek besiegte, sagt die hl. Silvia, „ist ein hoher Berg, der sich über Pharan (so wurde Feiran von den Griechen geschrieben) erhebt. An der Stelle seines Gebetes steht jetzt eine Kirche. Man zeigt den Platz, wo Moses saß, und die Steine, welche seine Ellenbogen stützten. Da hat Moses auch nach dem Siege dem Herrn einen Altar errichtet (2 Mos. 17, 15). Der Berg erhebt sich wie eine Mauer 500 Schritt über das Thal." 200 Jahre später besuchte Antoninus Martyr die Stadt Pharan. „Da", sagt er, „ist eine Kirche, deren Altar aus den Steinen erbaut ist, welche Moses während seines Gebetes stützten."

Unser erster Gang galt dem heiligen Berge. Ohne Führer erkletterten wir die steilen Flanken. Auf dieser Seite konnte der greise Moses ihn offenbar nicht ersteigen. Von der Spitze aus erkannten wir denn auch einen Fußsteig, der von der Thalöffnung her, durch welche die Israeliten in die Oase einbrachen, von einer Falte des Berghanges gegen die feindlichen Geschosse geschützt, auf den Et Tahuneh führt. Moses kann keinen andern Weg genommen haben, und die alten christlichen Bewohner von Feiran haben ihn durch Errichtung verschiedener kleiner Kapellen, deren Ueberreste man noch erblickt, zu einem Pilgerwege gemacht. Die auf dem Gipfel, wo Moses betete, erbaute Kirche ist besser erhalten. Die mit Pilastern aus rothem Sandstein in griechischem Stile geschmückten Seitenwände, die Apsis, die Sacristei stehen noch und bedecken einen großen Theil des schmalen Berggipfels. An einigen Säulenstümpfen und alten Grundmauern glaubten wir zu erkennen, daß die Kirche an Stelle einer noch ältern dreischiffigen erbaut sei.

Nachdem wir unsere Pilgerpflichten erfüllt, erkletterten wir die Mauern, um einen Ueberblick über das Schlachtfeld zu gewinnen. Große Armeen konnten sich da nicht messen; höchstens 4000—5000 Mann konnten zur Verwendung kommen. So sagte denn auch Moses zu Josue: „Wähle dir Männer." Die Amalekiter werden die Seitenthäler zu Flankenangriffen benutzt und die ermüdeten Nachzügler abgeschnitten und erschlagen haben. Aber der Hauptkampf muß um den Felsen Maharrad am Eingange der Oase getobt haben.

Nach dem Durchzuge der Israeliten werden die Amalekiter die Oase wieder in Besitz genommen haben. Viele Jahrhunderte

später nennt der arabische Geschichtschreiber Makrisi Pharan eine „Stadt“ der Amalekiter. Im Alterthume erwähnt nur der Geograph Ptolemäus der „Burg“ Pharan. Erst in den frühesten christlichen Jahrhunderten gewinnt der Platz an Bedeutung. Damals bevölkerten sich diese gastlichen Thäler der Wüste mit Mönchen; der hiesigen Niederlassung stand zuerst ein Rath von Altvätern, später ein Bischof vor. Wahrscheinlich gab es im 4. Jahrhundert daselbst noch keinen Bischof; die hl. Silvia wenigstens erwähnt keinen. Die ersten Namen, die uns begegnen, sind der Mönch Aretas und der Bischof Makarios. Im 7. Jahrhundert hielt die Irrlehre ihren Einzug; das dritte Concil von Konstantinopel verdammte den Bischof Theodor von Pharan als einen Hauptanhänger der Monotheleten. Beständige Angriffe der Beduinen nöthigten, in der Festung Schutz zu suchen, welche Justinian auf dem Sinai erbaute, und aus welcher das Kloster der hl. Katharina entstand. Auch der Bischof verlegte dahin seinen Sitz und nahm den Titel „Bischof vom Sinai“ an. Seither zerfiel Pharan; 1444 war es bereits verlassen.

Die Stadt, die Hauptkirche und die Wohnung des Bischofs waren auf dem Hügel Maharrad. Noch sieht man daselbst einen Theil der mehr als 2 m dicken Umfassungsmauer, einige Trümmer der Kirche mit rother Ockerbemalung des Bewurfes, einige Säulenschäfte mit gut gemeißelten Kapitälen. Eines derselben trägt ein Kreuz; ein anderes, das die englische Expedition sah, wir aber nicht finden konnten, soll eine mit erhobenen Armen wie Moses während der Schlacht betende Figur darstellen. Nördlich von dieser Mönchsstadt, am jenseitigen Thalhange, sind noch viele Ruinen, aber keine eines größern Gebäudes. Man hält sie für die Reste einer arabischen Stadt; allein man findet in ihnen viele christliche Symbole. In zahlreichen Grotten, welche in die Felsen gemeißelt sind, lebten ebenfalls Mönche. Noch zahlreicher sind die Gräber. Die kleinen, mit einer Terrasse abgeschlossenen, noch besser erhaltenen Häuschen am Fuße der Berge sind Todtenwohnungen. Bädeker sagt, zwischen El Hesweh und Maharrad liege eine Gruppe Steinhäuser mit Fenstern aus der Zeit des alten Pharan. Mehrstöckige Häuser mit Fenstern, das wäre in der That eine Merkwürdigkeit! Wir wollten uns überzeugen und fanden Gräber. 5 parallele Galerien, 6 m lang, 75 cm breit und 1 m hoch, bilden das Erdgeschoß; sie sind mit Platten verschlossen und durch dicke Wände getrennt. Darüber erhebt sich ein zweites Geschoß von 5 Galerien; ihre Oeffnungen, die früher ebenfalls durch Platten verschlossen waren, hielt Bädeker für Thüren und Fenster. Derartige zweistöckige Todtengalerien sind im Wadi Aleyat noch häufiger. Manche sind nicht entweiht, und man sieht darin Leiche neben Leiche und unter den Gebeinen einige Fetzen eines groben Wollenstoffes oder Palmfasern, die als Leichenkleid dienten. Derartige über der Erde mit so viel Sorge und in so großer Zahl gebaute Gräber sind eine Eigenthümlichkeit von Feiran; man trifft sie in keinem andern Thale des Sinai.

11. Von Feiran zum Sinai.

Kein Berg springt so in die Augen wie der Serbal, ob man von Aegypten oder von Palästina komme. In einer Stufe thürmt er sich 1400 m über dem Wadi Feiran auf. Andere Gipfel des Sinaigebirges sind höher; aber sie beherrschen nicht so ihre nächste Umgebung. So ist es nicht zu verwundern, daß Cosmas Indicopleustes (547) ihn für den heiligen Berg Gottes hält. Aber daß auch Burckhardt (1822) und nach ihm Lepsius, Ebers u. a. denselben Fehler begehen, den dann Bädeker und Isambert immer noch unter das Volk bringen, auch nachdem die englische Expedition durch das genaueste Studium der Oertlichkeit die Unhaltbarkeit dieser Ansicht zur Evidenz nachgewiesen hat, bleibt zu verwundern. Die hl. Silvia, viel älter und in ihren Angaben viel genauer als Cosmas, gibt die Entfernung von Feiran zum Sinai also an: „Die Mehrzahl der Heiligen, welche den Berg Gottes bewohnen, würdigte sich, uns bis Pharan das Geleite zu geben, welches 35 Meilen vom Berge Gottes liegt. Wir mußten daselbst zwei Tage bleiben und Rast halten.“ 35 römische Milliarien; die Angabe stimmt; die englische Expedition hat den Weg gemessen und gibt 34 römische Meilen an oder 49 km. Alle Schriftsteller aus der Zeit der Mönche, Silvanus, Ammonius, Nilus, Procopius, alle Pilger der folgenden Jahrhunderte, kurz die ganze christliche Ueberlieferung stehen auf der Seite der Pilgerin des 4. Jahrhunderts und sagen, der Dschebel Musa (Mosesberg) sei der biblische Sinai. Niemals hatte der Serbal ein Heiligthum; nur die Reste eines alten Wachtthurms aus offenbar viel späterer Zeit finden sich auf ihm; auch sein Name, der „Panzerhemd“ bedeutet, erinnert an nichts Heiliges. Am Fuße des Serbal ist auch kein Thal, das 2 Millionen Menschen fassen könnte; auch wäre es unmöglich, seinen zerklüfteten Fuß mit Schranken zu umgeben, und der greise Moses hätte den gefährlichen Aufstieg, der wenigstens 5 Stunden beansprucht, gewiß nicht so oft machen können, als es der heilige Text verlangt. Daß Moses zu Raphidim aus dem Felsen Horeb Wasser schlug, hat Cosmas verleitet, den Serbal für den Sinai zu halten, der freilich auch Horeb genannt wird. Aber Horeb bedeutet „dürres Land“ und wird für das ganze Sinaigebirge gebraucht.

Die wilde Einsamkeit des Wadi Sigillyeh, der im Süden den Bergstock des Serbal wie ein Graben vom übrigen Gebirge trennt, wird nur von Leoparden und Steinböcken bewohnt. Selten besucht ihn ein Jäger. Dennoch hat dieses schauerliche Bergthal ein ganzes Volk von Einsiedlern angezogen. Ihre Zellen sieht man über dem Abgrunde schweben, ihre Höhlen in die Flanken jäh abstürzender Felswände gemeißelt, ihre kleinen Gärten, wo immer der Fels einen bewässerten Winkel bietet, und von ihrer Hand mit geduldiger Ausdauer gebaute Treppen und Steige verbinden die gefährlichsten Punkte.

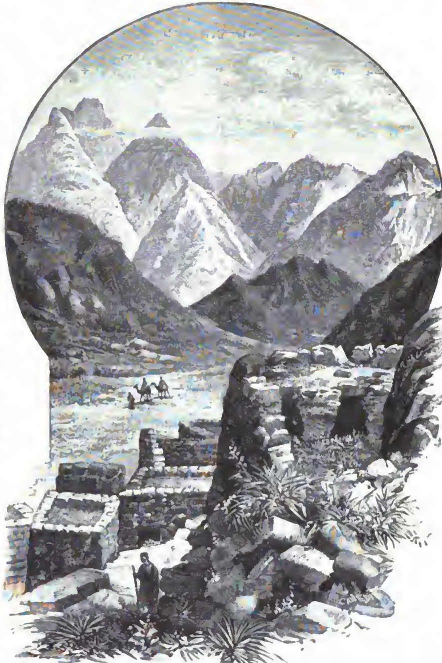
Da wir am andern Morgen den Sinai erreichen wollten, verlegten wir unser Nachtlager 3 Stunden den Wadi Feiran weiter aufwärts. Fast eine Stunde bleibt der Pfad im Schatten der Palmen; dann folgt ein Tamariskengehölz. Allmählich wird der Boden wieder trocken, und die grüne Pflanzendecke weicht der grauen Wüstenvegetation. 10 km von Maharrad verengt sich das Thal bis auf 8 oder 9 m; mit Recht heißt diese Stelle El Bueib, „das Pförtchen“. Einige Schritte weiter theilt sich der Wadi in zwei Arme, die beide zum Sinai führen; geradeaus geht der Wadi Selaf, etwas im Winkel, aber breiter der Wadi es Scheik. Gewiß hat Moses nicht unterlassen, diesen wichtigen Punkt mit auserlesenen Streitern zu besetzen, und es ist wahrscheinlich, daß das Lager von Raphidim sich bis hierher erstreckte. Etwa 10 Tage lagerten die Israeliten in Feiran, denn am 15. des zweiten Monats brachen sie von Elim auf und erreichten den Sinai am 3. des dritten Monats.

Merkwürdigerweise erzählt Moses noch vor der Ankunft am Sinai, der eine Tagereise von Raphidim liegt, seine Zusammenkunft mit Jethro „im Lager neben dem Berge Gottes“ (2 Mos. 18, 5). Jethro scheint im Osten der Halbinsel gewohnt zu haben. Als er von den Wundern gehört, die der Herr an Moses und seinem

Volke Israel gewirkt, führte er seinem Schwiegersohne dessen Frau und seine beiden Söhne zu, die während der Ereignisse in Aegypten bei ihm in Sicherheit gebracht waren, und auf Jethros Rath setzte Moses Richter ein. Das konnte nicht wohl anderswo als am Sinai selbst („im Lager am Berge Gottes") geschehen sein, und wird von Moses nur deshalb hier schon erzählt, damit er nachher die großartige Offenbarung Gottes durch diese kleine Episode nicht zu unterbrechen brauche.

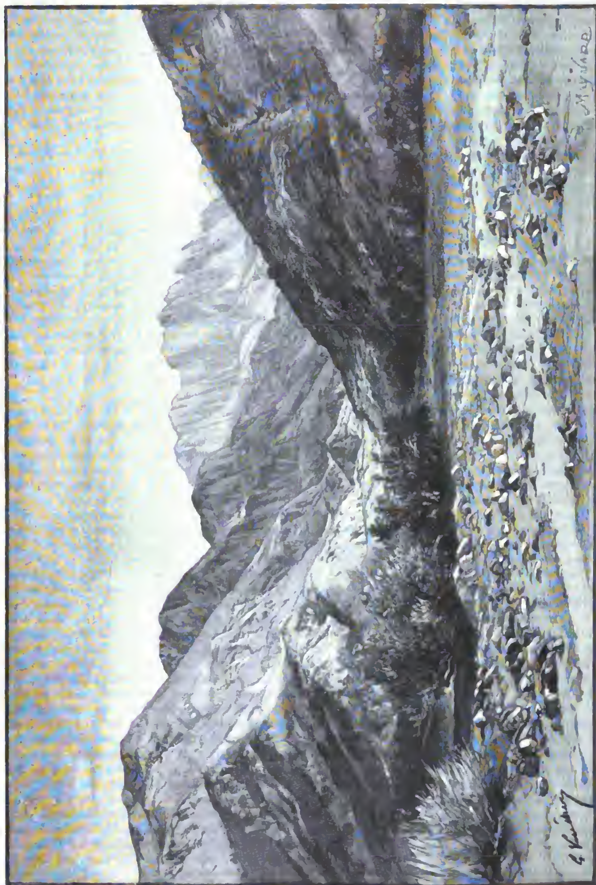
Die beiden Wadi, die von dem Engpaß El Bueib zum Sinai führen, umgehen denselben Gebirgsstock, der eine im Süden, der andere im Norden, und treffen etwa 2 Stunden vor dem Passe El Watyeh wieder zusammen, der allein breit genug ist, eine Menschenmasse, wie sie Moses führte, durch die Felsenmauer durchzulassen, welche die Wüste Sinai nach Norden abgrenzt. Einer arabischen Sage zufolge wählte Moses den etwas wasserreichern Wadi Selaf. Von Bueib zum Sinai sind es etwa 50 km, das Doppelte von den Tagemärschen, die Moses bisher zurücklegte. Dennoch nennt die Heilige Schrift zwischen Raphidim und dem Sinai keine Haltstelle, und es ist sehr wohl möglich, daß er mit seiner nächsten Umgebung diesen Weg, getrieben von heiliger Begierde, in einem Tage zurücklegte. Man vergesse nicht, daß sich die Angaben der Tagesmärsche zunächst auf das „Hauptquartier" beziehen, nicht auf die Masse des Volkes; dieses brauchte gewiß etwa eine Woche, um den Engpaß El Bueib, und einen ganzen Tag, um den 30 m breiten Paß El Watyeh zu durchziehen.

Wir folgten dem Wadi Selaf, einem einförmigen Bergthale. Die Führer machten uns auf verschiedene Gruppen von Steinhütten aufmerksam, welche nach der Ansicht der Gelehrten der biblischen Zeit angehören, und wie die Beduinen glauben, den Israeliten als Zufluchtsstätten gegen die Stechmücken dienten. Sie nennen dieselben daher Nawamis, d. h. Moskitos. Die Hütten sind meist bienenkorbartig, auch viereckig, aus Steinen ohne Mörtel aufgeführt, etwa 3 m hoch und haben keine andere Oeffnung als eine enge Thüre und oben ein durch eine Platte verschließbares Loch. Manche wurden später als Gräber benutzt. Sie finden sich fast immer in Gruppen von 30 und noch mehr auf einer Erhöhung beisammen, oft weit von den jetzigen Quellen, und machen die Annahme wahrscheinlich, daß das Sinai-Gebirge früher besser bewässert und fruchtbarer war und daher auch zahlreichere Bewohner, die „An" der ägyptischen Inschriften, ernährte.



Nawamis im Wadi Selaf.

Endlich trafen wir wieder auf den Wadi es-Scheik; die Wege vereinen sich in einem schönen Tamarisken-Wäldchen, wo wir Mittagsruhe hielten. Moses konnte keinen bessern Rastort finden. Der Platz heißt Tarfa, d. h. Tamariske. Von hier erweitert sich das Thal und wird im Süden durch eine riesige schwarze Felswand abgeschlossen, die 900 Meter wie eine ungeheure erstarrte Lavawoge über die Thalsohle sich erhebt. Der Wadi geht gerade auf die einzige Bresche dieser gewaltigen Ringmauer los, auf den Paß el Watyeh, der sich etwa 30 m breit zwischen lothrechten Felsen öffnet und nur 300 Schritt lang ist. An seinem Ende steht mitten im Wege ein Fels, der einem riesigen Throne mit Rückenlehne gleicht. Die Beduinen sagen den Reisenden, von diesem Sitze aus habe Moses die Herden Jethros gehütet; unter sich aber nennen sie ihn den Thron Mohammeds. Jenseits dieses Walles liegt die hohe und kalte Berggegend, welche die eigentliche „Wüste Sinai" ist. Da



Blick auf den Serbal von der Oase Feiran aus. (S. 79.)

wollte Gott seinem Volke, das hier vor den Angriffen der Feinde geschützt war, sein Gesetz verkünden.

Halbwegs vom Passe zum Sinai steht ein mohammedanisches Heiligthum, „Nebi-Saleh". Palmer meint, die Beduinen verehrten da, ohne es zu wissen, Moses. Noch sind es 2 Stunden bis zum heiligen Berge. Die Landschaft wird feierlicher, großartiger, das Thal breiter, die Berge höher. Wo es mit dem Wadi Sebayeh, der von Süden kommt, zusammentrifft, wendet es sich nach Südwest, und sofort wird der Sinai sichtbar, dessen viele Gipfel senkrecht und majestätisch in die Lüfte steigen. Am Fuße des Berges endet der Wadi, aber vielmehr er theilt sich. Nach Norden erweitert er sich zu der herrlichen Ebene er-Rah, wo das Volk Israel seine Zelte aufschlug, und nach Süden bildet er zwischen gewaltigen Felsmauern den engen und düstern Wadi ed-Deir, das Klosterthal, wo das Kloster der hl. Katharina steht. Wenn man $1^1/_2$ km in diese Schlucht vorgedrungen ist, so erblickt man den Garten und durch seine Bäume die mächtigen Mauern des Klosters. Wir werden für 8 Tage, die wir zum Besuche desselben und seiner Umgebung festsetzen, die Gastfreundschaft der griechisch-schismatischen Mönche in Anspruch nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Apostol. Vicariat Süd-Schantung. Im Jahresbericht von 1892 spricht der Apostol. Vicar Msgr. Anzer zunächst seine Freude darüber aus, daß seine schlimmen Ahnungen vom vorigen Jahre sich nicht erfüllt, da das Jahr 1892 in Süd-Schantung friedlich verlief und das Missionswerk seinen ruhigen Fortgang nahm. Die Gesamtzahl der Christen Süd-Schantungs (das Vicariat, 1839 gegründet, war bis 1882 in Händen der Franziskaner und ging dann als neu abgetrenntes Vicariat an die Missionäre von Steyl über) beträgt 4000, die der Katechumenen 11 432, wovon 3707 letztes Jahr neu hinzugekommen sind.

Getauft wurden im Laufe des Jahres: Heiden (Erwachsene und Kinder) 900, Christenkinder 106. — Wichtig für die Mission ist, daß sie nunmehr auch in mehreren größern Städten festen Fuß gefaßt hat. In Zining, der in commercieller Beziehung wichtigsten Stadt, wurde ein Haus erworben und die Rückgabe der alten Besitzung durchgesetzt. Ebenso wurden Residenzen in Idschonfu und Schenchien und an andern Orten errichtet. Dagegen thut die Unduldsamkeit der chinesischen Gelehrtenkaste alles, um die Missionäre von Tschüfu und Jendschonfu, dem „heiligen Land des Confucius", fernzuhalten. Der Apostol. Vicar hofft immer noch viel von der Vermittlung der deutschen Regierung.

Um die Erfahrungen unter sich auszutauschen und ein gemeinsames Vorgehen zu besprechen, berief der Apostol. Vicar seine Missionäre zu einer Conferenz nach seiner bisherigen Residenz Puoly. Leider hat der Tod ihm zwei junge hoffnungsvolle Kräfte, die hochw. Herren Laxhuber und Schuhmacher, entrissen. Die Mission zählt im Augenblick außer dem Bischof 27 Priester und 9 Laienbrüder. Eine wichtige Hilfe findet der Missionär an den Katechisten, deren Zahl auf etwa 160 gebracht wurde. Sie durchziehen nach Art der chinesischen Aerzte und Apotheker das Land, bereiten den Boden vor durch Beseitigung der Vorurtheile gegen die Missionäre und taufen unter dem Vorwand ärztlicher Hilfe eine große Anzahl sterbender Heidenkinder. Die Gesamtzahl der so getauften sterbenden Kinder beträgt 7715.

Die Christen sind hier durchweg sehr arm, so daß die Missionäre ganz auf die Unterstützung von Europa angewiesen sind. Recht beherzigenswerth sind die Worte, mit denen der Apostol. Vicar seinen Jahresbericht schließt: „Glauben Sie nicht, daß unsere Chinesen Ihres Interesses unwürdig seien. Man hat sich in Europa gewöhnt, China nach jenen verkommenen Kolonisten, die Amerika gleich lästigen Parasiten heimsuchen, aber nach den verschlagenen Winkelzügen mancher Mandarine zu beurtheilen. Wer aber wie wir Missionäre täglich mit dem Volke verkehrt, der wird ein ganz anderes Bild von dieser Nation empfangen. Er wird finden, daß der Chinese sehr viele liebenswürdige und schätzenswerthe Eigenschaften besitzt, die ihn vor manchen andern Menschenrassen auszeichnen und ihm eine hervorragende Stellung in dem Culturleben der Zukunft anweisen; vor allem aber, daß verhältnißmäßig viele unter diesem Volke eine besondere Neigung für das Christenthum bekunden. Die Mission in China bildet auch jetzt noch einen der fruchtreichsten Theile im Weinberge der Kirche, und wenn irgend wo, so darf hier das Missionsalmosen auf reiche Zinsen hoffen."

Borneo.

Apostol. Präfectur Nord-Borneo. Rührender Tod eines kleinen Japanesen. Dem Brief eines Missionärs von Mill-Hill aus Sandakan, Nord-Borneo, entnehmen wir folgenden kleinen Zug, der zumal unsere jüngern Leser recht erbauen wird. Unter den Knaben der Missionsschule befand sich auch ein kleiner Japaner, den der liebe Gott in zartem Alter bereits zu sich rief. „Er starb nach viertägigem Fieber eines heiligen Todes. Es war derselbe Knabe, der mich früher gefragt hatte, ob er nicht Priester werden könne. Zwei Jahre lang hatte er dem religiösen Unterricht beigewohnt und war das am besten unterrichtete Kind der ganzen Schule. Auf seinem Todesbette empfing er die Taufe. Er bedauerte so sehr, daß Sie (der abwesende Obere der Mission) sie ihm nicht spenden konnten; er wünschte dies so sehr. Er verlangte in der Taufe den Namen des hl. Franz Xaver (des Apostels von Japan) zu erhalten und wiederholte selbst mitten in seinen Fieberträumen immer und immer wieder die Worte, die der hl. Ignatius einst so oft zum jungen Franz Xaver gesprochen hatte: ‚Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele', Worte, deren Sinn der Kleine noch kaum ganz verstehen konnte. Eine Stunde vor seinem Tode betete er sein Nachtgebet, indem er andächtig die vom Fieber zitternden Händchen faltete. Er verschied spät in der Nacht in meinen Armen, im Hause seiner Eltern, wohin diese ihn am ersten Tage seiner Krankheit gebracht hatten. Ich hätte nicht gedacht, daß mich jemandes Tod so ergreifen könnte, wie der Tod dieses Knaben. Am folgenden Morgen bei der Halb-6-Uhr-Messe gab es eine traurig schöne Scene. Ich sprach vom Tode des Hingeschiedenen und seinem heiligen Leben. Sobald ich den Kindern mittheilte, daß Tatibaski (das war sein Name) gestorben, brachen alle in Thränen aus. Einer der Knaben wurde krank und verlangte in Tatibaskis Bettlein gelegt zu werden. Wir feierten das Leichen-

begängniß in der Nacht bei Mondschein. Es war sehr schön. Die Schwestern hatten den kleinen Sarg in der Weise bereitet, wie es bei Kindern geschieht, die in der Taufunschuld sterben, und zwischen deren Gräbern hat auch Tatibaski seine Ruhestätte gefunden. Die Knaben sagen, sie hätten jetzt jemanden auf dem Friedhof zu besuchen. Der Tod und die Leichenfeier des Kleinen hat auf seine Schulkameraden und die Eltern großen Eindruck gemacht."

Hinterindien.

Diöcese von Malacca. Ein Besuch bei der Chinesengemeinde vom Göttlichen Herzen. Malacca, im Südwesten der großen malayischen Halbinsel, ist eine der ältesten europäischen Kolonien des fernen Ostens und spielt bekanntlich schon in dem Leben des hl. Franz Xaver eine hervorragende Rolle. Der alte Bischofssitz wurde bereits 1557 von Paul IV. errichtet, doch ging der Glanz der Kirche Malaccas mit dem sinkenden Stern Portugals nieder, und erst die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in diesem Jahrhundert und namentlich die Wiederherstellung des alten Bischofssitzes und die Loslösung von der portugiesischen Jurisdiction durch Leo XIII. 1888 hat wieder neues Leben in den alten Stamm gebracht. Von den 13000 Katholiken sind nicht weniger als 5400 Chinesen, die den bedeutendsten und thätigsten Theil der eingewanderten Bevölkerung bilden; der Rest der Katholiken wird aus etwa 3000 bekehrten Eingebornen und Indiern, über 3000 Eurasiern und Creolen und etwas über 1000 Europäern gebildet. Interessant ist namentlich die Mission unter den Halbwilden, aus Negritos und Malayen bestehenden Binnenstämmen, und den sog. „Waldmenschen", sowie die Mission unter den Chinesen. Ueber letztere bringt der folgende Brief des Bischofs Msgr. Gasnier aus dem Pariser Missionsseminar eine recht anschauliche kleine Skizze.

Die Herz-Jesu-Station liegt auf der Insel Pulu-Pinong („Betelnußinsel"). Diese ist eines der fruchtbarsten Fleckchen Erde auf Gottes schöner Welt und zugleich das blühendste Centrum der Mission mit dem großartigen Missionsseminar, wo über 100 eingeborne Priesteralumnen für die Missionen des Ostens erzogen werden.

„Ich bin augenblicklich", so schreibt Msgr. Gasnier, „stellvertretender Pfarrer in Pinang (Herr Rivet, der bisherige Seelsorger, suchte Erholung von seiner schweren Krankheit in Europa). Am letzten Sonntag ließ ich mich durch P. Gazeau ersetzen und machte mich, nur von meinem Schutzengel begleitet und selber meinen Reisesack tragend, gegen George-Town zu auf den Weg... Endlich langte ich in der Mission vom Göttlichen Herzen an. Ein Chinese stand auf Posten und gab mit seiner Flinte das Signal meiner Ankunft. Einige hundert Schritte weiter krachte ein zweiter Signalschuß, und so kam die Missionsstation in Sicht. Da am folgenden Morgen Generalcommunion und Firmung sein sollte, so hatten sich 200—300 meiner chinesischen Christen, Männer und Frauen, zur Beicht eingefunden. Die Kirche grüßt oben von einem Hügel herab. Eine auf beiden Seiten mit prachtvollen Baumkronen eingefaßte Treppe führt zum Eingang empor. Von unten bis oben bildeten die guten Leute an der Treppe Spalier und verneigten sich, um den Segen des Tschuka (des ‚Großen Meisters der Lehre') zu empfangen. Ich begab mich, gefolgt von den Leuten, in die Kirche. Dort angekommen, sangen sie einige andächtige Gebetslieder, worauf ich sie zum zweitenmal segnete, um mich dann in das anstoßende Priesterhaus zu begeben. Der Posten hat erst seit einigen Jahren einen ständigen Priester (gegenwärtig P. Terrien). Als ich vor 14 Jahren zum erstenmal hierher kam, waren es bloß etwa 100 Christen, heute sind es nahezu 900, sämtlich Ackersleute. Wir haben ihnen den Grund und Boden verschafft; sie haben dann den Wald gerodet und niedergebrannt, und nach einigen Jahren fleißiger Arbeit, wie nur Chinesen sie leisten können, haben sie einen ziemlichen Wohlstand erworben. Damals, vor 14 Jahren, bestand die Mission aus einem schlichten Bau von Bambusrohr mit Blätterdach. Vor 8 Jahren wurde ein Kirchlein gebaut, das aber bald zu enge wurde. Letztes Jahr legte ich den Grundstein der neuen Kirche, die ich jetzt fertig antraf. Der Bau ist 46 m lang, 12 m breit und 18 m hoch, dreischiffig, mit einem buntbemalten Holzgewölbe. Die Fassade wird von zwei stattlichen Thürmen von 45 m Höhe flankirt, und um den Dachrand zieht sich eine Säulengalerie. Da vom alten Bau noch manches Material verwendet werden konnte und unsere guten Christen freiwillig am Baue mithalfen, so wurde es P. Terrien möglich, das ganze schöne Gotteshaus mit nur 18000 Franken Kosten fertigzustellen. Der Altar ist aus Holz geschnitzt und geschmackvoll vergoldet; auf demselben thront die Statue des göttlichen Herzens. Die künstliche Blumenzier ist das Werk der Lehrerin.... Am Morgen in der Halb-8-Uhr-Messe war die Kirche dicht gefüllt. Die chinesische Gemeinde sang den Rosenkranz und die Muttergotteslitanei. Vor der heiligen Messe empfingen 70 die heilige Firmung, darunter waren 60 neu getaufte Erwachsene. Während der Messe spielte die Lehrerin das Harmonium und sang mit ihren Mädchen das Gloria und das Credo aus der Messe von Dumont. 270 empfingen die heilige Communion. Nach der heiligen Messe nahm ich rasch eine Tasse Kaffee und setzte mich dann wieder auf den Thron. Nun kam die ganze Schar, 600—700 Chinesen und Chinesinnen, heran, um einzeln meinen Ring zu küssen und meinen Segen zu empfangen. Jedem mußte ich ein ‚Tien-tschu-paio' (Gott segne dich) sagen. Am Ende wurde mein Arm ganz lahm. Aber welche Freude, diese Erfolge zu sehen, die uns der Herr hier unter den Chinesen gewinnen läßt! Nun war es hohe Zeit, daß auch die guten Leute etwas bekamen. Manche von ihnen waren nüchtern 4—5 km weit mit Weib und Kind hergekommen. Unten am Fuße der Treppe stand für sie ein Imbiß bereit. Ich darf nicht vergessen, daß während der Feier Schlagschwärmer und Knallbomben einen furchtbaren Lärm machten, was für diese Kinder des Reiches der Mitte immer ein rechter Ohrenschmaus ist."

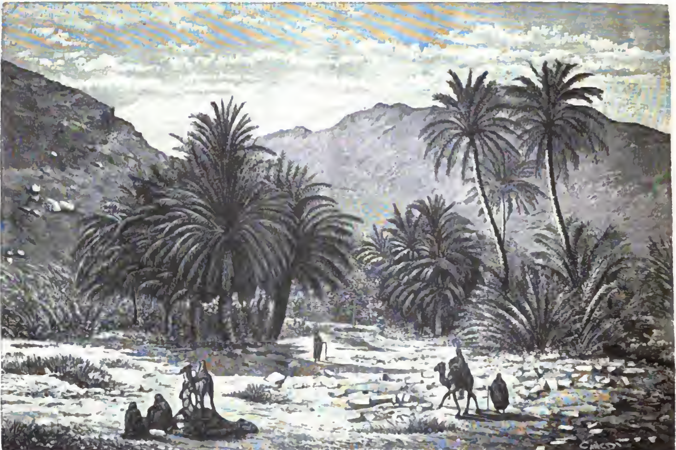
Vorderindien.

Erzbisthum Colombo. Die Aussätzigen von Hendela. Wie unsern Lesern bekannt, umfaßt die herrliche Insel Ceylon gegenwärtig ein Erzbisthum, Colombo, und zwei Bisthümer, Dschaffna und Kandy. Die Verwaltung der beiden erstgenannten Bisthümer ist der Congregation der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria anvertraut; das kleine Bisthum Kandy liegt in den Händen der italienischen Benediktiner-Congregation vom hl. Sylvester. Von Jahr zu Jahr macht der Katholicismus neue Fortschritte. Zu den erfreulichsten Erfolgen gehört die Gründung eines Werkes, das zu den schönsten und verdienstvollsten der katholischen Missionsgeschichte Ceylons gerechnet werden kann, nämlich die Mission der Aussätzigen von Hendela. P. Tarmenude O. M. I. macht in einem Schreiben an seinen Generalobern hierüber folgende Mittheilungen.

„Als nach unserer Ankunft in Colombo Msgr. Bonjean jedem Missionär einen Theil des weiten Arbeitsfeldes zuwies, zu dessen Bebauung die heilige Kirche uns berufen, erhielt ich für meinen Theil die Mission von Wattala, im ganzen neun Dörfer mit

7000 Katholiken, die zwischen Heiden und Protestanten zerstreut wohnen. Unter diesen Dörfern sollte Hendela ganz besonders meine apostolische Thätigkeit in Anspruch nehmen; denn daselbst befindet sich das Hospital der Aussätzigen von Colombo. Ich fühlte mich einerseits sehr glücklich, an einem Werke arbeiten zu können, das mich, wenn auch entfernt, unserem göttlichen Heilande, dem Freunde und Tröster der Aussätzigen, ähnlich machen sollte. Andererseits konnte ich mich aber auch einer gewissen Aengstlichkeit nicht erwehren; denn ich fürchtete, den Umgang mit den bemitleidenswerthen Opfern der schrecklichen Krankheit des Aussatzes nicht ertragen zu können.

„Der erste Aussätzige, den ich bei meinem Antrittsbesuche im Hospital zu Gesichte bekam, war ein Jüngling; er kam mir entgegen und war ganz glücklich, zuerst den neuen Missionär begrüßen zu können. Der Aussatz hatte ihm einen großen Theil des Fußes abgefressen. Ein Stück Holz, an der Ferse befestigt, diente ihm als Fußsohle und erlaubte ihm, noch ziemlich schnell zu gehen. Obgleich sein Anblick nichts Abstoßendes hatte, machte er doch auf mich einen sehr peinlichen Eindruck. Ich nahm nun alle meine Kräfte zusammen und betrat die Räume des Spitals, wo sich mehr als 200 Aussätzige befinden. Der Anblick dieser unglücklichen Menschen, die meistens entsetzlich entstellt und verstümmelt waren, der üble Geruch, der von ihnen ausging, erweckte in mir einen unwiderstehlichen Ekel. Trotz aller Anstrengungen, die widerstrebenden Gefühle der schwachen Natur zu überwinden, vermochte ich nicht lange zu bleiben; ich entfernte



Oase von Feiran. (S. 78.)

mich alsbald, um meinen Widerwillen nur nicht zu verrathen. Aber im Herzen hatte ich den festen Vorsatz gefaßt, zurückzukehren und alles aufzubieten, diesen Widerwillen zu besiegen, sollte es auch kosten, was es wolle. Auf Gottes Beistand vertrauend, nahm ich mir vor, mich für das Wohl der armen Aussätzigen mit desto mehr Hingebung und Bereitwilligkeit aufzuopfern, als ihr Zustand mehr Liebe und Entsagung von mir forderte. Ich zögerte denn auch nicht, damit zu beginnen, täglich das Hospital zu besuchen, um mich an den Anblick der armen Kranken zu gewöhnen. Gott kam meiner Schwachheit zu Hilfe; ich fühlte meinen Ekel allmählich schwinden, so daß in kurzer Zeit die Aussätzigen mich als ihren besten Freund und Vater ansehen konnten. Das Vertrauen, das sie mir gegenüber an den Tag legten, benützte ich dazu, mir einen möglichst vollständigen Begriff von ihrem physischen und moralischen Zustande zu machen. Ich beobachtete genau die Art ihrer Leiden, ihr ganzes Thun und Lassen, alles nur, um erst zu erforschen, wie ich am besten ihren Seelen, die noch mehr der Heilung bedürftig waren als ihre Körper, Hilfe bringen könnte.

„Man vergesse ja nicht: der Aussätzige kennt das ganze Schreckliche seiner Lage; er weiß, daß er andern nur ein Gegenstand des Abscheues ist, daß man sich Gewalt anthun muß, um sich ihm zu nahen, und daß die Krankheit, der er zum Opfer gefallen, unheilbar ist. Ist es da zu verwundern, daß eine finstere Traurigkeit immer mehr sich seiner bemächtigt? Damit sind eine beständige Reizbarkeit und eine große Neigung zum Zorn, die manchmal zu den bedauerlichsten Auftritten führt, verbunden. Die Beständigkeit der Leiden, ohne jede Hoffnung auf

Erlösung, vereist allmählich das Herz und schließt es zuletzt jedem edlen Gefühle. Der Aussätzige ist selbstsüchtig und neidisch; der Anblick eines andern, der weniger entstellt ist als er, genügt schon, ihn zu erbittern. Er liebt leidenschaftlich geistige Getränke und sucht sich dieselben auf alle mögliche Weise zu verschaffen, obschon er weiß, daß gerade sie ihm sehr schädlich sind. Das ist der Aussätzige ohne die christliche Religion.

„Die große Aufgabe, die mir die göttliche Vorsehung gestellt hatte, war nun, sein Herz zum Himmel zu erheben, durch steten Umgang und die liebevollste Behandlung ihm zu zeigen, daß er nicht so verabscheuungswürdig ist, wie er glaubt. Ich mußte ferner ihn seinem finstern Hinbrüten entreißen und sein Gemüth durch religiöse Feste von sich selbst ablenken auf etwas Höheres hin, auf die Freuden des jenseitigen Lebens. Leider fehlte es, um dies letzte zu verwirklichen, am nöthigsten. Wir hatten nämlich keine Kapelle. Wie sollte es daher möglich sein, Unterricht zu ertheilen, die Gebete gemeinschaftlich zu verrichten und die Kirchenfeste mit besonderem Glanze zu feiern? In dieser Lage kam uns die göttliche Vorsehung zu Hilfe. Der junge Mensch, von dem ich am Anfange gesprochen, ward mir hierin ein treuer Gehilfe; auf jede Weise suchte er den Glauben in den Herzen seiner christlichen Leidensgenossen wieder wachzurufen; bennoch fand sein redliches Bestreben nur bei wenigen Erfolg. Von 50 Katholiken, die sich im Hospitale befanden, waren kaum zehn bereit, mit ihm gemeinschaftlich zu beten. Das genügte aber schon, um die Heiden zu erzürnen, die keinen Gott als ihren



Der Hügel von Maharrab und der Dschebel et Tahunah. (S. 78.)

Buddha anerkennen wollten. Und damit begnügten sie sich nicht: sie machten bei der Regierung Vorstellungen, daß sie dem Spitalarzt, der, obschon Protestant, der katholischen Religion sehr gewogen war, erlaubt habe, den Operationssaal zu einem Oratorium für die Katholiken umzuwandeln. Der Arzt ließ sich aber durch ihre Unzufriedenheit nicht einschüchtern; er faßte sogar den Plan, eine Kapelle bauen zu lassen. Ein ausgezeichneter Katholik aus Colombo wurde für das Liebeswerk gewonnen; derselbe brachte mit Hilfe einiger Freunde alsbald eine Summe von 600 Franken zusammen. Der Bau wurde gleich begonnen, und noch waren fünf Monate nicht verflossen, so stand das kleine Gotteshaus auch schon fertig da, im Mittelpunkt der Spitalgebäude, welche es alle überragt. Ein Kreuz auf dem Giebel, zu beiden Seiten die Statuen des hl. Franz Xaver und des hl. Lazarus, des Patrons der Aussätzigen, verleihen der Kapelle ihren besondern Charakter. Unsere Freunde und Wohlthäter aus Europa hatten für die innere Ausstattung Sorge getragen; möge der liebe Gott es ihnen lohnen.

„Seit Einweihung unserer Kapelle hatte der Glaube im Hospitale immer mehr an Leben gewonnen. Da nahte das Fest des hl. Franz Xaver. Wir hatten beschlossen, es mit allem Glanze zu feiern. Voraus ging eine neuntägige Andacht, während welcher wir unsere armen Aussätzigen durch Unterweisungen und religiöse Uebungen auf dasselbe vorbereiteten. Am Feste selbst entfalteten wir einen Glanz, den selbst mancher Europäer bewundert hätte. Religiöse Feierlichkeiten, so schön und weihevoll wie nie zuvor, wechselten den ganzen Tag über mit Musik, Spielen und Gesängen und erfüllten das sonst so düstere Hospital mit

Freude und Jubel. Zahllose Neugierige waren zum Theil selbst aus beträchtlicher Ferne herbeigeeilt. Und erst unsere armen Kranken! Sie hätten dieselben sehen müssen, wie sie mich umringten und immerfort mit dankerfülltem Herzen sagten: ‚Der Suami (Vater) ist gut, ja, der Suami liebt uns.‘ Die Kosten, die der Aufwand dieser Festlichkeiten mit sich brachte, wurden wiederum von einigen frommen Katholiken bestritten, die sich glücklich schätzten, zu Ehren des Patrons von Indien ein gutes Werk für die Aussätzigen zu thun.

„Ich benützte nun die gute Stimmung der Kranken, um sie im Glauben besser zu unterweisen. Nach dem Unterrichte kamen die Beichten. Der Missionär findet in der Spendung dieses Sacramentes einen Trost, den ich jetzt mehr und mehr als eine besondere Gnade ansehe, die Gott denjenigen verleiht, welche sich dem Heile der Aussätzigen widmen. Auch für diese selbst hat das Sacrament der Buße die heilsamsten Folgen. Lassen Sie mich Ihnen ein Beispiel mittheilen. Eines Tages rief man mich zu einer Aussätzigen, um ihr die letzte Oelung zu spenden. Die Schwerkranke lag fast schon in den letzten Zügen, und ihre Worte waren nur mehr ein leises Röcheln. Ich mußte mich so sehr zu ihr hinneigen, um ihre Beichte verstehen zu können, daß ich fast mit ihr in Berührung kam. An diesem lebendigen Leichname fand ich kaum mehr eine Stelle, wo ich die heilige Salbung vornehmen konnte, aber in ihm eine solche Hingebung in Gottes heiligen Willen, eine so schöne, reine Seele, daß ich fast zu Thränen gerührt wurde.

„Ein anderes Mal erregte ein Jüngling meine größte Bewunderung durch die Dankbarkeit, die er mir gegenüber an den Tag legte. Am Vorabende seines Todes sprach ich zu ihm von seiner baldigen Erlösung. ‚Leidest du viel?‘ fragte ich ihn. — ‚Nein, Pater, bald, bald wird es aufhören.‘ — ‚Bist du zufrieden, zu sterben?‘ — ‚Ja, ich werde Gott sehen.‘ — ‚Was wirst du thun, wenn du im Himmel sein wirst?‘ — ‚Ich werde für den Suami beten, denn er liebt die Aussätzigen.‘ Tief ergriffen, aber voll innigen Dankes gegen Gott, segnete ich den Jüngling, der dem Tode so heiter ins Antlitz sah. Noch viele solcher Beispiele könnte ich anführen, um die Erfolge unserer Arbeit bei den Aussätzigen zu zeigen. Wohl war der Anfang meiner Thätigkeit bei den Aussätzigen mühevoll, aber auch reich und trostvoll sind die Erfolge. So ist Wattala mit seinem Hospital ein auserlesener Theil im Weinberge des Herrn, den wir mit aller Sorgfalt bebauen müssen.“

Diöcese Coimbatur. Kurze Statistik. Einige Züge von Bekehrungen. Coimbatur, das alte Kangam, an der Südseite des Vasallenreiches Maisur, ist ein herrliches Gebirgsland im Schoße der Nilgerri, d. h. „Blauen Berge“. Die zwei Millionen Einwohner sind größtentheils Hindus; ihre Religion ist ein verdorbener Brahmanismus, die der stolzen Gebirgsstämme dagegen ein Gemisch von Schamanismus (Zauber- und Dämonendienst) und Fetischismus. Die dem Pariser Missionsseminar anvertraute Mission, die 1860 erst 300 Christen zählte, hat heute nahezu 30000 Katholiken. Ueber die Wirksamkeit in der hochgelegenen Hauptstadt geben die folgenden Zeilen des hochw. Herrn Baldeyron vom 30. October 1892 einigen Aufschluß.

„Coimbatur, der Mittelpunkt unserer Mission, zählt gegenwärtig 2976 Christen. In unserer Schule sind 731 Kinder, 222 davon noch kleine Heiden. Getauft wurden dieses Jahr (1892) 276 Heiden theils von den Missionären, theils von den Schwestern im Spital, theils auch von unsern Täufern, die (hier ähnlich wie in China) auf die Suche nach kleinen Engeln ausgehen.

„Bisweilen macht man ganz unerwartet eine Bekehrung, wobei oft der Finger Gottes deutlich sichtbar ist. Beim Besuche des Spitals komme ich eines Tages an einem Bette vorbei, in dem ein armer wassersüchtiger Heide liegt. Der Kranke richtete sich auf und grüßte mich. Ich begab mich, ohne ihn anzusprechen, nach der gegenüberliegenden Ecke des Saales, um einem Christen Trost zu bringen. Am folgenden Tage kam die Meldung, ein Kranker im Spitale verlange nach mir und wünsche getauft zu werden. Wie war ich erstaunt, als ich in dem Kranken den Heiden vom vorigen Tage wiedererkannte! Ich stellte verschiedene Fragen über Sünden, wie sie Heiden gegen die Gebote Gottes, die der Gesetzgeber auch den Heiden ins Herz geschrieben hat, begehen können. Er versicherte mir, daß er niemals in seinem Leben die falschen Götzen verehrt, noch ihnen Kokosnüsse als Opfergabe dargebracht habe. Ich nannte ihn in der heiligen Taufe Rochus zu Ehren des Heiligen, dem ich mitten in der Stadt ein Kapellchen geweiht hatte. Nicht ohne große Rührung goß ich das heilige Wasser über das Haupt des Kranken, denn hier konnte man gleichsam mit Händen die Wahrheit des Satzes greifen, den die Gottesgelehrten aufstellen: Facienti quod est in se Deus non denegat gratiam (Demjenigen, der von seiner Seite thut, was er kann — wie es dieser Heide durch Beobachtung des Naturgebotes gethan —, wird Gott die Gnade [der Bekehrung] nicht verweigern). Einen Monat später schied Rochus von dieser Welt, gestärkt durch die Sacramente der Sterbenden. Er gehörte einer guten Kaste an und war unverheiratet. Nachdem er seine Eltern bereits im Alter von 10 Jahren verloren hatte, zog er ins Gebirge von Palghat, von dessen Hängen die zahlreichen goldführenden Bäche niederrauschen, und verdingte sich bei einem reichen Grundbesitzer. 30 Jahre lang diente er diesem, indem er in den Bananenpflanzungen arbeitete und die Herden hütete.

„Ein anderes Mal wurde ich in der Stadt an das Krankenlager eines armen Paria gerufen, der um die Taufe bat. Ich begann mit ihm über Religion zu sprechen und fragte ihn u. a.: ‚Weißt du, was der Himmel ist?‘ — ‚Der Himmel‘, so erwiederte er, ‚das ist Gott‘, — in der That eine eines Philosophen würdige Antwort. Ich ertheilte ihm den gewöhnlichen Vorbereitungsunterricht, dem er sehr gut folgte, und taufte ihn dann.“

Diöcese Maisur. Wirksamkeit deutscher Schwestern in Bangalur. Bereits letztes Jahr (S. 198) haben wir unsere Leser mit dem Kloster vom Guten Hirten in Bangalur bekannt gemacht, wußten aber damals noch nicht, daß die dort wirkenden Schwestern „meistens Deutsche“ sind, was das Klösterchen im fernen Indien unsern Lesern noch näher bringen dürfte.

Für die eingelaufenen Gaben sendet eine der deutschen Schwestern ihren freundlichen Dank zugleich mit einem kleinen Bericht, dem wir folgendes entnehmen:

„An gewissen Tagen tragen die Heiden Abbildungen ihrer vermeintlichen Götter in feierlicher Procession durch die Hauptstraßen der Stadt. Das Geschrei und die wunderliche Musik ist unausstehlich. Es fällt einem recht schwermüthig und abstoßend aufs Herz, wenn man an einem indischen Götzentempel vorübergehend die plumpen Götterfiguren sieht und dabei bedenkt, daß vernünftige Menschen da hineingehen, diesen Wahnbildern zu huldigen und zu opfern. Wie lernt man da die kostbare Perle des katholischen Glaubens werthschätzen! Und aus der Tiefe des Herzens steigt die Bitte zum Himmel: ‚Herr, sende Arbeiter in deinen Weinberg!‘ Wenn man auch nur einen kleinen Begriff hätte von dem Elend, in welchem noch so viele Menschen hier

auf Erden schmachten, man würde die Missionäre mehr als bis jetzt mit Almosen und Gebet unterstützen. Um das Elend der Menschen hier in wenigen Zügen zu schildern, sei nur erwähnt, daß man oft ganz kleine Kinder zum Kloster bringt und uns zum Kaufe anbietet. Die Hälfte dieser armen Geschöpfe sind trotz der sorgfältigsten Pflege nicht am Leben zu erhalten, da sie in den ersten Tagen nach der Geburt zu sehr vernachlässigt wurden. Unsere erste Sorge ist, dieselben sofort taufen zu lassen. Eine große Zahl dieser verlassenen Kleinen weilt jetzt schon am Throne Gottes und betet für diejenigen, denen sie das Glück verdanken, den Himmel zu besitzen. Die Zahl der lebenden Findlinge ist augenblicklich 25. Wir sind zu arm, um für dieselben Wiegen anzuschaffen. Statt derselben hat man kleine Körbe, die man an die von der Zimmerdecke herabhängenden Seile befestigt und frei herumschaukeln läßt. Wenn die Kinder ungefähr 16 Jahre alt sind, verheiratet man sie an gute Christen. Auf diese Weise ist es möglich, christliche Dörfer zu errichten und die wahre Religion weiter auszubreiten. Mehr als 8000 haben in dem kurzen Zeitraum von 25 Jahren allein in unserem Kloster die heilige Taufe empfangen, darunter 3000 kleine Kinder. Aber wir müssen wiederholen: Viel könnte hier für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen geschehen, wenn die Mittel nicht so sehr fehlten! Das Bisthum Maisur zählt etwa 30 000 Katholiken; aber was ist das, da die Hauptstadt Bangalore allein 180 000 Einwohner hat!"

Apostol. Präfectur von Radschputana. Die Mission unter dem Bergvolk der Bhils. Ankunft der ersten Schwestern in Mhow. Bereits im Januarheft (S. 22) haben wir unsere Leser kurz mit diesem Völklein bekannt gemacht. Eine kleine Ergänzung dazu bietet der folgende kurze Brief eines Kapuzinermissionärs, der von der Hauptstation Mhow aus diese halbwilden Stämme besuchte.

„Ich war nun ein zweites Mal bei den Bhils, diesmal von zwei Katechisten begleitet. Der Regen der vorausgehenden Tage hatte den Bergbach so angeschwellt, daß mein Versuch, ihn zu durchwaten, wieder wie früher damit endigte, daß ich ausglitt und kopfüber ins Wasser fiel. Glücklicherweise gelang es den Katechisten, mich aufzufischen, und ein Bhil, der uns zu Hilfe eilte, zeigte uns eine bessere Uebergangsstelle. Als wir das Dorf erreichten, fand ich die zwei Oberhäuptlinge so betrunken, daß es unmöglich war, ein ernstes Wort mit ihnen zu reden. Doch zeigte sich auch hier die Wahrheit des alten Spruches: In vino veritas (Im Weine ist Wahrheit). Ihre geschwätzige Zunge verrieth mir mehr, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre, die eigentliche Stimmung, die im Dorfe gegen uns herrschte. So vertraute mir der eine Häuptling, daß namentlich die Weiber und Kinder über unsere Ankunft sehr erschrocken seien, weil sie meinten, wir kämen, um die Kinder zu rauben. Wir thaten alles, um den Leuten diese kindische Furcht zu benehmen; mit welchem Erfolge, weiß ich freilich nicht. Immerhin ist hier ein guter Boden zur apostolischen Bearbeitung. Freilich thun sich die Bhils viel darauf zu gute, daß sie, im Gegensatz zu den andern Stämmen, weder Priester noch Altar, noch Tempel und Cultstätten besitzen; was sie aber haben, ist ein reicher Grund ehrlichen aufrichtigen Sinnes, eine Eigenschaft, deren Werth nicht zu unterschätzen ist.

„Während der letzten drei Monate haben wir ihre Sprache so weit uns angeeignet, daß wir Beicht hören und schon etwas predigen können. Ihr Dialekt ist ein häßlicher Mischmasch von Hindi und Hindostani. Die Bhils sind ein grobes, ungeschlachtes Völklein, aber einmal richtig am Zügel gefaßt, ziehen sie wacker aus. Im Augenblick haben wir etwa 20 Katechumenen im Unterricht und hoffen, dieselben in einigen Wochen taufen zu können."

Ein wichtiges Ereigniß für die neue Radschputana-Mission ist die Ankunft der ersten Franziskanerinnen in Mhow. Ihr Eintreffen wurde in der Stadt wie ein Festtag gefeiert. Außer den PP. Kapuzinern standen zu ihrem Empfange an der Bahn mehrere hervorragende Vertreter der Militär- und Civilverwaltung und eine Menge Volkes: Katholiken, Protestanten, Goanesen und Eingeborne. Triumphbogen waren errichtet, die Militärmusik spielte, ein feierliches Te Deum durchhallte die Räume der festlich geschmückten Kirche. In einem Saale des Klösterchens, das am Abend illuminirt wurde, las Lieutenant M. Folley im Namen des abwesenden Commandanten eine officielle Empfangsadresse vor. Kurz, die Ankunft der schlichten Schwestern wurde von der ganzen Stadt als freudiges Ereigniß begrüßt.

Einige Tage später kamen auch die Eingebornen, um die heiligen Frauen zu begrüßen. „Männer, Frauen, Kinder und Greise", so erzählt Schwester Maria von Carmel, „fanden sich in unserem Garten ein. Sie hatten sich für die Gelegenheit mit ihren schönsten Ringen in reicher Auswahl geschmückt. Auch einige Goanesen und Madrassen waren gekommen, blieben aber getrennt von den Eingebornen im Hintergrunde stehen. Das Fest begann mit einem tamulischen Gesang, zum Erstaunen gut aufgeführt und begleitet mit allerlei Grimassen und gellen Rufen nach Landessitte. Dann näherten sich alle der Reihe nach, um uns zu begrüßen. Die Kinder hatten solchen Spaß daran, daß sie immer wieder von neuem anfingen. Nun kam auch für uns der feierliche Augenblick: man legte uns Kränze aus frischen Blumen um den Hals; so will es der Landesbrauch. Jede von uns erhielt deren 5—6 Stück. Die Leute meinten es herzlich gut mit uns, wir aber durften uns gegenseitig nicht anschauen, um nicht laut aufzulachen. Nachdem man uns so bekränzt hatte, las der Gelehrteste aus ihnen eine Adresse vor, in welcher er im Namen aller uns dankte, daß wir zu ihnen gekommen seien, um uns ihrer Kinder anzunehmen und ihre Kranken zu verpflegen. Das Fest schloß wieder mit einem tamulischen Lied, das noch besser klang als das erste. Dann ging alles freudeselig auseinander, nachdem erst unter die Leute einheimische Zuckerwaren — europäisches Confect zieht hier nicht — vertheilt worden war. Wir aber gingen und legten unsere Kränze zu Füßen der Muttergottes nieder."

Algier.

Hungersnoth. Ueber den Ausbruch einer neuen Hungersnoth unter den Kabylenstämmen Nordafrikas schreibt uns Schwester Maria Restituta, eine deutsche Ordensfrau aus der Congregation Lavigeries, den folgenden Bericht:

„Kurz vor dem Hinscheiden unseres hochverehrten Stifters, des Cardinals Lavigerie, kam an seine Adresse ein Brief des Apostol. Vicars vom Tanganjika, in welchem derselbe dringend nach Schwestern verlangte, da die Reise jetzt auch für Frauen zum mindesten möglich sei. Wir sahen uns schon am Ziel unserer sehnlichsten Wünsche, als der Tod des erlauchten Prälaten dies Project, wenigstens für den Augenblick, in den Hintergrund drängte. Die Vorsehung scheint uns zunächst eine andere Aufgabe übertragen zu wollen. In Algerien herrscht wieder die Hungersnoth. Den Berichten zufolge, die uns aus unserem Spital des Attafs zukommen, glaubt man sich in das Jahr 1868 zurückversetzt.

„Cardinal Lavigerie hatte damals eben den erzbischöflichen Stuhl bestiegen. Sein großes Herz, das mit väterlicher Liebe

auch den Theil seiner Herde umfing, der noch außerhalb des Schafstalls sich befand, nahm sich der armen Araber energisch an. Während sein mächtiges Wort Hilfe heischend nach Europa hinüber ertönte, ging er selbst mit gutem Beispiel voran und nahm 2000 Waisen an Kindesstatt an. Um dieselben zu erziehen, gründete er eine Doppelcongregation, die der ‚Weißen Väter‘ und die unsrige. Wir verdanken deren Entstehen also dieser Hungersnoth.

„Könnten wir nun besser im Geiste unseres Stifters handeln, als indem wir, die Tradition erneuernd, all die unglücklichen kleinen Wesen, die uns um Brod bitten, bei uns aufnehmen? Uebrigens ist die Noth diesmal nicht allgemein in Algerien, sondern beschränkt sich auf die Ebene des Kheliff und die umliegenden Berge; aber da ist sie aufs höchste gestiegen. Zu Weihnachten brachte man uns die ersten Kinder, fünf Schwestern, von denen die älteste zwölf Jahre, die jüngste zehn Monate alt war. Sie hatten seit Wochen nichts anderes genossen als die gekochten Blätter der wilden Malve. Seither vergeht kein Tag, an dem der liebe Gott uns nicht neue Gäste schickt. Mitte Januar war deren Anzahl auf 60 gestiegen, acht Tage später war das Hundert überschritten, jetzt sind es 150. Man erzählt uns rührende Episoden.

„Ein kleines Mädchen wurde hilflos am Rande des Kheliff gefunden. Es scheint, daß dessen Eltern den Versuch gemacht hatten, die Kleine, die sie nicht mehr ernähren konnten, zu ertränken. Sie hatte sich aber gewehrt, und den Eltern hatte wohl der Muth gefehlt, Gewalt anzuwenden. Die Erkältung, die sie



Christliche Familie von Pulu-Pinang. (S. 83.)

sich zugezogen, hat ihrem jungen Leben nun doch ein Ende gemacht, aber sie ist mit dem weißen Gewande der Taufunschuld vor Gott erschienen.

„Djelloul, einer der im Spital bediensteten Kabylen, war mit einem Auftrag nach den Attafs geschickt worden. Er kam mit einem kleinen, gänzlich entblößten Kind zurück, das er sorglich in seinen Burnus gehüllt trug. Er hatte es auf dem Felde gefunden, wo es, nach Thierart auf allen Vieren kriechend, sich seine Nahrung gesucht.

„Eine arme Frau war mit ihren Kindern in die Ebene herabgestiegen, um in Kherba zu betteln. Unterwegs brach sie erschöpft zusammen. Sie hatte seit mehreren Tagen keine Nahrung zu sich genammen. Mit ihr starb das Kind, das sie auf den Armen trug. Die beiden ältern Kinder brachten der todten Mutter Gras und Kräuter und wollten sie zum Essen bewegen, während sie selbst ihren Hunger damit zu stillen versuchten. Zwei Tage blieben sie so neben den Leichen, bis der Feldhüter, der zufällig des Weges kam, die traurige Gruppe gewahrte und Anzeige davon erstattete. Die beiden Knaben wurden uns übergeben.

„Ein kleines Mädchen kam ganz allein von weit her, denn es hatte gehört, daß die Schwestern alle hungrigen Kinder bei sich aufnehmen und sie speisen. Zwei Tage war sie gewandert, dann versagten die kleinen Füße den Dienst. Eine der Schwestern, die eben im Begriff war, nach L'Oued-Rouina zu fahren, nahm sie zu sich in den Wagen und brachte sie nach dem Spital. Ein schon größerer Knabe war so entkräftet, daß er nicht mehr im stande war, die Nahrung, die man ihm bot, zum Munde zu führen.

„Ein blasser, hagerer Mann brachte seinen Sohn und bat dafür um zwei Franken, um einen Metzen Weizen kaufen zu können. ‚Wenn der Hunger nicht so schrecklich wäre,' sagte er düster, ‚so hätte ich das nicht gethan.'

„Mütter bringen weinend ihre Kinder und geben sie hin für ein Stück Brod. ‚Ich will sie dir lieber überlassen,' sagen sie traurig, ‚ehe ich sie vor meinen Augen sterben sehe.'

„Aber ich fände kein Ende, wollte ich all die traurigen Scenen erzählen. Elend und Entbehrung haben ihren Stempel allen diesen Kindergesichtern aufgedrückt und erregen beim Beschauer nur ein Gefühl, das des tiefsten Mitleids! ... Möchte die Erzählung ihrer Leiden bei meinen gütigen Lesern dieselbe Wirkung hervorbringen! Wir brauchen Brod, Kleider, um die armen Kleinen zu ernähren, zu bedecken. Bis zur Zeit der Ernte im Monat Juni kann ihre Zahl sich verdreifachen, vervierfachen!

„Das für diesen Zweck gespendete Almosen errettet ja nicht nur den Leib vom Hungertod, es verschafft diesen Kindern das ungleich größere Glück, in unserer heiligen Religion erzogen zu werden; denn alle diese Araber sind Mohammedaner. Daß aber aus ihnen gute, gläubige Christen, friedliche, arbeitsame Unterthanen werden können, beweisen die beiden, gleichfalls in der Ebene des Kheliff gelegenen Ortschaften St. Cyprian und St. Monika, deren Einwohner keine andern sind als die im Jahre 1868 von Msgr. Lavigerie adoptirten arabischen Waisen. Christliche Nächstenliebe hat das zu stande gebracht. Sie ist heute noch ebenso warm, noch ebenso thätig wie damals, und wir sind



Anstalt des hl. Franz Xaver auf Pulu-Pinang (S. 33.)

der festen Ueberzeugung, daß sie um der Liebe Christi willen unserer Mission helfen wird, die ihr gestellte Aufgabe zu erfüllen."

Südafrika.

Apostol. Vicariat von Oranje-Freistaat. Die Basuto-Mission und die Christengemeinde von Roma. Zum Apostolischen Vicariat des Oranje-Freistaates gehört auch das unter England stehende Basuto-Land. P. Deltour, Oblat von der Unbefleckten Empfängniß, der uns bereits früher einmal dort eingeführt hat (1891), berichtet über den gegenwärtigen Stand kurz wie folgt: „Wir zählen augenblicklich 12 Missionsstationen, auf welchen zusammen 8 Patres, 6 Brüder und 32 Schwestern von der heiligen Familie von Bordeaux, darunter 7 Eingeborne, thätig sind." In 26 Jahren hat die Mission 3000 Kaffern zu Christen gemacht, ein mit Rücksicht auf die außerordentlichen Schwierigkeiten dieser Mission (vgl. z. B. Jahrg. 1882) recht befriedigender Erfolg. Das Haupthinderniß bildet neben der Vielweiberei der Häuptlinge die starke protestantische Gegenpropaganda. Da die Protestanten in dem kleinen Land nicht weniger als 120 Schulen haben, so ist ihr Einfluß, so wenig wahren Segen er den armen Kaffern bringt, doch sehr groß.

Trotzdem wächst das katholische Senfkörnlein hoffnungsvoll heran. „Wir haben in Roma eine kleine Gemeinde von 1200 Christen, die uns vielen Trost bereiten. Der christliche Geist dringt mehr und mehr in sie ein, und die Mission macht wirkliche Fortschritte. Die größere Zahl unserer Neophyten beichtet jeden Monat; nur wenige lassen es drei Monate werden; eine gute Anzahl geht alle 14 Tage zu den heiligen Sacramenten. Am ersten

Freitag des Monats erscheinen nie weniger als 200 Neophyten am Tische des Herrn, um die Sühncommunion des göttlichen Herzens zu empfangen. Kürzlich sah ich einen Greis von 80 Jahren ganz erschöpft herankommen. ‚Was gibt es, mein Lieber,‘ fragte ich, ‚du scheinst recht müde zu sein?‘ — ‚Ja, Pater, ich war noch weit weg, als die Glocke läutete, und aus Furcht, zu spät zu kommen, versuchte ich, zu laufen. Ich habe das schon viele Jahre her nicht mehr gethan. Aber der liebe Gott hat mir geholfen; ich lief und sieh! nun bin ich gerade noch zum Beginn der heiligen Messe gekommen.‘ Und der Alte strahlte bei den Worten vor Freude. Besondern Eifer zeigten unsere Christen im Rosenkranzmonat. Täglich war die Kirche gefüllt, und doch haben manche der guten Leute zwei Stunden weit zu gehen. Trotzdem waren sie bereits morgens zur 6-Uhr-Messe in der Kirche."

Dank der Unterstützung der englischen Regierung ist das neue geräumige Missionshaus glücklich vollendet. Auch den Plan zur Gründung einer Gewerbeschule hat die Regierung beifällig aufgenommen und sofort einen Beitrag von 27 500 Frcs. für die ersten Auslagen bewilligt. Was jetzt noch fehlt, ist eine würdige Kirche. Die jetzige ist ein elender Schuppen. Als kürzlich während des sonntäglichen Gottesdienstes ein Regensturm losbrach, mußte der Priester unterbrechen, und die Leute kauerten sich in einer trockenen Ecke zusammen, um sich vor der durch das schadhafte Dach eindringenden Fluth zu schützen.

Apostol. Vicariat Ost-Kap. Die deutschen (bayrischen) Dominikanerinnen in King-Williams-Town. „Ich möchte Sie bitten," so schreibt die Priorin Schwester Mauritia, „allen unbekannten Wohlthätern ein herzliches ‚Vergelt's Gott!‘ für die eingelaufenen Almosen zuzusenden. Was die Thätigkeit der Schwestern angeht, so werden gegenwärtig im Mutterhause in King-Williams-Town über 300 Kinder, Knaben und Mädchen, erzogen. Als Lohn für ihr gutes Betragen sollten eine Reihe von diesen am Feste der Unbefleckten Empfängniß in die Sodalität der Marienkinder aufgenommen werden. Dreitägige Exercitien gingen als Vorbereitung voraus, wobei die Kinder das Stillschweigen pünktlich hielten und große Freude an den heiligen Uebungen zeigten. Am Vorabende des lieblichen Festes gingen alle zur heiligen Beicht, und am Festtage selbst war allgemeine heilige Communion. 17 Kinder empfingen ihre erste heilige Communion. Während des Tages hielten sie abwechselnd Betstunden vor dem mit Lilien und Rosen geschmückten Muttergottesaltar. Unsere Kinder hatten zum Schmucke desselben die schönsten Blumen gebracht, die während des (süd-)afrikanischen Sommers hier in reicher Fülle blühen. Am Sonntag in der Octav wurde ein 16jähriger Knabe, William Lantz, in unserer Klosterkirche getauft. Nach dem heiligen Acte vergoß er Thränen der Freude, so daß alle Anwesenden tief bewegt wurden. Der arme Knabe hatte bereits seit drei Monaten bei uns ein Heim gefunden. Tagsüber arbeitet er bei einem Schlosser, und am Abend erhält er von einer der Schwestern Unterricht im Katechismus, den er mit größtem Fleiße lernt. Er hat nun das sehnlichste Verlangen, recht bald die erste heilige Communion zu empfangen. Viele andere armen Heidenkinder und Waisen haben an unserer Thüre angeklopft und das Versprechen erhalten, Anfang nächsten Jahres aufgenommen zu werden. Da hier auf der südlichen Erdhälfte die Monate December und Januar die heißesten sind, so findet der Schluß des Schuljahres am 16. December statt, und die großen Ferien dauern bis zum 23. Januar. Wir hatten dieses Jahr den ersten Besuch Dr. Thomas Muirs, des neuen Erziehungsministers der Kap-Kolonie, der von Glasgow hierher berufen wurde. Obschon Protestant, zeigte er sich sehr freundlich. Er examinirte die Kinder in den verschiedenen Klassen und sprach seine volle Befriedigung aus über die Einrichtung und den Stand unserer Institute. Bald darauf fanden auch die Schulprüfungen statt. Mr. Ely, der Schulinspector, war sehr erfreut über die Fortschritte, die unsere Missionsschule gemacht hatte. Am 14. December gaben die Zöglinge unserer höhern Schule bei Gelegenheit des Jahresschlusses ein Concert und ein Singspiel zum besten. Der Erfolg war ein sehr guter, und auch der „Cape Mercury", ein protestantisches Blatt, zollte der Aufführung großes Lob. Ich schreibe Ihnen dies, damit Sie sehen, wie der liebe Gott im verflossenen Jahre wieder unsere Bemühungen gesegnet hat; denn hier in Südafrika hat das protestantische Element die Oberhand. Dutzende von Secten missioniren hier, bauen Kirchen und erobern arme kleine Kinder, die sie gratis erziehen. Sie werden dabei von den protestantischen Missionsgesellschaften in England und Schottland reichlich unterstützt. Wir Katholiken sind arm und nur eine kleine Herde. Es ist daher sehr nothwendig, daß wir den guten Ruf unserer Schulen in diesem protestantischen Lande erhalten. Ich möchte beifügen, daß die meisten Zöglinge unserer höhern (Mädchen-) Schule und unseres Knabeninstitutes entweder Waisen oder arm, jedoch von vielfach sehr guter Familie sind und darum eine höhere Erziehung beanspruchen dürfen.

Das neue Kloster und die Kirche auf unserer Missionsfarm, zwei Stunden von King-Williams-Town, sind halb fertig. Wir haben dafür eine große Summe Geldes zu bezahlen und hoffen, daß großmüthige Wohlthäter uns helfen werden. 21 opferwillige Postulantinnen aus den Klöstern der Dominikanerinnen in St. Ursula, Augsburg und in Wettenhausen langten am 13. December hier an. Wir danken Gott für diese muthigen Recruten in der Armee der heiligen Kirche. Am 25. November verließen unsere Mutter M. Clara Huber und drei Schwestern Fort Salisbury im Maschonaland und begaben sich im Ochsenwagen nach dem (südlicher gelegenen) Fort Victoria, wo Rev. P. Kerr S. J., der Apostol. Präfect der Sambesi-Mission, eine neue Missionsstation gründen will. Unsere Schwestern werden auch dort die Sorge für das Hospital und zugleich eine Schule übernehmen."

Apostolische Präfectur des Sambesi. Die deutschen Jesuiten im Maschonaland. „Unsere Station (auf der Chishawaska-Farm bei Fort Salisbury)", so schreibt P. F. Richartz S. J. in einem Brief vom 11. December 1892, „ist also gegründet, freilich erst provisorisch. Folgendes ist der augenblickliche Stand unserer jungen Mission. 7—8 Kafferndörfer in der Nachbarschaft sind uns jetzt insofern gesichert, als die Indunas (Häuptlinge) versprochen haben, uns allein als ihre Lehrer zu betrachten. In der beständigen Furcht vor den protestantischen ‚Vorsprüngen‘ habe ich nämlich mit P. Hartmann die Kraale besucht, vor allem Chimamora, unsern nächsten Nachbarn, einen der hervorragendsten Indunas. Die Kraale werden immer nach den Indunas benannt. Von ihm erfuhr ich, daß bereits ein protestantischer Sendling bei ihm angeklopft habe, aber mit dem Bemerken zurückgewiesen worden sei, daß wir seine Mfundisis seien. Ich schenkte ihm eine schöne Decke, was ihm große Freude machte und unsere Freundschaft befestigte. Auch die andern Indunas gewann ich um so leichter, weil sie sich ‚Söhne Chimamoras‘ nennen, d. h. von ihm theilweise eingesetzt sind und in einer Art Abhängigkeit von ihm stehen. Auch sprechen die Kaffern bereits davon, auf unserer Farm sich niederzulassen.

Wie wir nämlich jüngst erfuhren, hat früher Chimamora mit seinen Leuten in 15 Kraals auf dieser Farm gewohnt (Shishawaska, d. h. ‚Land der Affen‘, ist daher auch sein zweiter [Familien-] Name). Da brachen vor etwa 8 Jahren die Matabelen ein, trieben die zahlreichen Viehherden fort, tödteten viele Leute und führten andere als Gefangene hinweg. Da die Farm von einem Hügelkranz umgeben ist, von deren Höhe der Feind den geeigneten Augenblick abwarten konnte, so war eine Ueberrumpelung leicht. Noch jetzt finden sich auf einem Hügel nahe bei unserem Hause viele Gräber der Erschlagenen. Nach jenem Ereigniß verließen die Ueberlebenden den Ort; es ist aber ganz begreiflich, daß sie dafür eine gewisse Anhänglichkeit bewahrt haben, die sie zur Rücksiedelung bestimmen könnte. Jedenfalls zeigen sie großes, stets wachsendes Zutrauen zu uns, und wenn auch viele ihrer Complimente als Schmeicheleien aufzufassen sind, so merkt man doch aus Thatsachen, daß sie sich bemühen, unsere Freundschaft sich zu erhalten. Wir haben aus ihren Kraals beständig einige Leute in unserem Dienst; mehrere sind bereits zum zweiten-, einer sogar zum drittenmal bei uns. Sie verdingen sich gewöhnlich nur für einen Monat; ist diese Zeit vorbei, so ziehen sie mit ihrem Lohn, einer Decke oder einem Stück Tuch, freudig nach Hause. Gewöhnlich versprechen sie, bald wiederzukommen. Es ist dies der einzige directe Weg, die Schwarzen an uns zu ziehen, uns in den Dorfschaften bekannt und geachtet zu machen und mit ihnen in reger Verbindung zu bleiben, bis wir im stande sind, unser Versprechen einzulösen und in den verschiedenen Ortschaften je eine Hütte zu bauen, wo sich die Kaffern zum Unterricht versammeln. Erst aber müssen wir die Sprache meistern. Weil ferner die Vertheilung des Landes an die Weißen die Schwarzen einengen wird, so werden sie sich nach neuen Wohnplätzen umsehen, und ich glaube, daß sie dann recht gern zu uns kommen, weil sie da, wie sie selbst wiederholt schon geäußert haben, sicher vor den Plackereien der Weißen zu sein glauben.

„Als wir uns einst einem Kraale näherten, liefen die Weiber und Kinder eiligst davon, obschon unser schwarzer Begleiter ihnen nachrief: ‚Das ist nicht schön, daß ihr vor dem Mfundisi davonlaufet.‘ Wie wir vermutheten und der Induna bestätigte, ist das Benehmen der Weißen oft genug derart, daß die Leute Grund haben, zu fliehen. Leider werden wir, da sich hier Goldlager vorgefunden, bald die Goldsucher und Minenarbeiter in unheimlicher Nähe haben. Wie wird alsdann unser Werk beeinflußt werden, wie werden wir die Schwarzen in der Hand behalten, wenn sie als Minenarbeiter das in den meisten Fällen wohl verderbliche Beispiel der Weißen sehen? Das macht mich sehr besorgt und drängt, voran zu machen mit der Erlernung der Sprache und dem Unterrichte der Schwarzen. Ueberhaupt dürfen wir jetzt, da ein gewaltiger Aufschwung dieses Landes bevorsteht, keine Gelegenheit versäumen, das Interesse unserer heiligen Religion zu vertreten durch Vorbereitung der mit zunehmender katholischer Bevölkerung nothwendigen kirchlichen Unternehmungen.

„Die Administration kommt uns in sehr anerkennender Weise entgegen. In Salisbury haben wir, abgesehen von einem großen Platz für die Kirche an der Hauptstraße, schräg gegenüber dem Postgebäude, auch noch einen schönen Fleck Landes nahe bei der Stadt für eine Anstalt, Colleg oder dergl., sehr gut gelegen, — dies alles gratis, so daß wir bloß die Vermessungskosten zu tragen haben. Freilich liegt der Platz für die (künftige) katholische Kirche etwas gar nahe an der (jüngst gebauten) protestantischen. Ich dachte aber, eine gute centrale Lage an gesunder hochgelegener Stelle sei zu wichtig, um jenen Umstand zu berücksichtigen.

„Ein Besuch des Administrators Mr. Jameson auf unserer Farm hat den Herrn in seiner Gewogenheit gegen uns noch bestärkt. Was die bisherigen kleinen Erfolge im Ackerbau betrifft, so gebührt P. A. Boos das Verdienst, nicht bloß durch seine Anleitung, sondern auch durch persönliches Eingreifen einen schönen Anfang gemacht zu haben. Leider lohnt, wie vorauszusehen war, der neu angebrochene Boden an manchen Stellen noch nicht die Arbeit. Das Vieh dagegen ist im besten Zustand, seit die Regenzeit, mit Allerheiligen beginnend, das Gras so reichlich hervorgezaubert. Seit der hochw. P. Superior mit 22 Ochsen weggezogen, besteht unsere Herde noch aus 27 Ochsen, 1 schönen Stier, 10 Kühen, 7 prächtigen Kälbern, 24 Schafen und Ziegen und 1 Pferd. Die Schaf- und Ziegenherde müßte freilich verdreifacht werden, um das nöthige Fleisch und entsprechenden Nachwuchs zu liefern. Mais und Kartoffel stehen gut, die Reben und Pfirsichbäume desgleichen. Die Kohlpflänzchen wurden von den Insecten angefressen; doch scheint die zweite Saat gedeihen zu wollen. Heute abend brachte mir einer unserer Schwarzen den ersten grünen Maiskolben, und vor einigen Tagen aßen wir die ersten Kartoffeln aus unserem Garten. Nun gehen wir aber der gefährlichen Periode entgegen, wo Fieber die Menschen und verschiedene ansteckende Krankheiten das Vieh heimzusuchen pflegen.“

P. Richartz ist vom Apostolischen Präfecten P. Kerr S. J. zum Superior in Salisbury ernannt.

Westafrika.

Apostolische Präfectur von Dahomey. Ueber die im letzten Jahre stattgefundenen Kämpfe zwischen den französischen Kolonialtruppen unter Colonel, nunmehr General Dodds und den wilden streitbaren Horden des Blutkönigs Behanzin von Dahomey werden unsere Leser das Wichtigste in den Tagesblättern gelesen haben. Nachdem nunmehr die Entscheidung erfolgt ist, dürfte eine kurze Zusammenfassung nach den Berichten der Missionäre willkommen sein. Unbekümmert um alle Verträge und den Widerspruch der französischen Kolonialbeamten, hielt Behanzin seit Ende 1891 die gewohnten schrecklichen Sklavenjagden in den umliegenden Grenzländern, besonders in Großpopo, Yoruba und Porto Novo mit offener Verachtung des französischen Protectorates. Es war eine Ehrenpflicht für Frankreich, den Kampf mit dieser brutalen Macht endlich energisch aufzunehmen. Die französischen Truppen hatten anfangs gegen die wilde Tapferkeit und die Uebermacht der schwarzen, nicht ganz undisciplinirten Scharen einen harten Stand. Der Sieg von Cana entschied jedoch das Los Behanzins. Er verstand sich zu Friedensverhandlungen. Als aber der König auf Dodds Forderung sich weigerte, persönlich zu erscheinen, rückte der französische Führer mit seinen Colonnen geradewegs auf die Hauptstadt Abome los. Behanzin legte bei der Annäherung des Feindes seinen sogen. Palast und einen Theil der Residenz in Asche und floh feige nach Norden, wo er, wie Msgr. Chausse meint, bei den erbitterten feindlichen Stämmen seinen verdienten Tod finden wird. Ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen, rückten die Sieger in Abome ein. Eine überaus reiche Beute fiel hier in ihre Hände. Von da zogen die Spahis und senegalischen Tirailleurs nach Porto Novo, wohin General Dodds bald darauf nachfolgte, Abome in der Hand seiner europäischen Truppen zurücklassend. Die Stadt bevölkert sich allmählich wieder, die Flüchtlinge kehren zurück und „wissen

den Franzosen nicht genug zu danken, daß dieselben sie von dem Tyrannen befreit". — Msgr. Chausse, Apostolischer Vicar von Benin, begrüßt diesen Sieg der französischen Waffen als „das wichtigste Ereigniß dieses Jahrhunderts für die westafrikanische Küste, das sowohl für die Civilisation wie für das Werk der Glaubensverbreitung von der weittragendsten Bedeutung ist".

Miscellen.

Die katholischen Missionen auf der Ausstellung von Genua und ihre Verdienste um die ethnographische Wissenschaft. Bei der letztes Jahr stattgehabten italienisch-amerikanischen Ausstellung in Genua wurde in einem Saale des Ausstellungsplatzes auch einer kleinen Sammlung ethnographischer Gegenstände: Geräthe, Erzeugnisse und Alterthümer amerikanischer Völkerstämme, unter denen katholische Missionäre thätig sind, Platz eingeräumt. Die Sammlung konnte schon deshalb kein vollständiges Gesamtbild geben, weil nur einige Missionsgenossenschaften Beiträge geliefert hatten. Immerhin weiht selbst eine Autorität auf dem Gebiet amerikanischer Ethnographie wie Dr. Ed. Seler der Ausstellung eine freundlich anerkennende Besprechung (Globus 1892, S. 236 f.), was wir um so mehr begrüßen, als sonst gewisse wissenschaftliche Größen die Leistungen katholischer Missionäre, und noch mehr die Vortheile, die sie daraus geschöpft, mit vornehmem Schweigen zu decken pflegen. Gut vertreten waren namentlich die Gebiete, in denen die rührigen Söhne Dom Boscos seit Jahren thätig sind: Patagonien und Feuerland, desgleichen die Indianermissionen der Franziskaner in Argentinien, ferner die vom Rio Quarto in der Diöcese Corduba und in Salta und besonders die von Tarija in Bolivia unter den Chacostämmen der Tobas, Mataos &c. Aus den alten Culturstaaten von Peru, Ecuador, Columbia und denen Centralamerikas und Mexicos waren zwar meist kleinere, aber gut ausgewählte, zum Theil ethnographisch sehr interessante und werthvolle Stücke ausgestellt. Schwächer vertreten war Nordamerika.

„Die gesamten hier ausgestellten Gegenstände", so berichtet Dr. Seler, „sollen den Grundstock einer Sammlung bilden, für welche die Missionäre ein besonderes Haus, vielleicht in Turin, bestimmen werden, und sollen eifrigst vermehrt werden. Die ethnographische Wissenschaft verdankt den katholischen Missionären vieles. Es wird dankbar anerkannt werden, wenn die Missionäre nun auch im größern Maßstabe als Sammler im Interesse der Wissenschaft thätig sein wollen." ... „Der Missionär," so an einer andern Stelle, „der Jahre seines Lebens in wirklichem Verkehr mit den Eingebornen zubringt, ihre Sprache spricht, ihrer Lebensweise sich fügt, ist sicher besser geeignet als ein anderer, der getreue Berichterstatter über Natur und Art der von ihm Unterwiesenen zu werden. Und gerade die katholischen Missionen haben von jeher ein größeres Geschick und besseres Verständniß für die Eigenart der fremden Nationen bewiesen."

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat Februar eingegangenen Gaben.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
Aus B. D. G.	200.—
Ex amore J. M. u. J. W. G. Brooklyn, N. Y.	205.—
Von Joseph Lindner in Bozen	16.88
Von Franz Stadler, Pfarrer in Bachfurth	3.40
Von Abbé Schamne, Pfarrer in Heidelberg, Südrußland	144.90
Von Ungenannt aus H.	830.—
Von A. S.	100.—
Von Daniel Kempf in Mt. Calvary, Wis.	4.10
„Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam"	4.10
A. M. D. G.	20.—
Von W. R. aus dem Kapitel Lahr	15.—
Für notleidende Missionspriester zur Persolvirung von heil. Messen:	
Von Ungenannt	10.—
Von Stadtpfarrer Mosandl in Herrieden	39.—
Von H. Eg. in Sch. bei Essen	27.10
Von Pfr. Lholmayr in Ruhpolding, Bayern	100.10
Von Ungenannt aus der Erzdiöcese Freiburg	100.—
Von Pfarrer Marquard in Hausen	50.—
Von La Rose, Pfarrer in Pilgramsdorf	258.10
Von Gg. Kässbohrer, Pfarrer in Glött	34.—
Von Ungenannt aus H.	40.—
Von F. Riedinger, Pfarrer in Auras	60.—
Von Pfarrer Hennig in Polnisch-Neudorf	94.—
Für die Missionen im Orient:	
Von Dr. Mandel, Großdechant in Niederhannsdorf	23.65
Für das deutsche katholische Hospiz in Jerusalem:	
Von Peter Buchmann in Straßburg i/E.	20.—
Für die Missionen in China:	
Von Frau S...., Wien	16.96
Gesammelt beim Vierzigstündigen Gebet in Maria-Birnbaum, Bayern	10.—
Durch Herder & Co. in München	10.—
A. M. D. G.	40.—
Für das Apostol. Vicariat der Ostmongolei:	
Von Pfarrer A. Baur in St. Trudpert	27.36
Helveticus	2.65
Für die Missionen in Indien:	
Von Kaspar Scholl in Köln-Deutz	6.—
Von Ungenannt aus dem Westrich	100.—
Für die Aussätzigen des P. M. Briand in Bangalore (Indien):	
Von C. Linhard, Pfarrer in Jankenhausen	10.—
Für die Missionen in Afrika:	
Von Hugo Stanke, Kaplan in Bauerwitz	300.—
Durch das „Westfäl. Volksblatt" in Paderborn	19.80
Von Ungenannt aus dem Westrich	100.—
Helveticus	22.45
Von Dr. Mandel, Großdechant in Niederhannsdorf	6.40
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):	
„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae"	20.—
„Dem hl. Petrus Claver zu Ehren"	10.—
Von K. R. Z.	4.—
A. M. D. G.	50.—
Helveticus	17.80
Für die Missionen in Australien:	
Von Ungenannt aus dem Westrich	20.—
Helveticus	24.20
Für die Missionen auf Neu-Guinea:	
A. M. D. G.	50.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von M. M. Theresia, Ursulinerin, Berlin	119.25
Von Pfarrer Gerberich in Wiesloch	21.—
Von der Familie G.-J. in Altdorf	40.—
Von B. a. W. Maria Theresia	21.—
Durch M. F.	21.—
Aus Buffalo	104.—
Von Stadtmissionär Schwering in Warendorf	84.—
Aus Blijenbeck	21.—
Von Dr. Schütz, Professor in Trier	21.—
Von R. P. in A.	5.—
Durch C. Scherer, Wallfahrtspriester in Nobel	20.10
Von Sophie Comtesse Armansperg, durch Herder & Co. in München	10.—
Für die nordischen Missionen:	
Von Daniel Kempf in Mt. Calvary, Wis.	4.10
Für den Missions-Verein:	
Von P. Petrus, Kapuziner in Burghausen	7.70
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
„Sanctificetur nomen tuum"	100.—
Von P. J. Kraschinsky, Professor in Saratow (Rußland)	8.36
Von Ungenannt	20.50
Von Jos. Nebor in Oberliebich (Böhmen)	3.37
Von Daniel Kempf in Mt. Calvary, Wis.	6.15
Von G. Kitzling, Pfarrer in Katharinenstadt (Rußland)	12.34
Für den Bonifacius-Verein:	
Von P. Petrus, Kapuziner in Burghausen	52.—
Von W. R. aus dem Kapitel Lahr	5.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von Ungenannt	2.—
A. M. D. G.	40.—
Pro Papa:	
Von M. C., Freiburg, Jubiläumsgabe	20.—
Von G. J. D., Jubiläumsgabe	6.—
A. M. D. G.	50.—
Von G. Kitzling, Pfarrer in Katharinenstadt (Rußland), Jubiläumsgabe	29.96
Für verschiedene Zwecke:	
Durch die „St. Johanner Volkszeitung" in St. Johann	39.—
Von W. J. H.	5.—
Von Matth. Hoffmann in Morton Grove, Ill.	2.05
Durch die Erzbischöfl. Expeditur Freiburg i/B.	37.47
Von Ungenannt aus dem Westrich	90.—
Von Dr. Mandel, Großdechant in Niederhannsdorf	59.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von J. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: B. Herder, Verlag, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Josef Krulf, Wien.
Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionsschluß und Ausgabe: 15. März 1893.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 5. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, 2—3 Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Jahr 4 Mark = fl. 2.40 ö. W., unter Kreuzband fl. 2.52 ö. W. Mai 1893.

Der Verein der heiligen Kindheit.

(Zum fünfzigjährigen Jubiläum. 1843—1893.)

Bekannt ist jene eigenthümliche Bewegung, die zur Zeit des großen Innocenz III. um das Jahr 1212 die christliche Kinderwelt ergriff und zu dem schwärmerischen Unternehmen des „Kinderkreuzzuges“ mit fortriß. Von dem französischen Hirtenknaben Stephan ausgehend, erfaßte die Begeisterung rasch auch die andern Länder und scharte z. B. in Deutschland nicht weniger als 20 000 Knaben um ihren Führer, den zehnjährigen Nikolaus. Es war ein schöner, aber phantastischer Kindertraum, dem leider nur allzu rasch die traurige Ernüchterung folgte. Eine ähnliche Bewegung, deren Ziel wie damals eine Eroberung in fernen Landen ist, hat auch in unsern sonst so nüchternen Tagen die katholische Kinderwelt zu einem großen Bundesheere vereinigt, das bereits Hunderttausende von jungen Streitern zählt. Aber diesmal ist es nicht ein überspannter Hirtenknabe, der sie planlos ins Verderben führt: Führer und Feldherr des neuen Kinderkreuzzuges ist vielmehr das göttliche Kind von Bethlehem, es trägt der jungen Kriegsschar selber die Fahne voraus, und ihr Kampflied lautet:

„Bei deiner Fahn', o Jesulein,
Da wünsch' ich mir, Soldat zu sein.“

(Vgl. Titelblatt der Deutschen Jahrbücher.)

Und dieses Heer von kleinen Soldaten — wir meinen den „Verein der heiligen Kindheit“ — hat bereits staunenswerthe Erfolge erzielt und nicht bloß im Traume, sondern in Wirklichkeit jenseits der Meere großartige Eroberungen gemacht. In der That hat dieser lieblichste aller Vereine in der neuesten Missionsgeschichte eine so bedeutungsvolle Rolle gespielt, daß diese Blätter es als eine angenehme Pflicht erkennen, ihm heute bei Gelegenheit seines goldenen Jubiläums ihre herzliche Huldigung darzubringen.

Das Werk der Kindheit Jesu ist durch den Verein dieses Namens nicht erst ganz neu begründet worden.

Wir haben früher (Aprilheft) nachgewiesen, daß jene barbarische Sitte in China, der Jahr für Jahr Tausende, um nicht zu sagen, Hunderttausende von unschuldigen Kindlein zum Opfer fallen, bereits seit Jahrhunderten dort besteht. Die traurige Thatsache mußte selbstverständlich von Anfang an die Aufmerksamkeit der christlichen Missionäre auf sich ziehen und konnte sie einem solchen Elende gegenüber unmöglich gleichgiltig lassen. Denn es ist Glaubenslehre der katholischen Kirche, daß die kleinen Kinder, welche ohne Taufe, also mit der Erbsünde behaftet, sterben, der beseligenden Anschauung Gottes ewig verlustig gehen. Ihnen vor dem Tode die heilige Taufe spenden, heißt also Millionen eine unaussprechliche, ja unendlich große Wohlthat erweisen, heißt den Himmel mit ungezählten seligen Engelein bevölkern. Es ist aber auch, wie die alten Berichte schon so oft hervorhoben, das Werk der heiligen Kindheit eine ganz besonders dankbare Arbeit, da die Rettung jener Kinder für den Himmel

nicht nur viel leichter, sondern auch viel sicherer und gewisser ist als die der Erwachsenen.

Somit darf es uns nicht wundern, daß bereits die alten Missionäre in China, namentlich die Jesuiten in ihren herrlich blühenden Missionen von Nanking und Peking und die Dominikaner auf der Insel Amoy und in Fokien, dem Werke der heiligen Kindheit mit väterlicher Sorge sich hingaben und auch ihre Neubekehrten dazu anhielten. P. G. Palâtre S. J. hat darüber ein ganzes großes Buch geschrieben, das man nicht unpassend „Die Vorgeschichte des Vereins der heiligen Kindheit" betiteln könnte. So rührend und zahlreich aber auch die Züge aufopfernder Liebe gegen die armen Kleinen sind, denen wir in jenen Blättern begegnen, so trostreich und verhältnißmäßig bedeutend die Erfolge waren („Vergeht doch kein Jahr," so schreibt z. B. P. d'Entrecolles im Jahre 1720 aus Peking, „daß in dieser kaiserlichen Residenz nicht 5000—6000 ausgesetzter Kinder getauft werden"), was war doch dies alles im Vergleich zu den Millionen, die verloren gingen! Immer und immer wieder tönt denn auch aus den Briefen der alten Missionäre die schmerzliche Klage, daß ihnen die Mittel fehlten, um dieses wichtige Werk auf breiterer und sichererer Grundlage auszubauen. Wohl fanden sich auch damals schon sowohl in China wie in Europa edle freigebige Gönner, die sich der armen Kindlein in besonderer Weise annahmen. So erzählen uns die ältern „Annalen" von einer vornehmen chinesischen Dame, Namens Candida Hiu, die ihr ganzes Vermögen und ihr ganzes Leben jenem Liebeswerke weihte; von einem vornehmen christlichen Mandarinen, Peter Tong, der mit eigener Hand die armen Würmlein zusammentrug, seinen Palast zu einem Findelhaus einrichtete und die mit ekelhaften Wunden bedeckten Kleinen selber mit der größten Liebe wusch und pflegte; von einem christlichen seeleneifrigen Arzt, der allein über 8000 dieser Findlinge taufte, und ähnliche zahlreiche Beispiele. Dann wieder sehen wir die alten Missionäre im Briefwechsel mit Bischöfen, Prälaten, vornehmen, besonders adeligen Herren und Damen in Europa, die dem Werke der heiligen Kindheit schon damals ein großes Interesse entgegenbrachten. Daß dasselbe auch in Deutschland vorhanden war, beweisen z. B. die Briefe (1740) des deutschen P. Bahr S. J. an die edle Gräfin Maria Theresia von Fugger u. a. m. (N. Weltbott Bd. IV, Nr. 630). Allein dieses Interesse war damals nur vereinzelt; noch hatte es keiner verstanden, die Kinder des ganzen christlichen Europa für die Sache zu gewinnen. Einen bedeutendern Aufschwung gewann das Werk gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der großen Westprovinz Setschuen mit ihrer übermäßig dichten und meist armen Bevölkerung. Die zuerst von M. Moye, diesem eifrigen Missionär aus der Genossenschaft der auswärtigen Missionen, in größerem Umfang organisirten „Täuferlegionen" wirkten hier recht Erfreuliches. Wurden doch nach den statistischen Aufzeichnungen des Pariser Missionsseminars in Setschuen, Jünnan und Kweitscheu von 1771—1800 im ganzen nicht weniger als 71 914 Findlinge getauft. „Aber auch jetzt noch", so klagt der Apostol. Vicar von Setschuen, Msgr. Pottier (1769—1792), „sterben trotz aller Bemühungen in den drei Provinzen jährlich vielleicht Hunderttausende dieser Kinder, die Gott niemals schauen werden. Könnten wir doch nur $^1/_{10}$ davon retten! Mit jährlich 400—500 Livres Zuschuß ließen sich hier Wunder wirken."

Mittlerweile hatten sich im alten Europa gewaltige politisch-sociale Umwälzungen vollzogen. Wie ein verheerender Sturm war die Revolution durch die Länder gebraust. Aber die furchtbaren Ereignisse hatten auch ihre segensreichen Folgen. Ein neues Leben erwachte in der Kirche; neue Vereine und religiöse Genossenschaften mit neuen Zwecken, frischen Lebenskräften sproßten rasch und zahlreich auf wie Frühlingsblumen. Sie kamen vor allem auch dem katholischen Missionswerke zu gut, das durch Aufhebung des Jesuitenordens so schwer geschädigt worden und das nun wieder seit den ersten Decennien des Jahrhunderts einen großartigen Aufschwung zu nehmen begann. „Beim Beginn des 19. Jahrhunderts", so schreibt P. Palâtre, „dachte Europa noch kaum an die Missionen des fernen Ostens. Die politischen Umwälzungen jener Zeit nahmen die Geister vollständig in Anspruch, und die seltenen Nachrichten, die hie und da nur aus China, Cochinchina und Tongking nach Europa gelangten, fanden nur einen kleinen Kreis von Lesern und waren bald wieder vergessen. Allein Gott, der seinen Missionen zu Hilfe kommen wollte, bereitete allmählich die Wege und Mittel dazu vor." Nachdem bereits 1818 in Frankreich die Nouvelles lettres édifiantes erschienen waren, trugen bald darauf die „Annalen der Glaubensverbreitung", das treffliche Organ des 1822 in Lyon gegründeten Vereins der Glaubensverbreitung (auch Franz-Xaver-Verein genannt), fast in allen Sprachen Europas die gesammelten Briefe der Missionäre in die weitesten Kreise, namentlich in die untern und mittlern Volksklassen, die bislang dem großen Werke der äußern Missionen ziemlich fern gestanden. Begierig las jetzt das Volk in Land und Stadt diese rührenden und ergreifenden Berichte, die so vielfach an die Zeiten der Martyrer und ersten Christen erinnerten; von Jahr zu Jahr stieg jetzt das Interesse für die Missionen, und immer reicher flossen die Quellen der Unterstützung. Aus jenen Briefen lernte das katholische Europa u. a. auch die Thatsache besser kennen, daß in China jährlich Hunderttausende armer Kleinen elendiglich zu Grunde gingen. Welches katholische Herz konnte bei diesem traurigen Los der hilflosen Unschuld kalt und gleichgiltig bleiben? Nirgends aber mußte dasselbe naturgemäß innigere Theilnahme wecken als im Herzen der katholischen Kinderwelt. Es galt nur, den schlummernden Funken zur mächtigen Flamme zu entzünden und das Interesse, das in tausend Kinderherzen schlug, auf ein praktisches einheitliches Ziel zu lenken und in den Dienst einer hohen Idee zu bringen.

Dies geschah durch die Gründung des Vereins der heiligen Kindheit, und dies ist das Verdienst seines Stifters, des liebenswürdigen Bischofs von Nancy, Msgr. Karl August Maria Joseph Comte de Forbin-Janson (geb. 3. Nov. 1785 in Paris, gest. 11. Juli 1844 in Aygalades bei Marseille). Aus einer altadeligen Familie Frankreichs entsprossen, die zur Zeit der französischen Revolution ausgewandert war und unter Napoleon I. wieder zurückkehrte, ergriff der junge Adelige anfangs die politische Laufbahn, trat aber bald, mit 24 Jahren, in das Seminar von Saint-Sulpice, wurde bereits 14 Jahre später Bischof von Nancy, mußte bei einem Volksaufstand 1830 flüchten und war mehrere Jahre als eifriger Missionär in den Vereinigten Staaten und in Canada thätig. Es soll ihm der erste Gedanke an die Gründung des Vereins in Amerika gekommen sein. Jedenfalls beschäftigte ihn schon viele Jahre lang der Plan, in wirksamerer Weise, als es bisher geschehen, der Noth der armen chinesischen Findlinge zu steuern. Er theilte seine Absichten unter andern der frommen, für alle Liebeswerke begeisterten Pauline Jaricot mit, und sie war es eigentlich, die zuerst die Idee des Vereins klar und bestimmt erfaßte. Während sie auf ihrem Schmerzenslager 1842 über die Pläne des seeleneifrigen Bischofs nachdachte, kam ihr plötzlich der Gedanke: Warum sollten nicht die Kinder Europas sich in einer besondern Weise ihrer armen Brüderchen und Schwesterchen im fernen China annehmen? Oder sollten

nicht auch sie wie die Erwachsenen im stande und geneigt sein, monatlich einen Sparpfennig zurückzulegen für die Rettung jener erbarmungswürdigen Wesen, um aus ihnen entweder Engelein oder Apostel zu machen? Ja, warum nicht einen Verein der Glaubensverbreitung eigens für die Kinder gründen? Wie einfach war der Plan! Gerade deshalb war er vielleicht dem Bischof bei allem Nachdenken nicht gekommen. Sofort griff er mit Begeisterung den Gedanken der frommen Dulderin auf, welche als die eigentliche Mitbegründerin des Vereins zu betrachten ist. Msgr. de Janson hatte eine besondere Verehrung zum seligen Perboyre, dem glorreichen, zwei Jahre zuvor in China gemarterten Blutzeugen, dessen Lebensbild diese Blätter im Jahrgang 1890 gelegentlich seiner Seligsprechung brachten. Er ging also zum Mutterhause der Lazaristen, ließ den Bruder des Seligen, Jakob Perboyre, der dort als Novize weilte, rufen und bat ihn, seinem Martyrerbruder ein wichtiges Unternehmen zu empfehlen. Es war dies der neu gefaßte Gründungsplan. Das Bild des Seligen schmückte dann auch das Titelblatt des ersten Circulars, und so oft in der Folge die jungen Mitbrüder des Martyrers zu dem ehrwürdigen Prälaten kamen, um vor ihrer Abreise nach China sich zu verabschieden, rief er ihnen freundlich zu: „Gehen Sie, meine Herren, aber vergessen Sie nicht, wenigstens 100000 der kleinen Chinesen zu taufen."

Im Verein mit Abbé Jammes, welcher seit Jahren der innigste Vertraute des Bischofs war, entwarf dieser nun die Statuten und verfaßte die Prospecte und Circulare, die bald darauf durch Frankreich, England, Italien, Deutschland und Holland die Runde machten. Aber auch persönlich reiste der Bischof im Sommer 1843 von Ort zu Ort, um mit jugendlicher Begeisterung seinen Kinderkreuzzug zu predigen. Sein Ansehen, seine volksthümliche Beliebtheit und seine Beredsamkeit gewannen dem Werke rasch überall den Boden. Ueber Rouen und Cambray eilte Msgr. Janson nach Belgien. Hier fand er einen besonders freundlichen Gönner in dem neu angekommenen päpstlichen Nuntius, der ihm ein Empfehlungsschreiben an die Bischöfe Belgiens mitgab. „Es genügt," so heißt es darin, „den Plan zu kennen, um für ihn das lebhafteste Interesse zu gewinnen ... und ich fühle mich glücklich, etwas dazu beitragen zu können, daß das Werk sich weiter ausdehne und das hohe und edle Ziel, das es sich vorgesteckt, erreiche." Dieser Nuntius war niemand anders als Msgr. Joachim Pecci, der später als unser glorreich regierender Papst den Verein der heiligen Kindheit so angelegentlich der katholischen Welt empfehlen sollte. Unter den Kindern Belgiens, die damals sich einschreiben ließen, befand sich auch der jetzige König Leopold II. und seine Geschwister Philipp und Karoline. Von Belgien ging Msgr. Janson zurück nach Frankreich. Aber seine zarte Gesundheit erlag der Ueberanstrengung. Er mußte die mildere Luft des Südens aufsuchen. Als er aber in Marseille $1\frac{1}{2}$ Stunden lang mit dem größten Feuer gepredigt, befiel ihn ein Blutsturz, der ihn aufs Todesbett warf. Doch blieb er bis zum letzten Augenblick schriftlich und mündlich für seine kleinen Schützlinge thätig, und sein letzter Auftrag galt noch dem Werke, welchem er sein Leben geopfert hatte. An seine Stelle trat Abbé Jammes, der 12 Jahre lang als erster Director den Verein leitete, dessen Organisation vollendete und ihn glücklich durch die ersten Stürme führte. Anfangs stieß nämlich die neue Gründung in weiten Kreisen auf großen Widerspruch, weil man fürchtete, daß sie dem ältern „Verein der Glaubensverbreitung" Eintrag thue. Bald aber lehrte die Erfahrung das gerade Gegentheil, und nachdem die Päpste Gregor XVI. und Pius IX. in öffentlichen Kundgebungen das schöne Unternehmen freudig begrüßt und dasselbe in Cardinal von Reisach einen eifrigen Protector gefunden hatte, eroberte der Verein wie im Fluge die ganze katholische Kinderwelt, und heute stehen in den kleinen „Annalen" neben den Sparpfennigen französischer, deutscher, holländischer, amerikanischer Kinder auch die Gaben ihrer besser gestellten schwarzen, braunen und gelben Brüderchen und Schwesterchen in Indien, Afrika und Polynesien u. s. f. verzeichnet. Sie alle bringen zu Ehren des Jesuskindleins allmonatlich ihre kleine, oft am Munde abgesparte Spende (fünf Pfennig) dar, und täglich steigt von Millionen unschuldiger Lippen das Vereinsgebetlein zum Himmel auf: „Heilige Jungfrau Maria, bitte für uns und die armen Heidenkinder." Das Senfkörnlein ist zu einem herrlichen Baume, der Bund der Kleinen zu einer Weltmacht geworden. In der That sind die Früchte des Vereins, wie die folgenden statistischen Angaben mit der Ueberzeugungskraft der Ziffern aufweisen, geradezu erstaunliche. Im Juni 1843 hielt das vom Gründer ins Leben gerufene Central-Comité seine erste Sitzung in Paris. Bis zum Ende desselben Jahres waren 22900 Fr. gesammelt. Im Jahre 1855 überstieg die Summe bereits eine Million. Das Jahr 1872 brachte 2113728 Fr.; 1881: 3199000 Fr.; 1891: 3516245 Fr. In diesen 49 Jahren von 1843 bis Ende 1891 betrug die Gesamteinnahme nicht weniger als 82600000 Fr. oder 66080000 M. Das alles war aus den Sparpfennigen der Kinder zusammengeflossen. Und welchen Segen haben diese Opfergaben der Unschuld gewirkt! Nicht weniger als 12 Millionen Kinder wurden seit der Gründung des Vereins getauft (im Jahre 1891 allein 481535, wovon 145403 am Leben blieben und erzogen werden), 661 Waisenhäuser und 3418 Schulen erbaut und unterhalten, 896 Armenapotheken und 297 Handwerksstätten gegründet, endlich 153 verschiedene Missionsgebiete unterstützt. Ganze Dörfer wurden von den Missionären erbaut und mit den Zöglingen bevölkert, die als christliche Ehepaare aus den Anstalten hervorgingen. Aus dem einen großartigen Waisenhaus der Jesuiten in Sikawei (Kiang-nan) z. B. gingen von 1850—1877 (die spätern, natürlich viel größern Listen sind uns leider nicht zur Hand) 419 Waisenknaben hervor: nämlich 13 Buchdrucker, 11 Graveure, 9 Bildhauer, 12 Maler, 16 Lackirer, 40 Schuster, 44 Schneider, 26 Barbiere, 49 Tischler, 10 Brettschneider, 3 Drechsler, 2 Böttcher (Küfer), 9 verschiedenen Gewerbes, 23 Taglöhner, 64 Hausdiener, 4 Schulmeister und endlich 84 von christlichen Familien adoptirte Kinder. Wir können beifügen, daß manche dieser in den Waisenhäusern des Vereines erzogenen Findlinge später sogar Priester oder Ordensleute geworden sind. So traten z. B. aus dem Waisenhaus der Schwestern vom hl. Paul in Hongkong bereits 23 junge Chinesinnen in das Noviziat zu Saigon ein.

Vor allem ist es China mit seinen Findlingen, dem der Verein nach der Idee seines Gründers in erster Linie seine Thätigkeit zugewendet hat. Allein mit der riesigen Ausdehnung des Missionsfeldes in unsern Tagen und namentlich seitdem der dunkle Welttheil sich erschlossen und uns einen Blick in den Abgrund seiner Greuel thun ließ, seitdem der Jammerruf unzähliger armer Negerkinder: „Weißer, kauf mich los!" so flehentlich an das Ohr ihrer weißen Brüderchen in Europa gedrungen ist, hat auch das Unterstützungsgebiet des Vereins immer weitere Ausdehnung gewonnen und umfaßt gegenwärtig, wie der Rechenschaftsbericht für 1891/1892 aufweist, so ziemlich das ganze katholische Missionsfeld. Eine anschauliche Darstellung von der Thätigkeit des Vereins bietet die folgende, dem obigen Jahresbericht beigefügte Tabelle.

Rechenschaftsbericht der verschiedenen vom Verein der heiligen Kindheit unterstützten Missionsgenossenschaften im J. 1891/1892[1].

Missionsgenossenschaften.	Zahl der durch den Verein unterstützten Missionen.	Waisenhäuser.	Schulen.	Werkstätten, Ateliers x.	Ackerbau-kolonien.	Armen-apotheken.	Kinder getauft.	Kinder erzogen.	Zugewiesene Unterstützung. Frcs.
Lazaristen	11	41	190	33	3	45	67 014	11 412	332 000
Jesuiten	12	124	1 323	22	3	248	75 824	40 600	486 000
Seminar der auswärtigen Missianen von Paris	42	210	904	65	15	263	183 210	44 619	1 167 000
Cangregation vam Heiligen Geiste und unbefleckten Herzen Mariä	12	49	81	71	30	64	2 372	5 085	223 133
Congregation der Oblaten von der Unbefleckten Empfängniß . .	8	17	163	4	3	6	1 771	5 071	64 000
Congregation der auswärtigen Missionen van Mailand .	3	22	117	10	4	42	11 813	3 209	89 000
Franziskaner	14	28	213	31	4	20	56 818	11 356	256 000
Dominikaner (spanische)	5	39	6	—	—	89	51 032	4 902	73 000
Verschiedene Missionsgenossenschaften	46	113	421	61	46	119	31 681	19 140	397 200
Total:	153	661	3 418	297	108	896	481 535	145 403	2 087 333

Weit entfernt, den ältern „Verein der Glaubensverbreitung" (Franz-Xaver-Verein) zu schädigen, hat der jüngere Bruder ihn nur gefördert. Im Jahre 1843 hatte der Franz-Xaver-Verein eine Gesamteinnahme von 3562088 Fr., im Jahre 1891 erreichte die Jahressumme 6694487 Fr. Diese Zunahme dürfte zum guten Theil dem Umstande mit zuzuschreiben sein, daß die Mitglieder des Kindheit-Jesu-Vereins später gewöhnlich auch dem Verein der Glaubensverbreitung beitreten; eine Hoffnung, die bereits Pius IX. in seinem Bestätigungsbreve vom 18. Juli 1856 ausgesprochen. „Indem das Werk der heiligen Kindheit", so sagt er, „in den Kinderherzen Fünkchen christlichen Glaubens hervorruft und ihnen Sinn für wahre Barmherzigkeit beibringt, entzündet und beseelt es sie mit dem Streben nach dem Heil der Seelen und der Verbreitung des Lichtes der wahren Religion, so daß sie im reifern Alter um so bereitwilliger sich dem Verein für Verbreitung des Glaubens anschließen."

In der That herrscht heute das weitestverbreitete und opferwilligste Interesse für die äußern Missionen gerade in jenen Ländern, in denen der Kindheit-Jesu-Verein am meisten zur Blüthe gelangte: in Frankreich, Deutschland, Belgien und Holland.

„Zu den herrlichen obengenannten Resultaten hat Deutschland in einer Weise beigetragen, daß es gerechte Bewunderung herausfordert, um so mehr, als der größte Erfolg in den Jahren erzielt wurde, da Deutschland unter dem Culturkampf seufzte und der Verein in allen Schulen Preußens verboten wurde. Wie so oft die Ränke des Bösen an der Allmacht Gottes scheitern, so geschah es auch hier. Seitdem es den braven Lehrern und Lehrerinnen verboten war, nahmen sich die Geistlichen des Werkes an, obschon sie selbst wegen der Gehaltsperre in großer Bedrängniß waren." Und der Verein ist durch die Verfolgung nur noch populärer geworden (vgl. Jahrg. 1876, S. 156). Wie so viele andere katholische Werke und Unternehmungen, so hatte auch der Verein der heiligen Kindheit zuerst Aufnahme in der guten alten Kaiserstadt Aachen gefunden. Der hochw. Herr Kaplan Sartorius an der Kirche von St. Foilan rief ihn ins Leben, und von hier aus verbreitete sich der Verein allmählich über ganz Deutschland. Sartorius blieb auch als Oberpfarrer von Burtscheid-Aachen bis zu seinem Tode Vorsitzender des Centralcomité für Deutschland. Ihm zur Seite wirkten die Herren Dechant Keller in Burtscheid, Oberpfarrer Blum und Canonicus Kloth, die alle längst heimgegangen sind.

[1] Es fehlen im Bericht 7 Missionen, andere haben unvollständige Listen eingesandt.

Verdienste um den Verein haben sich u. a. die „Schwestern vom armen Kindlein Jesu" erworben. Seit 1865 weihte Schwester Aloysia Bossen zuerst als Rendantin, dann als Secretärin dem heiligen Werke 25 Jahre lang, nur durch den Culturkampf zeitweise behindert, ihre beste Kraft, und durch diese opferwillige und für den Verein begeisterte Klosterfrau nahm derselbe jetzt von Jahr zu Jahr eine größere Ausdehnung. An ihre Stelle trat nach ihrem Tode (8. April 1889) ihre bisherige Gehilfin Schwester Clemens Marx, die bis heute, von einigen Mitschwestern unterstützt, die Redaction der so ansprechenden kleinen „Jahrbücher", die Versendung der Drucksachen und Devotionalien (Aufnahmebilder, Medaillen u. dgl. werden jetzt jährlich über 200000 vertheilt) und die ganze damit verknüpfte mühselige Correspondenz besorgt. Ehre den braven Schwestern!

Unter den ersten Förderern des Vereins ist ferner aus dem Laienstand neben Herrn Aloys Geuljans besonders Herr Stadtverordneter Kaufmann Heinrich Oster zu nennen, der seit 1866 als Mitglied des Centralvorstandes für Deutschland und seit 1875 als Rendant an dem Aufblühen des Vereins den innigsten Antheil genommen hat. Dem bescheidenen Manne wurde letztes Jahr von ganz unerwarteter Seite eine Anerkennung seiner Verdienste zu theil. Unter dem 29. Zi-al-Quadeh 1310, d. h. 25. Juni 1892, verlieh ihm der Sultan von Sansibar Ali ben Saïd, dem der Apostol. Vicar über das segensreiche Wirken des Vereins erzählt hatte, den Ordensgrad und die Insignien eines Commandeurs des „strahlenden Sternes", eine Auszeichnung, die auch deswegen Beachtung verdient, weil sie beweist, wie sehr selbst ein nicht christlicher Fürst die durch die katholischen Missionen seinem Lande erwiesenen Wohlthaten zu schätzen weiß. Der Centralvorstand für Deutschland besteht gegenwärtig aus Herrn Dechant Stapper, Oberpfarrer in Burtscheid-Aachen, Herrn Rector Dr. Schiffers an der Marienkirche, Herrn Kaplan Birckmann (ebendort) als Schriftführer, Schwester Clem. Marx, Secretärin, und Herrn H. Oster, Rendant. Seit dem Aufruf, den der Vorstand 1881 erließ (vgl. Jahrg. 1881, S. 132), hat der Verein immer mehr zugenommen. Betrug die Zahl der bis dahin versandten „Jahrbücher" 58000 Exemplare, so ist sie heute auf 115000 gestiegen. Aehnlich wuchsen die Einnahmen des Vereins.

Gesamteinnahme des Vereins.		Frankreich.	Deutschland.
1866 . . .	1603200 Fr.	991892 Fr.	176162 Fr.
1876 . . .	2487966 „	1230936 „	453278 „
1886 . . .	3441718 „	1210670 „	759088 „
1891 . . .	3516245 „	1099506 „	1055815 „

Diese Vergleichung zeigt, daß die deutschen Kinder mit denen Frankreichs immer erfolgreicher um die Palme ringen und thatsächlich im Vergleich zur Katholikenzahl der beiden Länder jetzt schon weit voraus sind (vgl. Jahrg. 1892, Jugendbeil. S. 24). Wahrlich, „der liebe Gott kann das opferwillige Deutschland und seine Kinder nicht verlassen".

Wiederholt ist schon der Versuch gemacht worden, der ursprünglichen Idee des Kindheit-Jesu-Vereins entgegen, seine Einnahmen auch andern Zwecken zuzuführen. Diese Versuche sind glücklicherweise bis jetzt stets vereitelt worden. In der That ist die Idee des Gründers: die heidnischen Kinder durch die christlichen zu retten, nicht bloß die den jugendlichen Mitgliedern entsprechendste, sie umfaßt auch einen Zweck, der wahrhaftig wichtig und umfassend genug ist, um durch einen eigenen Verein ausschließlich erstrebt und gefördert zu werden. Daran wird keiner zweifeln, der eine Ahnung davon hat, ein wie unglückseliges Wesen das Kind nicht bloß in China und Afrika, sondern im Heidenthum überhaupt ist. Und dann, hat etwa der Verein in diesen 50 Jahren nicht wirklich Großartiges geleistet? Wahrlich, es ließe sich darüber ein ganzes Buch voll der rührendsten und ergreifendsten Züge schreiben. Man lese nur die Briefe der Missionäre, mit welcher Begeisterung sie von der Wichtigkeit und Bedeutung dieses lieblichsten aller Vereine sprechen, und wie sie bezeugen, daß auf den von ihm ausgehenden Unternehmungen und Arbeiten ein ganz besonderer Segen ruhe. Das gilt namentlich von den zahlreichen Waisenhäusern und den damit verbundenen Erziehungsanstalten, welche fast ausschließlich durch die Gaben des Vereins unterhalten werden. Während die erwachsenen Bekehrten, die oft den größern Theil ihres Lebens im Heidenthum verlebt haben, nur sehr schwer sich von dessen Einflüssen ganz losmachen, athmen die Findlinge in jenen Anstalten von ihrer frühesten Jugend an die reine, gesunde Luft der christlichen Glaubens- und Sittenlehre ein, die darum auch tiefer und unvermischter in sie eingeht. Unser glorreich regierender Papst Leo XIII. hat es sich denn auch nicht nehmen lassen, dem Verein bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Jubiläums „ein Zeichen seiner besonderen Zuneigung" zu geben, indem er ihn durch Breve vom 3. Februar d. J. von neuem in seiner Eigenart bestätigte und die ihm früher verliehenen Privilegien (vergl. Handbüchlein) erneuerte.



In den Himmel.

Nicht zu übersehen ist sodann, daß der Anschluß an den Verein auch für die katholischen Kinder selbst den größten Nutzen und Segen bringt. Zunächst gewinnen sie einen Antheil an den reichen Gnadenschätzen des Vereins, besonders den Ablässen und den heiligen Messen, welch letztere nach den Statuten die besondere Intention haben, den jungen Mitgliedern die Gnade einer guten ersten heiligen Communion und der Beharrlichkeit zu erwirken. Dann aber wird die Idee und die praktische Betheiligung am Vereine durch die vorgeschriebenen Gebete und Almosen für das Kind eine wahre Schule des Herzens. Wunderschön führt dies Pauline Marie Jaricot, die Mitbegründerin des Vereins, in ihrem Schreiben 1851 an die christlichen Mütter aus, worin sie ausführlich und in volksthümlicher, eindringlicher Weise „den Nutzen des Vereins für die Erziehung der kleinen christlichen Kinder" nachweist. (Vgl. Annales de l'Oeuvre 1884,

tom. XXXV, p. 231 s.) Aehnlich hatte sich schon früher Mfgr. Parisis, Bischof von Langres, der dritte Präsident des Vereins, ausgesprochen. „Bekanntlich", so sagt er u. a., „ist die Tugend eine Gewohnheit, und nur durch wiederholte Ausübung, besonders in der Kindheit, eignet man sich diese Gewohnheit an. Indem nun das Kind das Almosen seiner Mutter in die Hand des Armen legt, erlangt es die süße Gewohnheit, wohlzuthun, und indem es täglich auf den Knieen mit gefalteten Händchen die ihm noch nicht ganz verständlichen Gebete spricht, bildet es sich heran zur Frömmigkeit. Und so auch, wenn das Kind monatlich aus seinen eigenen kleinen Ersparnissen die Missionspfennige nimmt und sie für das leibliche und geistige Wohl der armen, einem zweifachen Tode ausgesetzten Heidenkinder hinschenkt, entwickeln sich in ihm allmählich wie von selbst die Vorstellungen des Glaubens und die Gefühle christlichen Seeleneifers, die bei der Gleichgiltigkeit und dem Unglauben unseres Jahrhunderts so leicht unerschlossen bleiben. Da geht ihm ferner allmählich ein Licht auf über die erhabene Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen, welche die Dürftigkeit eines Theiles der Menschheit durch den Ueberfluß des andern wundersam ausgleicht und, fern von Thorheiten und Hirngespinsten, in Wahrheit alle Völker zu einer Familie vereinigt." Dazu kommt, daß die Kinder ihren eigenen Glauben und das Glück, gute christliche Eltern zu besitzen, höher und besser schätzen, und aus Liebe für andere etwas sich selbst versagen, d. h. Opfersinn lernen, wovon die Jahrbücher von Zeit zu Zeit so rührende Beispiele bringen. „Ueberdies", so fährt der Bischof fort, „könnt ihr gewiß sein, daß die armen, durch eure Mithilfe der Verlassenheit entrissenen Kinder, die zudem vielleicht euern Namen tragen, schon in dieser Welt euch segnen, und daß all die zahlreichen in der Taufunschuld verstorbenen Kleinen für euch im Himmel oben, den sie ja euch verdanken, beten werden."

Mögen denn diese Zeilen etwas dazu beitragen, den lieblichen Verein auch in jene Kreise zu tragen, wo er bis jetzt noch wenige oder keine Mitglieder zählt, und in allen unschuldigen deutschen Kinderherzen den lebhaften Wunsch wachrufen: Verbreiter des Reiches Gottes hienieden zu werden [1].

[1] Die Geldsendungen der Localvereine wolle man an Herrn Kaufmann Heinrich Oster, Karlshaus in Aachen, richten; sonstige Briefe um Auskunft an Herrn Kaplan Birckman, Aureliusstraße 18 in Aachen.

Eine Reise nach dem Sinai.

(Nach den Mittheilungen des P. M. Jullien S. J. — Fortsetzung.)

12. Das Kloster der hl. Katharina.

Früher wurden die Pilger an einem Stricke 10 m zu einer Maueröffnung emporgezogen; jetzt genügt es, seinen Empfehlungsbrief in den herabgelassenen Korb zu legen, und es öffnet sich die Pforte, wenn er als richtig befunden. Wir mußten lange warten; denn es war die Zeit der Brodvertheilung an die Beduinen, deren etwa 50, Männer, Weiber und Kinder, am Fuße der Mauer standen. Die Männer und Kinder bekamen je drei faustgroße schwarze Brode, die Weiber nur zwei. Endlich öffnete sich zwischen Garten und Kloster ein großes Thor, und wir wurden mit unsern Beduinen und Kameten in den Hof der Knechte eingelassen. Ein Mönch in schwarzem Kleid mit Ledergürtel führte uns durch ein kleines, eisenbeschlagenes Pförtchen in das Kloster. Ein Zförmiger Gang ist durch die kolossal dicke Mauer geführt und wird bei der ersten Wendung von einer zweiten Eisenthüre gesperrt. Wenn man diesen Tunnel durchschritten, wird man über zwei kleine ansteigende Höfchen und endlich über eine alte Außentreppe in den Fremdenbau geführt, wo sich eine verlassene, sonst den Lateinern vorbehaltene Kapelle, eine Küche und 3 oder 4 Zellen befinden, deren Fenster nach dem Knechtehof zu liegen.

Der ältesten Ueberlieferung gemäß ist das Kloster auf der Stelle erbaut, wo Gott aus dem brennenden Dornbusch zu Moses redete. Die hl. Silvia kam dahin, als sie vom Heiligen Berge niederstieg, den sie von der andern Seite erklommen hatte, und traf daselbst eine Kirche, in der sie die heilige Messe lesen ließ, eine Quelle und Mönchswohnungen. „So kamen wir zum Dornbusch," sagt sie. „Es steht daselbst eine Kirche oben im Thale. Vor der Kirche ist ein sehr angenehmer Garten mit einer reichlichen Quelle von vortrefflichem Wasser. Der Dornbusch ist im Garten selbst. Man zeigte uns ganz nahe die Stelle, wo Moses sich befand, als der Herr zu ihm sagte: Löse die Riemen deiner Schuhe u. s. w." Justinian umgab, wie schon gesagt, 527 Kirche und Kloster zum Schutze gegen die Beduinen mit einer Mauer. Eine arabische Inschrift aus dem 12. oder 13. Jahrhundert auf der Mauer neben dem Eingange erinnert an diese That. Mohammed soll den Mönchen zum Danke für ihre Gastfreundschaft einen Schutzbrief auf Gazellenhaut übergeben und durch Aufdrücken seiner zwei Finger beglaubigt haben. Dieser Brief wurde von Sultan Selim nach Konstantinopel in den Schatz des Großherrn gebracht und durch eine beglaubigte Abschrift ersetzt. Aber auch dieses Document ging den Mönchen verloren und ist nur in einer unbeglaubigten Abschrift im Archiv zu Alexandrien erhalten. Es hat den Mönchen wenig genützt. Sie mußten sogar eine Moschee und ein Minaret neben ihre Kirche bauen, und beide stehen heute noch, obschon sie jetzt kaum etwas von den Mohammedanern zu fürchten haben und sich obendrein des mächtigen Schutzes Rußlands erfreuen.

Wiederholt wendeten die Päpste dem Kloster ihre väterliche Sorge zu: so Gregor der Große (590—604) in einem freundlichen Briefe an den Abt Johannes vom Berge Sion, weshalb die Mönche, wie Rudolf, Vicar von Suchen in Westfalen, von seiner Pilgerfahrt 1336—1341 berichtet, sein Fest jährlich mit großem Glanze begingen. Honorius III. bestätigt 1218 und 1226 die Besitzungen des Klosters. Aus dem Jahre 1260 haben wir den letzten Brief, der beweist, daß das Kloster damals noch in Gemeinschaft mit dem Römischen Stuhle war. Es scheint infolge des neu auflodernden Schismas nach dem Concil von Florenz sich von der Einheit getrennt zu haben. Als 1483 der Dominikaner Felix Faber und seine edeln deutschen Reisegefährten das Kloster besuchten, wollten die Mönche keine Gemeinschaft mit der römischen Kirche haben, verweigerten ihnen den Altar und feierten selber keinen Gottesdienst, solange die Lateiner anwesend waren.

Das Kloster steht auf der Westseite des Thales, und zwar auf dem Hange, der von der Thalsohle zum Fuße der großen Felswände des Sinai ansteigt. Seine Ringmauer bildet ein un-

regelmäßiges Viereck von 80 m Länge und 70 m Breite. Die gewaltigen, von mehreren Thürmen flankirten, von Strebepfeilern aus großen rothen Granitblöcken ohne Mörtel gestützten Befestigungswerke mit ihren Schießscharten und Wachtthürmchen auf den Ecken verleihen ihm noch immer das Ansehen einer starken Festung aus alter Zeit, trotz des elenden Flickwerkes und der kleinen Fenster, welche die Mönche da und dort anbrachten. Von dem hochgelegenen Gange der Fremdenzimmer aus gesehen, gleicht das Kloster einem befestigten Städtchen des Mittelalters mit seinen engen, gewundenen Gassen, kleinen Plätzen und mit den verrosteten Eisenkanonen auf den Ringmauern. Die kleinen Wohnungen der Mönche, die Vorrathshäuser, die Dienstgebäude, alles ist ohne Ordnung, ohne Plan und schlecht durcheinandergebaut, mit einer Schicht Lehm bedeckt und dem Einsturze nahe. Nur die große Kirche in der Mitte ist solid gebaut und in gutem Zustande. Die schöne Treppe, die hübsche Fassade, das neue Zinkdach, der reiche, in italienischem Stile neu erbaute Glockenthurm erfreuen Auge und Herz des Pilgers. Ueberall begegnet man Kapellen; außer den Seitenkapellen der Kirche sollen es 22 sein. Sie scheinen nur am Festtage des betreffenden Heiligen benützt zu werden. Eine ist dem hl. Michael geweiht, und die Mönche hatten die Freundlichkeit, mich am Tage meines Schutzheiligen zu dem Gottesdienste einzuladen, den sie dort feierten. Die Kapelle ist reinlich, aber ärmlich. Der Gottesdienst war würdig durch seinen Ernst, die genaue Beobachtung der Ceremonien, die Pracht der priesterlichen Gewänder und namentlich durch den feierlichen, auf das genaueste ausgeführten Kirchengesang (falso bordono). Während der ganzen Dauer von 2 bis 3 Stunden standen der Erzbischof und die Mönche zu beiden Seiten in zwei Reihen; denn die Griechen knien nicht und setzen sich nicht in der Kirche. Nur zwei Greise stützten sich auf lange Tförmige Stäbe.

Früher mußten die Mönche durch einen unterirdischen Gang in den Garten gehen. Jetzt ist diese Vorsicht nicht mehr nöthig; der Weg führt durch einen geschlossenen Hof. Mit seinen Oelbäumen und aller Art Fruchtbäume, Birnen, Aprikosen, Citronen, Reben und mit seinem frischen Grün, das reichlicher Bewässerung zu verdanken ist, gleicht er einer verzauberten Oase zwischen diesen nackten und düstern Felsen. Alles ist besser gepflegt als in den Gärten Syriens. Sogar die kleine runde Pistazie findet man in diesen 2 Hektaren; nur die Palme vermißt man ungern; aber die Datteln kommen eben nicht zur Reife, da die Sonne in dieser Schlucht so spät auf- und so früh untergeht.

Mitten im Garten ist der Gottesacker. Seine neue weiße Kapelle, die durch die hohen dunkeln Cypressen leuchtet, fällt dem Wanderer von ferne schon in die Augen. Hart daneben befinden sich die beiden großen Gewölbe, die als Beinhäuser dienen. Das erstere hat eine Länge von 15 m und birgt eine Unmasse von Gebeinen. Die Knochen sind längs den Seiten, die Schädel im Hintergrunde aufgeschichtet. Meist sind es die Ueberreste ehrwürdiger Einsiedler und Anachoreten, deren Gebeine man in den Höhlen der Umgegend gesammelt hat. Ihnen hat man die Ueberreste der im Kloster Verstorbenen beigefügt; denn sie wünschen sehr, nach ihrem Tode bei den frommen Einsiedlern zu ruhen, deren Nachfolger sie sein wollen. Wir bemerkten unter den Gebeinen manche mumienartig mit geschwärzter Haut bedeckte und verschiedene Bußwerkzeuge, so mehrere aus kleinen Stücken Eisenblech gefertigte Gürtel. Das zweite Gewölbe hängt mit dem ersten zusammen und ist für die Priester allein bestimmt. Man zeigte uns da in einem Sarge die Ueberreste von zwei Prinzen, die unter den Einsiedlern des heiligen Berges gelebt hatten. Sie wohnten nahe bei der Kapelle des hl. Pantaleon in zwei übereinanderliegenden Höhlen und hatten sich an eine gemeinsame Kette geschmiedet, welche sie abwechselnd schüttelten, um sich während des Gebetes nicht vom Schlafe übermannen zu lassen. Die Kette liegt zwischen ihren Gebeinen.

Mitten im Gewölbe sitzt auf einem Thronsessel eine weißbekleidete Mumie mit einer Mütze aus Silberbrocat auf dem Haupte, wie ein Richter unter dieser Versammlung von Todten. Stephan ist sein Name, und seine Geschichte wurde uns vom hl. Johannes Climacus um das Jahr 590 in der „Himmelsleiter" aufgezeichnet. Stephan hatte 40 Jahre am Fuße des Sinai in der grauenvollen Wüste Sibdim gelebt und war unter den Einsiedlern berühmt durch seine Fasten, seine Tugenden, die Gabe der Thränen und selbst durch seine Wunder. Als er dem Tode nahe war, sah man ihn die gebrochenen Augen nach verschiedenen Seiten seines Sterbelagers bewegen und hörte ihn, während er am ganzen Leibe zitterte, unsichtbaren Anklägern antworten, deren Stimme er allein vernahm. „Es ist wahr, ich habe diesen Fehler begangen, aber ich habe ihn auch durch jahrelanges Fasten gesühnt." — „Nein, das habe ich nicht gethan; ihr klagt mich falsch an." — „Diesen Fehler läugne ich nicht; aber durch wie viele Jahre der Thränen und guter Werke habe ich ihn gesühnt!" Manchmal hörte man ihn sagen: „Das gestehe ich ein, und ich kann nichts zu meiner Vertheidigung vorbringen; aber ich verharre in dem Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes." Er starb und ließ seine Brüder in Ungewißheit über das Endurtheil und von einer heiligen Furcht Gottes erschüttert zurück.

Um in die Bibliothek Zutritt zu erhalten, mußten wir uns große Mühe geben. Die Entdeckung des berühmten Codex Sinaiticus (mit dem Codex Vaticanus die älteste Bibelhandschrift aus dem 4. Jahrhundert), die Tischendorf 1844 hier machte und dadurch die Unwissenheit der hiesigen Mönche, welche keine Ahnung von dem Werthe dieser unschätzbaren Handschrift hatten, an den Pranger stellte, hat sie argwöhnisch gemacht. Man zeigte uns erst einige illustrirte Andachts- und Psalmenbücher, dann eine Sammlung neuerer, meist griechischer und russischer Bücher, und endlich, nach mehrtägigem Bitten, wurden wir in die eigentliche Bibliothek, einen Saal von etwa 100 qm, geführt. Daneben befindet sich eine Kapelle der seligsten Jungfrau, welche die Griechen „Panhagia", die „Ganzheilige" nennen. Die griechischen Handschriften allein schienen uns wohl die Hälfte der Sammlung zu bilden; daneben sind arabische und syrische Handschriften zahlreich vertreten, auch viele chaldäische und abessinische. P. van Kasteren erhielt nicht die Erlaubniß, die Schätze zu durchforschen, und wir mußten diesen Theil unseres Programms, für den wir einige Tage festgesetzt hatten, fallen lassen.

Die große und alte Basilika der Verklärung ist eine der ehrwürdigsten Kirchen der Welt. Sie steht von allen andern Gebäuden getrennt. Dieselbe wird von den Mönchen sehr hoch gehalten und eifersüchtig gehütet; sie ließen uns nur unter zahlreicher Begleitung das Heiligthum betreten und beobachteten uns Schritt für Schritt. Wie alle griechischen Kirchen ist sie genau nach Osten gebaut und steht deshalb mit der Umfassungsmauer nicht parallel. Man steigt über eine äußere Treppe zu ihr empor; große griechische Buchstaben an den Stufen geben den Namen des Erbauers Jakobos. Vor der Treppe wird der Brunnen gezeigt, an welchem Moses mit den Töchtern des Jethro oder Raguel zusammentraf (2 Mos. 2, 16). Nach dieser Quelle nennen die Beduinen das Klosterthal auch Wadi Schueib, d. h. Thal des

Schwiegervaters (Jethros), und verewigen so die Ueberlieferung von der ersten Begegnung des Moses mit seiner Frau.

Bevor man die Kirche betritt, muß man eine Vorhalle durchschreiten, welche, wie bei allen großen Basiliken, ihre ganze Breite einnimmt. Kenner der alten Kunst würden sich hier lange aufhalten und voll Bewunderung viele Seiten über das herrliche Portal, ein Meisterwerk, schreiben. In dem gewaltigen Bogen von 2,5 m Spannweite bei 4—5 m Höhe ist jeder Zoll mit den herrlichsten und vielfältigsten Ornamenten in Bronze und Email in unvergleichlicher Zartheit bedeckt. Prachtvolle, herrlich eingefaßte Emailstücke schmücken die senkrechten und wagrechten Leisten der Thüren. Links neben dem Thore steht ein prächtiges Weihbecken moderner Arbeit; drei übereinanderstehende weiße Marmorschalen sind mit silbernen Tauben verziert, welche das einmal im Jahre auf Epiphanie geweihte Wasser spenden.

Welch überwältigenden Eindruck übt gleich beim Eintritte die schöne, herrliche Basilika Justinians mit ihren gewaltigen Säulen, reichen Kapitälen, dem vielfarbigen Marmor- und Porphyrboden, mit ihrer von Mosaiken bedeckten Apsis, mit ihrer von vergoldetem Gebälk und grüngoldenem Getäfel geschmückten Decke, mit ihren 40 silbernen Lampen, 10 großen Kronleuchtern, ihren Teppichen und tausendfachem Zierat! Das alles scheint dem Auge, das aus der Wüste kommt und in einer düstern Bergschlucht all diese Herrlichkeit erblickt, noch viel strahlender. Das Mittelschiff, höher als die Seitenschiffe, wird von 12 Säulen, dem Bilde der Apostel, welche die Kirche Gottes stützen, getragen. Kreuze an ihnen bezeichnen die Stellen, welche zahlreiche Reliquien bergen, wie uns die Mönche sagten; jeder Monat hat einen Tag, an dem sie der Reihe nach verehrt werden. Wie in allen griechischen Kirchen wird das Chor durch eine Ikonastase (Bilderwand) abgeschlossen; sie ist vergoldet und mit moskowitischen Bildern geschmückt, paßt aber gar nicht in den Bau, sondern wurde ganz unvermittelt an die beiden letzten Säulen angelehnt. Die heilige Eucharistie wird im Hintergrunde der Apsis in einer Marmorurne aufbewahrt, ein alter Gebrauch, dessen Spuren sich in mehrern Kirchen zu Rom finden. Am Gründonnerstag werden die heiligen Species in die Urne gelegt, die man nur öffnet, um Sterbenden die heilige Wegzehrung zu reichen. Die heiligen Hostien werden das ganze Jahr nicht erneuert.


Der Vorsteher des Sinai-Klosters. (Nach einer Photographie.)

Was die alte Kunst betrifft, übertreffen die Mosaiken der Apsis, ein Werk des 7. oder 8. Jahrhunderts, alles übrige; sie stehen kaum hinter den bewunderten Meisterwerken der Hagia Sophia zu Konstantinopel und von St. Marcus zu Venedig zurück. Die Mosaik des Apsiskreises stellt die Verklärung des Heilandes dar, das Geheimniß, nach welchem die Kirche von alters her benannt wurde. Jesus steigt in der Gestalt eines jungen Mannes von schlanken Formen gegen Himmel. Moses und Elias zeigen ihn den Aposteln, als ob sie sagten: Das ist derjenige, den das Gesetz vorgebildet, den die Propheten vorherverkündet haben. Petrus ist auf den Boden hingestreckt, Johannes und Jakobus liegen auf den Knieen und blicken erstaunt und geblendet empor. Rings um das Gemälde sind in einem Kranze von Medaillons die 12 Apostel und die 16 biblischen Propheten (nur wird Jonas durch David ersetzt) geschlungen; zwischen beiden Reihen ist das Bild des Priesters Longinus, des Vorstehers des Klosters, angebracht. Alle Bilder sind auf Goldgrund, und neben den Personen stehen ihre Namen. In der Gewölbenische, welche die Apsis schließt, erblickt man in der Mitte den brennenden Dornbusch, rechts davon Moses, die Schuhe ausziehend, links Moses mit den Gesetzestafeln und im Hintergrunde den Berg Sinai. Darüber sind 2 Engel und 2 Medaillons, nach der Angabe der Mönche mit den Bildern Justinians und seiner Gemahlin Theodora; man muß aber bemerken, daß dieselben durchaus nicht den Mosaiken von S. Vitale zu Ravenna und in der Sophienkirche zu Konstantinopel gleichen.

Noch manche andere Gegenstände in dieser herrlichen Basilika verdienten aufmerksame Beachtung. So namentlich der große Speisekelch, der ganz mit Schildpatt und Perlmutter überkleidet ist und 1682 unter dem Erzbischof Joanichios hergestellt wurde; der erzbischöfliche Sitz mit einer alten Darstellung des Klosters; zwei bronzene Löwen von vorzüglicher Arbeit und hohem Alter, welche die Leuchter am Eingange des Chores tragen u. s. w. Daneben finden sich natürlich auch manche werthlose und geschmacklose Figuren, namentlich unter den Heiligenbildern moskowitischer Herkunft.

Der Schatz aber, auf den die Mönche namentlich stolz sind und der viele Pilger und reiche Opfergaben aus Rußland herbeizieht, sind die kostbaren Ueberreste der hl. Katharina, der Jungfrau, Philosophin und Martyrin von Alexandrien. „Ihr Leib wurde von den Engeln auf den Berg Sina in Arabien getragen“, sagt das römische Martyrologium und Brevier. Sie litt unter Kaiser Maximin zu Anfang des 4. Jahrhunderts. Gleich nach ihrem Tode suchten die Christen ihren Leib, um ihn zu bestatten; aber er war nicht zu finden, und während drei Jahrhunderten wußte man nichts über dessen Schicksal. Dann offenbarte Gott dem Vorsteher des Klosters, einem heiligen Manne: ein kostbarer Schatz für die gesamte Kirche sei in den benachbarten Bergen verborgen, und er solle ihn mit seinen Mönchen holen. Unterwegs trafen sie einen unbekannten Greis, der sie auf den höchstenBerggipfel der Halbinsel, den Katharinenberg, verwies. Sie hatten ihn für unersteigbar gehalten; dennoch erklommen sie ihn mit großer Mühe und fanden in einer Höhle den unverwesten Leib einer Jungfrau. Kein Zweifel, das war der Schatz, den sie

heben sollten. Während sie beteten, kam ein anderer Greis, belehrte sie über den Namen, die Verdienste und Glorie dieser Jungfrau, gebot ihnen, den Leib in ihre Kirche zu übertragen, und verschwand. So erzählten uns die Mönche und so berichteten vor Jahrhunderten schon die alten Pilger. — Das Grab der Heiligen befindet sich im Südende der halbkreisförmigen Apsis; es ist ein weißer Marmorsarkophag mit Basreliefs, wovon eines 2 Hirsche darstellt, die ein griechisches Kreuz verehren. Die Eröffnung des Sarges, um uns die Reliquien zu zeigen, fand mit großer Feierlichkeit statt; beinahe die ganze Klostergemeinde hatte sich im Kreise um den Sarkophag aufgestellt und sang Hymnen. Der Pater Sacristan leitete die Feier, öffnete den Marmordeckel und nahm 2 schöne vergoldete Reliquiarien heraus, die er auf einen Tisch zwischen brennende Lichter stellte. Das eine enthielt das Haupt der hl. Katharina; es ist braun und ohne Haare; das andere eine Hand, mit einer dunkeln, runzeligen Haut überzogen. Man reichte sie uns zum Kusse. Das ist so ziemlich das einzige, was vom Leibe der hl. Katharina noch auf dem Sinai ist. Die übrigen Theile wurden im Laufe der Jahrhunderte an Wohlthäter, namentlich nach Rußland, verschenkt. Man gab uns Watte und ein versilbertes Stäbchen, welches die Reliquien berührt. Diese Stäbchen werden in Rußland hoch geschätzt; sie tragen das Monogramm des Klosters und den Namen Aikatharina, wie die Heilige bei den Griechen genannt wird.

Die zahlreichen Seitenkapellen der Basilika bieten nichts Merkwürdiges. Dagegen darf die Kapelle des brennenden Dornbusches nicht unerwähnt bleiben. Die herrliche Basilika der Verklärung ist gewissermaßen nur der Vorhof dieses viel ältern und noch heiliger gehaltenen Heiligthums. Man muß die Schuhe ablegen, wenn man es betritt. Es liegt hinter der Chor-Apsis, und wir gelangten durch die Sacristei am Ende des Südschiffes, wo Reliquien von durch die Ungläubigen erschlagenen Mönchen verehrt werden, dahin. In der Sacristei zogen wir die Schuhe aus und traten durch ein enges, von Vorhängen verschlossenes Pförtchen über einige Stufen hinab in die niedrige, halbrunde Kapelle, welche kaum 20 Personen fassen kann. Sie wird von einigen



Mönche des Sinai-Klosters (Nach einer Photographie.)

Lampen erhellt. Der Boden ist mit reichen persischen Teppichen belegt, die Wände mit bemaltem Porzellan geschmückt. Unter dem Marmoraltar, der genau die Stelle der Erscheinung bezeichnen soll, brennen beständig 3 Lampen und beleuchten einen Silberschild mit einem Kreuze, das die Pilger küssen.

Das Alter der Basilika stimmt nach Stil und Bauart mit der Angabe, daß Justinian (527—565) sie erbaute, überein und wird durch eine Entdeckung Ebers' bestätigt. Derselbe fand folgende drei griechische Inschriften: „Für die Erhaltung unseres frommen Königs Justinian des Großen." — „Zur Erinnerung an unsere verstorbene Königin Theodora." — „Herr, den wir an dieser Stätte anbeten, rette deinen Diener Stephan und Ailisios, den Baumeister des Klosters, und Nonnas; erbarme dich ihrer!" — Die Kapelle des Dornbusches ist bestimmt viel älter; ihre Bauart, die Einfachheit ihrer Formen und der tiefer liegende Boden bezeugen das. Höchst wahrscheinlich ist es dieselbe Kirche, in welcher die hl. Silvia im 4. Jahrhundert gebetet hat. Wie damals theilen auch jetzt noch die Mönche an die Pilger Blätter eines Dornstrauchs aus, der hinter der Kapelle wächst.

Noch ein Wort über die Mönche. Sie beobachten die Regel des hl. Basilius, und zur Sinaitischen Congregation gehören Klöster in Kairo, Konstantinopel, in Griechenland und auf den griechischen Inseln, in Serbien, Rumänien und selbst in Indien. Der von den Mönchen erwählte Erzbischof von Kairo ist der Obere. Früher hatten sie reiche Einkünfte, und sie sind auch jetzt noch gut gestellt. Dennoch tragen Zellen, Einrichtung und Kleider den Stempel der Armut. Sie trinken niemals Wein, essen nie Fleisch, ja es darf kein Fleisch ins Kloster gebracht werden. Muß ein Kranker Fleisch genießen, so wird er in eine benachbarte Einsiedelei außerhalb des Klosters getragen. Während der Fastenzeit enthalten sie sich auch des Oeles und leben von in Wasser gekochtem Gemüse und gesalzenem Fisch. Jede Nacht stehen sie $1^1/_2$ Uhr auf und begeben sich in die Kirche zum Chorgesang. Sonderbar ist das Zeichen zum Aufstehen. Ein Mönch besteigt das erste Stockwerk des Glockenthurmes und hämmert auf einer trockenen, an den Enden aufgehängten Holzplatte eine ziemlich fröhliche Melodie. 5 Minuten später wiederholt er sie noch munterer auf einem Eisenblech. Es ist nicht nur ein Rhythmus,

sondern er versteht es, je nach der Stelle, auf die er den Hammer fallen läßt, auch einen Wechsel der Töne hervorzubringen. Noch 5 Minuten später ertönt ein fröhliches Glockenspiel, das der geschickte Läuter im dritten Stocke des Thurmes den 8 Glocken mit dem Hammer eigenhändig, ohne Hilfe einer Claviatur, entlockt. Wie groß auch die Zahl der Priester sei, wird täglich doch nur eine Messe gelesen, ausgenommen am Samstag, wo man eine zweite in der Kapelle des Dornbusches für die Wohlthäter und eine dritte in der Kirchhofkapelle für die Verstorbenen liest. Der Samstag ist ihnen der Tag des Gebetes für die armen Seelen. Die Cleriker communiciren am Samstag und bereiten sich durch dreitägiges Fasten darauf vor; die Laien empfangen die Communion nur einmal monatlich nach einer Vorbereitung von einer ganzen Woche Fasten. Außerhalb der Gebetszeit sind die Mönche durchaus nicht müßig. Ihre einsame Lage nöthigt sie, sich selbst alles zu besorgen. Sie sind Schuster, Schneider, Gärtner, Müller, brennen aus Datteln einen vorzüglichen Liqueur und halten namentlich die Kirche musterhaft im Stande. Wir fragten sie, ob kein Arzt unter ihnen sei. „Wir brauchen weder Arzt noch Apotheke", sagten sie. „Wir haben fast nie Kranke, sondern sterben an Altersschwäche." Es waren 6 Priester, 4 Diakonen und 20 Laienbrüder; auch im 9. Jahrhundert, und als Felix Faber 1480 das Kloster besuchte, war es dieselbe Zahl 30. Zu andern Zeiten sollen es 200—300 gewesen sein. Der Eindruck, den die Klostergemeinde auf uns machte, ist der einer strengen und tadellosen Beobachtung der Regel; dennoch ist er ein sehr trauriger. Wir sahen auch nicht ein freundlich lächelndes Gesicht. Es scheint dem Schisma eigenthümlich, daß es das christliche Leben verdüstert.

(Schluß folgt.)

Unter den Trümmern eines untergegangenen Volkes.

(Schluß.)

3. Alter und Ursprung der centralamerikanischen Cultur.

Die Auffindung und nähere Erforschung der in ihrer Art so denkwürdigen Ruinenstädte hat natürlich von Anfang an die wissenschaftliche Forschung aufs lebhafteste beschäftigt und eine Unzahl der verschiedensten Vermuthungen über Alter und Ursprung zu Tage gefördert. Es würde ermüdend und wenig lohnend sein, all diesen Irrgängen nachzugehen. Eine kurze Orientirung über den Stand der centralamerikanischen Forschung, die übrigens noch ziemlich in den Anfängen steckt, dürfte dagegen nach der vorausgegangenen Beschreibung den meisten unserer Leser willkommen sein.

Zur größern Klarheit ist es vor allem nöthig, die verschiedenen Fragen, die beim Anblick jener Ruinen auftauchen, genau zu scheiden. Fragen wir also zuerst nach dem Alter der Ruinen. Standen diese Bauten von Palenque, Uxmal u. s. w. zur Zeit der Ankunft der Spanier, oder lagen sie bereits damals in Trümmern, als die letzten Spuren einer bereits untergegangenen Cultur? Aeltere Forscher, wie Waldeck, Larainzar u. a., glaubten jenen Ruinenstädten ein Alter von 2000—3000 Jahren und ihre Erbauung einem Volke zuschreiben zu müssen, dessen Blüthezeit bereits Jahrhunderte vor Ankunft der Spanier untergegangen war. Was sie zu dieser Ansicht brachte, war vor allem das alterthümliche Aussehen der mit gewaltigem Baumwuchs und haushohen Schuttmassen bedeckten Trümmer. Tausendjährige Stämme wurzelten tief in dem wildverworrenen Mauerwerk; fand doch Larainzar auf dem Querschnitt eines Acaju nicht weniger als 1700 concentrische Jahresringe. War aber schon der Baum 1700 Jahre alt, was lag dann näher, als die Ruine, der er entwachsen, 2000—3000 Jahre zurückzudatiren? Die Berechnung der vorgefundenen Kalendersteine, der Mangel an jeglicher Ueberlieferung bei den umwohnenden Stämmen und ähnliches schien die Annahme eines hohen Alters noch zu bestätigen.

Ihr gegenüber erklärte Stephens bereits bei seinem ersten Besuche in Uxmal, diese Ruinen seien keineswegs sehr alt, vielmehr eine jüngere Schöpfung jener Völker, die zur Zeit der Conquista das Land bewohnten. Ihm hat zumal seit Charnays ausgiebigen und genauen Untersuchungen so ziemlich die ganze neue Forschung sich angeschlossen. — Zunächst weist Charnay nach, daß der scheinbar so durchschlagende Beweis aus der Mächtigkeit der aus den Ruinen gewachsenen Bäume eine arge Täuschung ist. Die Ausführungen Charnays sind um so interessanter, als sie uns mit einem Gesetze der tropischen Vegetation bekannt machen, das gewiß manchem Leser noch unbekannt sein dürfte. Bei seinem ersten Besuch in Palenque (1859) ließ nämlich der französische Gelehrte sämtliche Stämme auf der Ostseite des „Palastes" umhauen, um freie Aussicht für seine photographischen Aufnahmen zu gewinnen. 1881 stand der inzwischen ergraute Forscher zum zweitenmal an dieser ihm wohlbekannten Stätte. Ueppiger junger Wald bedeckte wieder die einst klar gelegte Ostseite. Charnay ließ die zweiundzwanzigjährigen Stämme fällen und untersuchte ihren durchschnittlich 0,60—0,70 m breiten Querschnitt. Zu seinem Erstaunen fand er an einigen nicht weniger als 230 concentrische Ringe. Dies ergab nach der Annahme Larainzars für die zweiundzwanzigjährigen Stämmchen ein Alter von 230 Jahren. Es war also klar, daß diese Ringe nicht Jahresringe sein konnten.

Larainzar hatte vergessen, daß das feuchtwarme Klima der Tropen, in welchem die triebgewaltige Natur niemals rastet, andere Vegetationsgesetze kennt als unsere kältere Zone. Aus weitern Experimenten, die Charnay an verschiedenen Orten anstellte, ergab sich mit Gewißheit, daß manche jener Bäume in weniger mehr als einem Mondumlauf einen neuen Vegetationsring ansetzten, daß somit das ehrwürdige Alter von 1700 Jahren, das Larainzar für jene Stämme beansprucht hatte, auf das viel bescheidenere von 150—200 Jahren herabsank. Bereits Stephens hatte Bäume gefunden, die im Laufe von 8 Monaten die Dicke eines Armes erreichten, andere, die es in 25 Jahren auf den stattlichen Umfang von 5,25 m (1,5 m vom Boden ab) gebracht hatten.

„Finden wir dann ferner", so schrieb bereits Jegór von Sivers, „an einigermaßen vor Sonnengluth und Regen geschützten Stellen (der Ruinen), selbst der Außenmauern, noch Ueberreste von Malerei, häufig Farben in ihrem vollsten Glanze, rohe oder mit Bildnerei gezierte Holzschwellen, die der Witterung widerstanden, und erinnern uns der im 16. und 17. Jahrhundert zerstörten Burgruinen in Deutschland, Livland 2c., die trotz unseres mildern, trockenern Klimas kaum noch irgendwo in ihren Mauern Ueberreste von Holz entdecken lassen, so wird die Vermuthung über den neuern Ursprung jener Trümmer der Gewißheit näher gerückt."

In der That, denkt man einerseits an die 6 Monate lang anhaltenden tropischen Regengüsse, die auf der atlantischen Seite des Isthmus ganz besonders ergiebig sind, und an die rasch zerstörende Arbeit der tropischen Vegetation (Charnay klagt bitter, wieviel bereits in den 20 Jahren seiner Abwesenheit unkenntlich geworden oder ganz verschwunden sei); sieht man, wie der Einsturz der Mauern vielfach durch die von Reisenden oder nahen Haciendabesitzern erfolgte Wegnahme der hölzernen, kostbaren Oberschwellen, Pilaster, Treppenbekleidungen u. dgl. herbeigeführt oder beschleunigt wurde, und findet man dann andererseits die Ruinen verhältnißmäßig trotzdem noch so gut erhalten: dann verliert sich die Täuschung über das scheinbar hohe Alter der meisten dieser Trümmerstätten. Der letzte Zweifel aber schwindet, wenn wir auch nur einen Blick in die ältern spanischen Chronisten thun. Sie sahen und beschrieben uns diese Bauten in ihrer ganzen Pracht. „In allen Provinzen fanden sich", so schreibt z. B. Herrera, „viele und großartige Bauten aus Quadersteinen, daß wir darob Furcht empfanden." Grijalva (1568) wird durch die an der Küste aufsteigenden Bauten an Sevilla erinnert. Das Land ist dicht bevölkert. In den ersten Kämpfen lernen die Spanier ein tapferes, gut gekleidetes und bewaffnetes Volk kennen, bewundern die stolze Haltung und das Selbstbewußtsein ihrer Fürsten, sehen die auf vielen Stufen ansteigenden Tempel umdrängt von Volksscharen, Priester in langen weißen Gewändern unter feierlich eintönigem Gesang den Göttern Rauchwerk opfern; die Altäre sind vielfach noch bespritzt vom Blute frischer Menschenopfer; kurz, wir gewinnen den Eindruck, daß damals wenigstens in Yucatan ein Culturleben ähnlich und gleichzeitig wie in Mexico noch in voller Entfaltung, obgleich bereits, wie es scheint, in einer Periode des Niederganges war.

Wenn trotzdem die ältern Quellen uns vom yucatanischen Volk und seiner Cultur im Vergleich zu Mexico ein so unvollkommenes Bild geben, so liegt der Grund wohl darin, daß die spanische Herrschaft in dem goldarmen Land noch Jahrhunderte nach der sogen. Eroberung durch Montejo sich thatsächlich fast nur auf die Küstenstriche ausdehnte. So erklärt sich auch, daß Tempel und Paläste noch lange im Besitze der Indianer blieben, und daß diese noch Jahrhunderte nach der Eroberung an ihren alten Cultstätten ihren Göttern Rauch-, ja selbst Menschenopfer darbrachten (siehe Märzheft S. 55). Beachtenswerth ist in dieser Beziehung besonders eine königliche Schenkungsurkunde vom Jahre 1673, die dem Regidor Lorenzo de Evia nach vorausgegangener Abfindung mit dem bisherigen indianischen Besitzer Juan Can die Ländereien und allem Anschein nach gut erhaltenen Gebäude in Uxmal zuweist, u. a. auf den Grund hin, daß dadurch „Gott unserem Herrn ein großer Dienst geschehe, weil durch diese Uebergabe die Indianer verhindert würden, den Teufel in den alten Gebäuden, die dort sind, länger zu verehren, allwo sie vor den darin befindlichen Götzenbildern Kopal verbrennen und andere verabscheuungswürdige Opfer darbringen, und dies täglich und ganz offenkundig thun". (Vgl. Märzheft S. 55.) Aus diesen Zeugnissen ersehen wir zugleich, daß die alte Cultur Yucatans nicht auf einmal zusammenbrach, sondern allmählich zerbröckelte, und daß nicht in erster Linie der Vandalismus der erobernden Spanier, sondern namentlich die spätern Bürgerkriege, die Jahrhunderte lang die Halbinsel durchtobten, Yucatan zum „Land der Ruinen" gemacht haben.

Was wir von der politischen Geschichte Alt-Yucatans wissen, ist nicht viel, aber bedeutsam und für unsere Frage entscheidend. Etwa ein Jahrhundert vor Ankunft der Spanier hatte der mächtige Fürst von Mayapan mit Hilfe der mexikanischen Azteken die ganze Halbinsel erobert und, wie bei den alten Culturvölkern üblich war, die Hauptstädte der besiegten Gegner zerstört. Daher also wohl die Ruinen aus älterer Zeit, die, wie uns die spanischen Chronisten melden, zur Zeit der Conquista noch zahlreich umherlagen und die, wie z. B. Akke, von den spätern Ruinen unschwer zu unterscheiden sind. Um das Joch abzuschütteln, verbanden sich die kleinern Fürsten von Uxmal, Kabah, Labnah u. s. w., besiegten den König von Mayapan und zerstörten von Grund aus dessen Hauptstadt. Dies geschah nach Herrera um 1460. „Es verflossen", so berichtet Herrera weiter, „70 Jahre zwischen der Zerstörung Mayapans und der Ankunft der Spanier. (Erster Zug Montejos 1528—1531.) Erst kamen 20 Jahre des Ueberflusses, dann ein Orkan; wieder 16 Jahre des Ueberflusses, dann die Pest; weitere 16 Jahre des Ueberflusses, dann ein Bürgerkrieg; darauf nochmals 20 Jahre der Ruhe, dann die Spanier." Herrera fügt noch hinzu, daß nach dem Siege jeder der verbündeten Fürsten von den alten heiligen Büchern und Schriften so viele als möglich mit in sein Reich genommen habe. Nach der Theilung des Reiches in selbständige kleinere Fürstenthümer habe sich das Volk derartig vermehrt, daß das ganze Land nur eine einzige Ortschaft zu sein schien; dann habe man Tempel und Paläste gebaut, und deshalb gebe es deren so viele. Aehnlich Landa. Diese gedrängte Erzählung wirft helles Licht auf die herrlichen Ruinen und die kurze Geschichte des Glanzes, die in ihnen sich abspielte. Zugleich aber läßt sie uns die socialen Verhältnisse Alt-Yucatans einigermaßen erkennen. „Um solche Bauwerke aufzuführen," sagt Woeikof gut, „mußte eine zahlreiche Bevölkerung vorhanden sein, namentlich wenn man bedenkt, mit welchen unvollkommenen Werkzeugen die Arbeiten gemacht wurden. Das Bedürfniß solcher Bauten setzt eine herrschende Klasse voraus, welche durch die Arbeit unterhalten wurde und einen regen Kunstsinn besaß." Es waren also ähnliche Zustände wie in den ausgesprochen despotisch-hieratischen Reichen des Alterthums, Aegypten, Assyrien 2c. Mit dem Hinschwinden der einheimischen Fürstengeschlechter und Priesterkasten — der eigentlichen und einzigen Träger des alten Culturlebens — schwand dasselbe sehr rasch, und es ist dem einfachen Indianer von heute, wie es scheint, selbst die Erinnerung an die stolze Vorzeit geschwunden.

Eine weitere Frage, auf die wir bereits früher kurz hingewiesen, ist die nach dem Zusammenhang der Cultur Yucatans mit der des mexikanischen Hochlandes und derjenigen der alten Isthmusreiche.

„So dunkel auch", so schreibt in Bezug hierauf Ratzel, „die Urgeschichte der centralamerikanischen Völker im übrigen sein mag: es leuchtet als einzig leitender Stern diese hochbedeutsame Thatsache hervor, daß ein Culturvolk mexikanischen Ursprungs in allen Theilen Centralamerikas verbreitet ist, und wenn auch nicht gerade als Begründer oder Förderer der Gesittung, wie es oft dargestellt wird, so doch in einer gewissen Verbindung damit erscheint." Auf diesen Zusammenhang weist z. B. hin das häufige Vorkommen mexikanischer Ortsnamen bis nach Costarica hinab, eine auffallende Uebereinstimmung der mexikanischen und mittelamerikanischen Ueberlieferungen, Mythologien, religiösen Anschauungen bis auf den Namen und den Charakter der Hauptgottheiten und deren symbolische Darstellung in der Kunst, sodann der Volksspiele, ferner ihrer Baukunst und Bildnerei und schließlich als schlagendster Beweis das unmöglich zufällige Zusammentreffen ihrer höchst complicirten Kalen-

verzeichen. Wenn sich aber diese so genaue Uebereinstimmung naturgemäß nur durch Mittheilung aus einer gemeinsamen Quelle erklärt, so fragt sich weiter: Wo ist die Quelle? Von wo und wem ist jenes gemeinsame Culturferment ausgegangen? Welches Volk ist sein Träger gewesen? Hier sind die Ansichten getheilt. Squier z. B. hält Yucatan für den Ursitz der amerikanischen Cultur; Dr. J. Schmid dagegen bezeichnet die Denkmäler von Copan und Quirigua als die ältesten aller amerikanischen Culturstätten, die zur Zeit der Conquista bereits lang verödet lagen. Nach Dr. P. Schellhas weist alles auf ein Land südlich von Yucatan als den eigentlichen Mittelpunkt der amerikanischen Cultur; dort wird der Ursprung der amerikanischen Hieroglyphenschrift zu suchen sein, dort liegen die Wurzeln jener alten Bildung. Dagegen lassen die spanischen und einheimischen Schriftsteller (wie die drei Ixtilxochitl aus dem alten Königshaus von Acolhuacan u. a.) aus der Zeit der Conquista einmüthig die Culturbewegung vom mexikanischen Hochland, dem alten Anahuac, ausgehen und machen zu deren Hauptträger das Künstlervolk der Tolteken, „die älteste Nation, von der wir einige, aber sehr unvollkommene Kenntniß haben". Mit ihnen beginnt die eigenartige Völkerbewegung, die vom 6. bis 13. Jahrhundert n. Chr., wie es scheint von Californien ausgehend, zunächst nach der mexikanischen Hochebene und von hier nach dem Isthmus sich fortpflanzt. Aber während die fast gleichzeitige Völkerwanderung Europas beinahe nur als zerstörende Sturmfluth sich fortwälzt, bezeichnet dieses amerikanische Wandervolk die Ruheplätze seines Zuges durch bewunderungswürdige Werke der Civilisation und Kunst. Um 648 lassen sich die Tolteken endgiltig in Anahuac nieder und gründen Tula und Tollan, die Hauptstadt ihres Reiches Tolteka und die Residenz ihrer Könige. 384 Jahre dauert ihr Reich, das herrlich aufblüht. Unter dem letzten ihrer Könige, Topiltzin († um 1050), brechen furchtbare Schicksalsschläge über das Reich herein, die seinen Untergang herbeiführen.

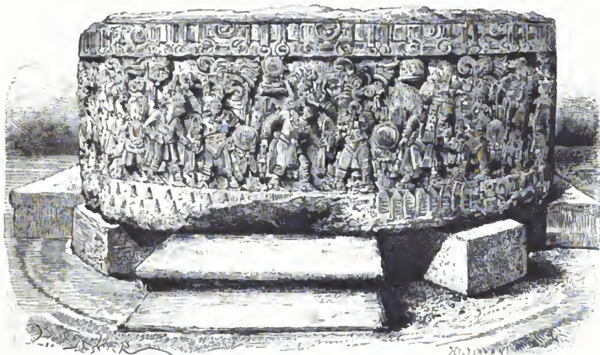


St. Katharinen-Kloster auf dem Sinai. (Nach einer Photographie. — S. 98.)

Torquemada berichtet den allegorischen Mythus, der als literarische Probe hier eine Stelle finden möge, wie folgt. Einst kam das Volk am heiligen Orte Teotihucan zusammen, um die Götter um Abwendung des Elends anzuflehen. Während es mitten im Tanz und den religiösen Ceremonien begriffen war, erschien plötzlich im Amphitheater unter den Tanzenden ein Riese, und alle, welche er berührte, waren sofort des Todes. Am nächsten Morgen zeigte er sich wieder; seine Finger waren jetzt sehr lang und spitz. Und wieder trat er in die Reihen der Tanzenden und verwundete sie derart mit seinen scharfen Nägeln, daß während der beiden Tage zahllose Leichen den Boden bedeckten. Am dritten Tage erschien auf der Spitze des hohen Berges Hueitipetl ein Kindlein, weiß und schön zu schauen, das einen tödtlichen Geruch von sich gab. Voll Schrecken und Jammer kehrte das überlebende Volk heimwärts nach Tula und erzählte den Mitbürgern das Geschehene, worauf die Priester alle aufforderten, das Land für immer zu verlassen. Die Erklärung erhalten wir aus Veytia, der die drei sich folgenden Heimsuchungen genau berichtet. Danach war der Riese das Bild der großen Ueberschwemmung, die zuerst das

Land verwüstet. Die spitzen Nägel aber bedeuten die glühenden Strahlen der Sonne, die alles versengte; das schöne weiße Kind endlich ist der Frost, der die schwache Vegetation, welche die Dürre überdauert hatte, vollends vernichtete. Der tödtliche Geruch aber war die Pest, die nun zu wüthen begann. Die unglücklichen Ueberreste des Volkes flohen die Stätte des Verderbens und suchten sich neue Wohnsitze. Ein Theil wandte sich nach Yucatan, ein anderer nach Guatemala, kleine Gruppen zogen nach dem großen Thale, wo später Tenochtitlan (Mexico), die Stadt der Azteken, sich erhob, und gingen auf in den Völkern, die später Anahuac überflutheten. Die südwärts ziehende Hauptmacht der Tolteken aber trägt die nationale Cultur in die Länder des Isthmus nach Chiapa, Tabasco, Guatemala, Yucatan u. s. w., wo dieselbe sich theilweise, wie die Ruinen aufweisen, vielleicht durch die Verbindung mit bereits vorhandenen Culturelementen, z. B. der Quiches und Mayas, zu noch höherer Vollendung erschwingt, ohne den gemeinsamen Charakter zu verlieren. Einige haben gemeint, daß auch die Inkacultur als der südlichste „Vorstoß der Toltekenwanderung" anzusehen sei. Wir halten es für wahrscheinlicher, daß die Cultur der Inkas sich selbständig entwickelte. Dafür spricht wenigstens der ganz verschiedene Charakter der Baukunst, das Nichtvorkommen der mexikanischen Bilderschrift und manche andere tief greifende Unterschiede zwischen den beiden Culturvölkern.

Dies ist in kurzen Umrissen die Geschichte der sogen. Toltekenwanderung. Ihr Kern hat jedenfalls zu viele äußere und innere Wahrscheinlichkeit für sich, um als reine Hypothese zu gelten; andererseits aber läßt sie doch noch ungezählte Fragen offen, die ihre entscheidende Lösung so bald noch nicht finden dürften. Denn die Räthsel, welche die Sphinx der mittelamerikanischen Hieroglyphenschrift der gelehrten Forschung aufgegeben, sind noch immer nicht gelöst. Ob die Ausgrabung der prähistorischen Stadt bei



Der Cuauxicalli oder „Stein der Sonne".

Santiago de los Caballeros (Guatemala), die kürzlich die wissenschaftliche Welt in Aufregung gebracht, Licht bringen wird, ist noch abzuwarten.

100 Jahre nach dem Abzug der Tolteken aus Anahuac wanderten neue Völkerzüge dort ein, zuletzt 1196 das kriegerische Volk der Azteken, das allmählich die übrigen Stämme der Hochebene unterwarf und jenes große Reich gründete, das Cortez eroberte. Die Azteken standen damals auf einer hohen Stufe der Cultur; allein ihre Religion war bei manchen schönen Erinnerungen an die Uroffenbarung durch die Einführung der Menschenopfer (seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts) eine der blutigsten und unheimlichsten, die wir kennen: 20 000 Opfer wurden unter Montezumas Regierung alljährlich auf den Altären ihrer zahlreichen Tempel geschlachtet. Kriege mit den Nachbarvölkern wurden künstlich unterhalten, um stets eine genügende Zahl von Opfern zur Verfügung zu haben; auch Frauen wurden nicht geschont, und der unersättliche Regengott Tlaloc verlangte zur Zeit der Dürre ungezählte Opfer von Kindern.

Bei großen Festen, wie Tempeleinweihungen u. dgl., stieg die Zahl der Opfer zu entsetzlicher Höhe. Auf der Schädelgalerie des Haupttempels in Tenochtitlan (Mexico) zählte man zur Zeit 136 000 Schädel geopferter Menschen. Auch in Yucatan hatten diese blutigen Opfer Eingang gefunden (vgl. oben S. 55).

Dieser düstere Zug und die zum Theil unflätigen und obscönen Götzenfratzen, die mit Recht die Entrüstung der Spanier erregten, dürften die Begeisterung für jene alte Cultur bedeutend kühlen. Unter den noch vorhandenen Denkmälern erinnern an jene Menschenopfer namentlich die sogen. Opfersteine (teohcatl), welche als Schlachtbank dienten; die Gladiatorensteine, auf denen Kriegsgefangene, an einem Fuß festgeschmiedet, für ihr Leben kämpften, und der „Stein der Sonne" (siehe Bild), auf welchem, wie es scheint, die noch blutigen Herzen zusammengelegt wurden.

Derselbe hieß eigentlich Cuanxicalli, d. h. „Trinkschale der Ritter der Sonne". Es ist ein massiver Trachytcylinder von 2,65 m Durchmesser, 8,20 m Umfang und 84 cm Höhe. Die 15 Reliefgruppen stellen die Siege des Königs Tizoc dar. Der Sieger hält den Besiegten, der demüthig gebückt um Gnade fleht, bei den Haaren gefaßt. Ueber jeder Figur steht in Hieroglyphenschrift der Name der eroberten Stadt. Auf der obern Platte ist das Bild der Sonne eingemeißelt. In der Mitte findet sich ein 15 cm tiefes Loch, in welches das Blut des Opfers zusammenfloß und aus dem es durch eine vom Loch zum Rande des Steines laufende Rinne in ein ebenfalls der Sonne geweihtes Gefäß ablief. Was müßte dieser Stein von dem Wimmern und Todesröcheln so vieler Opfer nicht alles zu erzählen wissen! Heute steht er friedlich im Hof des Museums von Mexico, und die kleinen Vöglein baden sich in dem Regenwasser, das in seinen Vertiefungen sich sammelt. „Jene grausamen Systeme der Staatsreligionen", so urtheilte ein protestantischer Forscher, „mit ihren Hekatomben von Menschenopfern beseitigt zu haben, ist das unzweifelhafte Verdienst, das sich die Spanier um die Menschheit erworben haben, so grausam sie auch selbst dabei verfahren sind, und so sehr unsere Sympathien auf seiten des unglücklichen Montezuma zu sein pflegen."

Interessanter vielleicht als die voraufgehenden ist die vielumstrittene Frage, ob die altamerikanische Cultur autochthon, d. h. ursprünglich auf amerikanischem Boden selbst gewachsen oder z. B. von Asien her eingeführt worden sei.

Daß Amerika ursprünglich von Asien, der Wiege der Menschheit, aus bevölkert wurde, verlangt die Einheit des Menschengeschlechtes und wird von den ernsten Forschern auch nicht in Frage gestellt (vgl. u. a. Peschel, Völkerkunde, 2. Aufl. 428 ff.). Daß diese Bevölkerung aber in eine sehr frühe Zeit der Menschengeschichte fällt, darauf weist schon die starke individuelle Entwicklung der amerikanischen Rasse und namentlich der amerikanischen Sprachen, die fast keine nachweisbare Verwandtschaft mit den Sprachen der Alten Welt mehr darbieten. Da nun die oben geschilderte amerikanische Culturentwicklung, soweit wir sie wenigstens kennen, einer ziemlich späten Periode angehört, so kann jene ursprüngliche Einwanderung hier nicht in Frage kommen. Ist also die amerikanische Cultur in späterer Zeit durch Eroberer und Entdecker vorcolumbianischer Zeit über die Atlantis oder den Stillen Ocean getragen worden? Hören wir, was Peschel dazu sagt. „Betroffen über die Höhe der gesellschaftlichen Zustände im alten Mexico und im Reiche der peruanischen Inka, haben gar manche, weil sie die Anlagen des sogen. rothen Mannes unterschätzten, als Ausflucht angenommen: es seien die besten Keime der Gesittung aus der Alten in die Neue Welt auf den Flügeln des Zufalls getragen worden. Bald ließ man (in der Voraussetzung des hohen Alters der Ruinen) Aegypter aus der platonischen Insel Atlantis oder zur Zeit der Umschiffung Afrikas unter Neku, bald Carthaginienser aus den Pflanzstätten an der Küste des heutigen Marocco nach Brasilien, bald Normannen auf ihren Entdeckerfahrten nach dem ‚guten Weinland' (Virginien?) bis nach Mittelamerika vordringen und glaubte schon in Votan, einem Heros- oder Götzennamen der Chiapaneken, einen altnordischen Wodan entlarvt zu haben; bald mußten malayische Polynesier, über die Südsee verschlagen, ihren Fuß an das westliche Gestade Amerikas setzen; bald schmeichelte man sich, in chinesischen Berichten von einem östlichen Lande, Namens Fusang, eine Schilderung von Theilen der Neuen Welt zu erkennen."

Die hier aufgezählten Hypothesen ließen sich leicht noch um ein Dutzend andere vermehren. Auch Charnay ist dieser Manie verfallen und will an einigen Stellen den Japanern die Ehre eines Culturträgers zuerkennen. Ein gewisser M. Beauvais, der uns viel von den vorcolumbianischen Beziehungen Irlands zu Mexico zu erzählen weiß, läßt schließlich einen Priester aus dem Orden des hl. Columban zum mexikanischen Hauptgott Quetzacoatl werden; an einer Einwanderung der Juden hatte früher Kingsborough hartnäckig festgehalten u. s. w. u. s. w.

Schon die bunte Verschiedenheit dieser Meinungen zeigt, auf welch schwachen Füßen sie stehen. Einige Beispiele mögen dies darthun. So hat man, um die centralamerikanische Pyramide entstehen zu lassen, nach dem witzigen Ausdruck Ratzels „eine ganze Schar altweltlicher Pyramidenbauer in Bewegung gesetzt", und doch ist die mittelamerikanische Pyramide in Bauform und Construction von der ägyptischen ganz und gar verschieden und hat damit eine nur ganz oberflächliche Aehnlichkeit; sie ist nicht ein selbständiges Bauwerk wie diese, sondern bildet bloß den Unterbau des oben auf der Plattform sich erhebenden Tempels oder Palastes; ja sie ist meistens gar keine Pyramide, sondern ein Aufbau sich verjüngender Terrassen. Wo sie allein steht, ist sie nichts als ein abgestumpfter, künstlich aufgefüllter, oben abgeplatteter Steinhügel, der wahrscheinlich als Opferstätte diente. Aehnlich verhält es sich mit den andern gerühmten Aehnlichkeiten und Verwandtschaften, die man zwischen den mittelamerikanischen und den indischen, chinesischen &c. Sculpturen gefunden haben will. So schließt man aus einigen an Buddha erinnernden Statuen auf indischen Einfluß; aber warum fehlen denn in dem an Grotten und Höhlen so reichen Yucatan die für Indien so charakteristischen Höhlen- und Grottentempel? In der That, was beweisen auch solche leicht täuschende Aehnlichkeiten gegenüber dem schwerwiegenden Einwand, daß mit der Kunst der alten Inder, Chinesen, Japaner &c. doch gewiß auch die Kenntniß und Verwerthung eiserner Werkzeuge herübergekommen wäre, während andererseits feststeht, daß in dem so metallreichen Lande fast nur steinerne und etwa kupferne zur Verwendung gelangten? Und warum wäre mit der Cultur nicht auch deren hauptsächlichster Träger, die Sprache, herübergekommen? Was andere Anklänge, z. B. solche an die astronomischen Vorstellungen und Kalenderrechnungen, sowie an die religiösen Anschauungen, Ueberlieferungen, Sagen und Aehnliches anderer Völker der Alten Welt oder Polynesiens betrifft, auf die wir unmöglich hier im einzelnen eingehen können, so dürfte in Bezug auf einiges als genügende Erklärung das Wort Peschels gelten: „So gut wie zwei und drei Denker an verschiedenen Orten gleichzeitig entdecken oder erfinden können, ebenso muß es auch Völkern möglich gewesen sein; und an unserem Beispiel der Wurfkugeln zeigt sich gerade, daß die gleiche Ortsbeschaffenheit zwei schleuderführende Völker auf die nämliche Verbesserung ihrer Projectile geführt hat." Manche Uebereinstimmungen aber dürfen trotz Ratzels Einspruch sehr wohl „als die Trümmer einer uranfänglichen allgemeinen Offenbarung" angesehen und erklärt werden. Ganz besonderes Interesse für uns hat die Untersuchung jener religiösen Gebräuche und Symbole Alt-Mexicos, die in wirklich auffallender Weise an christlich-katholische Religionswahrheiten erinnern und die ersten Missionäre sofort an eine frühere Anwesenheit christlicher Glaubensboten denken ließen. Diese Frage jedoch, besonders die über das altmexikanische Kreuzsymbol, erfordert eine eingehendere Behandlung, als sie hier jetzt geboten werden kann. Die Cultur Mexicos und Mittelamerikas darf man dem Gesagten zufolge wohl als autochthon bezeichnen. Dieselbe stellt einfach eine selbständige höhere Entfaltung einer und derselben Rasse dar, die auf den andern Punkten des Continents

entweder auf tiefer Stufe stehen geblieben, oder wie die Mound-Builders im Ohiothal und die Bewohner der sogen. Cliff-Houses eine Art Halbcultur erreicht hat. Damit soll keineswegs die Möglichkeit einer vorcolumbischen Verbindung mit der Alten Welt, sei es von der atlantischen oder pacifischen Seite her, überhaupt geläugnet werden. Die Fahrten der Normänner und Isländer sind ja keine bloßen Sagen, und von der asiatischen Seite her ist auf der Inselbrücke Polynesiens der Verkehr, wie Ratzel und Peschel zeigen, noch viel leichter möglich. Bis jetzt aber fehlt jeder stichhaltige innere oder äußere Grund, der eine Culturwirkung von außen her als wahrscheinlich oder gar als Thatsache erwiese. Die Berufung auf die nicht selten an die Ost- und Westküste verschlagenen Schiffe, deren Mannschaft „die Cultur gleichsam als Fracht im Hohlraume ihres Fahrzeuges" nach der Neuen Welt gebracht hätte, wird von Peschel (a. a. O. 471 f.) mit Recht abgewiesen und lächerlich gemacht. Im Gegentheil beweist die Erfahrung (Peschel führt a. a. O. mehrere Beispiele an), daß der Culturmensch, wenn vereinzelt unter Naturmenschen verschlagen, viel eher auf deren Stufe hinabsinkt, als daß er dieselben zu sich emporhöbe. Amerika hat seine eigene rothe Rasse, seine besonders geartete Thier- und Pflanzenwelt, seine charakteristisch ausgebildeten Sprachen — warum sollte es nicht auch eine selbständige Cultur entwickelt haben? Fragt man aber, wie es komme, daß dieselbe in dem gewaltigen, herrlich gegliederten Festland, das, alle Zonen durchlaufend, seine Nord- und Südspitze fast in die beiden Polarmeere taucht, sich nur auf einem so engen Raume wie eine Oase in der Wüste roher Barbarei entfaltet hat, so dürfte auch wohl die Gegenfrage gestellt werden: Warum hat gerade in Hellas eine herrliche Cultur sich entwickelt, während der blondhaarige Germane oder Brite sich noch jahrhundertelang auf der Bärenhaut wälzte? Man kann auf günstige geographische und andere Verhältnisse hinweisen: dieselben erklären indes nur theilweise diese verschiedene Entwicklung der Völker, die, wie jedes organische Wachsthum, uns immer mehr oder weniger ein Geheimniß bleibt.

Auf die letzte wichtige Frage, welche sich beim Anblick jener Ruinen jedem aufdringt: Ist der Untergang jener alten Cultur als ein Unglück zu betrauern, und welchen Ersatz hat das Christenthum jenen Völkern gebracht? kann nur die weitere Geschichte jener Länder und vor allem die Geschichte der Mission unter diesen alten Culturvölkern eine befriedigende Antwort geben.

Nachrichten aus den Missionen.

Macedonien.

Apostol. Vicariat für die katholischen Bulgaren. Fortschritte des Katholicismus. Aus dem von Leo XIII. 1883 neu errichteten Vicariat kommen gute Nachrichten (vgl. Jahrg. 1885, S. 251 ff.). „Ich habe Ihnen", so schreibt der hochw. Lazaristenmissionär Herr Goilin, Superior des katholisch-bulgarischen Seminars von Zeitenlik bei Saloniki (siehe Bild S. 108), an den Generalvorstand des Vereins der Glaubensverbreitung, „schon früher von dem erfreulichen Wachsthum des katholischen Glaubens unter den Bulgaren Macedoniens erzählt. Sie wissen, daß die Zahl der Katholiken, die 1876 nicht über 200—300 betrug, fast wunderbar zugenommen hat und heute auf gut 30 000 gestiegen ist. Die vielen Schwierigkeiten, welche die Leute bei ihrem Uebertritt zu besiegen, und die Opfer, die sie zu bringen hatten, um ihrem Gewissen zu folgen, sind der beste Beweis von der Aufrichtigkeit ihres Uebertrittes." Natürlich sehen die Schismatiker diesem Wachsthum des Katholicismus mit steigendem Unmuth zu und versäumen nichts, um dasselbe zu hindern. Noch kürzlich haben sie über Msgr. Lazarus Mladenoff, den gegenwärtigen Apostol. Vicar, einen Sturm heraufbeschworen, der aber schließlich in einen Gnadenregen für denselben und sein Vicariat sich auflöste.

Die katholische Gemeinde von Kukusch besaß eine Anzahl Magazine, von deren Miethzins die katholische Knabenschule, die ca. 300 Schüler zählt, unterhalten wurde. Wegen dieser Magazine strengten die Schismatiker einen Proceß an, den die Katholiken in der ersten Instanz gewannen, in der zweiten verloren. Die Sache kam dann vor den Cassationshof, der die Entscheidung auf die lange Bank schob. Natürlich ging während all dieser Jahre der Miethzins für die Magazine verloren und mußte die ohnehin arme Mission für die Unterhaltung der Schule aufkommen. Letztes Jahr endlich kam die Entscheidung, und zwar zu Gunsten der Katholiken. Aus Rache steckten nun die Schismatiker die Magazine in Brand. Da man die Urheber nicht gerichtlich belangen konnte, blieb nichts übrig, als die Magazine aus eigenen Mitteln wieder aufzubauen. Msgr. Mladenoff ging nach erlangter Baugenehmigung sofort ans Werk, ließ Steine und Bauholz zur Stelle bringen und nahm selbst die Vermessungen vor. Der damalige Kaïmakan (Unterpräfect) von Kukusch, ein unversöhnlicher Feind des Bischofs, hetzte nun die schismatische Bevölkerung auf, das Werk zu hintertreiben. Eines Morgens, als der Bischof auf dem Platze gerade seine Vermessungen vornahm, sieht er sich plötzlich von einem Volkshaufen umringt, der laut dagegen protestirte, daß er auf einem Platze baue, der ihm gar nicht zugehöre. Der Bischof zog sich hierauf, der Gewalt weichend, in seine nahe Residenz zurück, wohin ihn der Haufe unter Schreien und Schimpfen, sowie mit Steinwürfen verfolgte. Glücklicherweise blieb der Bischof unverletzt. Rasch wurden alle Thore verrammelt. Allein die aufgehetzte Menge schlug das Hauptthor mit Aexten ein und drang mit lautem Geheul in den Hof, alles zertrümmernd, was ihr unter die Hände kam. Umsonst schickte der Bischof zum Kaïmakan um Hilfe. Statt dessen erschien der Sohn des Unterpräfecten auf dem Platz und gab Befehl, das aufgeschichtete Baumaterial wegzuschaffen, unter dem Vorwand, dasselbe sei die Veranlassung des Streites. Auf die Nachricht von der Gefahr, in welcher der Bischof schwebte, schickte ihm die Oberin der Barmherzigen Schwestern in Kukusch, Schwester Purtales, ein Billet und bot ihm an, sie wolle mit ihren Schwestern zum Schutze seiner Person herbeieilen. Wie überall, so pflegen nämlich auch hier die guten Schwestern alle: Katholiken und Schismatiker, Christen und Türken, mit der gleichen Liebe, und deswegen sind sie auch bei allen hochangesehen und beliebt. Darauf baute Schwester Purtales. Der Bischof aber dankte gerührt für ihr Anerbieten. Inzwischen waren auch die Katholiken zur Stelle geeilt, und es hätte vielleicht blutige Köpfe gegeben, wenn nicht der Bischof eine kleine Kriegslist gebraucht hätte. Er feuerte mit dem Revolver einige blinde Schüsse ab. Auf diese Nothsignale

hin wurde es dem Kaimakan doch etwas schwül. Er schickte also endlich doch die Polizei, welche die bischöfliche Wohnung von dem aufgeregten Pöbel säuberte. Natürlich verursachte dieser Vorfall großes Aufsehen. Die Sache kam zur Untersuchung vor die Regierung, und der Kaimakan that alles, um die ganze Schuld auf Msgr. Mladenoff zu schieben. Dieser wurde denn auch nach Konstantinopel citirt, hier aber dank der Gerechtigkeitsliebe und der wahrhaft toleranten Politik des Sultans nicht bloß glänzend gerechtfertigt, sondern auch mit einer ganz unerwarteten Genugthuung belohnt. Der gegen die Katholiken seines Reiches so freundlich gesinnte Padischah stellte nämlich dem Apostol. Vicar einen unwiderruflichen großherrlichen Ferman aus, der ihm sämtliche Rechte und Privilegien der im ottomanischen Reich officiell anerkannten Bischöfe zusicherte; dieselben sind sehr bedeutend und weitgehend. Kraft des Fermans wird Msgr. Mladenoff rechtliches Mitglied des Medschliß (Provincialrathes), an welchen alle bürgerlichen und religiösen Fragen der Provinz zur Entscheidung gelangen. Er erhält ferner das Recht, in den Bezirksrathscollegien einen Vertreter zu ernennen, auf seinen Reisen polizeiliches Schutzgeleit zu verlangen, seinen Schulmeistern ein auch von der Regierung anerkanntes Diplom auszustellen, endlich die Befugniß, in seinem Vicariate Recht zu sprechen. Alle seine Entscheidungen und Gutheißungen, betreffend Testamente, Verlobungen, Heiraten und schiedsrichterliche Gutachten, sind rechtskräftig und werden als solche von den Behörden anerkannt und ausgeführt. Keiner seiner Priester darf ohne seine Untersuchung und Gutheißung gerichtlich belangt werden. Wird er schuldig befunden, so ist sein Haftort die bischöfliche Residenz. Der Bischof kann alle seine Schäflein auch in ihren bürgerlichen, ja selbst in Criminalangelegenheiten rechtskräftig in Schutz nehmen. Ihre Päße, Kaufverträge &c.



Bulgarisches Seminar unter der Leitung der Lazaristen. (S. 107.)

müssen zur Giltigkeit sein Siegel tragen &c. &c. Und diese Rechtsbefugnisse des Bischofs erstrecken sich nicht bloß über die Provinz Saloniki, sondern auch über die von Monastir. Welche außerordentliche Begünstigung der Sultan durch diesen Ferman nicht bloß dem Bischof persönlich, sondern der katholischen Kirche in Macedonien zugewandt, liegt auf der Hand. Der Einfluß des Bischofs, den er dank seiner ungewöhnlichen Begabung, seinem Wissen, seiner Tugend und seiner Vertrautheit mit den Gesetzen und Gebräuchen des Landes schon bislang ausgeübt hat, wird durch seine neue Stellung ein noch viel weiter reichender. Der unglückliche Kaimakan von Kukusch hat sich auf die Kunde von der Wendung der Dinge in Stambul den Hals abgeschnitten.

Vorderindien.

Diöcese Madura. Standhaftigkeit der Neophyten. Einem Briefe P. Verbiers S. J. entnehmen wir einige recht tröstliche Nachrichten aus der Mission von Madura, einer der blühendsten von ganz Indien.

Zuerst gibt der Missionär eine kurze Schilderung der schrecklichen Hungersnoth, die in den letzten Monaten des vorigen Jahres in Madura wie auch in andern katholischen Missionsgebieten Vorderindiens wüthete und wie so oft mitten in einem Lande üppiger Fülle Tausende und Tausende erbarmungslos verschmachten ließ. Erst mit dem 15. December fiel etwas Regen, der eine rasche Aussaat und eine kleine spärliche Ernte ermöglichte, wodurch die Noth ein klein wenig gelindert wurde. Um ihren kargen Vorrath zu sparen, aßen manche Familien bloß ein- bis zweimal die Woche davon und suchten sonst ihren Hunger mit einigen eßbaren wilden Wurzeln zu stillen. Die Missionäre haben ihr letztes Scherflein mit den Unglücklichen getheilt und thaten ihr möglichstes, um die Noth zu lindern.

Neben den herzbrechenden Scenen, deren Zeugen sie in diesen

schlimmen Tagen sein mußten, sahen sie auch manche tröstlichen Züge, die zeigten, wie tief der Glaube in den Herzen dieser Neubekehrten Wurzel gefaßt hat. So ließ, um nur den einen oder andern anzuführen, P. Caussanel eines Tages beim Verlassen eines Christendorfes in seiner Kammer ein offenes Kästchen liegen, das eine Summe von rund 84 Rupien (à 2 Mark) enthielt, als Reserve für die Zeit der äußersten Noth. Erst als er schon zu weit entfernt war, um an eine Rückkehr zu denken, merkte er sein Versehen. Er empfahl also seinen kleinen Schatz der Hut seines Schutzengels und zog weiter. Als ihn später der Weg wieder in jenes Dorf zurückführte, ging er gleich hin, um nach seinem Kästchen zu sehen, kaum etwas anderes erwartend, als daß es samt dem Inhalt verschwunden sei. Zu seinem Erstaunen fand er seinen Schatz ganz unberührt. Er erkundigte sich also beim Obmann des Ortes, ob er während seiner Abwesenheit in der Kammer des Suami gewesen. „Ja," war die Antwort. „Als ich sah, daß der Suami sein Geld hatte liegen lassen, und fürchtete, es möchten während der Zeit der Hungersnoth die Diebe kommen und das Geld stehlen, setzte ich meine Leute in Kenntniß." Die wackern Männer hielten nun abwechselnd Tag und Nacht bei der Kammer Wache. Die Diebe kamen auch wirklich heran, wagten aber beim Anblick der Wache nicht, in die Kammer einzubringen. So blieb der kleine Schatz glücklich erhalten. Der Missionär bewunderte die Ehrlichkeit dieser Leute, die genug Selbstüberwindung besaßen, um lieber Hunger zu leiden, als sich etwas von dem Gelde anzueignen, was doch so leicht gewesen wäre und unter den obwaltenden Umständen so nahe gelegen hätte.



Neophytendorf in Madura.

In einem andern Dorfe von armen Ackersleuten verkaufte der wohlhabendste unter ihnen für einen Spottpreis seinen ganzen Viehstand, um seine nothleidenden Mitchristen aus der bittersten Noth zu retten. Er verwandte einen Theil des Geldes darauf, daß die Männer und die jungen kräftigen Leute auswandern konnten, um in der Fremde Arbeit und ein Auskommen zu suchen. Der Rest kam den Frauen und Kindern zu gute, damit sie nicht unterdessen Hungers sterben sollten. Vier Männer blieben zum Schutz der hilflosen Schar im Dorfe zurück. Um denselben alle Versuchung zur Habsucht zu benehmen, legten die Frauen und Kinder all ihren Schmuck ab und brachten ihn dem Missionär zum Aufbewahren bis zum Zeitpunkte, wo alle andern Hilfsquellen erschöpft wären. Trotz ihrer eigenen Nothlage hatten die Männer vor ihrer Abreise noch von ihrem Wenigen zusammengelegt, um für zwei arme Kinder, die von ihren Eltern in der Noth verkauft worden waren, den Loskaufspreis zu erbringen.

In einem andern Dorfe von etwa 40 Neophytenfamilien war die Noth aufs äußerste gestiegen. Der kleine Verdienst, den sie sonst von einigen Webstühlen bezogen, hatte aufgehört. Es war

kein einziger Heller mehr da, um Nahrungsmittel zu kaufen, und die armen Leute hatten bereits mehrere Tage ohne Nahrung zugebracht. Diese Nothlage hatte der heidnische Zemindar (Gutsherr) benützt, um die Neubekehrten zum Abfall zu bewegen. Er hatte allen denen Geld und freie Wohnung in der Nähe seines Palastes angeboten, die ihre Glaubensgenossen und ihr Dorf verlassen und wieder Heiden werden wollten. Als dies nicht half, ließ er einige Tage später etwa von der Hälfte ihrer Wohnungen das Dach abnehmen und die Thüren ausheben und nach dem herrschaftlichen Dorfe hinschaffen. Allein von sämtlichen 40 Neophytenfamilien wankte keine einzige; bloß jene, die vorher nicht den Muth gehabt hatten, mit den andern die Taufe zu verlangen, gaben der Versuchung nach.

Endlich kam der bittere Nothschrei der Hartbedrängten dem Missionär zu Ohren, der sich beeilte, den armen Neophyten Hilfe zu bringen, voll Vertrauen, daß „die göttliche Vorsehung die in seiner Börse entstehende Bresche wieder ausfüllen werde".

Aequatorial-Afrika.

Apostolisches Vicariat Victoria-Nyanza. Zur Lage in Uganda. Aus dem nunmehr veröffentlichten Tagebuch P. Guillermains in Uganda (28. Juni bis 31. August 1892) mögen folgende kurze Mittheilungen als Ergänzung zu dem kürzlich (S. 66) mitgetheilten Briefe hier Platz finden.

Mr. Stokes theilt den Missionären in einer Unterredung mit, daß Kapitän Williams kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges seine Leute nach den im Süden gelegenen Warenhäusern Mr. Stokes' geschickt habe, um ohne dessen Ermächtigung 40 Gewehrkisten und eine gute Anzahl Pulversäßchen zu holen. Es war die Munition, die für den Kampf mit den Katholiken benöthigt wurde. Mr. Stokes schien über jenes unberechtigte Vorgehen sehr aufgebracht und sagte, er werde der Ostafrikanischen Gesellschaft den Proceß machen.

Kapitän Williams suchte die Missionäre durch seine Gefälligkeit das begangene Unrecht vergessen zu machen. P. Gaudibert verlangte seinen Kelch zurück, aus dem der protestantische Häuptling Mwanika Mbima in gottesräuberischer Weise seinen Pombé (Negerbier) trank. Der Kapitän versprach, die Rückgabe zu erwirken. Die Missionäre bestanden ferner darauf, daß die Frage bezüglich der Rückerstattung ihrer Besitzung in Rubaga möglichst bald erledigt werde. Die Sache wird durch die protestantischen Häuptlinge hinausgeschoben, aber auf eine Beschwerde der Missionäre hin vom Kapitän gleich nach seiner Genesung zum Abschluß gebracht. Er stellte ihnen sogar ein Schriftstück darüber aus. Später (27. Juli), vor seinem Abmarsch nach Usoga, wo ein Aufstand ausgebrochen, machte er selbst P. Gaudibert neben Mr. Grant aus dem Fort und Rev. Ashe zum Mitglied des Rathes. Am 10. Juli fanden sich zur Sonntagsmesse und Homilie in der Nothkapelle der Missionäre etwa 40 Christen ein. An der Katechese nahmen 40 Katechumenen theil. Einst waren es Tausende, die sich hinzudrängten!

Wiederholt wurden die Missionäre von der protestantischen Bevölkerung auf offener Straße beschimpft.

Bei einem Besuche Pokinos und Kautas (kath. Häuptlinge) bei Katikiro, dem allmächtigen Minister, warf dieser den Katholiken vor, sie wollten den Krieg und hätten sich zu dem Zweck mit den Mohammedanern gegen die Protestanten verbündet. Pokino erwiderte, sie suchten sich mit allen gut zu vertragen, wie es Christenpflicht sei; das hieße noch nicht sich verbünden. Was die Kriegsgelüste angehe, so seien es die Protestanten, die nicht aufhörten, zum Krieg gegen die Katholiken aufzurufen. In der That werden alle möglichen Gerüchte in Umlauf gesetzt, um die Erbitterung gegen die Katholiken zu schüren und den Kapitän zum abermaligen Vorgehen gegen dieselben zu veranlassen. So heißt es z. B., die Deutschen hätten den Katholiken Buddus Gewehre und Soldaten angeboten, um die Hauptstadt anzugreifen u. dergl. Katikiro sagte dann: „Weshalb sind wir überhaupt Feinde? Wir müßten uns vielmehr gegen das Fort Kampala verbünden, uns in den Besitz der Kanone setzen und alle davonjagen, die unser Land auffressen wollen." Selbstverständlich fand dieser Vorschlag bei den katholischen Führern kein Gehör.

Der arme König Mwanga spielt während all der Zeit eine klägliche Rolle. Er fühlt offenbar, auf welche Seite er eigentlich nach Recht und Gewissen gehört, ist aber ein willenloses Werkzeug in der Hand seines Ministers und der Protestanten geworden. Am 31. Juli fand die feierliche Eröffnung des protestantischen Tempels statt. Auch der König erschien dabei, was wohl als officielles Zeichen seines Uebertrittes zum Protestantismus angesehen werden muß. Die schwankende Stimmung des Königs wird durch folgenden Zug beleuchtet.

Am 5. August schickte er den katholischen Missionären eine schöne Ziege und zwei Bananenkolben zum Geschenk. Als die Patres am Abend bei ihm vorsprachen, um ihm dafür zu danken, hielt der König es für nothwendig, sich vor den anwesenden Protestanten zu entschuldigen, und erklärte, das Geschenk sei bloß ein Zeichen rein persönlicher Freundschaft. Offenbar wollte er sich von dem Verdacht reinigen, als ob er den Katholiken heimlich zugethan sei. Am 22. fand eine Sitzung statt, bei welcher Kapitän Williams im Namen der katholischen Missionäre die Rückgabe einer Besitzung auf den Inseln des Nyanza verlangte. Um öffentlich zu zeigen, ein wie guter Protestant er sei, begann jetzt der König mit einer Art Entrüstung zu betheuern, er habe den Missionären überhaupt niemals etwas geschenkt; alles, was sie besessen, hätten sie sich selbst genommen. In der Versammlung gab es einen solchen Aufruhr, daß der Kapitän es für gerathen hielt, auf einen andern Gegenstand überzugehen. Bei dieser Gelegenheit forderten die Protestanten in ihrem Zorn offen zur Empörung gegen England und zu einem Sturm auf das Fort von Kampala auf (ganz im Sinne der oben schon angeführten Worte Katikiros). Aber der Kapitän, der des Kiganda nicht mächtig ist, verstand nicht, was sie sagten. In den ersten Tagen des August zogen die katholischen Missionäre (wie es scheint, 4 Mann stark, nämlich die PP. Gaudibert, Guillermain, Brard und Roche) wieder in ihre Besitzung auf der Höhe von Rubaga, wo sie sich provisorisch eingerichtet haben. „Endlich", so schreibt P. Guillermain, „sind wir wieder in unserem Heim. Wieder haben wir jenen unvergleichlich schönen Rundblick vor uns, an dem einstens so oft unser Auge sich weidete, wenn wir nach dem Tagewerk fast überreicher apostolischer Arbeit in der kühlen Abendluft endlich dazu kamen, unser Brevier zu beten. Lassen Sie mich ein kleines Bild dieser großartigen Fernsicht skizziren. Unten im Süden blinkt der Spiegel des Nyanza, freilich nicht die ganze unabsehbare Wasserfläche, sondern bloß die einzig schöne Bucht, die zwischen den drei Bergzacken herauf ruhig und krystallhell wie die Seen des Schweizerlandes hervorlugt. Mehr im Osten, nahe vor uns, glänzen von den Höhen Mengos herab die weiß schimmernden und künstlich gestutzten Schilfrohrpalissaden der königlichen Wohnungen. Unfern davon (der katholischen Mission gerade gegenüber) liegt Kampala, vom englischen Fort überragt. An dessen Fuß breiten sich in der Thalsohle zwei muselmännische

Dörfer aus, die sich aber unserem Blicke glücklicherweise entziehen. Weiter hinten behnen sich die Höhenzüge von Kyagwe und im Nordosten die von Unyoro hin, und in derselben Richtung, aber näher auf uns zu, der Hügel von Kasubi, auf dessen Gipfel sich Mtesas Grobmal erhebt. Daneben ragt die Höhe von Namirembe auf, wo die Protestanten ihren Tempel gebaut. Den nördlichen Horizont bekränzen die Unyoro-Hügel, und hinter ihnen verborgen dehnen sich jene unermeßlichen Gebiete, die dem Evangelium noch verschlossen sind. Auch im Nordwesten überall dieselben netzartig sich verzweigenden Hügelreihen mit ihren wechselvollen Formen und zum Theil mit Bananenwäldchen bestanden, deren zartes Grün sich scharf gegen das dunkle Laub des Waldes abhebt. Dort endlich, jenseits jener anmuthigen Höhenzüge, die noch zu Uganda gehören, liegt Buddu, wo unsere geflüchteten Katholiken jetzt weilen. Und über diesem ganzen herrlichen Panorama funkelt die afrikanische Sonne oder ziehen von Zeit zu Zeit gewaltige Gewitter hin. Sehen Sie, das ist das Bild, welches wir hier täglich von der Höhe unseres theuren Rubaga aus genießen, das uns endlich wiedergeschenkt ist, geheiligt durch die unauslöschliche Erinnerung an jenes bittere Weh, das wir dort für die Sache Gottes erduldet haben."

Aegypten.

Apostol. Präfectur des Nil-Delta. Wirksamkeit der Genossenschaft der afrikanischen Missionen von Lyon. Die erwähnte Genossenschaft, deren Hauptarbeitsfeld an der Gold- und Sklavenküste West-Afrikas ist, hat seit 1877 neben den Söhnen des hl. Franciscus einen Theil der Mission in Unter-Aegypten, in den vier Provinzen Kalubieh, Sharkieh, Menufieh und Garbieh übernommen. Hauptsitz der Mission ist die Stadt Sagasig am Süßwasserkanal, der noch heute den Namen „Bahr Moëz" (Meer des Moses) trägt, da derselbe nach der ägyptischen Ueberlieferung ursprünglich jener Nilarm gewesen sein soll, in welchem Moses ausgesetzt wurde.

Die Missionäre entwickeln hier und in den andern Hauptorten, wie in Tantah, Ziftah, Samanur, Masalla und Mansurah, eine recht erfreuliche Thätigkeit, namentlich in einer Reihe neu gegründeter Schulen und Waisenhäuser. Die Schule ist hier doppelt und dreifach wichtig, weil die ärmern Kinder sehr vernachlässigt sind und sonst ganz ohne Unterricht aufwachsen. Man sieht in den Städten ganze Scharen dieser zerlumpten, hungrig und wild aussehenden Kleinen herumlungern, schmutzig und kaum nothdürftig bedeckt. Daß sich aber selbst mit diesen wilden Rangen noch was anfangen läßt, zeigt der Erfolg der Schulen. Die Moslemin sind ganz erstaunt über die Umwandlung, die in einem Schuljahr mit den Kindern vorgeht. Die Knaben sind durchweg sehr geweckt und zeigen namentlich ein auffallend gutes Gedächtniß. Die besten Talente werden von den Patres ausgewählt und zur höhern Ausbildung nach Frankreich geschickt, wo einige bereits mit glänzendem Erfolge absolvirt haben. Die zahlreichen Gesuche um Gründung neuer Schulen, die von allen Seiten an den Obern der Mission gelangen mit der Frage: „Wann kommen deine Missionäre, unsere Kinder zu unterrichten?", beweisen, wie sehr ihr segensreiches Wirken anerkannt wird. Die Arbeiten der Missionäre werden durch die Schwestern der Genossenschaft trefflich unterstützt. Dieselben haben außer zahlreichen Schulen an verschiedenen Orten Armenapotheken errichtet, wo täglich über 1000 Kranke Pflege und Arzneien finden: Moslemins, Kopten, Israeliten und Europäer ohne Unterschied. — Diese Sprache der Liebe, wie sie die katholischen Missionäre in ihren Schulen und Hilfsanstalten reden, hat auch auf die Schismatiker die Wirkung nicht verfehlt.

Immer zahlreicher drängen sie sich mit in die Kapellen der katholischen Mission, und längst sind die von Tantah und Sagasig viel zu eng geworden. Auch den Rosenkranz beten die Schismatiker eifrig mit, wie überhaupt die Andacht zur lieben Mutter Gottes im schismatischen Aegypten nie erlaschen ist. Möge dieser Stern die Irrenden den Weg zum Heile finden lassen!

Westafrika.

Apostol. Vicariat Belgisch-Kongo. Todtenfeierlichkeiten der Neger. Taufe des Prinzen Banzinga. Eine der flämischen Schwestern, die im belgischen Kongo-Gebiet auf verschiedenen Stationen wirken, beschreibt uns in ihrem Briefe einen Besuch in Mpotee, einem Negerdorfe in der Nähe der Missionsstation von Mopea, das gerade in Trauer um seinen verstorbenen Häuptling war. „Vor einer offenen Hütte, in welcher eine ganze Sammlung von Spiegeln, Töpfen und Götzenbildern ausgestellt war, fand zum dumpfen Schall der Trommel der Todtentanz statt. Kaum aber waren wir in Sicht gekommen, als die Trommel verstummte, der Tanz stockte und die Götzenbilder im Nu verschwanden. Auf unsere Fragen nach der Veranlassung dieser Festlichkeit erfuhren wir, daß der Häuptling des Dorfes gestorben sei. Wir verlangten den Todten zu sehen und gelangten, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, an eine Hütte, aus welcher ein erstickender Rauch herausqualmte. Wir traten ein und unterschieden nun beim Scheine eines großen Feuers die Leiche, die in Tücher eingewickelt auf einer Matte lag. Ihr zur Seite hockte eine Frau, die mit einem Fliegenwedel die Mückenschwärme von der Leiche fern hielt; auf der andern Seite erblickten wir die zur Aufnahme der Leiche bestimmte Todtenlade. Auf derselben lag ein mit Palmzweigen bekränzter Todtenschädel, der eine Zipfelmütze und eine Korallenschnur trug — das Ganze unter einem mächtigen ausgespannten Regenschirm. An den vier Ecken dieses wunderlichen Katafalkes hatte man vier europäische Bilder angebracht: eine Dame, einen dicken Herrn, der seine Pfeife rauchte, und die buntfarbigen Etiketten einer flämischen Tabakfabrik. Da der Rauch uns sehr lästig wurde, beeilten wir uns, diese sonderbare Todtenkammer zu verlassen. Wir begaben uns zu den Verwandten des Häuptlings, um ihnen unser Beileid auszusprechen. Alle Männer und Frauen hatten den ganzen Leib roth angestrichen. Das ist hier die Trauerfarbe, während sie in andern Gebieten Afrikas weiß ist. Man nahm uns äußerst freundlich auf, und da inzwischen das ganze Dorf zusammengelaufen war, um uns anzustaunen, so benutzte P. de Grisse diese gute Gelegenheit, um an die Volksmenge eine kleine Ansprache über den Tod und das zukünftige Leben zu halten. Die Leute hörten mit der größten Aufmerksamkeit zu. Danach setzten wir uns, um eine kleine Erfrischung einzunehmen. Wir boten einem der umstehenden Neger eine Schnitte Fleisch an. Er nahm es aber erst, nachdem wir ihm ernstlich versichert hatten, es sei kein Menschenfleisch. Da sehen Sie, ehrwürdige Mutter, wie Ihre Töchter sogar in den Verdacht der Menschenfresserei gekommen sind. Wir hoffen, daß liebevolle Aufopferung diese und ähnliche Vorurtheile bald verschwinden machen wird. Bereits hat unser Besuch, so glaube ich zu bemerken, schon viel in dieser Richtung beigetragen."

Wir fügen diesem Bericht einige von Berghe-Sainte-Marie datirte Zeilen des hochw. Herrn C. van Ronsle aus der Scheutvelder Missionsgesellschaft bei, die uns gute Nachricht von dem jungen Prinzen Banzingo (vgl. Jahrg. 1892, S. 241), dem Sohn des Großhäuptlings Ebeke, bringen. „Derselbe befindet sich schon längere Zeit in der Missionsschule der Station und ist sehr gerne dort. Wiederholt schon bat er um die heilige Taufe, allein ich glaubte ihn erst mehrfach auf die Probe stellen zu müssen. ‚Mein lieber Banzingo,' so sagte ich, ‚ich weiß sehr wohl, weshalb du zu uns gekommen bist; das geschah nicht, um ein Christ zu werden und dem wahren Gott zu dienen, sondern bloß, weil dein Vater und deine Brüder dich nicht lieben und weil du zu Hause es nicht so gut hast wie hier.' Gegen diesen Vorwurf protestirte aber der Kleine aus allen Kräften. Er rollte die Augen, stampfte auf den Boden und versicherte hoch und theuer, er habe zu Hause alles nach Herzenswunsch gehabt und jede Laune befriedigen können; aber seitdem er den wahren Gott kennen gelernt, wolle er ihn allein verehren und deshalb die Taufe empfangen und nach den zehn Geboten Gottes leben. ‚Das ist alles recht und gut,' sagte ich, ‚aber was dann, wenn du einmal getauft bist? Da du nicht zu den von der Mission abhängigen Kindern gehörst, sondern dein eigener Herr bist, wirst du nach Hause zurückkehren, den lieben Gott vergessen samt seinen zehn Geboten und wiederum wie ein Heide leben. Da ist's besser, du wirst gar nicht getauft.' — ‚O Vater,' rief der Prinz, ‚wie bist du so hart gegen den kleinen Banzingo! Nein, Banzingo wird nicht in sein Dorf zurückkehren, er will nicht länger mit den Feinden des lieben Gottes zusammenwohnen, er will immer hier bei euch bleiben und bei der Kapelle, wo man vom lieben Gott redet.' Ich gab mich aber noch nicht zufrieden, sondern schickte den Knaben zur weitern Prüfung heim zu Ebeke, seinem Vater. Dieser that sein möglichstes, um den Kleinen zurückzuhalten. ‚Du liebst mich also nicht mehr,' sagte er zu ihm, ‚da du lieber bei den Weißen bist als bei mir?' — ‚O doch, Vater, aber ich möchte getauft sein.' — ‚Aber das Wasser der Weißen (die Taufe) wird dich tödten.' — ‚Das Wasser der Taufe tödtet nicht, es macht leben; und dann, wenn ich auch stürbe, so ginge ich ja in den Himmel.' — ‚Wohlan, wenn du nicht bei uns bleiben willst, werde ich dem Zauberer sagen, er solle dir durch einen Jakissi (Zauberei) das Leben nehmen.' — ‚Ich lache über deinen Zauberer und alle seine Jakissis; er hat keine Macht über mein Leben; übrigens fürchtet sich ein Christ nicht vor dem Tode.' Hierauf kehrte Banzingo, von seinem Rechte als Freigeborener Gebrauch machend, zu uns und seinen Kameraden hier zurück.

„Am Vorabend vor Pfingsten sah er endlich seinen Wunsch erfüllt; er erhielt in der heiligen Taufe den Namen des Apostelfürsten Petrus. Möge der Himmel über dem Knaben wachen, daß er dem Gott seiner Taufe treu bleibe und die Macht, die eines Tages in seiner Hand ruhen wird, zum Heile seiner Unterthanen verwenden möge!"

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat März eingegangenen Gaben.

Mark.

Für die dürftigsten Missionen:

„Zukomme uns dein Reich", von Tuschkau in Böhmen	10.11
Durch A. Sommer: „Zu Ehren des hl. Joseph"	8.10
Von Joh. Schrafftl, Coadjutor in Fieberbrunn, Tirol	4.69
Von Privat Trenkle in Freiburg	6.—
Von Gf in Edensfeld	127.14
Von Karl Bentel in Cleveland, O.	51.25
Durch Pfarrer Weisbrich in Wahlstatt	40.—
Papalino	3.—
Von Ungenannt aus Borghorst	10.—
Von J. B. in Troppau	16.80
Von K. M. in Ertingen	15.—

Für nothleidende Missionspriester zur Persolvirung von heil. Messen:

Durch Herder & Co. in München	60.—
Von H. Sz. in Sch. bei Essen	35.20
Von Pfarrer Gütlein in Rastatt (Rußland)	72.70
Von B. Greiner, Priester in Obermonjour (Rußland)	57.78
Von H. J. Leuchlee, Vicar in Stoppenberg	54.20
Von B. G. i. Abg.: „Herr, eile uns zu Hilfe"	16.10
Aus Ettenweiler	100.—
Von G. in Edensfeld	900.—
Von F. Kunze, Kaplan in Rybnik	100.—
Von Lehrer Lorck in Zulz	14.—
Von Gräfin Westerholt-Rahlans in Bigge	80.—
Von A. Kleinert in Zottwitz	17.—
Papalino	3.—
Von K. M. in Ertingen	5.—

Für die Missionen in China u. Japan:

Von J. Schneider, Kaplan in Nürnberg	10.—
Von F. J. B. in R.	8.60
Von Frau S.... in Wien	16.86
Aus Bonn	5.—
Von E. Fiedler in Kansas City, Mo.	8.20
Von S. P., Aachen	20.—
Von Ungenannt aus Borghorst	10.—

Für die Missionen in Indien:

Aus dem Missionsneger in Schwandorf	38.50
Von Frl. F. Weishaupt in Schwandorf	5.—
Aus Buffalo	20.75
Von Ungenannt aus Borghorst	10.—

Für das Kloster vom guten Hirten in Bangalore (Indien):

Durch Friedr. Schnettler, Vicar in Oelinghausen	400.—

Für das Apostol. Vicariat der Ostmongolei:

Von Ungenannt aus Borghorst	10.—

Für die Missionen in Afrika:

Von Ungenannt	13.—
Von J. G. Federer in Rorschach	80.—
„Zu Ehren des hl. Joseph"	5.—
Von S. P., Aachen	20.—
Von Ungenannt aus Borghorst	20.—

Für die Jesuiten-Mission am Gambesi (Südafrika):

Durch G. Blankemeier in Trier	10.—
Schr. „In honorem St. Josephi"	20.—
Von Ungenannt aus Borghorst	10.—

Für die Missionen in Australien:

Von S. P., Aachen	20.—

Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:

Von Pfarrer Gütlein in Rastatt (Rußland)	12.84
Von Andreas Kleinhenz in Cleveland, O.	1.—
Durch Pfarrer Weisbrich in Wahlstatt	6.—
„Laudate, pueri, Dominum"	203.40
Von Frl. Katharina Sachsen aus Oberweis (Eifel)	21.—
Von Rev. P. H. Mengwasser O. S. B. in St. Benedikt, Kas.	61.95
Aus Wesel: „Ad majorem Dei gloriam"	50.—
Von S. P., Aachen	20.—
Von Ungenannt aus Borghorst	10.—

Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:

„Ad majorem Dei gloriam"	50.—
Von Fritz Hann in St. Mary's, Kls.	20.30
Von Ungenannt aus Borghorst	10.—

Für die nordischen Missionen:

Von S. P., Aachen	20.—

Für die Missionen in Schweden und Norwegen:

Von P. Schuleer, Pfarrer in Bemfling	50.—

Für den Bonifacius-Verein:

Papalino	4.50

Für den Kindheit-Jesu-Verein:

Durch P. Legemann, Pfarrer in Eschweiler	7.69
Von E. Schuler in Enadorf	21.—
Von Ungenannt	2.50
Von Ungenannt aus Borghorst	10.—
Von Rev. J. M. Scherer C. S. C. in New Orleans, La.	2.—
„Zu Ehren des hl. Joseph"	5.—

Für den Franciscus-Xaverius-Verein:

Von Lehrer Lorck in Zulz	18.—
Papalino	7.50

Pro Papa:

„O Unbefleckte Empfängniß! bitte für den Heiligen Vater und die ganze katholische Kirche"	30.—
Durch F. Kunze, Kaplan in Rybnik	5.50

Für verschiedene Zwecke:

Von Frau Oberst Ludwig, Offenburg	10.—
Von Pfarrer Stein in Eggen (für Brasilien)	155.—
Von demselben (für Calcutta)	100.—
„ „ (für Loreto)	50.—
„ „ (für Quito)	50.—
Von K. A. W. H.	17.—
Von einem Leser der „Katholischen Missionen"	20.—
Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu" in Innsbruck	70.10

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: B. Herder, Verlag, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Josef Gratl, Wien.
Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionsschluß und Ausgabe: 15. April 1893.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 6. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, 2—3 Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Jahr 4 Mark = fl. 2.40 ö. W., unter Kreuzband fl. 2.52 ö. W. Juni 1893.

Das „Gotteshaus“ in Tongking.

Die Mission in Tongking, welche zu Rom wegen ihres zahlreichen eingeborenen Clerus, der vielen, gut geschulten Katechisten und ihrer weisen Verfassung für eine Mustermission angesehen wird, dankt ihren Glanz und Erfolg in erster Linie der trefflichen Einrichtung, die den Namen Casa de Dios oder „Gotteshaus“ trägt. Diese stammt aus der Zeit der alten Jesuitenmission (1627); sie findet sich der Hauptsache nach sowohl in den französischen wie in den spanischen Vicariaten des Reiches und wurde später von den Dominikanern, die seit 1676 nach Tongking kamen, weiter ausgebildet. Die Regeln des Gotteshauses wurden schon beim ersten Provincial-Concil von Tongking, das in der Stadt Jut-hia (Siam) stattfand, von Msgr. Petrus Lambert, Titularbischof von Beirut und erstem Apostolischen Vicar von Süd-Cochinchina, gegeben (14. Februar 1670) und dann am 23. December 1674 von Papst Clemens X. gutgeheißen. Wenn wir in Nachstehendem davon reden, so haben wir nur die spanische Einrichtung im Auge, welche von den Dominikanern getroffen wurde und überall den Ordensgeist ihres großen heiligen Vaters Dominicus athmet. Die jüngste, ständig gebliebene Fassung gab ihr der hochw. Herr Feliciano Alonso, Provincial-Vicar am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Erkennt man den Baum an seinen Früchten, so kann man dieser Einrichtung seine Anerkennung nicht versagen: sie hat dem Himmel eine Schar von Blutzeugen und Glaubensbekennern geliefert, die Kirche mit tüchtigen Arbeitern und einem hinreichenden Personal von Priestern und Katechisten versehen und durch das Tugendbeispiel derselben den Glauben des christlichen Volkes befestigt. Unzweifelhaft ist der unerschütterliche Glaube, welcher die Christen von Annam beseelt, großentheils dem Apostolat der in dieser Anstalt Herangebildeten zu verdanken. Die Katechisten, um nur von diesen zu reden, ermahnen die Sünder, rütteln die Laugewordenen auf, bekehren die Unwissenden, schlichten Streitigkeiten, versöhnen Verfeindete, gehen den verirrten Schäflein nach und tragen zur Verbreitung des Glaubens bei. Sie sind gleichsam Hand und Fuß der Priester, die an ihnen die kräftigste, unentbehrlichste Hilfe haben und ohne sie fast nichts zu stande brächten. In Zeiten der Verfolgung haben sie einen staunenswerthen Heldenmuth an den Tag gelegt, sich Gefahren, Leiden und der Verbannung unterzogen und vielfach ein ruhmreiches Martyrium bestanden. Sie sind es ferner, welche die zeitlichen Angelegenheiten der Mission besorgen, ja manchmal muß man ihnen bei Priestermangel, und soweit das Laien zustehen kann, selbst die geistliche Sorge der Gemeinden anvertrauen. Sie prüfen die Christen in der Glaubenslehre, bereiten dieselben zu den heiligen Sacramenten vor und ermahnen sie zu deren oftmaligem Empfang. Kurz, der Priester ist in tausend Dingen, für welche es ihm an Zeit gebricht, auf den Katecheten angewiesen. Ohne das „Gotteshaus“ wäre es aber unmöglich gewesen, in Tongking einen so vorzüglichen Priester- und Lehrerstand zu bilden. Das wissen insbesondere jene Vicariate zu schätzen, welche dieser Einrichtung entbehren.

Das gesamte Personal des „Gotteshauses“ zerfällt in fünf Abtheilungen. Die erste bilden die sogen. Laien. Hierzu gehören alle jene, welche sich zur Verrichtung der äußern und knechtlichen Arbeiten in Haus und Feld hergeben. Sie müssen, einmal aufgenommen, den Cölibat beobachten, können indes Wittwer oder sogar verheiratet sein, wenn sie nur in letzterem Fall die Zustimmung ihrer Frau erhalten haben. Zur zweiten Abtheilung zählen alle Zöglinge des Hauses von etwa 14 bis 25 Jahren. Dieselben beschäftigen sich vom Eintritt bis zur „Prüfung aus dem ersten Buch“ mit dem Studium annamitischer und chinesischer Bücher, lernen schreiben, zur Messe dienen und sind zugleich Diener der Missionäre, sowohl der eingebornen wie der Europäer. Jene darunter, die sich durch Talent und gutes Betragen hervorthun, schickt man ins Latein-Collegium, mit der Aussicht, wenn sie sich durch Fleiß und tadelloses Benehmen auszeichnen, später Theologie studiren und etwa im Alter von dreißig Jahren die Priesterweihe empfangen zu dürfen. Mit 25 Jahren unterzieht man sie einer Prüfung aus dem ersten Buch für den Katechetenberuf. Wer dieselbe besteht, führt fortan den Titel „Katechist des dritten Grades“ und darf dem Priester beim Religionsunterricht Beistand leisten. Das Buch, wonach sie geprüft werden, enthält und erklärt die Lehre von den Sacramenten und wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von P. Benedikt Llobresols verfaßt. Dieses Buch haben die Candidaten auswendig zu lernen und öffentlich im Speisesaal vor dem ganzen Haus vorzutragen. 30 Jahre alt, werden die Katechisten, die sich seit der ersten Prüfung gut bewährt haben, in der nämlichen Weise über das zweite Buch examinirt. Dasselbe enthält eine Abhandlung über die wahre Religion und in seinem zweiten Theile eine Widerlegung der hauptsächlichsten falschen Religionssysteme und Irrthümer. Das Lehrbuch, welches erst seit kurzem diesem zweiten Examen zu Grunde gelegt wird, heißt Coung-dao und hat P. Isaak Martinez Barquero zum Verfasser. Nun sind sie „Katechisten des zweiten Grades“; sie beschwören die Constitution Ex quo Benedikts XIV. und erhalten die Ermächtigung, zu predigen. Nach Verlauf von einigen Jahren werden, je am Feste des hl. Dominicus, aus den Bejahrteren dieses zweiten Grades einige, die sich musterhaft betragen und in ihrer Dienstverrichtung besondere Verdienste erworben haben, ausersehen und zu „Katechisten des ersten Grades“ ernannt. Damit erhalten sie das Anrecht auf eine Seelenmesse von sämtlichen Priestern des ganzen Vicariats bei ihrem Ableben (während für die Mitglieder zweiten Grades im ganzen vierzehn, für die des dritten sieben Messen gelesen werden).

Zu bemerken ist, daß kein Mitglied des „Gotteshauses“ irgend ein ewiges oder zeitweiliges feierliches Gelübde auf sich nimmt. Es steht jedermann frei, aus dem Verband auszutreten, wann er will; nur sind dann die Mitglieder jeder Verbindlichkeit ihm gegenüber entbunden. Obwohl aber, wie gesagt, keinerlei Gelübde abgelegt wird und die Zugehörigkeit zum „Gotteshaus“ ganz freiwillig ist, so sind doch alle, welche ihm angehören wollen, gehalten, Armut, gemeinsames Leben, Gehorsam und Cölibat zu beobachten. Kein Frauenfuß darf die Schwelle der Casa de Dios überschreiten, sondern deren Besuche werden in einem eigenen, getrennt gebauten Fremdenhaus entgegengenommen; eine Ausnahme wird nur gemacht, wenn im Haus eine Arbeit vorgenommen wird, bei der die ganze Bevölkerung hilft.

Das Regelbüchlein des „Gotteshauses“ enthält im ersten Theil Vorschriften über die geistlichen Uebungen, über Essen und Fasten, über die Pflicht zu studiren, die Art und Weise zu reisen, die Amtspflichten eines Katechisten, allerlei Verbote u. dgl.; der zweite Theil zählt auf, was ein Mitglied der Casa de Dios zu wissen und zu beobachten hat. Ein kleiner Auszug aus den weise getroffenen Regeln dürfte willkommen sein.

Ueber das Studium. „Die Brüder sollen unsern Hauptzweck wohl im Auge behalten. Thun sie das nämlich, wie es ihre Pflicht ist, so muß sich nothgemäß bei ihnen ein reger Studieneifer einstellen. Unser Hauptzweck ist es, die Religion zu predigen und den Menschen den rechten Weg zum Himmel zu zeigen. Wenn nun der, welcher predigt und unterrichtet, sich keine Mühe gibt und nicht, soweit es überhaupt in seinen Kräften steht, sein Fach lernt und sich aneignet, wird es oftmals vorkommen, daß er sich irrt und andere in Irrthum, ja vielleicht ins Verderben führt. Solch ein schuldbarer Irrthum wäre eine große Sünde, für die er sich vor Gott verantworten und seiner Strafe gewärtig sein müßte. Deswegen ermahnen wir die Brüder, sich eifrig dem Studium hinzugeben; nur so werden sie ihren Posten ausfüllen können. Zur Erlangung gediegenen Wissens ist das Studium unerläßliche Vorbedingung, obwohl es andererseits für sich nicht ausreicht; denn an erster Stelle ist es nöthig, daß man Gott über alles liebe, da die Liebe und Furcht Gottes nach dem Ausspruch des Heiligen Geistes der Anfang der Weisheit sind...“

Von dem Katechisten, der einen bestimmten Bezirk bekommen hat. „Wem ein bestimmter Bezirk zugewiesen ist, soll es als seine Hauptaufgabe ansehen, die Schäflein Jesu Christi, welche dort wohnen, zu besorgen und zu unterrichten. Deswegen soll er nicht unthätig umherlaufen oder müßig zu Hause bleiben, noch auch sich viel bedienen lassen, um sich selber der Arbeit zu entheben. Da er bald hier, bald dort sich aufzuhalten hat, soll er nicht sein Herz an dieses oder jenes Haus hängen. Auch soll er aus seinem Haus keine Schaubude machen, wo jedermann nach Belieben aus- und eingehen kann. Vielmehr sei sein Auftreten in Wort und That ernst und würdig. Er muß die Religion des Herrn des Himmels lehren und die Menschen zum Guten ermahnen. Wenn er so arbeitet, wird es dahin kommen, daß diejenigen, welche mit ihm zusammenkommen, die Tugend und die Religion liebgewinnen. Hat ein Katechet andere Brüder in seinem Bezirk unter sich, so trage er Sorge, daß sie fleißig arbeiten, und bestrafe an Stelle des Priesters die Lässigen strenge. — Besuche von Weibspersonen in ihrem Hause sollen sie nicht dulden; denn aus oftmaliger Unterredung mit ihnen kann nichts Gutes kommen. — Ueberdies soll der, welcher an einem Posten ist, die christlichen Ortschaften, die dazu gehören, besuchen, die Kranken trösten und alle zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten ermahnen. Findet er irgend wo solche, die es daran fehlen lassen, so bleibe er ein bis zwei Tage daselbst, versammle alle Christen und ermahne sie, in der Religion zu verharren. Erfährt er, daß in seinem Bezirk jemand krank ist, so besuche er ihn, und ist die Krankheit bedenklich, so sorge er, daß die Christen den Kranken in einem Tragbett zur Residenz des Priesters bringen oder doch diesen in Kenntniß setzen, damit nicht jemand ohne die heiligen Sacramente sterbe und wir nicht dessen Seele auf unserem Gewissen haben. — Empfängt einer ein Almosen, so darf er es nicht für sich annehmen, sondern muß es in die gemeinsame Kasse des ‚Gotteshauses‘ legen. — Nebenbei sei er auch auf Mittel und Wege bedacht, den Heiden seines Bezirks die christliche Lehre zu erklären; sonst hat er schwere Verantwortung vor Gott. — Alljährlich am Feste des hl. Dominicus sollen alle ohne Ausnahme sich an einem und zwar an dem Orte zusammenfinden,

wo der Superior das Fest feierlich begeht; denn ist eine gemeinsame Angelegenheit zu entscheiden, etwas allgemein zu ordnen oder bekannt zu geben, so geschieht es an diesem Tage."

Verboten ist den Mitgliedern des „Gotteshauses" u. a.: sich mit Herstellen von Arzneien abzugeben, irgend wie Handel zu treiben oder etwas als Depositum zu verwahren, Wein zu trinken, Schach-, Karten- u. dgl. Spiele mitzumachen. Für den Wiederholungsfall der Mißachtung eines dieser Gebote ist die Strafe der Entlassung festgesetzt.

Aus dem zweiten Theil: „Wer die Religion des Herrn des Himmels verkündet, vertritt die Stelle der Jünger Christi. Darum soll er auch den Aposteln nachahmen und die Religion gut verkünden. Er bedenke also, daß die Apostel darin nicht Menschenlob suchten, noch sich an Verachtung kehrten; sie waren nicht eitel, sondern demüthig; sie vertrauten auf Gott, und dieser vermehrte ihre Kraft, daß sie das Predigtamt richtig verwalten konnten. Sie beteten täglich: Herr, wir sind geringe Knechte, ohne Kraft, unsere Aufgabe recht zu erfüllen; daher verlassen wir uns auf dich, Herr, daß du unserer Schwachheit helfest. Deswegen darf der, welcher predigt, auch wenn er von Natur aus Anlagen und Geschick hat, nicht auf sich selber vertrauen, noch stolz werden und die andern im ‚Gotteshaus', die etwa nicht zur Predigt ausgeschickt werden, verachten; denn im ‚Gotteshaus' ist jedes Werk groß, und ist auch das Predigen unsere Hauptaufgabe, so darf man deswegen doch die übrigen nicht vernachlässigen.

„Stellt sich ein Gläubiger zur Beicht, so erklärt ihm der Katechist die zehn Gebote, sowie das Gebet, das unsern Geist lehrt, sich recht zu erforschen und zu beichten. Ferner kann er ihm etwas aus dem ‚Sündenspiegel' lesen und ein paar Beweggründe zur Reue auseinandersetzen.

„Die Brüder sollen Gott über alles und den Nächsten wie sich selber lieben. Sie müssen einander lieben und unterstützen, wie wenn sie leibliche Brüder wären. Denn Jesus Christus hat gesagt: ‚Daran soll die ganze Welt erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet.'

„Betreten sie ein Dorf, so müssen sie sich erkundigen, ob da Christen wohnen. Wird mit Ja geantwortet, so sollen sie bei einem Christen Wohnung nehmen, besonders, wenn es geht, bei jenem, dem der Missionär die Sorge für die Christen übertragen hat, nie aber im Hause einer Wittwe oder einer Frau, deren Mann abwesend ist. — Sie sollen sich ernst benehmen und über fromme Gegenstände sprechen. Sprechen sie viel über anderes, so verlieren sie nur Zeit. — Auch mögen sie sich erkundigen, ob etwa Feindschaften im Orte seien, und gegebenenfalls nach Kräften auf Eintracht und Versöhnung hinarbeiten. — Ist das Dorf ganz heidnisch, so sollen sie den Leuten, bei denen sie Einkehr nehmen, mit einigen Worten die Religion kennen lehren, und hören dieselben aufmerksam zu, etwas weitläufiger; fangen dieselben aber beim ersten Versuche an zu spotten und zu lästern, so sollen sie nicht weiter darüber sprechen.

„Sind sie in einer Gemeinde, so sollen sie daselbst vier bis fünf Personen auswählen und diesen die Art und Weise, wie man tauft, beibringen, damit nicht aus Mangel an hierin Unterwiesenen viele Menschen ohne Taufe sterben.

„Die Brüder, welche zu predigen ausgehen, sollen ein Büchlein führen und darin folgendes aufmerken: Die Namen derer, welche sich in einem Dorfe zur Annahme der Religion gemeldet haben; etwaige Zweifel über die Glaubenslehre, um sie gelegentlich einem Priester vorzulegen; besonders bemerkenswerthe Dinge, wie z. B. Personen, die außerordentlich heilig leben, viele Almosen spenden, viel um des Glaubens willen gethan und gelitten haben; auch wunderbare Vorfälle, wie Teufelaustreibungen und Krankenheilungen. Denn viele bekehren sich beim Vernehmen solcher Vorkommnisse. All diese Sachen sollen sie aufzeichnen und das Büchlein einem Priester zuschicken, daß er Kenntniß davon habe.

„Es ist den Brüdern verboten, seidene Unter- oder Oberkleider oder sonst irgend etwas aus Seide zu haben. Es sind ihnen nur Baumwollenkleider erlaubt, und der Preis der Kleidung, die sie in der Kirche tragen, darf eine Ligatur (= $5^1/_2$ Realen oder M. 1.20) nicht übersteigen. — Die Brüder im ‚Gotteshaus' müssen, mögen sie nun von reichen oder armen Eltern herstammen, sich ganz derselben Kleidung und Speisen bedienen, dürfen kein Geld noch sonst etwas zu eigen haben und sollen alle ohne Ausnahme in ihrem äußern Verhalten ganz gleich sein."

Was so für die Mission von Tongking vor zwei Jahrhunderten weise verordnet wurde und seither reichen Segen trug, dürfte auch heutzutage für andere Missionen aller Beachtung werth sein. Wenige Missionen haben so wie die von Tongking die schwere Prüfung hundertjähriger blutiger Verfolgung glorreich überstanden, und das ist vor allem der vortrefflichen Schulung des einheimischen Clerus zu verdanken.

In und um Boroma.

(Nach den Berichten der PP. Menyharth, Courtois, der Brüder Lindlohr, Glesinsky u. a.)

Wir laden unsere Leser ein, mit uns heute der tief in Afrika gelegenen Missionsstation Boroma am linken Ufer des Sambesi einen Besuch abzustatten. Da die Jesuiten-Missionäre, Patres und Brüder, fast alle Oesterreicher und Deutsche sind, so dürfen wir daselbst auf die freundlichste Aufnahme rechnen. Haus und Schule der Missionäre liegen nahe am Flusse, nur durch den Garten davon getrennt. Dahinter ziehen sich die runden Hütten der Eingeborenen in einem Halbkreis um die Mission, theilweise im Schatten gewaltiger Baumkronen sich bergend. Eine kleine Strecke weiter flußabwärts, durch einen Hügel vom Fluß geschieden, liegen das Haus und die Schule der Schwestern unmittelbar neben der Kapelle. Das Haus gehörte früher den Missionären, wurde aber bei Ankunft der Schwestern diesen überlassen, während die Patres bis zur Vollendung ihres neuen Lehmpalastes einen elenden alten Schuppen bezogen. Die Kapelle ist seit 1891 vollendet, von Br. Lindlohr nett ausgemalt und dank den gütigen Wohlthätern, die P. Czimermann in Oesterreich gefunden, hübsch ausgestattet. Selbst der Schmuck einer Thurmuhr fehlt ihr nicht. „Ich bin jetzt gerade am Aufstellen derselben," schreibt Br. Lindlohr, der auch als Uhrmacher fungirt und „alle Uhren am Richtiggehen" hält. „Bald wird sie nach zwei Seiten hin die Zeit angeben." Natürlich rief das Wunderding bei den Negern das größte Erstaunen wach. „Sie konnten gar nicht begreifen, daß die Uhr sich niemals beim Schlagen irre, und zählten ihr jedesmal nach, ob sie's auch richtig mache. Da sie sehr abergläubisch sind, so meinen sie, es müsse sicher ein Geist (Musimo) drin sein, der den Hammer führe. Aehnlich rissen die schwarzen Schneidergesellen Nase und Mund weit auf, als ich zum ersten-

mal mit der Nähmaschine nähte. Natürlich saß auch hier ein Geist unten im Kästchen, der so schnell die Nadel handhabte."

Nehmen wir jetzt unter der freundlichen Führerschaft des P. Menyharth das Haus der Missionäre näher in Augenschein. „Im Vergleich zu den elenden Negerhütten, in welchen wir auf unsern Missionsausflügen wohnen, ist es freilich ein großartiger, bequemer Palast. Das ganze Gebäude, 28 m lang und 9 m breit, ist aufgebaut ohne einen einzigen Stein oder Ziegel, ohne Eisen und ohne einen einzigen Nagel! Hauptträger des Gebäudes sind außen herum 5 m hohe starke Bäume, darinnen 8 gewaltige Holzsäulen von 8 m Höhe. Die Wände bestehen aus Stangen, an welchen in die Quere lange Zweige mit Holzbast festgebunden sind. Die also bereiteten Wände werden von außen und innen mit Lehm beworfen und mit der Hand etwas geglättet. Das Dach ist ebenso einfach. Große Baumsparren gehen von den Mauern nach dem Dachfirst; quer darüber werden lange Zweige gelegt und daran die Strohbüschel mit Bast und Palmblättern festgebunden. Im Innern ist das Gebäude ausgeweißt; denn dank dem unermüdlichen Kalkbrennen P. Hillers haben wir Kalk im Ueberfluß. Die Zimmer, wenn man von solchen reden darf, sind mit dünnem Rohrgeflecht voneinander abgegrenzt; nur die Kapelle und das Zimmer des Obern sind durch eine Lehmwand geschieden. Seit April 1891 haben wir auch Fensterläden. Früher waren die Mauerlöcher bloß mit Rohr verdeckt. „Es ist klar, daß ein solches Haus außer uns noch viele andere lebende Wesen mitbewohnen. Zu diesen gehören vor allem zwei Arten von Ratten



Die Barke der Mission. (Nach einer Zeichnung P. Courtois' S. J. — S. 131.)

und mehrere Mäuse-Arten. Die Wanderratte, welche schon ganz Europa erobert hat, fehlt auch hier nicht. Die Rattenplage war manchmal so groß, daß manche von uns viele Nächte hindurch nicht schlafen konnten und schließlich starkes Fieber bekamen. Es ist kaum zu beschreiben, wie verwegen diese Thiere wurden, besonders nachdem wir mit unsern Rattenfallen und Rattengiften Fiasco gemacht hatten. Sie werfen Sachen um, fallen vom Dach auf uns herab, springen und jagen sich über unsere Gesichter und auf unsern Betten herum, lärmen die ganze Nacht und beißen uns sogar. In einer einzigen Nacht haben die Ratten dreimal versucht, ob meine Füße für sie eßbar seien. Als im vorigen Jahre (1890) die Rattenplage am größten war, erschien als Retter ein niedliches Thier, Bonga oder Wildkatze genannt, obschon es mehr unsern Wieseln ähnelt. Bald herrschte Todesstille im ganzen Gebäude — in vier Wochen war nichts mehr von Ratten und Mäusen zu sehen. In diesem Jahre fingen aber die Ratten ihr altes Unwesen von neuem an. Wieder wurde es mit einemmal still. Jetzt war aber ein schlimmerer Gast eingekehrt als alle Ratten zusammen. Am 2. März abends hörte Br. Lindlohr ein Geräusch bei seinem Bett, als ob zwischen seinen Sachen eine Schnur fortgezogen würde. Rasch zündete er Licht an und sah am Boden eine große giftige Schlange — die Badza. Das Thier flieht, und der Bruder legt sich wieder zur Ruhe. Bald hört er das Geräusch von neuem, und zwar bei seinem Polster, das herabgerutscht war. Wieder macht er Licht und verfolgt das Thier, soweit er konnte. Diese Schlangen haben die Gewohnheit, daß sie sich abends in die Wohnungen schleichen, um Ratten, Frösche und Eidechsen zu fangen. In diesem Hause haben wir schon

mehrere erschlagen. Außer dieser Schlange haben wir noch eine zweite giftige und eine dritte nicht giftige Art wiederholt in unserem Hause gefunden.

„Nach den Ratten und Schlangen sind unsere unangenehmsten Mitbewohner die Ameisen. Eine ganz kleine Art, die, wie Br. Glesinsky schreibt, auf einmal in großer Menge aus der Erde kommt, brachte uns schon fast zur Verzweiflung. Tausende und aber Tausende dieser unliebsamen Gäste überfüllten alle Orte und Gegenstände. Die Tische, an welchen wir arbeiteten oder aßen, unsere Kisten und Kästen, unsere Kleider und sogar die Speisen waren voll von Ameisen. Ueberall fanden sie etwas zu naschen. Wurden sie gestört oder getödtet, so rückten unaufhörlich neue Tausende heran. Selbst wenn wir uns draußen unter den Baum hinsetzten, zogen nach 5—7 Minuten die Ameisen schon in langen dichten Reihen an uns herauf. Sie machten uns buchstäblich alle Oertlichkeiten streitig. Sehr oft erwachten wir in der Nacht durch Ameisenbisse. Das Bett war schwarz von den heraufströmenden Schaaren. Wollte man schlafen, so mußte man aufstehen, das ganze Bett säubern, den Ort verändern und um die Füße des Bettes Asche streuen. Es durfte aber ja kein Zipfel des Leintuchs oder der Decke auf die Erde herabhangen, denn damit war der Weg für die Ameisen gemacht. Auch wenn wir schwerkrank, gleichsam hilflos dalagen, wurden wir sehr oft von diesen bissigen Ameisen überfallen. Selbst von den Leichnamen unserer Todten konnten wir die Ameisen oft nur mit großer Mühe abhalten.



Der Löwe am Grabe P. Gabriels. (S. 119.)

„Weniger unangenehm, aber viel schädlicher als die Ameisen sind die Termiten, auch wohl weiße Ameisen genannt. Sie sind im stande, den reichsten Mann in Afrika binnen weniger Wochen an den Bettelstab zu bringen. Gibt man nicht acht, so verwüsten und zernagen diese Thierchen in kurzer Zeit alles, was nur zernagbar ist. Der Boden unter uns ist wie eine Katakombe (im Kleinen) von ihren schmalen und breiten Gängen unterwölbt, die Lehm- und Holzmauern um uns sind voll von diesen Thierchen, selbst über unsern Köpfen sehen wir überall am Holzwerk ihre festen, aus Lehm bereiteten Gänge, in welchen sie Tag und Nacht unaufhörlich an ihrem Verwüstungswerk arbeiten. Obwohl

unser Haus fast ganz aus dem Holze eines Eisenbaumes, des Mutsanga, aufgeführt ist, so zernagen sie doch nach und nach auch dieses Holz so weit, daß fast nur der rothe, äußerst harte Kern noch übrig bleibt. Von diesen Termiten sind zwei Arten in unserem Hause. An ein Vertilgen ist gar nicht zu denken, das fangen wir gar nicht einmal an; — man muß sehr oft nachsehen, das ist die einzige Rettung. Bleibt eine Kiste mehrere Tage hindurch am selben Platze, so sind die Termiten schon darin; bleibt ein Paar Schuhe längere Zeit liegen, so fressen schon die Termiten daran; fällt ein Buch, ein Bleistift oder Aehnliches auf den Boden und bleibt dort unvermerkt, so wird es eine Beute der Termiten. Man setzt also alle Gegenstände auf große Steine, dann kann man eine Zeitlang ruhig sein. Aber nach einigen Wochen bauen die unermüdlichen Termiten an den unliebsamen Steinen herauf und oben darüber ihre Lehmgänge. Können sie einen Gegenstand nicht leicht auf andere Weise erreichen, so bauen sie ihre Gänge kühn in die Luft. So haben sie meine getrockneten Pflanzen schon zweimal überfallen. Neben mir bauten sie einmal in 18 Stunden einen Gang in die Luft, dessen Höhe 32 cm und dessen Durchmesser 1 cm betrug.

„Voriges Jahr zur Zeit, da uns die kleinen Ameisen am meisten belästigten, wurde auch ich durch sie in einer Nacht in unliebsamer Weise geweckt. Ich stand auf, säuberte das Bett und legte mich wieder hin. Nach kurzer Zeit zündete ich wieder Licht an, um zu sehen, ob die Ameisen inzwischen nicht wieder den Weg zu mir gefunden. In der That sah ich sie an den Füßen meines Feldbettes in langen Reihen heraufkommen. Während ich rathlos da lag, krochen auf einmal drei große Kröten hervor, die mich eine Zeitlang wie mitleidig anschauten, dann aber rasch ans Werk gingen und in kurzer Zeit die meisten Ameisen wegfraßen. Es hat dies einen so guten Eindruck auf mich gemacht, daß ich nun sogar für diese abscheulichen Kröten eine gewisse Sympathie zu fühlen begann. Aber es dauerte nicht lange. Auch die Kröten vermehrten sich in sehr unangenehmer Weise und wurden so dreist, daß sie hinter unsern Kisten und Kasten ganze Concerte aufführten. Wir entdeckten unter einer Kiste neun Kröten. Unter meinen Papieren fand ich einmal elf Stück ruhig beisammen sitzen; hinter den Wassergefäßen saßen mehr als 20 in Gesellschaft! Wir begannen den Verfolgungskrieg; aber auf verschiedenen Wegen kamen immer wieder neue herein. Endlich erhielten wir zwei schöne Thierchen, Chombua genannt, dem ägyptischen Ichneumon sehr ähnlich, die in kurzer Zeit alle Kröten aufgefressen hatten.

„Von Eidechsen wohnen zwei Arten in unserem Hause. Anfangs waren die Thierchen mir gleichfalls sehr sympathisch. Ich sah, wie sie die Mücken wegfingen, die Ameisen und Schaben auffraßen und sogar die Termiten verfolgten. Bald aber erfuhr ich, daß die eine Art einen mehr oder weniger bösartigen Biß hat, die andere aber nur geringe Arbeit that.

„Skorpione fehlen in unserem Hause auch nicht, wie Sie schon daraus ersehen, daß, als ich einst, aus dem Hause tretend, meinen Regenschirm aufmachte, einer daraus niederfiel.

„Von Spinnen haben wir eine reiche Auswahl im Hause, kleine winzige, welche fast die Gestalt von Skorpionen haben, und große, 5—8 cm lange, deren Stich gefährlich sein soll. Verschiedene Kreuzspinnen-Arten, Spinnen mit langen Beinen und Löwenspinnen, die ihre Beute springend erfassen, und noch andere sind in großer Zahl vertreten. Besonders aber ist für unsere afrikanischen Wohnungen eine größere Spinnenart charakteristisch, welche an den Mauern und an Gegenständen runde, papierähnliche Netze spannt und tagelang auf diesem schneeweißen Grunde sitzt. Es macht einen ganz geisterhaften Eindruck, wenn einem diese Spinne, was nicht selten geschieht, über den Leib hinläuft.

„Grillenconcerte in der Nacht sind sehr gewöhnlich. Auch ihrer sind mehrere Arten in unserem Hause. Rückt man einen Gegenstand beiseite, so springen sie aus ihrem Versteck nach allen Seiten auseinander. Darunter ist eine Riesengrille, welche einer Spinne nicht unähnlich sieht und Fühler von 15 cm Länge gleich einem Schnurrbart trägt. Die abscheulichste dieser Orthopteren ist eine aschgrau marmorirte Gestalt von 8 cm Länge und sehr langen Fühlern. Draußen fand ich sie gewöhnlich an todten Käfern oder in der Nähe von Aas. Aber auch im Hause trieb sie sich um; fand ich sie doch nachts wiederholt in meinem Bette, und ich habe starken Verdacht, daß ich mir durch ihren Biß einen sehr unangenehmen Ausschlag zugezogen.

„Unsere widerlichsten Gäste sind aber die Schaben. Sie verpesten und beschmutzen alles. Ueberall in den Kleidern, Büchern, Eßwaren, in Kisten, Mauerritzen, im Strohdach u. s. w. finden sie sich in unvertilgbarer Menge vor. In der Nacht kommen sie einem zuweilen auch an den Leib. Wir haben ihrer drei Arten im Hause, eine ist sehr schön weißbraun marmorirt.

„Merkwürdig sind die Sucher-Wespen (Raubwespen). Dieselben arbeiten während eines großen Theiles des Jahres unermüdlich. Sie bauen aus Lehm 2—3 cm lange Röhren, in welche sie 20—30 Spinnen, Raupen und ähnliches Ungethier als Nahrung für ihre Maden hineintragen. Es sind 20—60 solche Röhren aneinander gebaut, und der ganze Lehmhaufen wird faustgroß, auch wohl dreimal größer. Das Haus ist voll von diesen Wespen. An den Balken, an den Mauern und fast an allen Gegenständen sieht man die großen Lehmflecken. Oft können wir unsere Bücher nicht voneinander trennen: sie sind mit Lehm verkittet; jetzt finden wir in unsern aufgehängten Kleidern einen schweren Lehmklumpen, dann wieder sind die Kisten mit Lehm fest zusammengepicht. Die Raubwespen mit langen, schwarzgelben Füßen sind die hier gewöhnlichsten. Es gibt aber noch vier andere Arten im Haus: eine große schwarze, zwei mit gelbem Hinterleib und zwei goldgrüne kleine Arten. Bei der Häufigkeit dieser Wespen ist es kein Wunder, daß man hie und da einen Stich von ihnen bekommt. Im Strohdach oben lassen sich auch gewöhnliche Wespen nieder. Voriges Jahr nahm sogar ein Bienenschwarm Quartier bei uns. P. Hiller gab ihnen freudig einen Platz neben seinem Bette, aber nach einigen Monaten wurden sie durch die Ameisen vertrieben. Quartiersuchende Bienen gehen aber auch sonst häufig aus und ein.

„Daß die verschiedensten Fliegenarten, die ja selbst in den europäischen Häusern nicht fehlen, auch bei uns ständig wohnen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Heuer (1892) waren sie aber einige Monate lang so zahlreich und unausstehlich, daß sie uns das Essen ganz unerquicklich machten.

„Von anderm Ungeziefer rede ich gar nicht. In beständiger Berührung mit den Negern, welche besonders von den Wanzen sehr viel zu leiden haben, erhalten wir sehr oft derartige Bescherungen. Eine Zeitlang mußte ich meine Kleider jede Woche in siedendes Wasser tauchen, um von gewissen Gästen befreit zu werden. Damit ist die Liste der ständigen Bewohner, die zur eigentlichen Fauna unseres Hauses gehören, ungefähr erschöpft. Es ist aber die Zahl derjenigen noch viel größer, die vorübergehend oder gelegentlich bei uns einkehren. Besonders abends, wenn die Lampe brennt, kommen die verschiedensten Insecten massenhaft hinein — man kann in kurzer Zeit eine schöne Sammlung beisammen haben —; oft ist der Tisch in fünf Minuten mit Insecten bedeckt; manchmal ist es fast unmöglich, beim Lampenlicht Brevier zu beten.

„Nach der Zahl der Fledermäuse zu schließen, welche abends und nachts in unserem Hause herumfliegen, muß die Menge der verschiedenen Insecten eine sehr große sein. Die Fledermäuse sind für uns sehr willkommene Thierchen; sie fliegen oft stundenlang um den Schlafenden herum und fangen die Moskitos und anderes Ungeziefer weg."

Während diese Kleinthierwelt der Nager, Insecten und Kriechthiere das Innere des Hauses unsicher macht, treibt sich im nahen Wald- und Flußgebiet zahlreich auch das große Raubgesindel um. „Im Flusse", so schreibt Br. Lindlohr, „sind viele Krokodile und Flußpferde. Manchmal haben wir (auf der Flußfahrt) mit Kugeln darauf geschossen und auch gut getroffen, aber doch nichts bekommen. Einmal traf die Kugel ein Krokodil in die Brust, so daß das Blut hervorströmte. Als wir aber hinfuhren, um es zu holen, tauchte die Bestie doch noch unter und entkam uns. Die angeschossenen Thiere sterben fast alle, man findet deren viele; allein daß man gleich beim Schuß ihrer habhaft werde, ist selten." „Während ich diesen Theil des Briefes schrieb," so berichtet der Bruder ein anderes Mal, „kam die Nachricht, daß schon wieder ein Krokodil eine Negerin, die Wasser schöpfen wollte, in den Fluß gezogen habe. Die Krokodile fressen hier sehr viele Neger. Als wir anfangs (bevor das Haus fertig war) draußen im Freien schliefen, besuchten uns nachts auch oft die Hyänen und Tiger (Leoparden). In einer Nacht kam ein Tiger in unsern Hof, drang in den Ziegenstall ein und fing an, die armen Geißen zu erwürgen. P. Minister, der nicht schlafen konnte, hörte ihr ängstliches Meckern, eilte herbei und schoß zweimal auf das Raubthier, aber ohne zu treffen. Beim zweiten Schuß wachte auch ich endlich auf. Ich schlief nämlich im Hof unten, um Wächter zu sein. Wie Sie wissen, habe ich einen guten Schlaf, und konnte man also keinen bessern für dieses Amt finden." Unverschämt sind besonders die häßlichen Hyänen, die außerdem durch ihre Nachtconcerte den Missionär im Schlafe stören. Eines dieser Thiere wollte einmal, wie Br. Glesinsky schrieb, einen Hund sogar unter dem Bette eines Paters fortholen. Natürlich „sind alle, die draußen schlafen, bewaffnet. Wenn dann ein Thier des Nachts kommt, dann gibt es einen wahren Aufruhr; dann wird geschossen und geschrieen", bis der zudringliche Gast entweder erlegt ist oder sich in respectvolle Entfernung zurückgezogen hat. Ueber die Löwen, die in der Umgebung von Boroma häufig genug vorkommen, erinnern wir an ein Jagdabenteuer P. Hillers, das wir früher (Jahrgang 1891, S. 130) ausführlich berichteten. Dort erzählte uns auch P. Courtois von dem sonderbaren Aberglauben der Neger, die einen alten Dominikanermissionär als „Löwenkönig" verehren, und von einer ähnlichen Auszeichnung, welche sie auch dem guten P. Gabriel zudachten, an dessen Grab wiederholt Löwen gesehen wurden.

Das ist ein kleines Bild von dem Thierleben in und um Boroma. Indem wir für die Kenntniß der umwohnenden Negerstämme und ihrer Sitten auf die früher gebrachten Schilderungen P. Czimermanns verweisen, wollen wir heute noch einige Worte über die Missionäre selber beifügen. Ueber die Gründung dieser Mission (1881) und die schweren Opfer, die sie von Anfang an kostete, haben wir früher ausführlich berichtet. Als der Tod die Reihen unbarmherzig gelichtet hatte, holte P. Czimermann 1890 aus Europa neue bedeutende Verstärkung. 17 Missionäre: 4 Patres, 5 Brüder, 8 Josephsschwestern von Cluny, verließen mit ihm (Mai 1890) den Hafen von Lissabon. Aber bereits auf der Reise hielt ein Unfall zwei der Missionäre an der Westküste Afrikas fest und zwang sie zur Rückkehr. Eine der Schwestern, erst 28 Jahre alt, starb in der Barke auf der Sambesifahrt (siehe Jahrg. 1891, S. 42 u. 218); auch die andern Missionäre packte das unheimliche Fieber der Reihe nach und brachte mehrere kurz nach der Ankunft in Boroma (August 1890) an den Rand des Grabes. „Fast beständig", klagte P. Czimermann, „haben wir 2—3, zuweilen sogar 6 Kranke zur gleichen Zeit." Das folgende Jahr 1891 hielt denn auch bereits reiche Todesernte. „Mein Wunsch, einmal einen sterben zu sehen," schreibt Br. Lindlohr, „ist reichlich erfüllt worden." Am 9. Februar starb der 28jährige Br. Joseph Müller; in der Karwoche schien der Obere selbst, P. Czimermann, hoffnungslos verloren, erholte sich jedoch wieder. Am 28. April verschied der treffliche Bruder Prihoda, gleichfalls ein Oesterreicher, der ehemalige treue Begleiter P. de Vestenecks († 1884) und P. Gabriels († 1885); ihm folgte am 12. Juni der portugiesische Br. de Silva, abermals ein schwerer Verlust. Zur selben Zeit warf das Fieber bald diesen, bald jenen wochenlang aufs Krankenlager. Auch die Schwestern litten furchtbar, aber mit heroischer Geduld in ihrer armen, erst unvollständig eingerichteten Wohnung. Insbesondere die Oberin hatte Entsetzliches zu leiden. Kamen aber auch die Anfälle noch so stark, nie hatte sie ein Wort der Klage und Ungeduld. Von Zeit zu Zeit schrie sie laut auf: „O mein Gott, ich liebe dich." Nur sehr langsam trat bei der mangelhaften Pflege — die andern mußten sich zeitweise selbst niederlegen, und die „ungeschickten Negerinnen" hatten nichts als guten Willen — Besserung ein. Freilich verlangte das tückische Fieber noch mehrere Opfer, und zu den Gräbern des neuen Friedhofs, der am 18. Januar 1891 eingeweiht wurde, sind inzwischen mehrere frische gekommen. Beiläufig hat die Mission am Unter-Sambesi seit ihrer Gründung 1881 bis Mai 1892 bereits 16, 8 Patres, 6 Brüder, 2 Schwestern, die Mission am Ober-Sambesi von 1879 bis Januar 1892: 19, nämlich 13 Patres, 1 Scholastiker und 5 Brüder, zusammen in rund zehn Jahren 35 edle Opfer in ihre Todtenliste eingetragen. Diese Zahl allein dürfte die Schwierigkeit der Mission beleuchten und derselben die Theilnahme unserer Leser sichern. Die meisten der Verstorbenen standen noch im jugendlichen oder im kräftigsten Mannesalter.

Ein Grund der hohen Todtenziffer für Boroma lag jedenfalls in der ungesunden Lage und den mangelhaften Wohnungsverhältnissen. „Wir sind eben Europäer," sagt P. Menyharth mit Recht, „und keine Neger, und wollen wir am Leben bleiben und arbeiten, dann müssen wir im Innern wenigstens an einem Orte eine gute Wohnung haben, wohin wir, durch Arbeit und Krankheit geschwächt, uns auf einige Zeit zurückziehen und die Kräfte wieder gewinnen können." In der That ist denn auch die Gründung einer neuen Missionsstation entschieden in Angriff genommen worden (vgl. Februarheft). Dieselbe kommt auf die den Strom beherrschenden Uferberge zu liegen und wird Wohnungen für die Patres, Schwestern und für die schwarzen Knaben und Mädchen umfassen. Mitten auf dem Berge soll sich eine neue große Kirche erheben. Boroma soll dann zur Centralstation des Innern werden und allmählich einen Posten nach dem andern weiter vorschieben. Mit Zumbo ist der Anfang bereits gemacht.

Erfreulicherweise ist der Einfluß der Missionäre täglich im Wachsen begriffen, die Vorurtheile, welche seitens der schwarzen Mütter anfänglich den Schwestern entgegengebracht wurden, sind verschwunden, und es erhalten nun auch die Mädchen eine gute christliche Erziehung. Die jungen Ehepaare, die aus den beiden Anstalten hervorgehen, werden nach einigen Jahren die solide Grundlage einer christlichen Mustergemeinde werden —, die süße Frucht so vieler Opfer und dornenvoller Entsagung.

Eine Reise nach dem Sinai.

(Nach den Mittheilungen des P. M. Jullien S. J. — Schluß.)

13. Auf dem Sinai.

Der Sinai bildet einen rechtwinkligen, 4 km langen und 2 km breiten Gebirgsstock, dessen Längenachse von Nordwest nach Südost läuft und der von allen Nachbarbergen durch tiefe Thäler vollständig abgegrenzt wird. Im Norden liegt die Ebene er-Raha, im Osten der Wadi ad-Dair, im Westen der Wadi Ledscha, und ein unregelmäßig gewundener Sattel verbindet diese beiden Thäler im Süden. Die höchste Spitze, der eigentliche Gipfel des Sinai, ragt im Süden auf und heißt Dschebel Musa, d. h. Mosesberg. Da übergab Gott seinem getreuen Knechte die Gesetzestafeln. Am Nordende des Bergstockes erheben sich drei gewaltige Felskolosse, welche die Ebene er-Raha, auf der die Israeliten lagerten, beherrschen; wahrscheinlich verkündete Gott von dieser Felsenzinne aus unter Blitz in Wolken und Finsterniß die zehn Gebote. Man nennt diese Felsen Ras-Sassafeh. Zwischen diesen beiden Endpunkten erstreckt sich ein sehr unebenes Hochplateau, auf dem sich u. a. die Eliasgrotte befindet. Endlich ist noch der Wadi es-Scheik zu nennen, ein enges Bergthal, das nur durch eine Felskette vom Wadi Ledscha getrennt ist und nach Norden auf die Ebene er-Raha mündet. Wahrscheinlich ist Moses durch dieses Thal mit den Gesetzestafeln in die Ebene hinabgestiegen.



Dschebel Musa, vom Wadi Sebaiyeh aus gesehen. (S. 120.)

Eine Straße, auf der ein Wagen fahren könnte, zieht sich in vielen Windungen am Südabhange hinauf. Sie wurde vor 35 Jahren auf Befehl des Vicekönigs Abbas Pascha erbaut, der den sonderbaren Plan faßte, sich eine Villa auf dem Sinai zu erbauen. Sein gewaltsamer Tod verhinderte die Vollendung des Werkes. Die Pilger besteigen aber den heiligen Berg gewöhnlich nicht auf dieser Straße, sondern auf dem alten Wege, der vom Kloster aus einen wilden Felsentobel hinansteigt. Man meint auf den ersten Blick, es sei nicht möglich, diese Spalte hinanzuklimmen, aber man sagte uns, es sei nicht nur gefahrlos, sondern sogar leicht. Also unternahmen wir den Steig am 18. November unter Führung des Br. Euthymios, des Fremdenbruders. Eine kleine Pforte im Westen der Gartenmauer führt unmittelbar auf die rohe Treppe, welche die alten Mönche aus den Steinen des Tobels zusammenlegten. Unser Führer behauptete, es seien 7700 Stufen bis auf den Dschebel Musa; andere geben 3000 an; wir haben sie nicht gezählt. Nach 20 Minuten trifft man eine mittelgroße Pappel; sie wächst neben einer kleinen Quelle aus dem Felsen, welche Jethros Brunnen heißt. Als Moses die Herden seines Schwiegervaters hütete, soll er diese Quelle benutzt haben. Athem schöpfend blicken wir oft in das wilde Thal des Wadi ad-Dair hinab und sehen aus der Vogelschau das Kloster, den Garten wie verloren in einem Meere brauner Felsen, die es von allen Seiten zu erdrücken drohen. Da liegt wieder eine Kapelle am Wege, ein kleines Heiligthum der Mutter Gottes mit vielen Votivbildern. Einige Schritte weiter wird der Weg oder vielmehr die Treppe besser und geht durch zwei gutgemauerte Thorbogen. Es waren früher die beiden Pforten des heiligen Berges, und man erinnerte hier die Pilger an die Worte Davids: „Wer wird den Berg des Herrn besteigen? u. s. w. Wer unschuldige Hände hat und ein reines Herz.“ So fanden die Pilger, die nicht schon gebeichtet hatten, an der ersten Pforte einen Beichtvater, und an der zweiten mußten sie den Beichtzettel einem Mönche abgeben als unerläßliche Vorbedingung, um Zutritt zum heiligen Berge zu erhalten.

Endlich erreichten wir das Plateau, das 550 m über dem Kloster, also 2078 m über dem Meere liegt. Hier nährt das rings von dem amphitheatralischen rothen Granitwalle umschlossene Hochthal in einer Mulde etwas Gras, und die Mönche bestellen im Frühjahr einen von einer elenden Mauer umgebenen Garten. Eine stolze Cypresse mit einem meterdicken, halb kahlen Stamme erhebt Luft und Sonne suchend ihren Wipfel über die Felsen, und einige Schritte nach Süden stehen am Abhange des Dschebel Musa die beiden verbundenen Kapellen des Moses und Elias, deren weiße Mauern das düstere Landschaftsbild etwas beleben. Bruder Euthymios ließ uns auf eine große Felsplatte fast in der Mitte des Amphitheaters niedersitzen und sagte uns, das sei der Platz, an dem die 70 Aeltesten Israels mit Aaron, Nadab und Abiu (2 Mos. 24) zurückgeblieben, während Moses allein zum Herrn emporstieg. In der That paßt der Ort vollkommen zum heiligen Texte. Die Moseskapelle erinnert an das erhabene Ereigniß. Durch eine Seitenthüre derselben betritt man die Eliaskapelle, einen einfachen, sehr reinlich gehaltenen Raum von 8,5 m Länge und 3,5 m Breite. Hinter dem Altare ist die kleine Höhle, in welche der Prophet vor dem Zorne Jezabels floh und wo ihn der

Herr besuchte (3 Kön. 19, 8—13). Es ist jenes wunderbare Gesicht, in welchem Gott dem Propheten nicht im Sturmwinde, noch im Erdbeben oder in Feuersflammen, sondern im sanften Wehen erscheint, und in welchem die heiligen Väter die Offenbarung des Gesetzes der Liebe erkennen, das dem Gesetze der Furcht folgen sollte. Die Eliashöhle hat nur 90 cm Höhe, 1,20 m Breite und 2,5 m Länge. Die hl. Silvia hat diese Stätten ebenfalls besucht und daselbst dieselbe Ueberlieferung aus dem Munde der Mönche gehört, wie wir 1500 Jahre später. „Man zeigt daselbst", sagt sie, „die Grotte, in welcher Elias sich verbarg, und den Steinaltar, den der hl. Elias errichtete, um dem Herrn zu opfern. Und so würdigten sich die Heiligen, die uns begleiteten, uns alles zu zeigen. Wir brachten also unsere Gabe und unser inständiges Gebet dar; dann las man die Stelle aus dem Buche der Könige. Wo immer wir hinkamen, war es stets unser größter Trost, aus der Bibel zu lesen, was sich auf die Stätte bezog. Dann gingen wir nicht weit davon an eine andere Stelle, welche die Priester und Mönche uns zeigten, nämlich an den Platz, wo sich der hl. Aaron und die 70 Aeltesten aufhielten, als der hl. Moses vom Herrn das Gesetz für die Kinder Israels empfing. An dieser Stätte ist kein Bau, sondern nur eine große Felsplatte, auf welcher, wie man sagt, diese Heiligen rasteten, und in der Mitte erhebt sich eine Art Steinaltar. Man las die Stelle aus dem Buche Moses' und betete einen passenden Psalm. Und so stiegen wir nach Vollendung des Gebetes in das Thal hinab zur Kirche vom Dornbusche."

In Stillschweigen und in Gedanken an den Allerhöchsten, der sich auf dieser Bergeshöhe offenbarte, und an Moses, der zweifelsohne diese Felsen mehr als einmal mit seinem Fuße betrat, stiegen wir den Fußsteig oder vielmehr die Treppe hinan, welche auf den Kulm des Mosesberges führt. Jeder andere Weg wäre weiter und gefährlicher. Der Granit des Berges ist anfangs roth und grobkörnig, wie fast durchweg an dem Gebirge; dann geht er in eine bläuliche Färbung über und wird immer heller, je näher man dem Gipfel kommt, wo er weiß mit kleinen schwarzen Körnern ist. In weniger als drei Viertelstunden erreichten wir die höchste Spitze des Sinai, welche den ganzen Berg beherrscht. Er gipfelt 150 m über der Eliaskapelle und erreicht eine Höhe von 2244 m.



Eliaskapelle auf dem Sinai. (S. 120.)

Gott stieg auf den Sinai hinab (2 Mos. 19, 20) und rief Moses fünfmal dahin. Die drei ersten Male gab er ihm Befehle, die sich auf die Verkündigung des Gesetzes bezogen, die beiden letzten Male die Gesetzestafeln, und bei diesen beiden Anlässen blieb Moses jedesmal 40 Tage auf dem Berge. Der heilige Schriftsteller sagt ausdrücklich, Gott habe ihn auf die Spitze des Berges gerufen. Wir stehen also auf dem heiligen Boden, der Gott gewissermaßen als Fußschemel diente, als er den ersten Bund besiegelte, welcher den Bund von Golgotha vorbereiten sollte. Tausende heiliger Einsiedler und frommer Pilger aller Jahrhunderte haben auf diesem Felsen gebetet. Bruder Euthymios öffnete die Kapelle, zündete Kerzen und Weihrauch an und ließ uns allein. Wir hatten vom Erzbischofe die Erlaubniß, in einem anstoßenden Raume, wahrscheinlich in der alten lateinischen Kapelle, die heilige Messe zu lesen. Das Innere der Kapelle ist ein geweißter Raum von 9,5 m Länge und 3,25 m Breite. Der ganze Berggipfel, auf der sie steht, mißt nur 25×30 m. Einige Schritte südlich von der Kapelle befindet sich eine ziemlich geräumige Grotte, deren nach Süden gerichtete Oeffnung durch Mauerwerk regelmäßiger gemacht ist. Der alten Ueberlieferung gemäß, die auch die hl. Silvia stützt, hat Moses in ihr Schutz gefunden, als sich die Herrlichkeit Gottes vor ihm offenbarte (2 Mos. 33, 18 – 23). Gewiß hat Moses während seiner zweimaligen 40tägigen Fasten auch in derselben gewohnt. Der Gipfel ist noch mit den Fundamenten anderer Kapellen bedeckt; auch eine verfallene Moschee und eine Cisterne befinden sich da. Der Fels wurde stets heilig gehalten; nirgends erblickt man eine Inschrift, und alle Bauten sind mit rothen Steinen, die man weiter unten brach, hergestellt; niemals wagte es ein Anachoret, auf ihm seine Zelle zu bauen. Aber die Kapelle wurde oft durch eine neue ersetzt. Die hl. Silvia fand eine „kleine, aber gnadenreiche" Kirche, Antonius Martyr zwei Jahrhunderte später nur ein Oratorium von 1,8 m Länge und Breite. Reste von Halbsäulen und reich verzierten Gesimsstücken beweisen, daß zu anderer Zeit ein schöner Bau da droben stand; der jetzige ist nur mit Erde gedeckt und wird nicht lange stehen.

Von dieser Bergeshöhe aus bieten die tausend Gipfel des Sinaigebirges, die sich wie die Wogen eines im Sturme erstarrten Meeres drängen, einen überwältigenden Anblick. Im Norden

heben sich die drei Zacken des Ras-Safsafeh von einem endlosen Hintergrunde von Bergzügen ab, die sich in die Wüste et-Tih verlieren. Im Osten zeigen mehrere Gipfel, die man auch vom Kloster aus erblickt, große Holzkreuze, doch hat der Sturm die meisten schief gestellt. Darüber hinaus glänzt die langgestreckte weiße Fläche des Golfes von Akabah, an dessen jenseitigem Ufer die Berge Arabiens aufsteigen. Im Westen verbergen schauerlich zerklüftete Bergkämme den Golf von Suez, lassen aber dennoch die ägyptische Küste erkennen. Im Süden wird die Fernsicht von den beiden höchsten Gipfeln des Sinaigebirges, dem Dschebel Katherin und dem Dschebel Sebir, den beiden kühnen Zwillingsspitzen desselben Berges, die den Dschebel Musa noch um 350 m überragen, ganz in der Nähe verschlossen. Von den Thälern erblickt man in diesem Rundbilde kaum eine Spur. Mit Mühe verfolgt man den Einschnitt des großen Wadi es-Scheik und erkennt das Felsenthor Nakb el-Haua. Nur der breite Wadi Sebayeh und dessen Verbindung mit dem Klosterthale liegt dem Beschauer gerade zu Füßen. Auf dieser Seite fällt der Berg steil in schwindelerregende Tiefe.

Wir mußten uns endlich von der heiligen Stätte losreißen. Halbwegs zur Eliaskapelle zeigte uns ein Beduine, der uns gefolgt war, auf dem Fels eine Vertiefung, die ungefähr einem Kamelfuß ähnlich sieht. Die armen Beduinen verehren diesen Stein und sagen, als der Erzengel das Kamel des Propheten in den Himmel erhob, habe es hier einen seiner Füße hingesetzt, die drei andern zu Damaskus, Kairo und Mekka! — Einige Einsiedeleien, Kapellchen und Gartenmauern, in denen verwilderte Obstbäume wachsen, und viele Anlagen zum Anstauen und Vertheilen des Wassers erinnern uns an die Tage der hl. Silvia, welcher die Anachoreten hier Früchte anboten. Jetzt ist alles wüst und verlassen. Unser Führer ließ uns eine halbe Stunde jenseits der Eliaskapelle unter einem alten Mandelbaume neben einer von Menschenhand in den harten Fels gegrabenen Cisterne, die vortreffliches Wasser bot, Halt machen. Der Blick auf den Dschebel Musa war wundervoll. Ganz in der Nähe sind zwei Häuschen mit je drei Zimmern, die Einsiedelei des hl. Gregorius. Ringsum leiten in den Felsen gehauene oder künstlich erbaute Kanäle das Regenwasser in durch Mauerwerk abgeschlossene Felsenspalten. Einer dieser Dämme hat 10 m Höhe und 5 m Länge und ist vortrefflich gemauert. Etwa 100 Schritt weiter östlich liegt die Kapelle des hl. Johannes und ihr gegenüber die des hl. Pantaläimon. Ihre dicken Mauern und starken Gewölbe haben sie die Jahrhunderte recht gut überdauern lassen; sie sind genau nach Osten gebaut.

Weiter nördlich verliert sich der Pfad in einer Ebene am Fuße der ungeheuern röthlichen Felskegel des Ras-Safsafeh. Auch da finden sich noch einige verlassene Gärtchen und eine Kapelle der seligsten Jungfrau. Neben einer kleinen Quelle stehen einige Büsche Weißdorn und eine Weide. Die Mönche behaupten, der Stab Moses', der sich vor Pharao in eine Schlange verwandelte, der das Rothe Meer theilte und Wasser aus dem Felsen schlug, sei eine Weidenruthe gewesen, die Moses an dieser Stelle geschnitten habe, und dieses ist der Grund, weshalb sie die Nordspitze des Berges Ras-Safsafeh, d. h. „Kopf der Weide“, nennen. Ganz abgesehen von dieser Legende ist diese Bergkante höchst merkwürdig. Sie bildet die Stirnseite des Berges, die allein den Blicken Israels ausgesetzt war, welches auf der Ebene er-Raha lagerte; sie ist durch ihre drei Spitzen ein Bild der Dreieinigkeit und war der Thron Gottes, als er seinem Volke die zehn Gebote verkündete. Von diesem in Rauch gehüllten Berge gingen Donner, Blitz und Posaunenschall aus (2 Mos. 20, 18); von dieser Felszinne redete der Herr zu seinem versammelten Volke aus der Mitte des Feuers, der Wolke und der Finsterniß mit starker Stimme (5 Mos. 5, 22). Diese erhabene Scene der Verkündigung des Dekalogs vollzog sich 50 Tage nach dem Genusse des Osterlammes und dem Auszuge aus Aegypten; sie war das Vorbild des Pfingstfestes und der Herabkunft des Heiligen Geistes im Bunde der Gnade.

Die rothen Granitfelsen stiegen senkrecht vor uns auf; nur eine Rüse zwischen dem östlichen und dem mittlern Kegel ermöglicht es, den Kamm auf allen vieren klimmend zu erklettern. Wir erreichten endlich eine Felsspalte, durch welche wir wie durch ein Fenster die Ebene er-Raha sehen konnten; der östliche Gipfel ragte noch etwa 40 m höher in die Lüfte. 500 m unter uns breitete sich das Thal zwischen riesigen Felsenmauern aus bis an die Bresche von Nakb el-Haua — ein erhabenes Landschaftsbild! Wahrlich, nur Gott konnte eine solche Scenerie für die Verkündigung der zehn Gebote entwerfen und ausführen. Welch ein Platz für die 2 Millionen Zuschauer, denen er von der Höhe dieser Felsen aus einen Strahl seiner Majestät enthüllen will!

Der kürzeste Weg vom Berge in die Ebene hinab wäre wohl „der Weg des Jethro“, eine Felsspalte im Osten. Wir wählten den Wadi es-Scheik, den eine alte Ueberlieferung als den Weg des Moses bezeichnet; die gelehrten Mitglieder der englischen Expedition theilen diese Ansicht. Es ist übrigens leichter, den Sinai zu besteigen, als den Rückweg ins Thal zu machen.

14. Die Umgegend des Sinai.

Beim Austritte aus der Schlucht ist die Ebene dem Blicke noch hinter einigen Hügeln von Berggeröll verborgen. Das wird der Platz gewesen sein, wo Moses und Josue mit den Gesetzestafeln vom Berge kommend den Lärm der Tänzer und das Geschrei des Volkes gehört haben (2 Mos. 32, 17 ff.). Endlich kamen wir um den Fuß des Ras-Safsafeh herum, und mit einemmal lag die ganze Ebene vor unsern Blicken. Wir mußten ungefähr an der Stelle sein, wo Moses die Gesetzestafeln zerschmetterte, denn da muß sein Blick das goldene Kalb und rings um dasselbe das götzendienerische Volk geschaut haben. Wie kühn die Felsmasse des Berges hier unmittelbar aus der gewellten Ebene als eine einzige Wand 500 m hoch aufsteigt! Man muß das mit Augen gesehen haben, um den Befehl des Herrn zu verstehen: „Du sollst Schranken um den Berg ziehen“ (2 Mos. 19, 12), und man könnte beinahe die Linie dieser Schranken bezeichnen, die das Volk vom heiligen Berge trennten. Auf Befehl Gottes legte das reumüthige Volk sein Geschmeide am Fuße des Berges nieder. Dann schlug Moses sein Zelt außerhalb des Lagers auf, und ganz Israel blickte ihm nach und sah, wie die Wolkensäule herniederstieg und sich vor den Eingang des Zeltes stellte. Und Gott redete mit Moses (2 Mos. 33). Unser Führer zeigte uns den Platz, wo dieses erste Bundeszelt stand, auf einem nahen Berge, der jetzt noch Dschebel Munadschat, d. h. Berg der Unterredung, heißt. Er ist einige Minuten vom Kloster und so gelegen, daß wirklich jedermann auf der Ebene von seinem Zelte aus den Platz sehen kann. So stimmt auf dem Berge wie an seinem Fuße die Angabe der Ueberlieferung genau mit dem Texte der Heiligen Schrift überein. Kein Schauplatz einer Begebenheit der alten Geschichte läßt sich so in allen Einzelheiten feststellen, und die genaue Uebereinstimmung der Oertlichkeit mit dem mosaischen Berichte ist allein schon ein Beweis, daß das zweite Buch Moses' von einem Zeitgenossen und Mithandelnden verfaßt wurde.

Die Ebene mißt 2 km in die Länge und eine mittlere Breite von 1 km und hat eine Oberfläche von 255 ha, die leicht zugänglichen Berghänge mitgerechnet von 380 ha — Platz genug für das ganze Volk. Zweimal begaben wir uns an das Ende der Ebene, um den unvergleichlichen Schauplatz uns tief einzuprägen. Rings riesige, unzugängliche Felsen und im Hintergrund die drei majestätischen Gipfel, von denen herab das Gesetz verkündet wurde, und die sich röthlich von dem leuchtenden Himmel abheben — einfach erhaben! Diese sinaitischen Landschaften mit ihrer trockenen, staubfreien Luft lassen die entfernten Gegenstände ganz deutlich und nahe erscheinen. Es fehlt ihnen an Luftperspective, und sie erhalten dadurch einen ganz eigenen, unirdischen Charakter. Von der Ebene aus ist der Dschebel Musa nicht sichtbar.

Wir besuchten auch die wichtigern Thäler, welche von den Israeliten der Weide und des Wassers wegen während ihres mindestens einjährigen Aufenthaltes am Sinai oft besucht wurden und später vielen frommen Einsiedlern und Blutzeugen zur Wohnstätte dienten. Vom Kloster nach dem Wadi Lebscha führt der Weg an der Nordseite des Sinai vorbei. Rechts erhebt sich der Berg Rabbeh. An seinem Fuße liegen die Ruinen des Peter- und Paul-Klosters oder Beth-Rabbeh (Haus Rabbeh), eines der berühmtesten der Sinaiklöster, das noch 1558—1561 von einigen Mönchen bewohnt war. Im Thale Lebscha steht auch der Mosesfelsen, Habschar Musa, den die Mönche für den Felsen von Raphidim halten, aus dem Moses das Wasser schlug. Bruder Euthymios zeigte ihn uns mit großer Begeisterung. Der Felsen ist schön und merkwürdig, ein ganz freistehender, rother Granitblock von 2,6 m Höhe und wenigstens 100 cbm. Die westliche, dem Pfade zugewandte Seite ist vom Fuße bis zur Spitze durch eine graugrüne, 40 cm breite Porphyrader in zwei gleiche Theile getheilt, und 12 natürliche Furchen, in denen man einige Aehnlichkeit mit einem menschlichen Munde erkennen kann, durchbrechen diese Ader in verschiedener Höhe. Aus ihnen sollen 12 Brunnen für die 12 Stämme Israels entsprungen sein, als Moses den Felsen mit seinem Stabe schlug. Wenn das der wirkliche Felsen von Raphidim ist, wie kam er dann hierher? Auf diese Schwierigkeit erwidern die Mönche: „Der Fels folgte den Kindern Israels durch die Wüste, um ihnen täglich Wasser zu spenden; erst als sie seiner nicht mehr bedurften, stellte er sich am Fuße des Sinai auf.“ Sie verstehen also die Worte des hl. Paulus: „Sie tranken aus dem geistigen Felsen, der ihnen folgte; der Felsen aber war Christus“ (1 Kor. 10, 4), von dem natürlichen Felsen und berufen sich dabei auf die rabbinische Ueberlieferung. Das würde allerdings die Schwierigkeit, wie das Volk Israel 40 Jahre in der Wüste bei dem jetzigen Zustande der Quellen habe leben können, beseitigen. Aber die christliche Ueberlieferung weiß von dieser Erklärung nichts, und wir sind weit entfernt, sie anzunehmen. Wo Gott dem Volke die Wunder vorhält, die er an ihm während der 40 Jahre der Wüstenreise wirkte, hätte er gewiß auch auf diese wandelnde Quelle hingewiesen. Zur Zeit der hl. Silvia wußte man noch nichts von diesem Felsen im Wadi Lebscha, den die Heilige durchwanderte; sie hätte sonst davon erzählt. Allerdings ist der Wasserbedarf für eine so große Menschenmenge und ihre Herden, den man auf täglich 4000 cbm berechnet, eine Schwierigkeit. Aber abgesehen davon, daß die Bewässerung der Sinaihalbinsel zu Moses' Zeit eine viel reichere gewesen sein kann, wird Gott durch reichlichen Regen seinem Volke geholfen haben. Diese Lösung gibt auch David im 67. Psalm: „Gott, als du auszogest im Angesichte deines Volkes, als du vorüberzogest in der Wüste, bebte die Erde; denn es gossen die Himmel angesichts des Gottes Sinai, angesichts des Gottes Israels: willigen Regen theilst du deinem Erbe zu“ (V. 8—10).

Eine kleine halbe Stunde thalaufwärts erreichten wir eine schöne Pflanzung Oliven-, Feigen- und anderer Bäume, in deren Mitte sich das hübsche kleine Kloster der 40 Martyrer, Deir el-Arbaïn, birgt. Es hat nur eine einzige niedere Thüre und wird von einer Beduinenfamilie bewohnt, welche die Pflanzung bewacht. Die Mönche haben das Kloster seit mehr als einem Jahrhundert verlassen; von Zeit zu Zeit kommen einige aus dem Katharinenkloster, um diese Besitzung zu bestellen. Die kleine gewölbte Kirche ist dunkel und andächtig; winzige, sehr reinliche Zellen sind im obern Geschosse; hohe Cypressen, die herkömmlichen Blitzableiter der alten Klöster, und die einsame, an frommen Erinnerungen reiche Lage in der großartigen Bergumrahmung müssen das Kloster manchem Freunde der Beschauung zu einem Lieblingsaufenthalt gemacht haben. Es ist 40 Martyrern geweiht, Einsiedlern dieser Berge, die unter Diocletian ermordet wurden. Ammonius hat uns als Augenzeuge das Blutbad beschrieben. Die Heiligen führten ein strenges Büßerleben und verherrlichten Gott seit vielen Jahren durch Gebet und Tugendübung, als plötzlich ein Trupp Beduinen ihre Einöde überschwemmte. Unbarmherzig ermordeten sie zuerst die Bewohner der verstreuten Einsiedeleien, dann nahten sie sich dem Thurme, in den sich der Abt Dulas, Ammonius und einige andere Mönche geflüchtet hatten. Alle schienen verloren; da kam Gott seinen Dienern wunderbar zu Hilfe. Plötzlich erschien auf dem Berge eine Flammen- und Rauchsäule, die sich bis in die Wolken erhob. Bei ihrem Anblick erschraken die Barbaren und flohen mit Zurücklassung ihrer Waffen und Kamele. Der Abt Dulas, Ammonius und ihre Gefährten dankten Gott für ihre Rettung; dann suchten sie in den verwüsteten Einsiedeleien ihre Brüder. Sie fanden 38 Erschlagene und zwei Verwundete, wovon der eine nach wenigen Stunden starb; der andere aber, Sabas mit Namen, schien zu gesunden. Allein er bat Gott so inständig, er möge ihn an der Krone seiner Brüder theilnehmen lassen und so die heilige Zahl 40 vollmachen, daß er am vierten Tage ebenfalls starb.

150 Schritte vom Kloster auf der andern Seite des Bächleins befindet sich in der Nähe einer Cisterne die Einsiedelei des hl. Onuphrius, ein Musterbild einer wirklich schönen Einsiedelei. Ein gewundener Weg zwischen Felsen führt auf einen kleinen Hof, auf welchen das Kapellchen und die Grotte des Einsiedlers münden; die letztere ist 4 m breit, aber nur 1,5 m hoch und endet in eine Vertiefung, in welche kein Licht eindringen kann. Der hl. Onuphrius, dessen Fest die Kirche am 12. Juni begeht, hat freilich nicht hier, sondern in der Wüste westlich vom Nil gelebt.

Von Deir el-Arbaïn aus besteigt man gewöhnlich den Dschebel Katherin. Es sind nur noch vier Stunden, aber was für Stunden! Der Weg führt erst durch einen Felsentobel, der stellenweise ganz eng ist. Nach anderthalb Stunden findet man eine schöne Quelle. Von da führt ein steiler Pfad auf den Felsenkamm, von dem aus es allein möglich ist, den Gipfel zu erreichen. Der Weg über den Kamm an gähnenden Abgründen vorbei ist nicht gefährlich, wenn man schwindelfrei ist. Auf dem Gipfel, der nur einige Meter Breite hat, steht die kleine Katharinenkapelle. Da soll der Leib der Heiligen 300 Jahre geruht haben. Von diesem Gipfel, dem höchsten der Halbinsel (2602 m), ist das Rundbild des Gebirges vollständig. Nur Umm-Schomer verdeckt im Südwesten ein kleines Stück der Fernsicht. Im Norden heben sich

der Serbal und el-Benat von den weißen Höhenzügen der Wüste Tih ab; im Westen breiten sich die öden Steppen der el-Qua'a, dann der Golf von Suez und das afrikanische Ufer aus; im Osten blitzt über einem Meer von Bergen der Golf von Akabah und verschwimmen die Berge Arabiens am fernen Gesichtskreis.

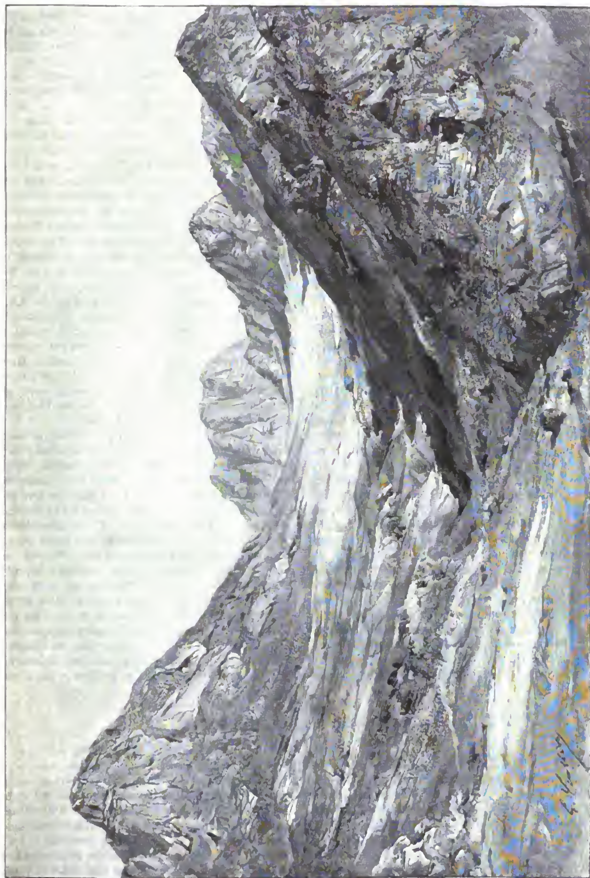
Auch dem Wadi Tla'a, dem alten Thale von Thola, in welchem im Jahre 605 am 30. März der hl. Johannes Climaeus 80 Jahre alt starb, statteten wir einen Besuch ab. Als Knabe von 16 Jahren kam er in diese Wüste und wurde in der Folge zum Obern aller Mönche und Anachoreten des Sinaigebirges gewählt. Auf Bitten des Abtes von Raithe (Thor) schrieb er sein goldenes Buch Klimax, d. h. Leiter (zur Vollkommenheit), nach welchem er genannt wird und in welchem er uns so viele Beispiele heiliger Beter und Büßer überliefert. Der Wadi Tla'a liegt westlich von der Ebene er-Raha, von welcher er durch eine Felskette getrennt ist. Wir überstiegen das Joch auf einem Steige der alten Einsiedler, die mit unermüdlicher Geduld und Ausdauer eine ziemlich regelmäßige Treppe in den harten Felsen gemeißelt haben. Der Gedanke, daß der hl. Johannes und so viele seiner Brüder diesen beschwerlichen Weg jede Woche beim Besuche des Gottesdienstes in der Klosterkirche zurücklegten, versüßte unsere Anstrengung. Bald sieht man zwischen grünen Bäumen, welche die Thalsohle bedecken, das kleine Kloster der hll. Cosmas und Damian, welche Br. Euthymios wie alle Griechen Anargyroi, d. h. „die Geldlosen“, nennt, weil sie für ihre ärztliche Behandlung kein Geld annahmen. Das Kloster, dessen Obstgarten etwa 1 ha mißt, ist unbewohnt, aber in gutem Zustande. Von außen gewahrt man nur eine hohe Mauer; aber sie umschließt eine Kapelle, mehrere an die Mauer gelehnte Häuschen und einen hübschen Garten mit Orangen, Aprikosen und Weinreben. Man hält es der hohen Mauern wegen für das Kloster, welches der hl. Johannes „das Gefängniß“ nennt. Um zu seiner Einsiedelei zu gelangen, folgt man in halber Höhe des Berges einem Fußsteige. Nach einer halben Stunde trifft man auf einem Plateau 100 m über der Thalsohle zwei prächtige Johannesbrodbäume, welche 2 m im Durchmesser haben. In ihrem Schatten fließt eine Quelle und steht die Zelle des Heiligen. Die Lage ist schön. Man überblickt die kleinen Einsiedeleien im bewaldeten Thalgrund; jede hat ihre kleine Quelle, und der Zusammenfluß derselben bildet ein Bächlein, das man da und dort zwischen den Felsen glänzen sieht. Die Grotte des Heiligen liegt etwa 40 m höher und ist so gut verborgen, daß man sie ohne Führer nicht leicht fände. Durch ein enges Loch kriecht man unter eine große schiefe Felsplatte, die vom Berge herabgerutscht zu sein scheint, und befindet sich in einem runden, 5 m weiten Raume, dessen Wände größtentheils mit Steinen ohne Mörtel gemauert sind; nach Norden sind drei kleine Fenster. Auch wo die Höhle am höchsten ist, kann man kaum aufrecht stehen. Wir beteten daselbst und dankten dem Heiligen für die kostbaren Bücher, die er uns hinterlassen hat.

Wo der Weg über das Bächlein führt, wohnt in einem kleinen Aprikosengarten ein armer Beduine mit seinen Kindern. Weiter trafen wir eine ebenfalls arme Beduinenfrau. Wir sprachen dem Br. Euthymios unser Staunen aus, daß so viele Obstgärten in der Einöde nicht geplündert würden. Er sagte uns, ein Beduine bewache sie mehr zum Schutze gegen die Thiere als vor den Menschen; unter den Beduinen des Sinai höre man nie von Diebstahl oder andern Verbrechen. Ich benutze die Gelegenheit, das Lob dieser Leute, die von den Reisenden so oft verleumdet werden, zu verkünden. Die Dschebeliyeh und überhaupt die Stämme im Süden der Halbinsel verdienen alles Vertrauen. Das gute Beispiel der Mönche ist auf sie offenbar nicht ohne Einfluß geblieben. Anders freilich muß das Urtheil über die vier Stämme des Tih lauten: das ist Raubgesindel, das keine Gelegenheit verpaßt, eine Karawane zu überfallen oder eine Herde zu rauben. Sie haben sich seit den Tagen Jobs nur insoweit gebessert, daß sie die Hirten gewöhnlich nicht erschlagen. Die Beduinen vom Sinai sind im allgemeinen ein schöner Menschenschlag. Die Männer bekleiden sich mit einer Art weißen Baumwollenhemdes, das um die Lenden durch einen Ledergürtel festgehalten wird; im Winter kommt darüber eine Art Dalmatika aus dickem Zeug von Ziegen- oder Kamelhaaren. Die Kopfbedeckung bildet eine runde Filzmütze und ein weißer Turban um dieselbe. Die Kleidung der Frauen ist ein weites langes Gewand aus blauer Baumwolle, das durch einen Gürtel festgehalten und aufgeschürzt wird. Auf dem Kopfe tragen sie einen Schleier, gewöhnlich vom selben Stoffe. Die Haare sind straff geflochten und bilden vor der Stirne eine abstehende Krone, ja eine Art Horn mit einer Glasperle, welches den Schleier hält. Ueberdies sind Gesicht und Hände tätowirt, und sie tragen möglichst viele und große Ringe in den Ohren und in der Nase, Halsketten und Armspangen. Auch pflegen sie die Kinder in einem Tuche auf dem Rücken zu tragen. Wenn zwei Beduinen sich begegnen, so umarmen sie sich und sagen sich ein freundliches Wort ins Ohr, wie es Moses und Jethro thaten (2 Mos. 18, 7); wenn aber eine Frau einem Manne begegnet, so dreht sie ihm den Rücken und redet nur so mit ihm, wer er auch sei. Die Frau bleibt gewöhnlich im Zelte; die jungen Mädchen führen die Herden ins Gebirge zur Weide; das ist ihr Geschäft; ein Mann, ja ein Knabe würde das unter seiner Würde halten. Sie sind überaus geduldig und ertragen ihre Armut, Hitze und Kälte und Anstrengungen ohne Klage. Bei den Abmachungen sind sie oft schwierig; aber was sie versprochen haben, halten sie. Diebstahl und Betrug sind ihnen unbekannt. Wir fanden einst in einem einsamen Wadi am Fuße eines Baumes einen Mantel, eine Decke und eine Reisetasche hart am Wege. Unsere Führer sagten uns, ein Beduine werde sie hingelegt haben, um sie bei seiner Rückkehr mitzunehmen. „Das thun wir oft“, sagten sie. Zum erstenmal auf meinen orientalischen Reisen ist mir nicht das mindeste entwendet worden. Ein Mord, der selten vorkommt, fordert bei ihnen Blutrache seitens des nächsten männlichen Verwandten des Erschlagenen. Auch das tragische Ende E. H. Palmers findet darin seine Erklärung, indem er als Opfer für einige Beduinen fiel, welche von Engländern in den Kämpfen Arabi Paschas getödtet wurden. Der Stamm der Dschebeliyeh zählt übrigens nur 300 Mann, und ihr Gebiet liegt unmittelbar um das Kloster.

15. Auf der Rückreise.

Endlich mußten wir vom Sinai scheiden. Man brachte uns das Buch, in welches die Reisenden ihre Namen eintragen. Es enthält wenige Namen aus der jüngsten Zeit; in den letzten sechs Jahren 17 Engländer oder Nordamerikaner, 4 Deutsche, 4 Russen, 3 Franzosen, 2 Italiener, 1 Belgier und 1 Holländer. Am 22. November schieden wir mit dem herzlichsten Danke von unsern liebevollen Wirthen. Möge ihnen der Herr ihre Gastfreundschaft und ihr strenges Leben mit der Gnade des wahren Glaubens lohnen!

Wir nahmen den Rückweg über Sarbut el-Khadim. Zuerst ging es durch den schon bekannten Wadi es-Scheik. Der Serbal lag in seiner ganzen Ausdehnung vor uns (Bild S. 81). Dann



Hochthal des Horeb, im Hintergrunde der Ras-Saffafeh. (S. 122)

tritt man aus dem Hochgebirge in eine freundlichere Gegend hinaus. Besonders schön ist der Aufstieg im Wadi Borah, der einen herrlichen Rückblick auf das Sinaigebirge gewährt. Im Wadi Lebueh trafen wir einen gut besorgten Beduinenfriedhof. Einige Gräber waren noch frisch, und es lagen Retamsträuße darauf. Diese Begräbnißplätze, deren wir mehrere trafen, liegen immer auf einer mäßigen Höhe und sind von einer rohen Mauer umschlossen. Steinplatten auf den Gräbern schützen sie vor den Hyänen. Selten wird ein Beduine außerhalb des Friedhofes begraben. Am Anfange des Wadi Barak, der uns nahe an die Ruinen von Sarbut el-Khadim führen sollte, brachten wir die zweite Nacht zu. Von da brauchten wir noch sechs Stunden, und die Führer trieben die Thiere, um für uns Zeit zur Besichtigung der Ruinen zu gewinnen. Zwei Stunden vor der Ankunft erblickten wir einen hohen, wagerecht gebänderten Sandsteinberg, den Dschebel Gharabi. Man betritt hier ein Gebiet der nubischen Sandsteinformation, dunkle, oft merkwürdig gefärbte und ausgezackte Felsen. Der Pfad umgeht östlich den Berg und mündet auf eine kleine, mit Gestrüpp bewachsene Sandebene, die im Süden und Westen durch hohe, wagerecht gelagerte Felsen begrenzt wird. Diese tragen das Plateau von Sarbut el-Khadim.

Sarbut bedeutet im Arabischen Höhe, Berggipfel; Khadim scheint aus dem Altägyptischen Khatem entstanden und heißt Festung. Es ist nicht leicht, diesen „Festungsberg" zu besteigen. Es geht im Zickzack über steile, mit Geröll bedeckte Hänge aufwärts. Die alten Aegypter hatten offenbar einen bequemern Weg, der unter dem Geröll verborgen sein wird. In einer Stunde erreicht man den Tempel, der auf der Bergspitze nahe am östlichen Rande des Plateaus 200 m über der Thalsohle und 807 m über dem Meere steht. Die Hochebene mißt mehrere Kilometer in jeder Richtung. In einer beinahe ganz eingestürzten Ringmauer sieht man eine Menge Stelen, die einen noch aufrecht, die andern gestürzt und gebrochen, die fast wie Grabsteine aussehen, dann eine bunt durcheinander gewürfelte Masse behauener Steine, Oberschwellen, Säulen, Kapitäle mit Kuhköpfen, dem Bilde der Göttin Athor, endlich das Heiligthum und die Vorhalle eines kleinen, in den Felsen gehauenen Tempels. Der erste Eindruck ist der einer Begräbnißstätte, welche um einen Tempel angelegt wurde, und das war auch der Gedanke Niebuhrs, der zuerst in der neuern Zeit (1762) auf diese Ruinen aufmerksam machte. Der von der Mauer umschlossene Platz mißt 52×21 m. Der kleine, in den Felsen gehauene Tempel ist offenbar der älteste Theil. Seine Wände tragen noch Spuren gemalter und mit Hieroglyphen geschmückter Bänder von hoher Schönheit; die Vorderseite der Vorhalle ist offen. Der große Trümmerhaufen daneben stammt augenscheinlich von einem zweiten Tempel her, welcher ganz aus behauenen Steinen ohne Mörtel erbaut war. Man sieht noch Bildwerk, das Scenen aus dem Leben der Aegypter darstellt; aber alles ist durcheinander geworfen und hat durch die Zeit gelitten. E. H. Palmer hat hier Inschriften, Gläser, Thongeschirr und verschiedene zum Opferdienst bestimmte Geräthe gefunden und sie ins Britische Museum gebracht. Die Stelen sind lange, oben im Halbkreise abgerundete Steinplatten, etwa 2.5 m hoch, 70 cm breit und 30 cm dick. Alle tragen Hieroglyphen, manche auf allen vier Seiten. Sie stammen von den Aufsehern der Bergwerke, deren Namen sie mit den Namen der Pharaonen der Nachwelt überliefern sollen. Einer sagt uns, er habe mit 15 Arbeitern mehr Metall gefördert, als Magharah zur Zeit Snefrus. Ein anderer redet von Truppen, welche gekommen seien, um die Arbeiter gegen die benachbarten Stämme zu beschützen, und rühmt sich, niemals die Arbeit unterbrochen oder eine Ader verloren zu haben. Andere reden von Sendungen an Weizen, Vieh, Geflügel, Wildbret und Gemüse, die aus Aegypten für die Arbeiter ankamen. Aus den Inschriften erkennt man die Geschichte dieser Minen. Eröffnet wurden sie unter Amenemhat III., einem Pharao der XII. Dynastie, und, wie es scheint, verlassen unter Ramses III., dem ersten Könige der XX. Dynastie, gegen das Jahr 1200 vor Christus. Während dieser Zeit wurde die Minenarbeit dreimal unterbrochen, einmal als die Hirtenkönige Aegypten unterjocht hatten, dann von Amenhotep III. bis Setis I. und endlich während der Regierung Menephtahs und seiner drei Nachfolger, d. h. während der 40 Jahre, welche Israel in der Wüste zubrachte, und so bestätigt auch dieses das Wort des Herrn: „Die Aegypter, die ihr jetzt sehet, werdet ihr nie mehr wiedersehen" (2 Mos. 14, 13).

Von Sarbut el-Khadim wendet sich der Weg nordwärts und steigt ein breites Thal hinab. Nach zwei Stunden erreicht man eine schöne Quelle; da scheint der Hauptschauplatz der Gruben- und Schmelzarbeit gewesen zu sein. Große Schlackenhaufen, Trümmer von Arbeiterwohnungen, ein ägyptischer Obelisk, dessen Hieroglyphen halb verwischt sind, Galerien für die Gewölbestützen verkünden es. Das Metall ist ein mit Erde vermischtes Kupferoxyd. Einige Adern scheinen erschöpft; aber andere sind noch sehr reich und würden die Ausbeutung lohnen. Eine ist mehr als 60 m mächtig. Die Felsen sind mit sinaitischen Inschriften wie im Thale Mokatteb bedeckt. Nicht weit von ihnen beginnt die Flugsandebene, die sich 50 km weit an der Kette des Tih hinzieht. Am andern Morgen trafen wir in der Nähe von Elim wieder mit dem Wege der Kinder Israels zusammen. Noch zwei tüchtige Tagemärsche, und wir erreichten Suez, wo die ehrwürdigen PP. Franziskaner die Sinai-Pilger mit ihrer liebenswürdigsten Gastfreundschaft erquickten. Möge der Herr es ihnen lohnen!

Nachrichten aus den Missionen.

Arabien.

Apostol. Vicariat von Arabien. Die Mission in Aden. Ein tapferer Kapuziner. Dem kurzen Jahresbericht des Apostol. Vicars, Mſgr. Aloysius Lasserre O. Cap., entnehmen wir folgendes: In Steamer-Point (Hafen von Aden) ist die neue Kirche vollendet worden. Sie ist recht hübsch, herrlich am Meere gelegen und beherrscht weithin den Hafen, in welchem Schiffe aller Nationen die Anker auswerfen. Auch die neue Schule der Marienbrüder ist eröffnet worden. Sie zählt zwar erst etwa 30 Schüler, doch wird die Zahl schon steigen, sobald die Brüder einmal die Landessprache besser beherrschen. Außerdem sind zwei neue Außenstationen gegründet worden, die eine auf arabischer Seite in Hodeidah, die andere auf afrikanischer in Berbera. Der Küstenort Hodeidah (20000 Einwohner) liegt in dem von alters her wegen seiner Fruchtbarkeit und seines herrlichen Klimas hochberühmten Lande Yemen und ist der Mittelpunkt des Mokkakaffee-Handels. Hier lebte mitten unter fanatischen Moslim eine kleine Anzahl Christen. Der Posten ist wichtig, weil zahlreiche Abessinier, die der Hunger aus ihrem Land vertreibt,

aus ihrer Heimat hierher kommen und hier fast unfehlbar dem Islam anheimfallen, wenn niemand sich ihrer annimmt. Es galt also, in dem Ort eine ständige Niederlassung zu errichten, und P. Edmund, ein biederer Elsässer, sollte die schwierige Gründung versuchen. Kaum merkten die Moslim, daß es sich nicht bloß um einen vorübergehenden Besuch, sondern um eine bleibende Niederlassung handle, so erhob sich ein großes Geschrei, und es bedurfte der ganzen unverwüstlichen Ruhe und Zähigkeit eines elsässischen Kapuziners, um dem sich erhebenden Sturme zu trotzen. Der türkische Statthalter ließ ihm den drohenden Befehl zugehen, Hodeidah ohne Verzug zu verlassen. Auf die Vorstellungen des Missionärs wurde ihm eine Frist von 14 Tagen gewährt; aber schon nach zwei Tagen kam der Statthalter auf seinen ersten Befehl zurück und schickte zwei Polizeicommissäre mit einigen Kawassen, um den Kapuziner aufzuheben. Der Pater erklärte, er werde dem Befehl bloß dann Folge leisten, wenn er ihm schriftlich überbracht werde. Einer der Commissäre that also, als ob er denselben holen ginge, kam aber bald mit leeren Händen wieder. Er bestand jedoch darauf, daß P. Edmund sofort dem Ausweisungsbefehl sich füge, und bedeutete seinen Leuten durch ein Zeichen, das Gepäck des Missionärs aufzupacken und wegzutragen. „Laßt mein Gepäck in Ruhe!" rief der Kapuziner. „Ich gehe nicht von der Stelle, bis man mir den schriftlichen Befehl vorzeigen wird." — „Wenn du nicht gutwillig gehst, werde ich dich mit Gewalt ins Gefängniß abführen lassen," drohte der Commissär.

P. Edmund protestirte mit Hinweis auf die internationalen Verträge, die im ganzen türkischen Reiche, zu welchem der Küstenstreifen am Rothen Meer gehört, Geltung hätten. Die Polizei blieb nun volle 2 Stunden auf dem Platze, fortwährend drohend, während einer der Commissäre ab und zu ging, als ob er neue Befehle brächte. Der Kapuziner rührte sich nicht, sondern hielt, das Crucifix in seiner Hand, die Belagerung ruhig aus. Dieses unerwartet feste Auftreten schien den schnauzbärtigen Dienern der Gerechtigkeit gewaltig zu imponiren. Keiner wagte, Ernst zu machen, und müde des nutzlosen Spieles zogen sich die Tapfern endlich zurück, indem sie jedem, der es hören wollte, erzählten, dieser „Teufel von einem Europäer" habe sie alle mit seinem Kruzifix behext. Am folgenden Tag ging die Geschichte von neuem los. Nachdem man aber die Erfahrung gemacht, wie wenig Eindruck der barsche Ton auf den Kapuziner gemacht hatte, zog man ein anderes Register und lud ihn höflich ein, seinen Abschied nehmen zu wollen. „Das Schiff, welches Sie wegbringen wird," erklärte der Commissär verbindlich, „liegt bereits in der Rhede. Es wird morgen abfahren, und Sie werden die Gelegenheit benützen, nicht wahr?" — „Imschallal" (So Gott will!) antwortete der Kapuziner mit unverwüstlicher Ruhe. Befriedigt zog sich der Beamte zurück. Am Mittag des folgenden Tages kam er wieder. „Um welche Stunde fährt das Schiff ab?" fragte ihm zuvorkommend der Pater. — „Diesen Abend um 4 Uhr." — „Gut, ich danke." — „Sie werden also dann abfahren?" — „Imschallal" lautete die Antwort.

Um 5 Uhr fuhr das Schiff wirklich ab — aber ohne den P. Edmund, der ruhig auf seinem Posten verblieb. Er hatte die Zwischenzeit benützt, um nach verschiedenen Seiten Briefe und Alarmdepeschen zu senden. Auch der Apostol. Vicar that die nöthigen Schritte, und dank der Bemühung des französischen Consuls in Konstantinopel langte denn auch bald ein Ferman des Großherrn an, der die geplante Niederlassung bestätigte. Die Ausdauer des wackern Kapuziners hatte gesiegt, und heute noch befindet sich P. Edmund wohlbehalten in Hodeidah.

Weniger Schwierigkeit machte die Gründung der Station von Berbera, das wie der ganze Aden gegenüberliegende afrikanische Küstenstreifen unter britischer Oberhoheit steht.

Seit mehreren Jahren denken die Kapuziner auch daran, sich auf der am Eingang des Meerbusens von Aden liegenden Insel Sokotra niederzulassen. Die Insel wird, obschon unter britischer Oberhoheit stehend, von dem arabischen Sultan von Keschin regiert, und auch hier dürfte der Versuch, das Kreuz der Erlösung aufzurichten, den fanatischen Haß der meist arabischen Bevölkerung (10000 Einwohner) erregen. Vielleicht daß England deshalb zögert, die erbetene Erlaubniß einer Niederlassung zu gewähren.

Süd-Japan.

Diöcese Nagasaki. (Bekehrungen auf einer Inselgruppe.) Nach einem Bericht Msgr. Cousins wurden während des Jahres 1892 in der südlichen Diöcese etwa 2000 Taufen gespendet, darunter 670 Erwachsenen. Dieser ungewöhnlich starke Zuwachs kam durch eine ganz unerwartete neue Eroberung. Im December 1891 erhielt der Missionär des Districts von Satsuma von einer fast 200 Meilen von Nagasaki entfernten, im Ocean verlorenen Inselgruppe einen Brief, der ihn einlud, zu kommen und die Bewohner im christlichen Glauben zu unterrichten. Der Missionär benutzte die erste Fahrgelegenheit, um dieser Einladung zu entsprechen, und langte am 1. Januar 1892 auf der Inselgruppe an. Noch nie hatten die Leute einen Priester gesehen. Ohne Verzug begann der Missionär in der ihm zugewiesenen Wohnung allabendlich christlichen Unterricht zu ertheilen. Am Ende von 10 Tagen, nachdem er kurz einen Ueberblick über die katholische Heilslehre gegeben hatte, ließen bereits zahlreiche Familien sich als Katechumenen einschreiben.

Der Missionär nahm hierauf Abschied mit dem Versprechen, bald zurückzukehren und den Unterricht fortzusetzen. Er hielt Wort und traf bald darauf, von einem Katechisten begleitet, wieder ein. Beide waren nun Tag und Nacht thätig, um den Unterricht fortzusetzen und etwa 200 Personen, alle aus einem und demselben Ort, auf die Taufe vorzubereiten. Dieselbe wurde auf Christi Himmelfahrt gespendet. Bereits hatten verschiedene Nachbarorte Boten geschickt und baten den Missionär, auch zu ihnen zu kommen. Leider konnte dieser sich nicht vervielfältigen, um allen Wünschen gleichzeitig zu entsprechen. Seitdem hat die Bewegung noch zugenommen, und sie verspricht eine überaus reiche Ernte. Gegenwärtig sind zwei Missionäre und zwei eigentliche Katechisten auf der Inselgruppe thätig. Dieselben werden durch mehrere bereits christlich gewordene Insulaner unterstützt. Leider genügt die Zahl der Arbeiter nicht, da ganze Dörfer von über 150 Familien um die Taufe gebeten.

Vorderindien.

Erzdiöcese von Calcutta. Die Mission von Barwai. Das Jägervolk der Uraos. Ueber die Gründung dieser so viel versprechenden Mission im westlichen Gebirgsland von Lohardaga durch den wackern P. Lievens S. J. wurde früher (Jahrg. 1891, S. 126) berichtet. Obschon die dortigen Christen keinen ständigen Missionspriester bei sich hatten und all diese Jahre hindurch nur gelegentlich besucht werden konnten, haben sie sich doch wacker gehalten. Nunmehr werden auf Anordnung des Erzbischofs, Msgr. Goethals, hin, der auf seiner Pastoralreise die guten Leute besuchte, zwei Missionäre sich ständig bei ihnen niederlassen. Bestimmt sind die PP. Maene und Cardon, denen Br. Lemoine beigegeben wird. P. Maene hat sechs Jahre lang in den un-

gesunden Niederungen des Gangesdelta gewirkt und soll in der frischern Bergluft zugleich seine angegriffene Gesundheit wieder stärken. Den 120 Meilen weiten Weg legten die Patres hoch zu Roß, der Bruder auf dem von fünf Kulis gezogenen Gepäckwagen zurück. Da die Rößlein einen guten Trab anschlugen, mußten sich die Kulis ordentlich trollen, um beizubleiben. Dafür spendete Br. Lemoine aber auch von Zeit zu Zeit einige Blätter Kautabak, der sie munter hielt. Auf den an ihrem Wege liegenden Missionsstationen fanden sie die herzlichste Gastfreundschaft bei ihren Mitbrüdern P. Hughe, Frencken &c. Die Gegend muthete P. Maene ganz heimatlich an. Er fühlte sich nahezu in die unvergeßlichen Ardennen versetzt, und „wenn nicht die glühende Sonne die Täuschung nähme, könnte sich ein Luxemburger hier wohl zu Hause finden". Allmählich kamen die höher aufsteigenden Berge Barwaïs in Sicht, und die „Sahebs" wurden schon hie und da mit einem „Gelobt sei Jesus Christus" begrüßt. Natürlich war ihre Ankunft für dieses gute Volk ein überaus freudiges Ereigniß. Beim Sonntagsgottesdienst in Bendora, dem Mittelpunkt der Mission, fanden sich 350—400 katholische Barwaïs in der Kapelle zusammen und wohnten mit großer Andacht der heiligen Messe bei. „Was für frische und kräftige Gestalten, diese Bergbewohner, und mit welcher Begeisterung sie die heiligen Lieder singen!"

Die Missionsobern haben das vielversprechende Arbeitsfeld, welches Noagur, Kansir, Barwaï und Chechari umfaßt, in sieben Districte abgetheilt, alles Keime von ebensoviel künftigen Gemeinden. Jeder District zählt seine 60 bis 80 Dörfer. Das ist wahrlich ein großer Weinberg für nur zwei Priester und einen Laienbruder. Die Heranbildung tüchtiger Wanderkatechisten ist daher hier doppelt nothwendig. Leider reichen die Mittel der Mission vorderhand nicht aus, eine hinlängliche Anzahl anzustellen, obschon die einzelnen Katechisten nicht mehr denn 6 bis 8 Rupien (à 2 Mark) im Monat erhalten.

Außerdem hat jedes Dorf seinen Chaprassi (Schaprassi) oder Obmann. Es gibt solche darunter, die etwas Schulbildung genossen haben, lesen und schreiben und darum sich recht nützlich



Der Wadi Ledscha. (S. 123.)

machen können. Sie erhalten monatlich 1½ bis 2 Rupien. Andere sind ganz ungebildete, aber brave, zuverlässige Leute. Auch sie müssen wenigstens das Asnan putbi, „Buch der Taufe", auswendig wissen; dasselbe enthält alles, was zum Empfang der heiligen Taufe nothwendig ist. Die meisten von ihnen können die Gebete auch auf Hindi, die Universalsprache Indiens. Die Frauen und Kinder dagegen, die gar nicht oder wenig aus dem Lande herauskommen, sprechen bloß ihr einheimisches Urao, und so muß der Missionär auch diese Sprache können und die Gebete und katechetische Unterweisung in dieselbe übertragen.

Die Aufgabe der Chaprassis ist im allgemeinen die eines Gemeinde-Pedells. Er hat die Gemeinde zu den Versammlungen zu rufen, bei den gemeinsamen Andachten vorzubeten, für Einigkeit unter den Gemeindegliedern zu sorgen und zwischen Missionär und Volk die Mittelsperson zu spielen. Außerdem bilden sie in der Kirche und bei Versammlungen die Ordnungspolizei.

Von Zeit zu Zeit macht der Missionär in den verschiedenen Ortschaften die Runde, um das Werk der Katechisten und Chaprassis zu vollenden, und namentlich auch, um die Frauen und Kinder, die dem Hindi-Unterricht nicht folgen konnten, in der Landessprache zu unterrichten. Bei Gelegenheit dieser Besuche schlichtet der Missionär auch etwaige Streitigkeiten, gibt Rathschläge und Entscheidungen in Rechtsfällen, tauft die Kinder &c. Ungefähr alle Monate kommen die Chaprassis der verschiedenen Dorfschaften beim Missionär zusammen, um Rechenschaft abzulegen, ihre Prüfung zu machen, einen besondern Unterricht zu genießen und weitere Verhaltungsmaßregeln in Empfang zu nehmen. Allmählich erst wird, so Gott will, an Stelle dieser unvollkommenen Anfänge ein fest organisirtes Pfarrsystem treten. Was von den Männern gesund und kräftig, ist während der Wochentage gewöhnlich aus, entweder auf den Feldern oder nach der Zeit der Ernte in den Wäldern, um den nöthigen Holzbedarf zu holen, oder endlich auf der Jagd. Der Urao ist ein großer Jäger vor dem Herrn und versteht meisterlich mit Pfeil und Bogen umzugehen, die seine Lieblingswaffen bilden. Die Pfeilspitzen sind aus Stahl, der Bogen aus Bambusholz, das sehr biegsam und

von gewaltiger Schnellkraft ist. Außer der gewöhnlichen Jagd halten sie von Zeit zu Zeit auch große gemeinsame Treibjagden ab. Die Barwaiberge sind reich an Großwild jeglicher Art: Edel- und Damhirschen, Antilopen, Nilgauts u. a. Der Elefant dagegen kommt nicht vor. Diese Treibjagden finden gewöhnlich in der Weise statt, daß man das Wild aus einem Umkreis von mehrern Meilen auf einen Punkt zusammentreibt, indem man auf allen Punkten des Jagdringes zur selben Zeit Feuer anzündet und unter lautem Geschrei heranrückt. Für die Europäer, die etwa mitjagen, errichten die Eingeborenen an einer offenen Stelle des Jägerringes eine Art Verhau, von dem aus die tapfern Nimrode das hervorstürzende Wild gefahrlos niederschießen können. Die Uraos selbst gehen, jede Bewegung erspähend, mit gespanntem Bogen dem Wilde nach, das sich im Dickicht versteckt hat. Fast immer kehren sie mit reicher Beute von diesen Jagden heim.

Es sind sechs bis sieben Jahre her, da zwangen die kleinen Königlein und indischen Zemindars die armen Leute zu Hunderten, bei ihren großen Jagden als Treiber zu dienen, ohne denselben auch nur eine Entschädigung zu geben. Allein seit dem Erscheinen der Missionäre hat dieses System ungerechter, durch Drohungen aufgehalster Frohnen einen gewaltigen Stoß erlitten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß jene Herren die weißen Sahebs wenig freundlich ansehen und nach Kräften die Gründung neuer Kapellen und Niederlassungen zu hintertreiben suchen.

Diöcese Puna. Die neue Heidenmission von Sangamner und Umgebung. Bereits im vorigen Jahrgang



Der Gipfel des Katharinenberges. (S. 123.)

S. 239 wurde kurz über die Gründung dieser 60 Meilen von Wallan entfernten Mission und über eine öffentliche Disputation des P. Weishaupt S. J. mit dem mohammedanischen Oberpriester berichtet. Die geduldige Ausdauer des Missionärs, der anfangs einige Zeit Herzen und Ohren verschlossen fand, hat endlich das Eis gebrochen. „Meine neue Mission", so schreibt P. Weishaupt unter dem 22. März d. J., „geht gottlob ziemlich gut voran. Die Schwierigkeiten sind freilich noch zahlreich und sehr, sehr groß. Besonders in der Stadt selbst finde ich ein steiniges Erdreich. Aber ich hoffe und harre aus. Während meines achtmonatlichen Aufenthaltes hier konnte ich 107 in die katholische Kirche aufnehmen. Somit zähle ich jetzt 215 Christen in diesem Bezirk, der vor zwei Jahren keine katholischen Christen aufweisen konnte. Freilich von jenen 215 Getauften gehören nur zwei der hiesigen Stadt an, die andern sind über die umliegenden Dörfer zerstreut. Aber wie gesagt, ich vertraue und hoffe."

Diöcese Madura. Uebertritt einer Kaste. P. Verdier S. J. erzählt in seinem neulich erwähnten Schreiben noch folgende merkwürdige Begebenheit. „Im Nordwesten des Norddistrictes am Fuße der Grabds liegt das Dorf Srivilliputtur mit 8000 Seelen, von denen mit Ausnahme von etwa 40 katholischen und drei protestantischen Familien noch alle Heiden oder Mohammedaner sind. Unter den Heiden hatte vor Zeiten die wohlhabende Kaste der Panikers, eifrige Götzendiener, am Abhange eines Hügels außerhalb des Dorfes dem Götzen Pulleyar einen prächtigen Tempel gebaut. Dort wurde alljährlich ein großes Fest gefeiert, wobei die verschiedenen Kasten bedeutende Opfer-

spenden darzubringen pflegten. Dies brachte den Brahmanen ein hübsches Stück Geld ein. Der Reichthum aber hat bekanntlich den Hochmuth im Gefolge. Die höher stehenden Kasten, die verächtlich auf die Panikers herabschauten, überredeten die Brahmanen, in Zukunft die Leute der niedrigern Kasten von den hergebrachten Opfern auszuschließen. Die Brahmanen gingen darauf ein, und so fing sich der Teufel in seinem eigenen Netz. Die Panikers wurden nämlich durch diese verächtliche Behandlung aufs äußerste aufgebracht. Die ganze Kaste, 3000 Mann stark, hielt eine große Versammlung und faßte zwei entscheidende Beschlüsse, erstens, keinen Heller mehr zur Feier jenes Festes beizutragen; zweitens — wer hätte es glauben sollen? — zur katholischen Religion überzutreten. Die Bekanntmachung dieser Beschlüsse rief natürlich im ganzen Dorfe eine ungeheuere Aufregung hervor. Um diesen Massenabfall zu verhindern, versuchten es die Brahmanen und höhern Kasten zunächst mit einer Gewaltmaßregel. Sie schlossen die Panikers von Handel und Wandel mit den übrigen Kasten aus; Krämer, Wäscher, Barbiere sagten ihnen ab (aqua et igne interdicere, nannten es die alten Römer). Mehr noch, man bedeutete uns auch, wir müßten die Panikers von uns abweisen. Wir beschlossen, uns vorderhand neutral zu halten, vertrösteten die guten Panikers, ohne sie gerade abzuweisen, auf später und verschoben unsere Zusage von einem Monat zum andern. Trotz dieses kühlen Empfanges von unserer Seite und trotzdem die Brahmanen aus Furcht vor einer erheblichen Abnahme ihrer Sporteln alles thaten, um die gereizte Kaste wieder zu gewinnen, begaben sich sofort 300 Personen: Männer, Frauen und Kinder, mit bewunderungswürdigem Eifer daran, die christlichen Gebete und den Katechismus zu lernen. Gerührt durch die Standhaftigkeit dieser guten Leute haben wir nunmehr in der Nähe ihres Viertels einen Bauplatz gekauft, und bereits haben die Panikers selbst die Errichtung einer Nothkirche begonnen. Sobald das strohbedeckte Kirchlein fertig ist, wird der Missionär den inzwischen vorbereiteten Katechumenen die heilige Taufe spenden. Als einer der reichern Panikers sich neulich herausnahm, über die katholische Religion zu spotten, verurtheilte ihn die Kaste in einer Versammlung zu 150 Rupies (*M.* 288) Strafe und zur öffentlichen Abbitte für seinen Fehler. Als der Mann sich zu letzterer herbeiließ und Besserung versprach, wurde das Strafgeld auf 15 Rupies (*M.* 28,80) herabgesetzt. Eine Anzahl Panikers will erst noch abwarten und sehen, welche Wirkung die Taufe auf ihre Kastengenossen ausübt, um ihnen später zu folgen."

Südafrika.

Mission am Unter-Sambesi. Die Anfänge der St. Peter Claver-Station. Ueber diese neue Gründung bei Zumbo theilt uns P. Czimermann folgendes mit:

„Nachdem ich nach Bekämpfung mancher Schwierigkeiten auf meiner Recognoscirungsreise den Ort Ricico zur Errichtung einer Missionsstation als geeignet gefunden hatte, verließ ich vor fünf Wochen Zumbo und machte mich an den Bau des neuen Hauses. Ich fand hier einen anmuthig gelegenen Hügel, an dessen Abhange sich eine Negerniederlassung befindet und von welchem man eine herrliche Aussicht auf den etwa 10 Minuten entfernten Sambesistrom hat. Ich versammelte die Neger der ganzen Umgebung und begann mit Hilfe derselben den Bau des Hauses und die Errichtung der neuen Station. Da wir uns hier gleichsam in der Mitte des Waldes befinden und an Holz Ueberfluß haben, so ging das Werk rasch voran. Am Ende der fünften Woche standen das Missionshaus, ein kleines Waisenhaus und eine Schule bereits fertig da. Unsere Wohnung hat eine Kapelle und fünf Zimmer, die nach dem Urtheile eines europäischen Baumeisters nicht großes Lob erhalten würden, die aber in Afrika und im Vergleiche mit den Wohnungen der armen Neger als große, schöne Säle betrachtet werden können. Gleich nach Beendigung des Baues, über dessen Größe die hiesigen Neger nicht wenig staunten, begann ich den öffentlichen Gottesdienst in der neuen Kapelle und beauftragte den Mambo (Häuptling), seine schwarzen Unterthanen zu bereden, daß sie am Sonntag fleißig zur heiligen Messe erscheinen möchten. Ich hatte anfangs geringe Hoffnung, da die hiesigen verwilderten Neger von civilisirten und geordneten Zuständen gar keinen Begriff haben, und dachte an die Neger von Boroma, die selbst nach Verlauf von mehrern Jahren nur schwer zum Kirchenbesuch und zur Civilisation zu bewegen sind. Doch ich war gleich am ersten Sonntag sehr überrascht, da die Neger gleich in aller Frühe eifrigst herbeiströmten, und Männer, Weiber und Kinder sich beeilten, in der Kapelle einen Platz zu bekommen. Leider ist die Kapelle für sie zu klein, und der größte Theil mußte draußen bleiben. Die guten Neger drängten sich mit Gewalt hinein und füllten die Fenster derselben mit ihren schwarzkrausen Köpfen, und ein jeder wollte die heilige Handlung sehen. Am verflossenen Sonntag, dem zweiten unseres hiesigen öffentlichen Wirkens, war der Zudrang ebenso groß, und ich sehe mich bereits genöthigt, eine eigene große Kapelle für den Gottesdienst der Neger zu erbauen. Leider fehlt uns die hierzu nöthige Leinwand, welche in der hiesigen Gegend als Geld dient; und obgleich ich schon vor einigen Monaten nach Boroma geschrieben und von dort selbe erbeten habe, bietet sich gegenwärtig dennoch wenig Hoffnung, bald befriedigt zu werden. Der Unter-Sambesi, der sogen. Massangano-Theil, wo vor kurzem der berüchtigte Häuptling Bonga herrschte und die Gegend unsicher machte, ist gegenwärtig abermals dem Verkehre geschlossen, und die dortigen Neger befinden sich im Aufstande gegen die portugiesische Regierung. — Ein Bruder des Rebellenhäuptlings Bonga, mit Namen Mutontora, stellte sich an die Spitze der regierungsfeindlichen Neger und hindert nun den Verkehr am Unter-Sambesi. Da Ricico von Massangano über eine Monatsreise weit entfernt liegt, so haben wir zwar von dem dortigen Aufstande nichts zu fürchten; leider aber müssen wir die traurigen Folgen desselben mitfühlen, weil die Händler von Tete von Quilimane aus keine Waren heraufbringen können, und das wenige, was sie haben, verkaufen sie zu enormen Preisen. Da in Zumbo und in der ganzen weiten Umgebung von Boroma bis an die Westküste kein Pfarrer und kein Missionär anzutreffen ist, so bietet sich mir öfters Gelegenheit, auch außerhalb Ricico, und namentlich in Zumbo, thätig zu sein. Nachdem es mir gelungen ist, zum Wohle der hiesigen Neger, den mächtigsten und wohlhabendsten Häuptling von Zumbo und der ganzen Umgebung, den selbst von der Regierung gefürchteten Capitão Mór Matakenha, der anfangs die Mission bekämpfte und hinderte, zu gewinnen und mit der Mission zu versöhnen, so lud er mich am 21. dieses Monats nach Zumbo ein, damit ich acht seiner Kinder und die seiner Angehörigen taufe. Obgleich ein echter Afrikaner, d. h. ein Schwarzer, erschien er dennoch recht majestätisch in der Uniform des Capitão Mór, mit Säbel, weißbefedertem Sturmhut und Decoration, welche ihm der König von Portugal wegen seiner Kriege und Verdienste verliehen hat. In seinem Gefolge befanden sich eine große Anzahl Muzungos, der Adel der Neger und eine Menge buntgekleideter Neger als Hofdiener. Selbst die Musikkapelle fehlte nicht, welche während der heiligen Handlung

das Orchester vertrat und hernach die Tafelmusik besorgte. Die Musikbande bestand aus einigen livrirten Negern, die recht wild, aber im Bewußtsein ihres seltenen Talentes zugleich recht stolz dreinschauten. Ihre Instrumente bestanden aus Flöten, oder besser gesagt Hirtenpfeifen, und aus mehrsortigen Trommeln, dem beliebtesten Instrument der Neger. Das Hauptbestreben der Musik bestand darin, daß die Einzelnen nach Leibeskräften bliesen und daß namentlich die Trommler recht arg ihre Instrumente bearbeiteten. Der Leiter der Musikbande bemühte sich, das Talent seiner Virtuosen zu zeigen, und gab ihnen vor Beginn der Musik das Stück an, das sie spielen sollten. Doch kaum hatte das Pfeifen und Trommeln begonnen, da konnte man von einem Stücke nichts mehr unterscheiden, und je ärger sie ihre Instrumente bearbeiteten, desto größer war das Staunen und desto begeisterter der Eindruck, den sie bei ihren Landsleuten und bei der ganzen Festgesellschaft hervorriefen. Ich freute mich und fühlte mich recht wohl, als ich dieser Musik entronnen war, und es brauchte hernach noch längere Zeit, bis das Summen und Brummen, Sausen und Brausen in meinen Ohren verstummte. Es war dies ein Fest, wie es in der hiesigen Gegend nur sehr selten gesehen wird, und ebendeshalb bemühte sich alles, an demselben theilzunehmen. Zu gleicher Zeit, während ich hier in Ricico und in der Umgebung thätig bin, trachte ich auch, soviel als möglich arme Negersklaven aus der trostlosen Sklaverei loszukaufen und sie für den Himmel zu gewinnen. Vor zwei Wochen sandte ich abermals eine Almandie (einen ausgehöhlten Baumstamm) mit 22 losgekauften Negerkindern nach Boroma. Da ich nun die Missionsthätigkeit in der hiesigen Gegend bereits begonnen und in Ricico ein Waisenhaus für arme Negerknaben errichtet habe, so werde ich in Zukunft bloß die losgekauften Negermädchen nach Boroma den dortigen seeleneifrigen Missionsschwestern senden. Die Negerknaben will ich hier selbst erziehen, und ich hoffe, recht bald eine große Anzahl von armen schwarzen Waisenkindern und recht viele Schüler zu besitzen, so die nöthige Hilfe und Unterstützung nicht fehlen wird."

Algier.

Das Waisenhaus vom hl. Karl. Unter den zahlreichen Gründungen des nunmehr in Gott ruhenden Cardinals Lavigerie befinden sich auch das große Hospital St. Elisabeth in dem Dorf St. Cyprian (s. Bild) und das Waisenhaus vom hl. Karl in Kuba etwas oberhalb Algier. Ueber dieses letztere gibt uns der Brief einer dortigen Schwester vom hl. Karl folgendes kleine Bild. Anfangs zählte die Anstalt wohl an die 300 Waisenmädchen, die meist dem bittersten Elend entrissen worden und von großmüthigen französischen Familien „adoptirt" wurden. Es ist keine Kleinigkeit, diese verwilderten Arabermädchen an Zucht und Ordnung und an Arbeit zu gewöhnen. Merkwürdig, wie das Christenthum diese Wildlinge veredelt und ihre Herzen bisher fast unbekannten Regungen geöffnet hat. Einst lag die Generaloberin schwerkrank danieder, und die Schwestern waren sehr traurig. Da wurde eines Tages die Schwester, welche die Aufsicht über die Kinder hatte, beim Heraustreten aus der Kapelle von vier bis fünf der kleinern Mädchen umringt. „Mutter," so begann die Wortführerin, „du bist traurig, weil unsere Mutter Generaloberin krank ist. Sei ruhig! wir haben mit dem lieben Gott darüber geredet und zu ihm gesagt: Lieber Gott! wir sind bloß unnütze kleine Mädchen; nimm unser Leben und laß die Mutter Generaloberin wieder gesund werden." Gott erhörte auch wirklich dieses kindliche Gebet. Die Generaloberin wurde gesund. Eines der Mädchen aber kam noch am selben Tage ins Krankenzimmer und starb kurz darauf, nachdem sie die Schwestern in kindlicher Weise versichert hatte, sie werde all deren Aufträge im Himmel oben ausrichten und in ihrem Namen der „lieben Mutter Gottes" die Hand küssen. „Obgleich ich aber", so erzählt die Schwester weiter, „noch manche ähnliche Züge berichten könnte, will ich doch keineswegs behaupten, daß unsere Kinder vollkommen sind. O nein, das arabische Blut rollt noch siedendheiß in ihren Adern, und die Lehrerin und Aufseherin hat oft eine harte Stellung. Einige Tage vor Neujahrsschluß wurde den Mädchen abends noch ein Stündchen zugegeben, damit sie ihre Neujahrsbriefe an ihre Wohlthäter in Europa fertig schreiben könnten, weil am nächsten Morgen die Post abging. Als aber die Schwester um 11 Uhr endlich das Zeichen zum Aufbruch gab, waren einige noch immer nicht fertig und weigerten sich, aufzustehen. Umsonst suchte die Schwester die kleinen Trotzköpfe zu brechen. Unter den Kindern befand sich auch ein blindes Mädchen. Als es vernahm, worum es sich handle, sagte es zur Schwester: ‚So kommst du nicht zum Ziel. Laß mich, ich werde sie im Nu aufstehen machen.' Und ehe die Schwester sich's versah, faßte das Mädchen einen Besen und fuhr damit so gründlich über den Tisch hin, daß alles, was darauf war: Papier, Tintenfässer, Lampen u. s. w., auf den Boden wirbelte. Jetzt wurde der Lärm und die Verwirrung in der Dunkelheit erst recht groß, und die Schwester hatte die größte Mühe, die Ordnung wieder herzustellen."

So kommt die ursprüngliche Wildheit zuweilen noch zum Vorschein. Wenn die Mädchen dann ins heiratsfähige Alter kommen, gibt man sie den Zöglingen aus der Maison Carrée zur Ehe, und aus diesen Haushaltungen sind die katholischen Araberdörfer von St. Cyprian und St. Monica entstanden. Heute werden im Waisenhaus von St. Karl die Mädchen aus diesen Dörfern erzogen. Auch finden die ehemaligen Waisenmädchen dort immer wieder eine Zuflucht, wenn sie deren später je bedürfen.

Aegypten.

Die koptische Frage (vgl. Februarheft S. 41) ist, wie wir einem Schreiben Dom Louis Salamé's, eines katholischen koptischen Priesters, entnehmen, immer noch unerledigt. Infolge des ärgerlichen Zwistes ist z. B. in Kairo der Gottesdienst in den koptischen Kirchen eingestellt; dieselben sind verschlossen, und die Gläubigen gleichen einer versprengten Herde. Da aber der Kopte sehr streng auf die Anhörung der heiligen Messe hält, so gehen jetzt die einen in den Gottesdienst der unirten Griechen, andere zu den Syrern, und einige endlich finden, Gott sei Dank, den Weg zur wahren Hürde Jesu Christi. Busch, ein bedeutender Ort, wenige Stunden von Kairo entfernt, verlangte sogar ausdrücklich einen katholischen Priester. Trotz des Priestermangels wollte der hochw. Provicar unter den obwaltenden Umständen die Bitte nicht abschlagen und sandte den hochw. P. Paul hin, der inzwischen bereits mehrere einflußreiche Familien in den Schoß der wahren Kirche aufgenommen hat. Mehrere andere werden noch folgen.

Westafrika.

Apostol. Vicariat Belgisch-Kongo. Ein braver deutscher Kapitän und die Barmherzigen Schwestern. Von den flämischen Schwestern von Quatrecht, die letzten Sommer wieder in die Missionen am Kongo abgegangen sind, ist inzwischen ein ausführlicher Reisebericht eingetroffen. Derselbe hat vor allem für den Kapitän des Hamburger Dampfers „Ella Woermann"

Worte des wärmsten Dankes und der herzlichsten Anerkennung. Der Kapitän, obschon Protestant, überhäufte die katholischen Klosterfrauen während der Seereise mit Gefälligkeiten und Beweisen zarter Rücksicht. Bei der Landung in Banana rüstete er sie außerdem in freigebigster und vorsorglichster Weise mit Reisevorräthen aus und schenkte der kleinen Karawane u. a. 10 Kilo vom besten Ochsenfleisch, 20 Flaschen Bier und eine gute Anzahl Weinflaschen und vergaß auch nicht, sie mit einem Vorrath von Zündhölzchen zu versehen. Mit Thränen in den Augen nahm der wackere Mann von den Missionsschwestern Abschied.

„Vom Hafenorte Banana (an der Mündung des Kongo) ging es", so erzählt Schwester Gottliebe weiter, „hoch zu Esel nach Moanda. Nach zwei Stunden begegneten wir den lieben Schwestern, die uns entgegenkamen. Die Freude und der laute Jubel dieses Wiedersehens läßt sich gar nicht beschreiben. Und wieviel es da hüben und drüben zu fragen gab! Bald darauf schon hörten wir das Glöcklein, und jetzt tauchte auch schon das Klösterchen inmitten zwischen Palmen auf, uns zu Ehren festlich mit Fahnen, Wimpeln, Chronogrammen und Inschriften geziert. Die Thüre der Kapelle öffnete sich; wir sanken vor dem Altar auf die Kniee und dankten dem lieben Gott mit einem tiefgefühlten Tedeum. Darauf besichtigten wir das Klösterchen von unten bis oben und richteten uns wohnlich ein, um hier am Kongo zu leben und zu sterben nach Gottes heiligem Willen. Zwar haben unsere hiesigen Schwestern die noch unvollendete Kapelle wirklich recht artig geschmückt . . ., aber leider verderben hier am Kongo infolge der Feuchtigkeit und der Insecten namentlich die heiligen Gewänder sehr rasch. Allein ich erinnere mich ja, ehrwürdige Mutter, daß Sie mir beim Abschied ans Herz gelegt haben, nur recht kühn Ihnen etwaige Bitten vorzulegen. Wir wären also recht glücklich, wenn wir neue Meßgewänder erhielten, sodann ein Rauchfaß, das noch fehlt, ferner noch — nur keine großen Augen gemacht! — eine Monstranz, damit wir vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gute den Heiland recht andächtig für unsere ehrwürdige Mutter und die Schwestern drüben in Gent bitten können.



Spital St. Elisabeth zu St. Cyprian. (S. 131.)

„Wir sind hier gerade in der allergünstigsten Jahreszeit angelangt, um uns acclimatisiren zu können — nämlich im Kongo-Winter. Die Nächte sind jetzt frisch, die Luft trocken und die Hitze über Tag nicht schlimmer als die eines schönen belgischen Junitages. Beim Oeffnen der Kisten fand ich meinen photographischen Apparat samt Zubehör ganz unversehrt, und ich denke, Ihnen bald einige Proben meiner Geschicklichkeit zukommen zu lassen."

Nordamerika.

Süd-Dakota. Erziehung der Indianerknaben. Aus der St. Francis Mission, Rosebud Agency, gibt uns einer der bartigen deutschen Jesuiten, P. Al. Bosch, in einem Briefe vom 15. Januar dieses Jahres ein recht erfreuliches Bild von der Erziehung der ihm anvertrauten Indianerknaben:

„Das Werk der Civilisirung und Christianisirung unserer Indianer ist hart, aber es ist nicht fruchtlos und hat auch manche anziehende Seiten. Da sind zunächst unsere Knaben, die allmählich ihre natürliche Wildheit und ihre rohen Sitten ablegen und in gleichem Maße die Gewohnheiten weißer Kinder annehmen. Wenn sie zuerst kommen, sehen sie unsauber und zerlumpt aus, sind steif und befangen, unterziehen sich aber ohne Schwierigkeit einer ordentlichen Waschung und Reinigung und schauen danach ganz respectabel und artig drein. Darauf werden die neuen reinen Kleider vertheilt, und auch in diesem Punkte ist das Kind der Wildniß eben nicht sehr verwöhnt. Röcke von jeder beliebigen Form, Hosen von jeder beliebigen Farbe werden hurtig angezogen und mit großer Befriedigung getragen.

„Heute sind die Jungens bereits wählerischer geworden in Bezug auf die Kleider, und dabei bemerke ich, daß sie die schwarzen Anzüge allen andern vorziehen. Ihr schwarzes, dichtes Haar und ihre feurigen, kohlschwarzen Augen werden sie natürlich immer verrathen; aber abgesehen von diesen Rassenmerkmalen würde einer kaum einen Unterschied finden zwischen unsern Knaben und denen der weißen Ansiedler. Ja ich möchte sagen, daß sie sich die äußere Bildung schneller aneignen und wirklich rechte kleine Meister sind im Singen und im Spielen auf verschiedenen Instrumenten, wie Trommeln, Flöten, Mundharmonikas und andern. Mit diesen Instrumenten vollführen sie in ihren Erholungen einen Spektakel, der einen nervösen Menschen rasend machen und die Wanduhr zum Stehen bringen kann. Seitdem der hochw. P. van Rossum, unser neuer Missionssuperior, uns besuchte, ziehe ich die Knaben auch zu gemeinsamen Spielen heran, soweit die Witterung es gestattet, und hier bewundere ich wieder ihre Gewandtheit und ihr rasches Auffassen und Einleben in die Spielregeln. Ich habe unter ihnen den alten Feldkircher ‚Schlagball' eingeführt, wie wir ihn zu meiner Zeit zu spielen pflegten. Mit Beginn des Frühlings werden wir noch viele andere Spiele versuchen, und das Spiel mit meinen drei Chariots wird nicht am wenigsten Anklang finden. (Chariot, ein leichtes zweiräderiges Wägelchen mit sehr niedriger Achse und doppelter zierlicher Deichsel, wird bei der Wettfahrt gewöhnlich von einem Knaben gezogen, während der Lenker frei auf dem Trittbrett steht und durch Zuruf sein Rößchen zu immer größerer Geschwindigkeit antreibt. Interessant ist es, einer solchen Wettfahrt von mehrern Chariots zuzusehen, wie bald hier, bald dort der stolze Wagenlenker das Gleichgewicht verliert und in den Staub wirbelt, wie bald dieser, bald jener den Vorsprung

gewinnt und schließlich der Sieger in diesen olympischen Spielen von dem Hurrageschrei der Menge begrüßt wird.)

„Die größte Schwierigkeit bei unsern Knaben ist, ihre angeborene Abneigung gegen Arbeit zu überwinden. Man muß wissen, daß es Kinder geborener Bettler sind, welche Kleidung und Nahrung von der Regierung erhalten und so nie das Beispiel eines stramm arbeitenden Vaters oder Bruders vor Augen hatten. Allerdings, solange man diese Knaben unter seinen wachsamen Augen hat und mit ihnen arbeitet, sind sie sehr fleißig. Aber kaum sind sie sich selbst überlassen, so kommt die Indianernatur gleich wieder zum Vorschein. Und doch müssen wir uns sagen, daß, wenn es uns nicht gelingt, diese Knaben und Mädchen ans Arbeiten zu gewöhnen, unsere Missionsthätigkeit auf Sand gebaut ist. Wir ermuntern deshalb aus allen Kräften unsere Indianer, jung und alt, zu arbeiten und wieder zu arbeiten und so sich selbst den Lebensunterhalt zu verschaffen und sich unabhängig zu machen von den knappen Unterstützungen, die sie von der Agentur beziehen. Und nach dem Urtheile derer, die über ihr Wohl wachen, fangen sie auch allmählich an, die Nothwendigkeit einzusehen. Sie sorgen schon viel besser für die Hebung der Landwirtschaft und des von der Regierung ihnen zugewiesenen Viehstandes, machen mehr Heu, verstehen sich dazu, Ställe zu bauen zum Obdach für ihr Hornvieh und ihre Pferde. Seitdem P. Digmann unsere Mission verlassen hat, übernahm ich die Leitung der ‚St. Joseph-Sodalität‘, und ich beredete meine jungen Leute mit allen möglichen Gründen, Bäume zu fällen für ihre Häuser und Ställe, Holz zu spalten u. dgl. Sie verstanden meinen Rath und bestimmten in der ersten Versammlung, bei der ich zugegen war, vier junge Burschen, die das Holz fällen und es zur Sägmühle der Mission befördern sollten. Zunächst wollten sie ein Rathhaus bauen und dann mit der Zeit um dasselbe herum ihre Wohnungen. Aber ich kenne meine Indianer! Die richtigste Idee von unsern alten Leuten gebe ich Ihnen, wenn ich sage, daß sie große alte Kinder sind mit allen Folgen der Erb- und persönlichen Sünden in sich, und nur Geduld und wieder Geduld ist die kostbare Medicin, die der Missionär immer bei sich haben muß. O wie oft muß ich nicht nach dieser Arznei greifen!

„Der jüngste Superiorswechsel brachte den kindlichen und kindischen Charakter unserer Indianer wieder ans rechte Licht. Sie äußerten allerlei Klagen und Mißstimmungen, als unser neuer Superior nicht gerade denselben Weg ging wie der alte, und jede kleine Veränderung wurde scharf beobachtet und als Beweis vorgebracht zu Gunsten seines Vorgängers. Doch jetzt hört allmählich die Unzufriedenheit auf, und sie fangen an einzusehen, daß andere es auch gut mit ihnen meinen und ihnen gern zu einem civilisirten und christlichen Leben behilflich sind.“

P. Bosch begrüßt sodann die Wiederwahl Grover Clevelands zum Präsidenten mit großer Freude, da dieselbe, so Gott will, einen Wechsel in der Indianerpolitik bedeutet.

Mexiko.

Ein Ausflug zu den Tarahumaras. Die Tarahumaras (Tarumares) bewohnen das Bergland der nördlichen Mittelprovinz Chihuahua, namentlich das schöne Hochthal des Rio Papigochio. Die in den Ortschaften unter den Weißen lebenden Tarahumaras haben zwar ihre Sprache, deren Grammatik aus der Zeit der alten Missionäre gedruckt existirt, beibehalten, dagegen ihre alten Sitten größtentheils aufgegeben. „In den entlegenen Berggegenden leben jedoch noch Reste dieser Indianer, die, obgleich sie sich Christen nennen und in einiger politischen Verbindung mit dem Staate stehen, doch ihre eigenen socialen Einrichtungen zum Theil noch bewahrt haben. Ihr Land besitzen sie in Gemeinschaft und theilen es von Zeit zu Zeit aufs neue nach dem Erforderniß und den Arbeitskräften jeder Familie. Ein bestimmter Theil wird dabei für das Bedürfniß der Alten, Kranken und Hilflosen bestimmt, welcher vom Stamme in gemeinsamer Arbeit angebaut und von dem die Ernte in öffentliche Magazine untergebracht wird, die ebenso wie die Bedürftigen unter der Aufsicht besonderer Beamten beider Geschlechter stehen.“ Das sind zweifellos noch Einrichtungen aus der Zeit der alten Jesuitenmissionäre, die auch hier, wie wir aus dem folgenden Bericht ersehen, noch in gutem Andenken stehen.



Bewohner von Fidschi, neben einem Bananenkolben.
(Nach einer Photographie. — S. 134.)

Im Laufe des letzten Jahres erhielt P. Gerste S. J. von der Regierung den Auftrag, behufs ethnographischer Studien den Stamm zu besuchen. Zugleich sollte er für die bevorstehende Columbusausstellung in Madrid einige ethnographisch interessante Alterthümer sammeln. Die Expedition verlief sehr gut. Se. Excellenz, der Minister Baranda, war sehr befriedigt, und der Präsident Porfirio Diaz wollte die Sammlung persönlich besichtigen und dem Pater sein Compliment machen.

Ueber sein Zusammentreffen mit den sogen. christlichen Indianern macht uns der Missionär die folgenden beachtenswerthen Mittheilungen.

Eines Tages begegnete er einem ehrwürdigen Indianergreis, der gerade daran war, seinen kleinen Acker zu bestellen. Kaum erblickte der Alte den Pater, als er auf ihn zulief, ihm die Füße und das Crucifix, das in seinem Gürtel steckte, küßte und voll Freude ausrief: Jesusito, Jesusito! So nennt das Volk hier die Patres. Im Laufe der Unterredung erzählte er dann mit Thränen in den Augen, daß er noch die zwei letzten „Priesterväter" aus dem vorigen Jahrhundert gekannt habe. Er erinnerte sich noch der Zurechtweisung, die er als Knabe von ihnen erhalten, wenn er den Katechismus nicht wußte, sowie der Belohnung, wenn er ihn gut gekonnt. (Es sind hier jedenfalls Exjesuiten gemeint, die noch lange Jahre in den ihnen so theuren Missionen thätig blieben.)

Auf dem Wege traf P. Gerste noch zahlreiche Kirchen aus der Zeit der alten Missionäre, die ziemlich gut erhalten sind. Der Kirchenschmuck: die Leuchter, das Silberzeug 2c., ist von den Indianern in unzugänglichen Höhlen im Gebirge versteckt worden. Sie werden aber den Missionären sofort alles zurückstellen, sobald dieselben bei ihnen sich wieder niederlassen dürfen. An mehreren Stellen sah P. Gerste auch noch die Leiber der alten Patres; sie sind recht gut erhalten, obschon natürlich welk und eingeschrumpft.

Die christianisirten Tarahumaras haben durch Familienüberlieferung noch die meisten christlichen Gebräuche bewahrt, welche einst von den Vätern der Gesellschaft Jesu bei ihnen eingeführt wurden. Ein Charakterzug, der den Indianern alle Ehre macht, ist besonders ihr Abscheu vor dem Stehlen. Wiederholt ließ der Pater in der Höhle, wo er mit den noch heidnischen Indianern zusammenlebte, seinen Koffer geöffnet dastehen; allein obschon derselbe manche für die Wilden sehr verlockende Dinge, wie buntfarbige Taschentücher, Messer u. dgl., enthielt, fehlte doch nie auch nur das Geringste. Sprach ihnen der Pater davon, christlich zu werden, so hielten sie ihm unter anderem entgegen, sie wollten keine Diebe werden, wie die Weißen seien, die unserer Religion folgten.

Doch wurde der Pater mit der größten Achtung behandelt. Man erlaubte ihm sogar, einem ihrer heiligen Tänze beizuwohnen, der von abends 6 Uhr bis morgens 4 Uhr dauerte. Auf dem ganzen Wege traf er, wie die Führer wiederholt versichert hatten, kein Götzenbild. Die einzige äußere religiöse Culthandlung, die er bemerkte, bestand darin, daß die Indianer in der ersten Morgenfrühe, nachdem sie sich gewaschen und frisch bemalt hatten, der aufgehenden Sonne grüßend sich vorstellten. Als Ersatz für die mangelnden Götzenbilder sammelte P. Gerste einige alte Urnen und Schalen von hohem Werthe. Die Gefäße klingen ganz wie Porzellan, und die Indianer sagen, daß ihnen das Geheimniß der Herstellung verloren gegangen sei. An zwei Merkzeichen kann man die heidnischen Indianer von den christlichen leicht unterscheiden. Fragt man einen Heiden, wie er heiße, so lautet die Antwort: „Ich habe keinen Namen." Ein christlicher Indianer aber wird gleich mit seinem Taufnamen: Pedro, Juan u. s. w. antworten. Das zweite Unterscheidungszeichen ist der Gesichtsausdruck, der beim Christen offen und vertrauenerweckend ist, während der Heide einen gewissen argwöhnischen, bösartigen Zug hat und einem niemals gerade ins Gesicht schaut. P. Gerste schätzt die Zahl der Christen auf ca. 20000, die der Heiden auf etwas mehr. Leider sehen erstere nur selten und in langen Abständen einen Priester bei sich. Noch vor 4 Jahren erklärte der P. Provincial der Regierung, er sei bereit, die Mission unter den Tarahumaras zu übernehmen unter der Bedingung, daß die Gründung eines Hauses zur Heranbildung von Missionären gestattet werde. Die Antwort lautete: Warten; später vielleicht einmal. Der günstige Zeitpunkt dürfte jetzt gekommen sein.

Oceanien.

Apostol. Vicariat der Fidschi-Inseln. Eine Missionstour auf der Barke. Von dieser Mission der Maristen kommen fortwährend recht gute Nachrichten. Wir wählen aus den zahlreichen Berichten den folgenden Brief eines deutschen Lothringers, des P. Ch. Flaus, weil er uns ein überaus anschauliches Bild von dem eigenartigen Missionsleben jener Inselwelt des Großen Oceans bietet.

„Vor einiger Zeit machte ich wieder einen Ausflug nach den Jassawa-Inseln, die ich, so oft ich kann, besuche. Die Entfernung von meiner Residenz beträgt 30 Meilen, und die Gewässer der Gruppe sind meistens sehr bewegt. Um 4 Uhr abends fahren wir ab. Unsere kleine Barke ist nicht mehr als 6 m lang. Vier junge Männer begleiten mich, und dank ihren kräftigen Armen erreichen wir bereits 8 Uhr abends Malembru, eine kleine Sandinsel im weiten, unermeßlichen Ocean, deren einzige Vegetation in einigen Kokosbäumen besteht. Nachdem wir unser Boot an einer sichern Stelle geborgen, gilt es, etwas Brennmaterial aufzutreiben, um unser Abendessen zu kochen. Allein der zweigarme Kokosbaum gibt fast nichts aus, und sorgfältig lesen wir alle brennbaren Abfälle auf, die uns in die Hände fallen. Meine Fidschianer setzen sich dann um das Feuer, und ich warte geduldig, bis unsere Ignamen gar sind. Mittlerweile beten wir unser Abendgebet; meine Burschen singen sich eines auf Fidschianisch, während ich mich etwas von ihnen entferne, um ungestört meinen Rosenkranz zu beten. Endlich sind die Ignamen fertig, und wir thun dem Festgericht alle Ehre an. Darauf sucht jeder ein Lager auf. Ich entdecke unweit von der Feuerstelle eine Art Hütte aus Kokosblättern. Dieselbe ist aber so niedrig und so schmutzig, daß ich vorziehe, meine Matte am Eingang auszubreiten. Bald schlafe ich ein; die Brandung des Oceans singt mir das Schlummerlied. Ja, das Meer! nur fünf Schritte trennen mich von seinen Wogen. Wenn es nur etwas höher steigt, so wird mein Lager zum nassen Grabe werden. Aber auch hier wie überall hat Gott die Grenzen gesetzt und zum Ocean gesprochen: ‚Bis hierher und nicht weiter!'

„Vor Tagesanbruch sind wir wieder auf den Beinen. Das Feuer brennt noch immer. So liebt's der Fidschianer. Ohne Feuer kann er gar nicht sein. Wo immer er sich zum Schlafen hinlegt, da muß zwischen je zwei Schläfern ein Feuer brennen. Ist die Zahl groß und schlafen sie in einer Hütte, so kann man sich leicht vorstellen, welch ein Qualm entsteht, da der Rauch nur durch eine enge Oeffnung einen Ausgang findet. Es ist ein wahres Fegfeuer.

„Nach dem Morgengebet und einem Hymnus in der Fidschisprache steigen wir wieder ein. Um Mittag langen wir nach glücklicher Fahrt in Aketa an, einer bewohnten Insel, die ich besuchen will. Zu gleicher Zeit mit uns legten auch zwei andere Barken bei. Man bot mir eine Kokosnuß an, und dankend trinke ich die kühlende Milch. Auf Aketa wohnen nur drei Katholiken. Ein alter Menschenfresser nennt sich zwar auch katholisch, hat sich aber noch nicht taufen lassen. Er ist jetzt krank und versichert mir, daß es mit ihm zu Ende gehe, will sich aber trotzdem noch immer nicht zur Taufe verstehen.

„Weiter geht es nach Vuak, wo die Katholiken zahlreicher sind und ein kleines Kirchlein aus Lehmmauern besitzen. Mit

lautem Jubel wurde ich aufgenommen. Eine lange herzliche Unterhaltung folgte. Es sind drei Monate her, daß wir uns nicht mehr gesehen haben. Während im Topf für mich ein Huhn siedet, bieten mir meine Christen mit freudigem Stolz einen eigens für mich verfertigten Stuhl an. Selbst einen Tisch haben sie hergerichtet; es ist eine Art kleiner Kiste, mit einheimischem Stoff bedeckt. Um mich daran zu setzen, muß ich mich nach Schneiderart auf den Boden hocken. Eine Gabel ist natürlich nicht vorhanden. Wozu auch? Man faßt das Huhn an den beiden Beinen und reißt die beiden Schenkelstücke auseinander. Das Abendgebet findet im Kirchlein statt. Am folgenden Morgen lese ich die heilige Messe und reiche zwei Frauen die heilige Communion, da sie verhindert sind, zur gemeinsamen Communion nach Macula zu kommen. Auf dem Wege dorthin steige ich eben in Mataeaivaleou ab, wo der wesleyanische Prediger neuerdings eine Frau mit ihren beiden Kindern zum Abfall verführt hat. Leider ist die Frau nicht zu Hause. Abends erreichen wir Macula. Hier sind etwa 100 Katholiken. Ihre Holzkirche ist vor zwei Jahren bei einem Orkan zusammengestürzt, und der Gottesdienst findet in einem Hause statt. Doch zeigen die aufgeschichteten Steinhaufen auf dem Platze, daß ein festerer Bau im Werden ist. Natürlich bin ich Baumeister, Unternehmer und Maurer, alles in einer Person. Ob ich wohl etwas Ordentliches zu stande bringe? Nun, Gott wird helfen. Auch hier hat sich der weiße wesleyanische Prediger an unsern Katechisten gemacht, aber ohne Erfolg; dagegen ist anderswo eine arme verheiratete Frau, die einzige Katholikin in einer ganz protestantischen Ortschaft, in sein Garn gegangen.

„Die folgenden drei Tage vor dem Sonntag gibt's tüchtig zu thun. Morgens und abends ist Predigt. Der erste Tag ist der Kinderkatechese und dem Unterricht zweier Frauen, die sich auf die erste heilige Communion vorbereiten, und eines Mannes und einer Frau gewidmet, die getauft werden sollen. Am Freitag Nachmittag sind die Beichten der Kinder, am Samstag die der Erwachsenen. Am Sonntag habe ich das Glück, 6 Taufen und 37 Personen die heilige Communion zu spenden."

Die weitere Fahrt und besonders die Rückkehr war sehr stürmisch. Nur mit knapper Noth entging die kleine Missionsbarke bei einer Gelegenheit dem völligen Untergang. Der heftige Wind und die Strömung trieben sie eines Tages mit unwiderstehlicher Gewalt auf eine niedere Felseninsel. Der heftige Stoß warf alle heraus. Zwei Ruder, der Kochkessel, die Matten gingen verloren. Die Meßgewänder, das Meßbuch, Brevier ꝛc. wurden ganz verdorben. Im übrigen kamen die Schiffbrüchigen mit dem Schrecken davon, obschon bereits eine Menge Haifische ganz nahe im offenen Wasser lauerten. Das faustgroße Leck wurde mit Taschentüchern und Tuchfetzen verstopft und die starkbeschädigte Barke wieder so gut es ging seetüchtig gemacht. Nach zwei Tagen langte der Missionär glücklich von dieser abenteuerlichen Fahrt heim. „Noch jetzt", so schreibt er, „fährt mir beim bloßen Gedanken an die überstandene Todesgefahr ein kalter Schauder über den Rücken." Er faßte den Entschluß, nie mehr in einem so kleinen Fahrzeug die Fahrt zu machen, und hat sich im Vertrauen auf seine guten Freunde in Europa für 750 Frcs. eine größere Barke angeschafft.

Ein Cyklon. Leider haben wir dieser Schilderung eine sehr betrübende Nachricht beizufügen. Ein furchtbarer Cyklon, dieses Schreckensgespenst des Stillen Oceans, hat Ende letzten Jahres die Mission schwer heimgesucht. Von allen Seiten erhielt Mfgr. Vidal, der Apostol. Vicar, eine Hiobspost nach der andern. Wir lassen sie in ihrer so vielsagenden Kürze folgen. In Loreto: Zwei Schulen zerstört, mehrere Häuser eingestürzt und Ignamenpflanzungen verwüstet; in Lewuka: das Missionsboot auf den Strand geworfen und stark beschädigt; in Wairiki (Station vom heiligen Kreuz): das neue, hübsche Missionsboot ein klägliches Wrack; in Naiseralagi (Station vom hl. Franz Xaver): Alles: Häuser, Kirche, Schule, Plantagen, vollständig vernichtet; was der Orkan verschont hatte, wurde von einem wahren Sündfluthregen fortgeschwemmt oder verdorben. Der Missionär befand sich zur Zeit des Unglücks gerade bei den Christen der Gebirge im Innern, wo der Cyklon wenig oder gar nicht verspürt wurde. Ahnungslos kehrt er heim und sieht von den nächsten Höhen aus die Verwüstung. Das waren traurige Weihnachten!

Dagegen sind Suwa, Rewa, Lomery und einige andere Stationen fast ganz verschont geblieben. In Verata (auf Viti Lewu) stützte man die Kirche, Schulen, das Haus der Missionäre und das der Schwestern, die alle sehr leicht gebaut waren, mit Bäumen aus dem Walde. Sie wurden alle fast wunderbar gerettet. Während des Orkans waren die Kinder in die Kirche gelaufen, um Gott um seinen Schutz anzuflehen. Gott hat sie erhört. Auch die Plantagen dieser Mission wurden gerettet, während die fast daran anstoßenden des nächsten Dorfes vernichtet wurden.

Der Schlag ist für die Mission um so empfindlicher, weil sie so herrlich am Aufblühen und das Bekehrungswerk im besten Zuge war. Es ist für die Missionäre hart, immer wieder als Bettler aufzutreten; allein die christliche Liebe in Europa ist die einzige Hilfsquelle, die ihnen bleibt, und sie wird auch diesmal nicht versagen.

Apostol. Vicariat von Neu-Pommern. Die katholische Mission im Bismarck-Archipel. Wir entnehmen der „Deutschen Kolonialzeitung" 1893, S. 53, folgende Anerkennung der katholischen Missionsarbeit in Deutsch-Oceanien: „Für die Entwicklung des Bismarck-Archipels ist es, wie der ‚Nordd. Allg. Ztg.' unter dem 20. Januar aus Neu-Pommern berichtet wird, von großem Interesse, daß neuerdings die hier ansässige katholische Mission sich mit großem Eifer der Erziehung der Jugend widmet. Seit Ankunft des Bischofs Couppé (aus der Genossenschaft der heiligsten Herzen von Issoudun) im Anfang von 1892 ist es der Mission gelungen, ungefähr 100 Schüler zusammenzubringen. Dieselben sind von der Mission adoptirt, erhalten freie Verpflegung, Bekleidung und Behausung, und die Erfolge der angewendeten Erziehungsmethode sind bereits ins Auge springend.

„Die Mission hat die Absicht, aus den verschiedenen Inseln des Archipels Schüler heranzuziehen, um diese dann nach erfolgter Ausbildung in deren Heimat zu entsenden, um dort die Saat der Civilisation und der Gesittung auszustreuen. Protestantische wie katholische Ansiedler haben dem Bischof Couppé von Anfang an getreulich zur Seite gestanden, und da die wesleyanische Mission sich mit einer derartigen Kindererziehung nicht befaßt, sondern mehr darauf bedacht ist, die Erwachsenen als zahlungs- und beitragsfähige Mitglieder der Kirche zu erziehen, so kann mit Sicherheit vorausgesetzt werden, daß die katholische Mission im Bismarck-Archipel ein fruchtbares Feld gefunden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Neu-Guinea-Compagnie dem Unternehmen der katholischen Mission den ausreichendsten Schutz und die bereitwilligste Hilfe entgegenbringt."

Miscellen.

Dr. Karl von der Steinen über die alten Jesuitenmissionen in Südamerika. In einem Artikel „Zur amerikanischen Jubelfeier" (Halbmonatshefte der Deutschen Rundschau Nr. 1, October 1892, S. 45) kommt der berühmte Reisende und Ethnograph Dr. Karl von der Steinen auch auf die Thätigkeit der alten Jesuitenmissionäre in Südamerika zu sprechen. „Günstiger gestalteten sich die Zustände, wo keine mineralischen Schätze vorhanden waren und es erst der Erziehung zu fleißiger landwirtschaftlicher Arbeit bedurfte, um aus der Beherrschung des Volkes Gewinn und Nutzen zu ziehen. Hier haben die Patres auf ihren Missionen große Erfolge erzielt. Man wirft ihnen vor, daß sie die Indianer zu harten Frohndiensten zwangen. In dieser Hinsicht ist es den Indianern Atahualpas und Montezumas wohl schlechter ergangen; nur durch Arbeit — da lag der Schwerpunkt — war Ansässigkeit zu lernen. Bedauerliche Uebertreibungen sind vorgekommen, aber der blühende Zustand, in dem sich die Kolonien namentlich der Jesuiten befanden, trug zu sehr das Gepräge der Ordnung und glücklichen Entwicklung, als daß man das Recht hätte, von einem traurigen Sklavenlos der Gemeinden zu reden. Thatsache ist, daß die Plantagenbesitzer die Indianer nicht erzogen haben, und daß die Soldaten der Militärkolonien bei näherer Bekanntschaft noch weniger als civilisatorisches Element gelten können; Thatsache ist, daß die Vertreibung der Jesuiten für die einheimische Bevölkerung der La Plata- und Amazonengebiete ein schwerer Schlag gewesen ist, von dem sie sich niemals erholt hat. Viele Dörfer sind vom Erdboden verschwunden; nur hie und da trifft der Reisende in einsamer Oede die Ruinen einer Kapelle und der Missionsgebäude, oder fährt an einer mitten in der Wildniß gelegenen Bananenpflanzung vorüber und erhält auf seine erstaunte Frage die stereotype Antwort: Von Jesuiten. Wegen dieses jähen Verfalls das System zu verurtheilen, dem man nicht einmal zwei Jahrhunderte der Wirksamkeit vergönnt hat, heißt wenig gerecht sein; denn künstlich ist im Anfang jede Art der Bekehrung, weil die Heiden weniger nach dem Evangelium als nach ihrer ungebundenen Freiheit dürsten."

„Ein französischer (katholischer) Missionär, der 25 Sprachen kennt." Unter diesem Titel erschien in der Press, einer protestantischen Zeitung von Pretoria (der Hauptstaat Transvaals), folgende interessante Mittheilung:

„Der hochw. P. L. G. Vigneron (Oblate von der Unbefleckten Empfängniß, Missionär in Transvaal) ist ein Franzose, geboren in Lothringen 1861. Von Jugend auf zum geistlichen Stande bestimmt, machte er seine Studien in Frankreich und Irland. Neben dem gewöhnlichen Kurs der philosophisch-theologischen Studien warf er sich besonders eifrig auf das Studium der europäischen und orientalischen Sprachen. Mit welchem Erfolge er es gethan, beweist die Thatsache, daß er gegenwärtig nicht weniger als 25 Sprachen schreibt und versteht, seine Muttersprache und die sogen. klassischen Sprachen nicht mit eingerechnet." P. Vigneron reiste von Irland aus 1883 in die Oblatenmission Süd-Afrikas.

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat April eingegangenen Gaben.

	Mark
Für die dürftigsten Missionen:	
„Rheinländer"	50.—
„G. R."	10.—
Von den katholischen Schülern der deutschen Staatsrealschule in Pilsen	35.12
Von Johannes Stuber in Gellnau, Schweiz	40.20
„Rhaeticus"	1.60
„Ex voto"	5.—
Von K. H., Streberdorf	16.78
Durch Cooperator Hahn in Passau	5.—
Aus Berlin	1.—
Von J. G. Federer, Rorschach	10.—
Durch Fr. X. Bauer, Straßenwärter in Meckatz	7.50
„Retribuere digneris"	66.50
Von Franz Lehmbach, Cleveland, O.	4.10
Für nothleidende Missionspriester zur Persolvierung von heil. Messen:	
Von Pfarrer Freundt in Deutsch-Leippe	58.—
Von Schilling, pensionirtem Pfarrer in Bamberg	30.40
„Soli Deo honor et gloria"	99.60
Von Eva Magdalena Fohmann in Klepsau	100.—
Von J. G. Federer, Rorschach	10.—
Durch Fr. X. Bauer, Straßenwärter in Meckatz	12.—
Für nothleidende Priester in Sibirien:	
Von Karl Beutel in Cleveland, O.	11.35
Von J. G. Federer in Rorschach	10.—
Für die Missionen in China:	
Von G. H. J.	5.—
Von R. A. B. H.	7.—
Für das Apostol. Vicariat der Ostmongolei:	
„Cor Jesu, dona ei requiem"	80.80
Für die Missionen in Indien:	
Von Pfarrer M. in W.	20.—
Für das Kloster vom guten Hirten in Bangalore (Indien):	
„Zu Ehren des hl. Joseph" von Ungenannt	2.—
Von R. A. B. H.	8.—

	Mark.
Für die Heidenmission zu Walton, Ostindien:	
Durch Vermittlung von Blijenbeck	2525.—
Für die Missionen in Afrika:	
Von X., Passau	20.—
„Cor Jesu, dona ei requiem"	80.80
Von Pfarrer M. in W.	20.—
Ungenannt, Neundorf (Glatz)	2.—
„In gratiarum actionem"	50.—
Für die Jesuiten-Mission am Zambesi (Südafrika):	
Durch die Fr. Pustet'sche Buchhandlung in Amberg	15.—
Von Ungenannt	17.—
„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae"	20.—
Von Karl Brener, Coop. in Mallern bei Wels	10.03
„Cor Jesu, dona ei requiem"	808.—
Ungenannt, Neundorf (Glatz)	10.—
Für die Hungernden in Algier:	
Aus Mengen	4.—
„Zu Ehren des hl. Joseph" von Ungenannt	3.—
„Cor Jesu, dona ei requiem"	80.80
Von R. A. B. H.	10.—
Aus Wynandsrade	13.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von Agnes H. aus Düren	25.—
Von Ungenannt in Wadersloh, Westf.	21.—
Durch Kaplan Strigl in Gundelsheim	22.—
Von Ungenannt	21.—
Aus Wynandsrade	21.—
Durch Cooperator Hahn in Passau	21.—
Durch B. Herder in St. Louis, Mo.	41.—
Von Karl Beutel in Cleveland, O.	14.35
Von Konrad Schöning in Cleveland, O.	1.—
Von Rev. P. J. Häfely, Crescent Hill, Ky.	14.75
Von Rev. P. Trost C. PP. S., Rensselaer, Ind.	22.60
Aus Exaten	40.—
Durch Pfarrer C. Scherer an der Wallfahrt Nobel (Bayern)	100.—

	Mark.
Von Ungenannt aus B. in Westfalen	42.—
Aus Berlin	26.—
Durch Fr. X. Bauer, Straßenwärter in Meckatz	42.—
Von Pf. M. in W.	20.—
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von M. Lz. in R...f	21.30
Ungenannt, Grainet	100.—
Von Eva Magdalena Fohmann in Klepsau	100.—
Von J. G. Federer in Rorschach	20.—
Für die Missionen in Norwegen:	
„Soli Deo honor et gloria"	300.—
„Cor Jesu, dona ei requiem"	161.60
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Von Ungenannt	15.50
Aus Berlin	138.67
Ungenannt, Neundorf (Glatz)	30.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Durch Fr. X. Bauer, Straßenwärter in Meckatz	7.—
Ungenannt, Neundorf (Glatz)	24.—
Von Karl Beutel, Cleveland, O.	20.50
Für den Bonifacius-Verein:	
Von Ungenannt	3.74
Aus D. in Bayern „Zur Erlangung eines gesegneten Wirkens in der Seelsorge und einer glückseligen Sterbestunde"	489.85
Aus Berlin	11.—
Pro Papa:	
Aus Berlin	34.79
Von G. H. J.	1.—
Für verschiedene Zwecke:	
Von Ungenannt	20.—
Aus Berlin	6.30
Durch die Bonifacius-Druckerei in Paderborn	57.30
Von G. H. J.	4.—
Durch Herder & Co. in München	9.40
Aus Berlin	10.—
Von Pf. M. in W.	40.—
Von Pfarrer Stein in Siegen (für Elend)	30.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von P. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: B. Herder, Verlag, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Josef Kralt, Wien.
Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionsschluß und Ausgabe: 15. Mai 1893.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 7. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, 2—3 Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Jahr 4 Mark = fl. 2.40 ö. W., unter Kreuzband fl. 2.52 ö. W. Juli 1893.

Die im Jahre 1892 verstorbenen Missionsbischöfe.

Es sind diesmal nicht sehr viele, aber zum Theil ungewöhnlich klangvolle und vielgenannte Namen, die der Todesengel in seine letztjährige Liste eingetragen. Obenan steht der Name eines Mannes, der zwar nicht zu den Missionsbischöfen zählt, in dessen Hand jedoch die Oberleitung fast des gesamten katholischen Missionswerkes ruhte. Wir meinen den in Gott ruhenden Präfecten der Propaganda-Congregation, **Seine Eminenz Cardinal Giovanni Simeoni,** der am 14. Januar nach kurzer Krankheit im Alter von nahezu 76 Jahren fromm im Herrn entschlief. Cardinal Simeoni war geboren am 12. Juli 1816 zu Paliano in der Diöcese Palestrina. Seine ungewöhnlichen Geistesgaben, verbunden mit großer Energie und einer seltenen Arbeitskraft, sicherten ihm eine rasche und glänzende Laufbahn. 1862 wurde er Secretär der von Pius IX. gegründeten Congregation für die orientalischen Riten, 1868 Secretär der Propaganda, 1875 Nuntius in Madrid und Titularerzbischof von Chalcedon und im selben Jahre noch mit der Cardinalswürde bekleidet. Als dann im November des folgenden Jahres der Staatssecretär Cardinal Antonelli starb, trat Cardinal Simeoni an seine Stelle. Von Leo XIII. endlich wurde der verdiente Mann zum wichtigen Posten eines Präfecten der Propaganda-Congregation berufen, den er 14 Jahre lang verwaltete. Ueber die glänzende Entfaltung der katholischen Missionsthätigkeit während dieser Periode haben wir gelegentlich des päpstlichen Bischofsjubiläums berichtet.

Am 22. Februar schloß sich in der Kathedrale von Honolulu, der Hauptstadt der Sandwichinseln, die Gruft über der entseelten Hülle des wackern Apostolischen Vicars Msgr. **Hermann Koeckemann** aus der Picpus-Congregation. Er war wohl der erste deutsche Bischof, der jemals in Oceanien den Hirtenstab geführt. Msgr. Hermann, wie er gewöhnlich genannt wurde, stammte aus dem Land der rothen Erde. In Ostbevern stand seine Wiege. 23 Jahre alt, meldete sich der kräftige westfälische Jüngling in Löwen (Belgien) zur Aufnahme in die Genossenschaft der heiligsten Herzen, die von ihrem Mutterhaus in der Rue de Picpus (Paris) gewöhnlich nach diesem Namen benannt wird. Ein jüngerer Bruder Hermanns trat später in die Gesellschaft Jesu ein und starb 1871 in der Blüthe seiner Jahre an den schwarzen Pocken, die er im Lazarethdienste während des deutsch-französischen Krieges sich geholt. Bereits im Jahre 1854 landete Hermann auf dem fernen Inselreiche Hawaï, das durch seine ältere Missionsgeschichte und neuerdings durch das heldenmüthige Opferleben P. Damians so bekannt geworden. 25 Jahre lang wirkte er dort unermüdlich an der Seite des vortrefflichen Apostolischen Vicars Msgr. Maigret. Als dieser bei zunehmender Altersschwäche nach einem Coadjutor sich umsah, konnte die Wahl auf keinen andern fallen als auf den Mann, der bisher seine rechte Hand gewesen. So wurde denn Hermann am 21. August 1881 in San Francisco zum Titularbischof von Olba geweiht. Kurz nach seiner Weihe erhellte er

durch seinen Besuch das traurige Heim der armen Aussätzigen in Molokai und überreichte bei dieser Gelegenheit dem P. Damian das Kreuz der Commandanten des Ritterordens von Kalakaua, welches die Regentin Lilinokalani dem Apostel der Aussätzigen „als Zeichen aufrichtigster Bewunderung“ verliehen hatte. Ein vorzügliches Verdienst erwarb sich der neue Bischof um die Hebung und Vermehrung der katholischen Schulen. Um den Wettkampf mit den protestantischen wirksamer aufzunehmen, berief der Bischof die christlichen Schulbrüder. Der Erfolg hat seinen Hoffnungen glänzend entsprochen. „Unser Colleg vom hl. Aloysius zu Honolulu,“ so schrieb der hochw. Herr Provicar P. Fouesnel 1888, „welches von Marianiten geleitet wird, zählt nach seinem fünfjährigen Bestande über 400 Schüler, und die jährlichen Prüfungen beweisen, daß sie, wie selbst unsere Gegner eingestehen, die Zöglinge der andern Anstalten übertreffen.“ Aehnliche Erfolge erzielten die zur selben Zeit gegründeten und von denselben Brüdern geleiteten Collegien zu Wailuku auf der Insel Maui und zu Hilo auf Hawaï. Bischof Hermann war es auch, auf dessen Ruf 1883 die opfermuthigen Töchter des hl. Franciscus zum Dienste der Kranken und besonders der Aussätzigen nach Hawaï kamen, ein Ereigniß, das P. Damian und seine armen Pfleglinge mit lautem Jubel begrüßten. Als nach dem Tode des unvergeßlichen Aussätzigen-Apostels gewissenlose Verleumdungen das Andenken des Verstorbenen zu schwächen suchten, trat Msgr. Koeckemann mit Entschiedenheit für die Ehrenrettung des hingeschiedenen Mitbruders in die Schranken. Welch großer Beliebtheit sich der deutsche Bischof bei der ganzen Bevölkerung des Inselreiches erfreute, zeigte sich in erhebender Weise nach seinem Tode, der ihn nach bloß dreitägigem Leiden am 22. Februar dahinraffte. Die Leichenfeier in der Kathedrale von Honolulu war großartig. Nicht bloß Katholiken, sondern auch Protestanten und die höchsten Würdenträger hatten sich herzugedrängt. Selbst der Bischof der Episkopalkirche gab dem verstorbenen katholischen Oberhirten das letzte Geleite.

Am Feste Mariä Verkündigung starb in Wien Msgr. **Paul Joseph Palma**, Erzbischof von Bukarest in Rumänien. Aus einer vornehmen Familie Roms entsprossen, trat Palma noch jung in die Genossenschaft der Passionisten, wurde als neu geweihter Priester in die den Passionisten bereits seit 1781 anvertraute Mission der Walachei geschickt und erntete seine ersten Erfolge unter dem trefflichen Msgr. Paoli, dessen Nachfolger auf dem 1883 neu gegründeten Erzsitze von Bukarest er einst werden sollte. Bekanntlich ist es namentlich das Verdienst Msgr. Paolis, den erfreulichen Umschwung, der sich in Rumänien zu Gunsten der katholischen Religion vollzieht, herbeigeführt zu haben. Die günstige Stimmung zeigte sich besonders auch beim Einzug des 1885 von Cardinal Simeoni geweihten neuen Oberhirten in seine Bischofsstadt (vgl. Jahrg. 1886, S. 151). Durch seine Liebenswürdigkeit wußte sich Msgr. Palma nicht bloß die Herzen seiner Missionäre und der Katholiken, sondern auch der Andersgläubigen in hohem Grade zu gewinnen. Auch beim Hofe und bei der Regierung stand er in Ansehen und großer Gunst. Um so mehr ist zu bedauern, daß ihm nicht länger vergönnt war, den Hirtenstab zu führen. Eine schmerzliche, immer mehr zunehmende Lähmung zwang ihn, im Ausland Heilung oder Linderung zu suchen. In Wien, wo er in Kaiser Franz Joseph, der ihm für seine Bauten mit kaiserlicher Freigebigkeit 40 000 *M.* gespendet hatte, einen großen Gönner gefunden, fand er gastliche Aufnahme, aber leider nicht die gesuchte Genesung. Seine Leiche wurde nach Bukarest übertragen und in der von ihm vollendeten herrlichen St. Josephs-Kathedrale beigesetzt.

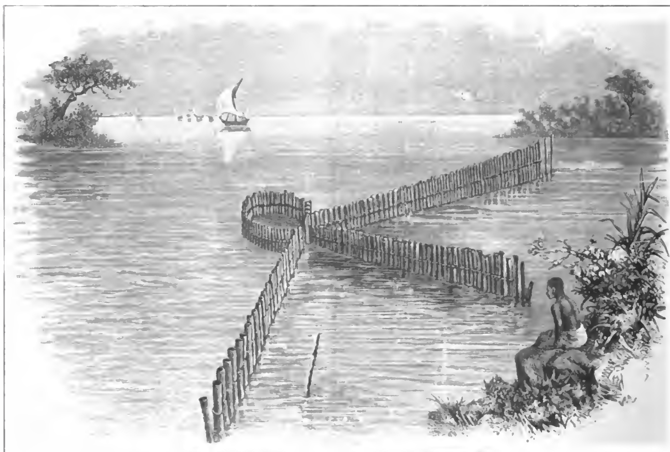
Am 25. April wurde das Pariser Missionsseminar durch ein Telegramm aus Hanoï in West-Tongking in tiefe Trauer versetzt. „Bischof Puginier todt“, lautete die kurze Nachricht, welche für die Genossenschaft und die Mission von West-Tongking einen so großen Verlust bedeutete. Msgr. **Paul Franz Puginier** war geboren am 3. Juli 1835 in Saix, einem Dorfe der Diöcese Albi, trat am 1. Juli 1854 in das Missionsseminar von Paris, diese so fruchtbare Mutter von Missionären und Martyrern, und schiffte sich kurz nach seiner Priesterweihe am 29. August 1858 nach der Mission von Tongking ein. Es waren nur ausgewählte Männer, die damals in dieses schwierigste Arbeitsfeld geschickt wurden, wo die schon 28 Jahre dauernde Verfolgung damals unter dem Kaiser Tü-düc ihren Höhepunkt erreicht hatte. Seit Juni desselben Jahres (1858) waren in der Mission, für die Abbé Puginier bestimmt war, bereits sechs Priester enthauptet, drei Collegien von den Mandarinen überfallen und eingeäschert, über 50 Christengemeinden vernichtet worden. Zahlreiche Christen waren ermordet oder schmachteten im Kerker. Msgr. Retord, der Apostolische Vicar, irrte wie ein Wild gehetzt im Gebirge umher und starb dort verlassen im Urwald, seinem bischöflichen Wahlspruch: Fac me cruce inebriari (Mache mich vom Kreuz berauschet) bis zum Uebermaße treu geworden. Umsonst wartete Puginier in Hongkong auf eine Gelegenheit, in die Mission einzudringen. Es wäre im Augenblick nutzlose Tollkühnheit gewesen. Er begab sich also in das nahe Cochinchina, um sich inzwischen durch Erlernung der annamitischen Sprache auf seinen Beruf vorzubereiten. Als dann durch die französischen Waffen Tongking zur Einstellung der Christenverfolgung und zur Erklärung der Religionsfreiheit sich verstehen mußte, schiffte sich Puginier auf einer chinesischen Dschonke nach Tongking ein. Auf der Fahrt wurde das Schiff von Seeräubern überfallen. Doch gelang es Puginier, von deren Hauptmann durch heimliche Zuschiebung einer runden Summe sich seine Freiheit zu erkaufen. Schon bald zog der energische Missionär die Aufmerksamkeit seiner Obern auf sich. Bereits 1868 wurde er Coadjutor des Apostolischen Vicars Msgr. Theurel und trat, als derselbe im jugendlichen Alter von 39 Jahren Ende 1868 starb, in das Erbe der Martyrerkirche. In den nun folgenden 24 Jahren ist der Name Msgr. Puginiers mit allen Leiden und Kämpfen der hart geprüften Mission von West-Tongking aufs innigste verbunden. Wenn die französisch geschriebenen Nekrologe den heimgegangenen Missionsbischof besonders auch als den „glühenden Patrioten“ feiern, der während der langen und verwickelten Kämpfe Frankreichs mit Annam den französischen Kolonietruppen die wichtigsten Dienste geleistet, so kann man hierüber vielleicht anderer Ansicht sein, zumal das französische Protectorat über die annamitische Mission unsägliches Weh und wenig Segen gebracht hat. Jedenfalls bleibt dem Heimgegangenen der Ruhm, durch seine ungewöhnliche Thatkraft und Organisationsgabe die Kirche Tongkings unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen nicht bloß vor Vernichtung bewahrt, sondern zu einer immer reichern Entwicklung gebracht zu haben. Ueber die furchtbaren Verfolgungen, die der französische Feldzug von 1873 und 1883 zur Folge hatte, wurde in diesen Blättern zur Zeit ausgiebig berichtet. „Die Erde dampft von Christenblut“, konnte damals ein Missionär in Wahrheit schreiben. Es ist fast wunderbar, wie sich die vom Sturm und Hagelschlag scheinbar ganz vernichtete Saat immer wieder hob. War die Zahl der Christen West-Tongkings 1877 155 000,

so stieg sie bis 1888 auf ca. 200 000 und 1891 auf 220 000. Wahrlich, wenn je, so ist hier das berühmte Wort Tertullians buchstäblich wahr geworden! An die 400 ganz heidnische Dörfer sind unter Mfgr. Puginier völlig oder theilweise christlich geworden. Als das Geheimniß dieses Erfolges bezeichnet Mfgr. Puginier selbst die große Sorge, welche die Apostolischen Vicare von West-Tongking von jeher der Heranbildung eines zahlreichen einheimischen Clerus zuwandten. „Wenn nach den Stürmen," so schreibt Mfgr. Puginier, „in denen so viele unserer Priester ein glorreiches Ende fanden, doch immer noch eine hinlängliche Zahl übrigblieb, um die zersprengte Schlachtordnung der Christen wiederherzustellen, so war dies den Seminaren zu verdanken. Sie sind es, welche die Mission zur Zeit der Verfolgung gerettet haben; sie sind das wirksamste Mittel, unsere heilige Religion unter den Heiden auszubreiten und in den Herzen der Gläubigen zu festigen." So zählt denn die Mission heute nahezu 100 eingeborene Priester und 400 Katechisten, und die beiden Seminare zusammen 330 Zöglinge. Trotz der 43 Jahre rastloser und aufregender Hirtensorge hatte sich der kräftige Mann, der in seinem ganzen Wesen etwas Militärisches hatte, noch gut erhalten, und die Mission rüstete sich bereits zur Feier seines 25jährigen Bischofsjubiläums, als die Nachwirkungen eines Influenza-Anfalles sein rasches Ende herbeiführten. Auf die dem Kranken völlig unerwartete Ankündigung, daß die Aerzte ihn aufgegeben, sagte er kurz: „Warum hat man mir das nicht eher gesagt? Diese Herren meinen, wir seien wie die Weltleute; sie sollten doch wissen, daß unsereins keine Angst vor dem Tode hat." Dann bereitete er sich mit der größten Ruhe auf sein Ende vor. Seine Leiden opferte er auf für die Arbeiten seiner Missionäre und besonders für die Neophyten der ihm vor allem theuern Laos-Mission. Am 25. April hatte er ausgelitten. Sein Leib wurde von Hanoï auf dem Rothen Fluß abwärts nach Kesong gebracht, wo der Heimgegangene selbst in der von ihm erbauten Kathedrale sein Grabmal bestimmt hatte. In allen Dörfern, an denen man vorbeifuhr, kamen die Christen scharenweise ans Ufer, um unter den Zeichen tiefster Trauer ihrem vielgeliebten Oberhirten das letzte Lebewohl zu sagen.

Die Missionen des chinesischen Reiches, die sonst in unserer Todtenliste so reichlich vertreten sind, haben diesmal nur einen Verlust zu beklagen in der Person des Apostolischen Vicars von Amoy und Formosa, Mfgr. **Andreas Chinchon** O. P. Chinchon, geboren den 14. Februar 1838 in Ocaña, ist ein Sohn des sonnigen Spaniens. Kaum in das Jünglingsalter getreten, bat er um das Kleid des hl. Dominicus und legte am 18. December 1856 seine Gelübde ab. Kurz nach der Priesterweihe wurde er nach Manila auf den Philippinen und von dort nach der Insel Formosa gesandt, wo er 22 Jahre lang in der Heidenmission wirkte. Als der Heilige Stuhl 1883 die Mission von Fokien in zwei Apostolische Vicariate theilte, wurde Mfgr. Chinchon, der im Orden das Amt eines Provincialvicars für die Provincia del Santo Rosario de Filipinas bekleidete, mit der Leitung der südlichen Hälfte betraut. Derselbe umfaßt einen kleinen Theil des Festlandes und die Inseln Amoy und Formosa. In dem neuen Vicariat war, wie Mfgr. Chinchon 1888 selber schrieb, alles neu zu schaffen. Der Bischof selbst war in den ersten Jahren so arm, daß er nicht einmal eine eigene Residenz, eine mehr als ärmliche Kapelle und einen einzigen alten, abgebrauchten Kelch besaß. Die Unterstützung der Propaganda ermöglichte es ihm, ein Seminar und einige Kirchen und Kapellen zu bauen. Außerdem gründete er ein schönes Waisenhaus in Aupoa und in Amoy. Als echter Sohn des hl. Dominicus führte er überall in seinen Christengemeinden den ewigen Rosenkranz ein. Ein bösartiges Sumpffieber raffte den ehrwürdigen Oberhirten am 1. Mai nach kurzer, aber qualvoller Krankheit hinweg, die der Sterbende mit der größten Ergebung ertrug.

„Eine schmerzliche Klage", so beginnt der uns von einem deutschen Oblaten freundlich zugesandte Nekrolog, „dringt von Ceylon zu uns herüber. Am 3. August 1892 starb zu Colombo, der Hauptstadt Ceylons, der Metropolit der Insel und Erzbischof von Colombo, Mfgr. **Christoph Ernst Bonjean**, eine der Zierden der Congregation der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. Geboren zu Riom im Departement Puy de Dôme (Auvergne) am 23. September 1823, trat er nach ausgezeichneten Studien im Schoße seiner Familie in das Priesterseminar von Clermont ein. Früh schon, wie so manches reine Jünglingsherz, erfüllt von der Sehnsucht, gleich einem Franz Xaver auszuziehen und den Heiden das Kreuz zu predigen, begab er sich als Diakon in das Seminar der auswärtigen Missionen, wo er am 19. December 1846 zum Priester geweiht und alsbald in die Mission von Coimbatur (Vorderindien) gesandt wurde. Mehrere Jahre war er hier unausgesetzt thätig, bis er im Jahre 1846, nach einem vollkommenern Leben verlangend, in die Congregation der Oblaten Mariens eintrat, die seit einigen Jahren das Apostolische Vicariat Dschaffna verwaltete. Am 21. Mai 1858 legte er in die Hände des Apostolischen Vicars, Mfgr. Semeria O. M. I., seine Gelübde ab. Der Apostolische Vicar erkannte alsbald, welch tüchtige Kraft ihm der Herr gesandt hatte. Und so war es denn nicht zu verwundern, daß P. Bonjean bei allen großen Unternehmungen an der Spitze stand. Missionen, Schulen, Waisenhäuser, polemische Schriften gegen die Schismatiker von Goa, zahllose Schreiben an die Regierung im Interesse der Missionen: in allem diesem war P. Bonjean die rechte Hand seines Bischofes. Er vertheidigte in nicht weniger als fünf Broschüren die katholische Schule gegen das damals in Ceylon gebräuchliche System der gemischten Schulen. Der Erfolg dieser scharf und geistreich geschriebenen Schriften war ein ungeheurer. Das thatkräftigste Lob aber spendete ihnen die englische Regierung, indem sie die Commission der gemischten Schulen unterdrückte. Nicht minder glücklich war er in der Vertheidigung der Heiligkeit der Ehe gegen eine unchristliche Gesetzgebung. Und als der Vorsteher eines protestantischen Collegs zu Colombo die Moral der Jesuiten angriff, entgegnete ihm P. Bonjean in einer Reihe von Briefen voll ruhiger Schärfe und unerbittlicher Logik so treffend, daß nicht minder die Protestanten als die Katholiken ihm Beifall zollten. Der Name P. Bonjeans war durch sein furchtloses Auftreten für Wahrheit und Recht weit über die Grenzen Ceylons gedrungen, und als Mfgr. Semeria O. M. I. viel zu früh ins Grab sank, bezeichnete die öffentliche Meinung ihn allgemein als seinen Nachfolger. In der That ernannte der Heilige Stuhl den P. Bonjean am 24. Juli 1868 zum Titularbischof von Medea und Apostolischen Vicar von Dschaffna, und einen Monat später, am 28. August desselben Jahres, erhielt er von seinem großen Ordensbruder, dem Erzbischofe von Tours, Mfgr. Guibert, dem spätern Cardinal-Erzbischof von Paris, die bischöfliche Weihe. Klar lag der Plan seines Wirkens jetzt vor ihm. Er wollte Dschaffna zu einer wahrhaft blühenden Mission erheben. Wie er diesen Plan verwirklicht, zeigen die folgenden Zahlen. Bei seinem Antritte fand er 22 Missionäre, 14 Missionen, 31 Schulen mit 1378 Schülern, 55 000 Katholiken, 6 Klosterfrauen aus der Genossenschaft der heiligen Familie von Bordeaux und 3 einge-

borene Klosterfrauen. Als er nach 15 Jahren im Jahre 1883 Dschaffna verließ, um die Leitung des Apostolischen Vicariats von Colombo zu übernehmen, übergab er seinem Nachfolger 23 Missionen, 113 Schulen mit 7000 Schülern, ein Colleg für höhere Studien, ein Priesterseminar, eine katholische Zeitung und eine Buchdruckerei. Die Zahl der Katholiken war auf fast 80 000 gestiegen. In Schulen und Spitälern wirkten 17 Klosterfrauen aus der oben erwähnten Genossenschaft und 29 eingeborene Nonnen. Die Zahl der Missionäre, unter welchen mehrere eingeborene Priester sich befanden, würde ein halbes Hundert überschritten haben, wenn er nicht mehrere mit sich nach Colombo genommen hätte. Nicht vergessen dürfen wir zwei große Thaten seines Lebens: seinen siegreichen Kampf gegen die Schismatiker von Goa und sein muthvolles Auftreten auf dem vaticanischen Concil. Msgr. Dupanloup, der sonst so verdienstvolle Bischof von Orleans, hatte behauptet, daß die Heiden und Häretiker in den Missionen der Annahme des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit große Schwierigkeiten bereiten würden. Dagegen erhob sich Msgr. Bonjean in einem offenen Schreiben an den Bischof, welches, wie Louis Veuillot schrieb, mit großem und allgemeinem Beifall gelesen wurde, und welchem alle Apostolischen Vicare, die auf dem Concil zugegen waren, ihre rückhaltlose Zustimmung gaben. Im Jahre 1883 theilte der Heilige Stuhl auf Bitten des Msgr. Pagnani, Apostolischen Vicars von Colombo, dieses große Vicariat; die Mittelprovinz von Ceylon verblieb als das kleine Apostolische Vicariat Kandy den Sylvestrinern, und Msgr. Pagnani über-



Fischreuse an der Bai von Mombasa. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys. — S. 145.)

nahm dessen Leitung. Der weitaus größere Theil aber wurde als Apostolisches Vicariat Colombo den Oblaten Mariens anvertraut und Msgr. Bonjean als Apostolischer Vicar berufen. Unbeschreiblich war die Freude, welche die Christen empfanden, als er den Boden Colombos betrat. Kaum 15 Monate weilte Msgr. Bonjean zu Colombo, als das Vertrauen des Papstes ihn nach Rom berief, damit er über die Aufhebung der außerordentlichen Jurisdiction des Erzbischofs von Goa seine Meinung abgebe. Drei Jahre später hob der Papst diese Jurisdiction auf und errichtete die Hierarchie, durch welche Ceylon eine selbständige Kirchenprovinz wurde. Colombo wurde Metropolitan-Erzbisthum und Msgr. Bonjean der erste Erzbischof. Zu Colombo wie zu Dschaffna war seine Thätigkeit eine unermüdliche und höchst segensreiche. Auch hier brauchen wir nur die Zahlen reden zu lassen. Die Zahl der Schüler stieg in weniger als acht Jahren von 11 600 auf 16 000, die der Christen von 120 000 auf 150 000. Mit Erfolg ließ sich der edle Bischof die Bekehrung der Buddhisten am Herzen liegen. Besondere Sorge verwendete er auch auf das Priesterseminar, das schon ziemlich viele Alumnen zählt, wenn auch noch nicht genug für die immer größer werdenden Bedürfnisse der Erzdiöcese. Endlich, einige Monate nur vor seinem Tode, kündete er in einem Hirtenbriefe die baldige Eröffnung eines Collegs für höhere Studien an, welches wie dasjenige zu Dschaffna von den Oblaten geleitet werden sollte. Die Verwirklichung dieses letzten seiner Werke, welches er gerne als seine Lieblingsschöpfung bezeichnete, hat er jedoch nicht mehr



Mfgr. Christoph Ernst Bonjean, Erzbischof von Colombo.



Mfgr. Paul Franz Puginier, Apostol. Vicar von West-Tongking.



Mfgr. Paul Joseph Palma, Erzbischof von Bukarest.



Mfgr Hermann Koeckemann aus der Picpus-Congregation,
Apostol. Vicar der Sandwich-Inseln.

erlebt. Heftige Fieberanfälle führten seine ohnehin geschwächte Gesundheit an den Rand des Grabes. Der große Bischof entschlief am 3. August sanft im Kusse des Herrn. Der Andrang des trauernden Volkes zu der theuern Leiche war ein ungeheurer. Man mußte den Verstorbenen in der Kathedrale aufbahren, und mehrere Tage zogen ununterbrochen Katholiken, Protestanten und Buddhisten an der Bahre vorüber. Seine Ueberführung zur stillen Gruft war kein Leichenbegängniß, sondern eher ein Triumphzug zu nennen; gibt doch der „Ceylon Catholic Messenger" die Zahl der Leidtragenden auf 40 000 an. Der Generalgouverneur von Ceylon, obwohl Protestant, trug kein Bedenken, in eigener Person am Begräbnisse theilzunehmen. Die kirchliche Feier wurde von Msgr. Zaleski, Apostolischem Delegaten für Indien, vollzogen.

Schließen wir mit einigen Worten aus seinem geistlichen Testamente an die Gläubigen der Erzdiöcese: „. . . Ich danke Gott besonders für drei Gnaden: für die Gnade der heiligen Taufe, für die Gnade der Priesterweihe und für die Gnade der bischöflichen Consecration." „Ich danke allen denen, die mir gut gewesen sind und die mir geholfen haben, sei es in meinen eigenen geistlichen Bedürfnissen, sei es in denen meiner Diöcese. Ich danke besonders dem hochwürdigsten P. General der Oblaten Mariens, dem Clerus meiner Diöcese und Seiner Gnaden Msgr. Melizan." „Ich verzeihe allen denen, die mich beleidigt haben. Wenn in der Hitze der Rede ich irgend einem wehe gethan habe, so bitte ich ihn, mir zu verzeihen." „Ich segne mein Volk und ermahne es zur Eintracht und zum Frieden. Väter, Brüder, Schwestern und ihr, fromme Laien, ich segne euch alle. Ich segne jede Familie, jede Kirche und Genossenschaft, eure Bruderschaften, eure Klöster und eure Schulen. Ich segne in ganz besonderer Weise unser entstehendes Colleg, das letzte meiner Werke, welches meinem Herzen so theuer ist." „Mögen alle für mich beten, wenn ich nicht mehr bin."

(Schluß folgt.)

Auf dem Kilima-Ndscharo.

(Aus dem Reiseberichte Msgr. Le Roys.)

1. Einleitung. Reise bis zum Fuße des Berges.

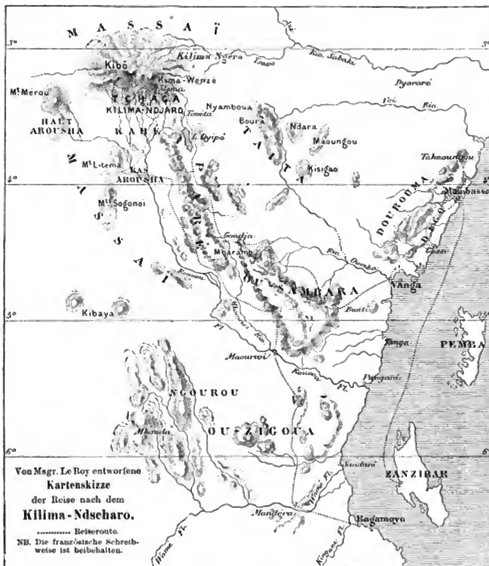
Die Gebirgswelt des Kilima-Ndscharo und seine nächste Umgebung ist in jeder Beziehung eine der interessantesten und wohl auch der für die Zukunft hoffnungsvollsten Gegenden von Deutsch-Ostafrika. Wir begrüßen daher mit Freuden den Reisebericht Msgr. Le Roys, der uns eine eingehende Kenntniß dieses wichtigen Theiles unserer Kolonien vermittelt und den wir deshalb nur ungern verkürzen. Leider wird uns der eifrige Missionär, dem wir auf so mancher apostolischen Wanderung gefolgt sind, in dem vorliegenden Berichte zum letztenmal als Führer durch Deutsch-Ostafrika dienen. Derselbe ist nämlich inzwischen zum Titularbischof von Alinda und Apostolischen Vicar am Gabun ernannt.

Die Araber und die Suaheli an der Ostküste Afrikas wie die Reisenden und Geographen in Europa bezeichnen mit dem Namen Kilima-Ndscharo den einzelstehenden Bergstock vulkanischen Ursprungs, der sich etwa unter dem 3. Grade südlicher Breite nahezu 280 km von der Küste entfernt hoch über die Wolken erhebt. Was die Namensbedeutung angeht, so heißt Kilima in der Suahelisprache und in mehreren Sprachen, die im Innern des Landes gebräuchlich sind, ganz bestimmt „Berg". Die Bedeutung von „Njaro" oder „Ndscharo" konnte mir niemand sagen. Die Reisenden freilich waren nicht in Verlegenheit. Mr. Thomson erklärte, „Ndscharo", ein jetzt veraltetes Wort, bedeute „weiß" und der Berg heiße also Mont-Blanc, weißer Berg. Auch die ältesten Leute wissen aber nichts von einer solchen Bedeutung. Noch kühner ist die Erklärung eines Mr. Johnston, Ndscharo sei der Name eines Geistes, der die Kälte erzeuge. Bei den Bewohnern von Tschaga (oder Dschagga), der Landschaft am südlichen Fuße des Gebirges, ist der Name Kilima-Ndscharo überhaupt nicht bekannt; sie haben keinen gemeinsamen Namen dieses Gebirges, sondern benennen jede Zone mit einem eigenen Namen. Der große Wald, der ihn rings umgibt, ist ihnen der „Msutu", d. h. „Schwarzwald". Die höchste Spitze nennen sie „Kibo", d. h. „der Weiße", die Nebenspitze „Kima-Wenze", d. h. „der Kamerad, der Gefährte" (?). Nur einmal hörte ich zu Taveta, am Fuße des Berges, den Namen Kilima-Ngaro, und da ich nach der Bedeutung des Wortes „Ngaro" fragte, sagte man mir, es heiße Wasser, und der Berg werde Wasserberg genannt, weil von ihm alle Bäche in der ganzen Gegend zu Thale strömten. Sehr möglich, daß aus Ngaro durch verdorbene Aussprache das jetzt gebräuchliche Ndscharo entstanden ist.

Schon im Jahre 1507 scheinen die Portugiesen einige Kenntniß dieses Gebirges gehabt zu haben. Johnston führt folgende Stelle aus der Reisebeschreibung des Enciso an: „Westlich von Mombasa findet sich der Olymp Aethiopiens, der sehr hoch ist, und darüber hinaus liegen die Mondberge, wo die Quellen des Nils sind." Wenn man den Kilima-Ndscharo als den Olymp Aethiopiens betrachtet, so liegen wirklich die von Stanley gefundenen Quellenberge des Nils in der geraden Verlängerung der Linie Mombasa—Kilima-Ndscharo.

Der erste, der in unserem Jahrhundert diesen afrikanischen Olymp wirklich sah, ist der Deutsche Rebmann, der im Dienste der Church Missionary Society zu London stand. Am 11. Mai 1848 erblickte er von Taita aus den stolzen Gipfel des Kibo, dessen Eispanzer in den Strahlen der Aequatorsonne wie Silber leuchtete. Der Präsident der Geographischen Gesellschaft zu London wollte aber seinem Berichte keinen Glauben schenken, ebensowenig als der Bestätigung Krapfs, der damals in der Gegend von Mombasa die Gründung einer Mission versuchte. Erst im Jahre 1861 bestätigte Baron von der Decken, ebenfalls ein Deutscher, der später zu Bardera am Dschubafluß von den Somali ermordet wurde, das Vorhandensein dieses Riesenberges und bestieg denselben mit seinem Gefährten Kersten bis zu einer Höhe von 3500 m; ihn ganz zu erklimmen gelang erst im Sommer 1889 Dr. Hans Meyer in Begleitung des berühmten Bergsteigers Purtscheller aus Salzburg. Er gibt die Höhe des Kibo auf 6000 m, die des Kima-Wenze auf 5300 m und die des beide Gipfel verbindenden Joches auf 4400 m an. (Der Mont-Blanc hat 4800 m.) Johnston betont in seinem Berichte die Wichtigkeit dieses Berges als Feld für naturwissenschaftliche Forschung. Noch größer war aber in den Augen der Deutschen die-

selbe in kolonialpolitischer Hinsicht, so zwar, daß die gerade Linie von Wanga an der Küste nach der Kavirondobucht am Victoria-Nyanza, welche die Grenze zwischen dem deutschen und dem britischen Gebiete bilden sollte, durch eine Ausbuchtung unterbrochen wurde, welche den ganzen Gebirgsstock auf deutschen Boden verlegt. Aber wo beginnt das Gebirge? Das näher zu bestimmen ist gegenwärtig die Aufgabe deutscher und englischer Commissäre. Alsbald wandte sich die Missionsthätigkeit diesem neuen vielversprechenden Arbeitsfelde zu. Ein Mitglied der anglikanischen Church Missionary Society begleitete schon Johnstons Expedition; auch Monsigr. de Courmont, der Apostol. Vicar von Nord-Sansibar, wollte unverweilt eine Mission am Kilima-Ndscharo gründen; allein die verschiedensten Hindernisse, namentlich der Ausbruch der Unruhen, traten seinem Wunsche in den Weg. Der Kilima-Ndscharo schien für uns in Wahrheit ein „verzauberter Berg" zu sein, wie ihn die Eingebornen nennen, der sich um so mehr entfernt, je näher man ihm kommt. Aber dieses Mal wollen wir zum Ziele kommen; die 35 Träger, die man uns von Bogamoyo nach Sansibar schickte, sind bereit, die Lasten gepackt. Wir nehmen den Hinweg über Mombasa, also theilweise durch englisches Gebiet, und den Heimweg über Bagamoyo, also durch deutsches Land.



Von Msgr. Le Roy entworfene Kartenskizze der Reise nach dem Kilima-Ndscharo.
.... Reiseroute.
NB. Die französische Schreibweise ist beibehalten.

Möge der Engel des Kilima-Ndscharo auf dem Wege hin und her unser Begleiter sein!

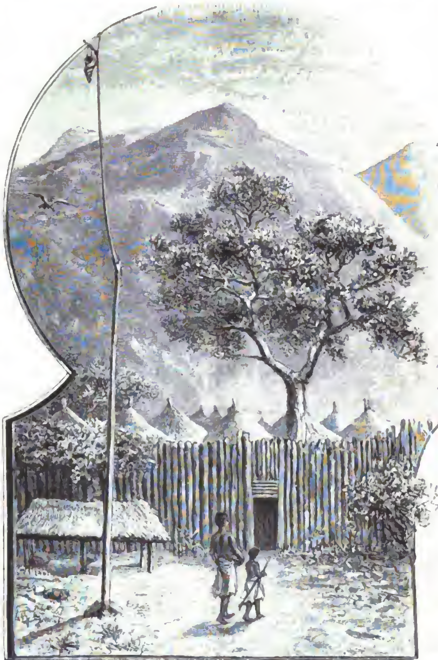
In Mombasa, der Hauptstadt und dem Verwaltungssitz von Englisch-Ostafrika, hielten wir uns nur auf, um noch einige Träger anzuwerben. Der Bischof las die Messe in einem neuen Hause, das er segnete; die ganze katholische Gemeinde, etwa 30 Personen, war zugegen. Am 14. Juli brachen wir auf. In einer Stunde setzten wir von der Insel Mombasa auf den Kontinent über. Der gerade Weg nach dem Kilima-Ndscharo geht über Taita; da aber derselbe in dieser Jahreszeit Mangel an Wasser hat, wählten wir den doppelt so weiten über Wanga, Sambara, Pare, den Djipe oder Dschipesee und Toveta. Da wird es uns weder an Wasser noch an Lebensmitteln fehlen, und wir haben überdies Gelegenheit, diese Gegenden kennen zu lernen, in denen früher oder später Missionsstationen gegründet werden sollen.

An der Bucht von Likoni, angesichts des Blauen Meeres, schlugen wir unser Lager auf. Dieser Theil der Küste, wie die Insel Mombasa und fast der ganze Strand von Ostafrika, ruht auf Korallengestein, in welches der Wogenschlag tiefe Höhlen wühlte. Die Schichte Pflanzenerde ist nicht so dick wie weiter südlich bei Bagamoyo; doch läßt sie sich noch sehr gut anbauen. Die Kokospalmen gedeihen vortrefflich und umgeben die Insel Mombasa mit einem Halbkreise tropischen Grüns; Mangobäume, Orangen, Citronen, Brodbaum finden sich ebenfalls; auf der steinigen Ebene tritt die Dumpalme an ihre Stelle. Da und dort erblickt man viereckige Hütten im Schatten der Bäume. Die Bewohner, ein Mischvolk aus Suaheli, Digos und verschiedenen Negerstämmen, sind mehr oder weniger Muselmänner, scheinen sich aber nicht viel um die großen Fragen zu bekümmern, die die Welt bewegen. Die Kinder hüten einige Kühe auf den weiten Strandwiesen. Die Weiber bebauen kleine Maniok-, Bataten-, Bohnen-, Pistazien-, Mais- und Sorghofelder. Die Männer sammeln Palmwein, d. h. den Saft aller Arten von Palmbäumen, den man durch Einschnitte gewinnt. Auch mit dem Fischfang geben sich

manche ab. Einige bedienen sich der Angelschnur, andere der Reusen und Netze; noch andere benützen in den Buchten Ebbe und Fluth, indem sie Zäune herstellen, in welche sich die Fische zur Fluthzeit verirren und worin sie bei zurücktretendem Wasser liegen bleiben.

Von Wanga aus ging die Reise durch das deutsche Schutzgebiet. Am liebsten wären die Missionäre einfach den Umbafluß aufwärts gezogen. Aber die räuberischen Massai haben seine Ufer schon wenige Meilen landeinwärts zur Einöde gemacht. Man entschloß sich also für einen mehr südlichen Weg, die Berge der Landschaft Sambara entlang. Ueber die Dörfchen Duga und Mikunda ging es durch trockenes, wenig fruchtbares Land auf den Bwiti-Berg, den ersten Ausläufer von Usambara, zu. Die Dörfer, die auf Anhöhen liegen und von starken Holzpalissaden umgeben sind, werden von Digos bewohnt. Gewöhnlich spendet eine Sykomore oder Tamarinde Schatten; auch die Häuser haben in diesem Lande der Sonne kaum einen andern Zweck.

Wie freut man sich, wenn man nach einem langen, beschwerlichen Marsche durch eine wüstenähnliche Landschaft plötzlich ein Thälchen betritt, in dem reichlich frisches, süßes Wasser sprudelt! Ein ganzer Wald von Kokosbäumen, Reisfelder, Blumen finden sich da. Wir sind am Fuße des Bwiti-Berges, dessen Gipfel die Taitas, dessen untere Hänge die Segedyus bewohnen. In einem Dorfe der letztern schlagen wir unser Lager auf. Sie sind ein aus dem Thale des Tana durch die Gallas verjagtes Völklein, das Ackerbau und etwas Handel treibt und vom Islam einige Formen angenommen hat. Sie nahmen uns übrigens freundlich auf und baten nur, wir möchten bei den deutschen Behörden zu Tanga, vor denen sie eine heilsame Furcht haben, ein gutes Wort für sie einlegen. Bwiti haben sie zu einer Art Marktplatz gemacht, wo die umwohnenden Eingebornen an gewissen Tagen sich einfinden, um ihre Erzeugnisse gegen die von der Küste kommenden Waren einzutauschen. Wir haben hier den äußersten Punkt erreicht, wo das Geld noch Werth hat. Auch die Taitas suchen in den Felsklüften des Berges, in welche sie ihre kleinen runden Hütten wie Vogelnester einklebten, Schutz vor Kriegsgefahr.



Eingang des Dorfes Kitiwo. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys. — S. 145.)

Ueber den Berg gelangten wir nach Daluni. Es war in der Sonnenhitze ein beschwerlicher Weg für unsere Träger. Als die Kräfte ermatten wollten, trafen wir ein Granitbecken, in welches krystallreines kaltes Quellwasser sprudelte, das wir nicht gegen den besten Wein vertauscht hätten. Auf der Hochebene war der Boden feucht, die Luft frisch, der Pflanzenwuchs prachtvoll. Ueberwuchernde Lianen haben manchen Baumriesen erstickt. Auf dieser Hochwarte, die sich wie ein Wachtthurm in die Ebene vorschiebt, erblickt man im Süden und Westen die gewaltige Masse des Sambara-Gebirges. Rechts und links sind die schattigen Thäler von Bwiti und Daluni; darüber hinaus erstreckt sich nach Norden, soweit der Blick in diesem dunstfreien Lande reicht, weithin das ungeheure Dickicht der afrikanischen Savanne, ein einförmiges Grau, da und dort von rothen Flecken und einigen vereinzelt aufragenden Bergzacken unterbrochen, die den Elephantenherden als Merkzeichen für ihre Züge zu dienen scheinen. Nur

der Umbafluß bezeichnet seinen stillen Lauf durch eine grüne Linie; aber kein Rauch, der ein Dörfchen verriethe, steigt dort auf; keine Ernte reift an seinen Ufern, und nur die Thiere der Wildniß kommen zu seinen Wassern zur Tränke.

Das Thal von Daluni ist ein herrlicher Wald von Kokospalmen. Die Bewohner sind Digos; sie vertheilen sich auf fünf oder sechs Dörfer und genießen einen schlechten, leider wohlverdienten Ruf; sie sind über die Maßen abergläubisch, ungastlich, frech und stumpfsinnig. Den Ackerbau halten sie dennoch in Ehren. Große Felder Zuckerrohr liefern ihnen Syrup und ein berauschendes Getränk. Felder, die nicht so reich bewässert sind, geben Sorgho, Mais, Maniok, Bataten und verschiedene Bohnenarten. Wenn übrigens die Ernte nicht reichlich ausfällt, so ist das keineswegs dem Mangel an Amuletten zuzuschreiben, die man überall trifft. Da steht z. B. am Fuße eines großen hohlen Baumes ein winziges Hüttchen, das für den „Mzimu", den umherirrenden Geist eines Altvordern, bestimmt ist. Da soll er sich ausruhen, und um ihn anzulocken, haben sie ihm einen Maiskolben und einen Trank Bier hingestellt. An Kreuzwegen findet man einen zusammengedrehten Strohwisch aufgesteckt, und darin eine Prise Korn für hungrige Geister, oder anderswo für durstige eine Schale Palmwein an einen dürren Baum aufgehängt. Ein quer über den Weg gespanntes Palmblatt soll ihnen den Durchgang verwehren, und ähnlicher Krimskram bedroht den Dieb mit Krankheiten und Unfällen aller Art.



Fetische der Digos von Daluni. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys. — S. 146.)

Der Dalunibach, den wir überschreiten, vereinigt sich mit dem Mbambara und eilt dem Umba zu. Jetzt betreten wir die Wüste; links ragt eine Mauer von Bergen zum Himmel, rechts dehnt sich die wasserlose Ebene aus. Dürrer, sandiger und steiniger Boden, da und dort ein verkrüppelter Baum, gelbes, spärliches Gras, dann und wann ein struppiger Busch. Um Mittag trafen wir einen ausgetrockneten Bach; aber unsere Träger, die wir zu den Taitas auf den Berg geschickt, brachten nach einigen Stunden bangen Wartens Wasser und Lebensmittel im Ueberfluß. Ein Nachtmarsch bei Mondschein durch die schweigende Wüste wurde beschlossen. Erst um Mitternacht rastete man drei Stunden. Dann ging es wieder weiter. Die Nacht hatte kaum eine Kühlung gebracht, keinen Thau, und die Gegend wurde immer trauriger; rechts die Bergmauer, hier ohne einen Fleck Grün, links die dürre Ebene. Hin und wieder ein Grasbüschel, eine eigenartige Euphorbie oder eine Dachakazie, kein Thier, kein Vogel, kein Windhauch. Immer schrecklicher blitzt die Sonne, brennt der Boden; ermattet suchen die Träger in dem dünnen Schatten einer Akazie etwas Rast, finden aber keine Erquickung, kein Wasser. Allmählich senkt sich die Sonne, und ihre Strahlen werden barmherziger; auch der Boden wird besser, und in der Ferne zeigt sich ein grüner Streifen — Kitiwo, unser Lagerplatz.

Bei Kitiwo ändert das Landschaftsbild gänzlich, da eilen Bäche von den Bergen hernieder und bringen Kühlung und Fruchtbarkeit mit sich. Aber in dem üppigen Grün an ihren Ufern haust manchmal auch das Fieber. Der Umba sammelt alle diese Wasseradern. Seine Quelle ist auf der Hochebene von Sam-

bara im Walde von Handei; durch eine Bergschlucht rauscht er hernieder; der Ngwelo, Kiwingo und Mbaramu sind seine Hauptzuflüsse. Ihre Thäler zeigen einen herrlichen Pflanzenwuchs. Um in dem üppigen Walde Pflanzungen anzulegen, haut man das Unterholz weg, löst die Rinde rings um den Stamm der großen Bäume, läßt sie so absterben und brennt schließlich den dürren Stamm, Reisig darum anhäufend, nieder. Wir haben einen ganzen so für das Feuer zubereiteten Wald durchwandert; die Bäume standen schlank und kahl wie Masten. Die Einwohner dieser Gegend sind ein Mischvolk verschiedener Stämme. Jeder Bezirk hat seinen Häuptling, an den sich der Fremde wenden muß; die Dörfer gleichen sich; jedes ist von einer Palissade umgeben. Vor dem Eingang steht gewöhnlich ein offener Schuppen oder ein schattiger Baum, wo man sich zusammensetzt und plaudert. Eine Muschel an einer hohen Stange schützt das Thor vor feindseligen Geistern. Die Hütten sind rund. Hornvieh wird wenig gehalten, um die räuberischen Massai nicht anzulocken; die Bewohner besitzen Ziegen, Schafe, Hühner, kleine Hunde. Auch erlegen sie manchmal ein Wildschwein oder eine Antilope. Auf den Bergen von Sambara wohnt ein ganz anderer Menschenschlag, große, schlanke Leute, welche Viehzucht treiben und selten in die Ebene hinabsteigen, wo sie das Fieber fürchten.

Beim Verlassen des Mbaramu, des letzten Zuflusses des Umba, hatten wir von einem Bergsattel aus eine herrliche Rundschau. Hinter uns erhebt sich ein dreifacher Halbkreis von Bergen, dann die weite graue Ebene. Nach Norden liegen die malerischen Höhen von Taita und gerade vor uns die Kette von Pare, von der uns noch eine breite Ebene trennte. Eine weiße Linie, die sich aus dem dunkeln Grün der Bergwand abhebt, wird uns als der von den Höhen niederstürzende Mkomazifluß bezeichnet, den wir vor unserer Ankunft in Gondja überschreiten müssen. Schon an den letzten Zuflüssen des Umba redete man von den gefährlichen Massaihorden, deren Gebiet wir jetzt betreten mußten. Auf einmal hieß es: „Da sind sie!“ In der That sahen wir eine zahllose Kuhherde vor uns weiden, das sichere Zeichen eines nahen Massailagers. Wir sammelten unsern Zug und marschirten geschlossen voran. Aber eine andere Natur zeigt der junge Massaikrieger auf einem Raubzuge, eine andere der friedliche Massai in seinem Lager. Wir grüßten einander, und sie ließen unsere Karawane ruhig vorüberziehen. Diese berüchtigten Raubritter kamen mir so friedlich vor, daß ich nur mit meinem Stabe bewaffnet, mit einem freundlichen Lachen auf den Lippen, zu ihnen hintrat. Sofort umringten sie mich. Welch herrliche Gestalten! Gerade vor mir am Eingange der Zelte aus Kuhhäuten saßen einige in Leder gekleidete, mit Kupferzierat bedeckte alte Frauen, mit dem Zerlegen eines Hammels beschäftigt. Sie streckten mir ihre blutigen Hände entgegen, die ich muthig ergriff. Beinahe hätten sie mich zum Essen eingeladen. Auf den benachbarten Bäumen warteten ganze Familien von Geiern geduldig auf ihren Antheil.

Eine Stunde später waren wir in Gondja, einem stark befestigten Dorfe am Fuße des Paregebirges und an der gewöhnlichen Straße von Pangani zum Kilima-Ndscharo. Der Mkomazi, dessen Wasserfall wir schon aus der Ferne gesehen hatten, trennt uns von den wenig zuverlässigen Massai; der üppige Pflanzenwuchs an seinen Ufern erinnert an den Umba. Die Wohnungen sind elend und unreinlich, einige rund, wie gewöhnlich im Innern Afrikas, andere viereckig wie an der Küste. Gondja ist auf der Straße von Pangani der äußerste Punkt, bis zu dem der Islam vordrang. Die jetzigen Bewohner der Landschaft Pare sind Ziguas und Sambarás, die alle geläufig Suaheli sprechen und einem gewissen Mwasi unterthan sind, der augenblicklich nach der Küste verreist war.

Die Bergkette von Pare besteht aus Granit, wie auch die Berge von Sambara und Nguru. Es zerfällt in drei durch Thalschluchten getrennte Berggruppen: das eigentliche oder südliche Pare, das mittlere oder Usanghi und das nördliche oder Ugweno Pare. Wir zogen den Osthang entlang nach Norden, und da wir zur Rechten einige Berge hatten, befanden wir uns gewissermaßen in einem breiten Steingange, zu dessen Durchwanderung wir fünf Tage brauchen werden. In Kisiwani hielten wir uns zwei Tage auf, um uns mit Lebensmitteln zu versehen; denn von hier bis Toveta am Fuße des Kilima-Ndscharo trifft man kein Dorf mehr. Es ist wie Gondja ein fruchtbarer und stark bevölkerter Platz, dank einem Bache, der hier vom Berge herniederfließt. Wir sind in einer Höhe von 600 m; infolge davon fällt das Thermometer, das in Sansibar 30° haben wird, auf 8°.

Endlich am 9. August kam der Tag, an dem man sagte: „Heute werdet ihr den großen Djipe-See erblicken.“ Wir marschirten also mit neuem Muthe voran, vor uns die Ebene, rechts das Gebirge, Antilopenherden auf allen Seiten. Von einem Baume aus, den wir bestiegen, erblickten wir in der Ferne von hohem Schilf umkränzt einen riesigen Spiegel. „Der Djipe!“ riefen wir und grüßten ihn mit Flintenschüssen. Doch waren wir noch immer 10—12 Stunden von ihm entfernt, und zwar ein saurer Marsch war es noch! Am Rande der Wüste von Kizingo beginnt das alte Seebecken des Djipe, dessen Wasser sich, wie man deutlich sehen kann, im Laufe der Jahrhunderte gewaltig zusammengezogen haben. Er muß früher sehr groß gewesen sein. Auf dem frühern Seeboden erhebt sich statt des feinen Wüstengrases ein feindseliger Pflanzenwuchs, dessen Blätter schneiden und dessen Stacheln und Dornen sich in Fuß und Bein einbohren. Jede Spur eines Pfades ist verloren, und wir schreiten, so gut es gehen will, auf eine Baumgruppe los; aber wenn man dem See zu nahe kommt, sinkt man durch die Pflanzendecke in Sumpflöcher. Man mußte sich zu Umwegen verstehen, und erst nach vielen Stunden erreichten wir die Baumgruppe und festern Boden. Als wir alle beisammen waren, zogen wir nach kurzer Rast unter einer glühenden Sonne voran. Sieh da! plötzlich hörten wir unter einem nahen Mimosenbusch ein dumpfes Brüllen; etwas Gelbes richtet sich auf, und vor uns stand ein prächtiger alter Löwe mit stattlicher Mähne, offenbar ärgerlich, in seiner Mittagsruhe gestört zu sein. Er macht drei oder vier langsame Schritte, wie um zum Sprunge anzusetzen, bewegt den Schweif, sieht uns mit erhobenem Kopfe an, stößt ein langgezogenes, markdurchdringendes Gebrüll aus, und wir halten es für gerathen, unsere Seele Gott zu empfehlen. „Geschwind mein Gewehr!“ sage ich dem Führer. Der aber zaudert, um nicht selbst wehrlos dazustehen. „Achtung, er flieht!“ rief P. Augustin. Wirklich, der König der Thiere, der sich plötzlich so vielen Menschen gegenüber sah, welche alle ruhig stehen blieben, machte kehrt. Wären es weniger gewesen, oder hätten einige die Flucht ergriffen, so hätte er wahrscheinlich uns angefallen.

Den folgenden Tag erst fanden wir eine von Schilf und Buschwerk freie Stelle am See, die uns gestattete, den Strand zu betreten und einen Ausblick über denselben zu gewinnen. Der Djipe, oder wie die Leute von Toveta ihn nennen, der Jpe, ist ein verhältnißmäßig nicht tiefer Wasserspiegel von etwa 5 km Breite und 16 km Länge von Nord nach Süd. Er liegt 730 m

über dem Meer; er führt seine Gewässer durch den Ruwu, der bei Pangani mündet, dem Indischen Ocean zu. Der Ruwu sammelt alle Wasseradern auf der Südseite des Kilima-Ndscharo, und der Ausfluß des Djipe ist seine östlichste. Derselbe bildet im Nordwesten des Sees bei seinem Austritte aus ihm einen Sumpf und nöthigt so die Reisenden, das Ostufer entlang zu ziehen. Das Ostufer ist eben; am Westufer erheben sich die schönen Berge von Gweno bis zu einer Höhe von 2000 m. Ihre Gipfel sind reich bewaldet, ihre Abhänge bebaut und bevölkert. Stachelige Akazien, Mimosengesträuch, Schilf und Papyrus wachsen an den Ufern des fischreichen Sees, der auch an Krokodilen und Flußpferden keinen Mangel hat. Die Vogelwelt ist durch zahlreiche Reiher, Regenvögel, Enten, Pelikane und Wildgänse vertreten, und nirgends erblickte ich so viele Perlhühner; ich sah sie in Ketten von 30—50 Stück piepend und gluckend durch das niedere Gras laufen und flattern. Abends fliegen sie auf Bäume und übernachten. Das Wasser am Ufer war überaus schmutzig. Wir mußten es erst in einem Gefäße, nachdem wir ihm eine starke Prise Alaun beigemischt hatten, sich klären lassen. Das Ufer ist nämlich der Tummelplatz und die Tränke von zahlreichen Büffel-, Giraffen-, Zebra- und Antilopenherden aller Art — also ein wahres Paradies für Jäger.

Und wo bleibt denn der Kilima-Ndscharo? Einmal, als wir die letzten Berge von Pare verließen und die Wüste betraten, haben wir ihn gesehen. „Schaut!" rief der Führer und zeigte nach Nordwesten. Dort sahen wir über einer dunkeln Wolkenbank einen weißen Fleck wie eine leuchtende Wolke. „Das ist der Kilima-Ndscharo!" sagte der Führer, und schon war er wieder hinter dem Wolkenschleier verschwunden. Oft hatten wir seither die Blicke nach Nordwesten gewendet; allein nie mehr hatte sich uns der Berg entschleiert. Jetzt aber, als wir das Ufer des Sees betraten, riefen wir einstimmig: „Der Kilima-Ndscharo! Der Kilima-Ndscharo!" Es war ein unvergeßlicher Anblick. Auf dem blauen Hintergrunde des Himmels hob sich scharf gezeichnet die Gestalt des Wunderberges mit seinem Doppelgipfel ab. Der rechts, etwas abgerundet und blendend weiß, ist der Kibo, 6000 m hoch; der links, zackiger, schwarz und drohender, mit nur wenigen weißen Flecken, der Kima-Wenze, 5300 m hoch; aber von unserem Standpunkt aus schienen sie gleich hoch, und der sie verbindende Sattel war nicht sichtbar. Einzelheiten konnte man nicht erkennen, weder Wälder noch Thalschluchten; nur die beiden Hochgipfel und ihr Fußgestell, wie zwei Leuchter, die der Herr selbst zu seiner Ehre inmitten dieser Wüste jahrhundertelang brennen ließ. Die Massai, die ihre Herden vorübertreiben, nennen ihn „das Haus Gottes"; könnten wir ihn in Wahrheit zu einem solchen machen!

Rauchsäulen steigen von den Vorbergen auf und erheben sich lothrecht in die ruhige Abendluft. Es sind die Lagerfeuer der Eingeborenen. Mehr nach links im Westen sinkt die große afrikanische Sonne wie ein rothglühender Schild, den seine Schwere niederzieht, hinter eine malerische Bergkette, ein wunderbares Farbenspiel hinzaubernd über die Höhenzüge im Westen, die Vorberge und die Gipfel des Hochgebirges, den Seespiegel, die Baumgruppen und den reinen Himmelsbogen, an dem auch nicht ein Wölklein sich zeigt, in sanften Uebergängen von allen Zwischenstufen von Blau, Violett, Roth, Gold und Grün. Es war ein unvergeßliches Schauspiel, das unsere Herzen unwillkürlich zum Gebete stimmte, und wir dankten Gott, der uns so weit her berufen hat, um hier die Wunderwerke seiner Allmacht staunend zu bewundern. (Fortsetzung folgt.)

Ein Jahr unter den Menominie-Indianern von Keschina, Wisconsin.

(Nach den Briefen eines schweizerischen Kapuzinerpaters.)

Ueber die Missionsgeschichte der Menominie-Indianer, eines Stammes aus der Algonkin-Familie, der zäher als seine Brüderstämme sich bis heute in seinem ehemaligen Stammgebiet im Nordwesten des Michigansees behauptet hat, brachten wir bereits im Jahrgang 1885 aus der Feder P. Zephyrinus Engelhards O. S. F. einige ausführliche Artikel. Jesuiten waren seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die ersten Missionäre gewesen. Dann blieb der Stamm über ein Jahrhundert ohne einen Schwarzrock. Erst im Anfang dieses Jahrhunderts wurde die Mission wieder aufgenommen. Sulpitianer, Redemptoristen, Dominikaner, Franziskaner und Weltpriester waren der Reihe nach hier thätig. „Im Jahre 1850 zählte der Stamm nach Gilmary Shea 500 Seelen: alle waren Ackerbauer; 75 Familien wohnten in festen Blockhäusern. Der Regierungsagent berichtete, sie seien der zahlreichste und interessanteste Stamm in seinem Bezirke, und mit hohem Lobe spricht er von ihrem Fortschritte unter der Leitung der Glaubensboten." 1851 traf die Regierung Vorbereitungen, auch diesen Stamm auf das jenseitige Ufer des Mississippi hinüberzuschieben. Diese Versetzung bedrohte die hoffnungsvoll aufblühende Mission mit Vernichtung. Dank der energischen Verwendung des damaligen Missionärs, des hochw. Herrn Fl. J. Blonduel, unterblieb die Maßregel, und der Stamm bezog mit Erlaubniß der Regierung seine jetzigen Wohnsitze, die zwischen dem Oconto- und dem Wolfsflusse liegen und deren Mittelpunkt Keschina ist. Bei dem allzu häufigen, durch die große Priesternoth Amerikas verschuldeten Wechsel der Missionäre konnte die Indianergemeinde trotz aller guten Ansätze doch zu keiner rechten Blüthe gelangen. Bessere Zeiten schienen gekommen, als 1861 P. Antonius Gauche aus der schweizerischen Kapuziner-Provinz die Mission von Keschina übernahm. Unter ihm wurde die jetzige, dem hl. Michael geweihte Kirche vollendet und eingesegnet. Während seine Vorgänger sich begnügt hatten, entweder durch Dolmetscher oder in der nur halbverstandenen Chippewasprache zu predigen, war P. Antonius seit der Zeit der Jesuitenmissionäre der erste, der zu den Rothhäuten in ihrer eigenen Sprache redete. Um seinen Unterricht noch eindringlicher zu machen, malte oder zeichnete der Pater, der ein guter Zeichner war, den betreffenden Gegenstand auf Papier, so daß Wort und Bild zusammenwirkten; er hatte den Charakter der Indianer richtig erfaßt. Leider zwangen die feindselige Haltung des Regierungsagenten und der bitterste Mangel selbst am Nothwendigsten den Pater, die Mission schon nach zwei Jahren wieder zu verlassen. Sein Name ist bei den Menominies in dankbarster Erinnerung geblieben.

Nachdem die Mission wieder längere Zeit verwaist gewesen und nur zeitweise von Weltpriestern pastorirt worden war, übernahmen endlich die Kapuzinerpatres von Calvaria in Wisconsin das Erbe des P. Antonius. Der erste dieser Patres war P. Cajetan Krautbauer. Er verschönerte die Kirche im Innern und be-

schaffte eine in St. Louis gegossene Glocke. Auch begann er in dem acht Meilen südlich gelegenen Shawano den Kirchenbau, der von seinem Nachfolger vollendet wurde. Dieser Nachfolger war P. Fidelis Steinauer, aus Einsiedeln in der Schweiz gebürtig. Er kam nach Keschina am 17. Januar 1869 und blieb daselbst bis Anfang December desselben Jahres. In dieser Zeit schrieb er an seine in der fernen Heimat lebenden Geschwister eine Reihe von Briefen. Dieselben wurden uns in zuvorkommendster Weise durch die Familie zur Verfügung gestellt und mögen auch jetzt noch als willkommene Ergänzung der frühern Artikel hier größtentheils in ihrer ganzen schlichten Einfalt folgen.

Am 14. Januar 1869 verließ P. Fidelis das Kloster Calvaria, das tags zuvor großentheils ein Raub der Flammen geworden war, und langte am 18. um Mitternacht in seinem neuen Bestimmungsort an.

„Keschina liegt recht anmuthig in einem Thalkessel, welcher von zwar nicht hohen, aber auf beinahe allen Seiten schroff ansteigenden Höhenzügen umschlossen wird, zwischen denen der Fox River sich durchwindet. Auf der Südwestseite, da wo die Höhenneigung allmählich wieder emporsteigt, steht, fast schon auf dem Plateau, die Kirche. Sie bildet den Abschluß der westlichen Gasse des Dorfes, das von etwa zehn zweistöckigen Regierungsgebäuden und ebensovielen einstöckigen Häuschen der Indianer gebildet wird. Das Pfarrhaus, mit der Kirche einen Winkel bildend, ist einfach und niedlich gebaut und verstößt auf keine Weise, was mir am liebsten ist, weder in der Bauart noch bezüglich der innern Ausstattung gegen die von unserem Heiligen Vater so hoch verehrte Armut. Ein hübsch angelegtes Gärtchen zieht sich um die Wohnung herum. Im Kellerchen finden sich für zwei Personen mehr als genug selbstgezogene Erdäpfel, Möhren, Kabis, eingemachte Bohnen x. Aus dem Regierungsmagazin bringen die Indianer Fleisch und Mehl, außerdem im Ueberfluß braunen Zucker, den sie selbst in großer Masse aus dem Zuckerrohr gewinnen.



Rast auf dem Bergsattel bei Mbaramu. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys. — S. 146.)

„Die eigentliche Gründerin und fortwährende Pflegerin der katholischen Gemeinde von Keschina ist Mrs. Townsman, eine 72jährige, ehrwürdige Matrone, aber noch voll Geist und Leben. Von ihrem Vater, einem wohlhabenden Pelzhändler, erhielt sie eine gute Erziehung, von ihrer Mutter aber, die mit den Indianern verwandt war, lernte sie die verschiedenen indianischen Dialekte, vornehmlich das Chippewa-Menominie. Im Anfang der dreißiger Jahre, als sie sich in Green Bay aufhielt, kam eine Menominie-Indianerin zu ihr und bat, sie möge sie ‚beten lehren', d. h. im Christenthume unterrichten. Die gute Dame that dies, ohne zu ahnen, welche glücklichen Folgen dies für den ganzen Stamm haben werde. Ganze Nächte durch wurde die eifrige Schülerin nicht müde, zu lernen, und die Lehrerin nicht, zu lehren. Bald brachte die Neophytin ihre Schwester zum Unterricht, andere schlossen sich an, und im Jahre 1832, als Bischof Fenwick von Cincinnati nach Green Bay kam, konnte er bereits elf von diesen Indianern die heiligen Sacramente spenden. Hauptsächlich infolge der Bemühungen dieser würdigen Dame wurden die Menominies in der Folge häufig von Missionären besucht, von denen einige

auch länger in Keschina blieben. Gegenwärtig sind unter ihnen etwa 1100 Christen, 200—300 noch Heiden.

„Mittlerweile hatte sich die Lage der Menominies bedeutend verändert. Zur Zeit der Einführung des Christenthums hatten sie beinahe die ganze Westküste am See Michigan im Besitz bis hinauf zu den Chippewas, ihren nördlichen Nachbarn am Südufer des Obern Sees. In verschiedenen Verträgen mit der Regierung der Vereinigten Staaten traten sie gegen eine Summe Geldes und gegen Lieferung von Lebensbedürfnissen eine Strecke nach der andern ab. Durch den letzten Vertrag (die Indianer wissen kein Jahr und Datum anzugeben) wurden sie auf ihre jetzige Indianerreservation eingeengt."

In einem spätern Briefe führt uns P. Fidelis zunächst in seine Schule. „Ich fand unter den Indianern", so erzählt er weiter, „leider nur wenige, die etwas englisch oder französisch zu sprechen verstanden, trotzdem daß die Kinder von früher Jugend an in die Schule geschickt und von der Regierung mit den nöthigen Schulgegenständen überreichlich versehen wurden. Die Ursache davon ist theils der allgemeine Widerwille, überhaupt englisch zu sprechen, theils die beschränkte Fassungskraft und das geringe Sprachtalent der meisten Indianer im Vergleich zu den Weißen, sodann aber der eigenthümliche Bau ihrer Sprache und Ausdrucksweise, die gar keine Vermischung mit europäischen Sprachen zuläßt, und endlich die unpassende Schulmethode. Viele Kinder möchten vielleicht so weit sein, auch schwierigere Lesebücher correct zu lesen, aber leider verstand keines auch nur die ersten Sätze im First Reader (untersten Lesebuch).



Am Fuße der Parú-Berge. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys. — S. 147.)

„Es schien beinahe, als ob die Abneigung der Kinder gegen das Englischreden ihnen in Fleisch und Blut übergegangen sei. Ich war bis zur Zeit der Zuckergewinnung oftmals in der Schule, und die Kinder mochten mich wohl leiden. Sie buchstabirten, lasen, gaben auch wohl das eine oder das andere Wort in Menominie wieder; allein dasselbe Wort frei auf englisch wiederzugeben, dazu waren sie nicht zu bewegen. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Endlich gelang es mir — es war am letzten Schultage —, nachdem ich alle meine Schullehrerkünste aufgeboten, die Kinder zum Wiedergeben der leichten Fragen und Antworten im englischen Katechismus zu vermögen. Das Eis war gebrochen. In Zeit von zwei Stunden ging ich mit der ganzen Schule mehr als zwei Seiten durch. Keines der Kinder war da, das die Frage nicht verstand und nicht die Antwort, wenn auch mit leichter Aenderung, zu geben wußte. Ich war hoch erfreut, wußte ich doch, daß es gehen konnte. Froh wie ein Feldherr, der eine schon aufgegebene Schlacht gewinnt, meldete ich meinem Bruder den glücklichen Erfolg meines letzten Schulbesuches mit einem: ‚Gottlob! es geht jetzt.'

P. Cajetan hatte bei Anlaß des Besuches des Commissärs von Washington und des Agenten die Schulangelegenheit zur Sprache gebracht und die Aufmerksamkeit dieser Herren auf die Schulschwestern gelenkt. Sie gingen leicht auf seine Ansicht ein, und auch die ehrw. Frau Mutter ließ sich für Uebernahme dieser Stelle geneigt finden. Die kluge Frau wollte jedoch erst von allem persönlich Einsicht nehmen, und kam daher zu einem Besuch. Der nächste Tag war Sonntag, die Kirche ungewöhnlich

voll; es war der letzte Sonntag, daß die Indianer für lange Zeit die Kirche besuchen konnten. Die Kirche selbst, ihre Verzierung, die andächtige Haltung der Indianer, ihre Sammlung beim Empfang der heiligen Sacramente, der Chorgesang mit einigen wirklich ausgezeichneten Stimmen u. a. m. machten einen ganz unerwarteten Eindruck auf die Oberin. Nachmittags hatte ich drei Kinder zu beerdigen. Die melancholischen Grabgesänge der Indianer verfehlten nicht ihre Wirkung zu üben; dann folgte die Vesper mit vollem Chor, — die Gäste waren entzückt. An diesem und am folgenden Tage meldeten sich ganze Trupps von Kindern, um die gute Frau zu sehen und den Segen des hochw. Herrn zu verlangen. Natürlich wurde keines unbeschenkt entlassen. Als die Freude der Frau Mutter an Matten bekannt wurde, kamen Matten über Matten: Arbeiten, die mit ihren Zeichnungen aus gefärbten Binsen auch in Europa Aufsehen machen würden. Die Frau Mutter zahlte zwar den vollen Preis, aber ich muß es doch sagen, einige weigerten sich durchaus, Geld dafür anzunehmen. Dieselbe war jetzt ganz für Keschina eingenommen. Sie nahm zwei Mädchen mit, die im Englischen unterrichtet werden sollten, um später den Schwestern als Dolmetscherinnen zu dienen."

Leider fand P. Fidelis nicht die Zeit, seine Reformpläne zu verwirklichen, da er bereits nach einigen Monaten von seinen Obern aus der Mission von Keschina abberufen wurde.

„Letzten Sonntag", so schreibt er unter dem 5. December 1869 wieder von Calvaria aus, „habe ich, dem Rufe des hochw. P. Guardians folgend, Keschina mit seinen lieben Indianern verlassen . . . Sie wissen, wie lange ich unter diesem Naturvölklein zubrachte. Hätte ich ihre Sprache reden können, möchte ich wohl nirgends lieber verweilt haben, aber die tiefsten Angelegenheiten des Herzens durch die Mittelsperson eines wenn auch gutwilligen, doch geistig beschränkten Dolmetschers verhandeln und die wärmsten Ausdrücke des Gefühls durch das Eis kalter Uebersetzung abschwächen zu müssen, war hart genug. Ich mußte zur Ueberzeugung kommen, daß die Kraft meines Gedächtnisses und die Schärfe meines Gehörs bei weitem nicht für die Erlernung dieser schwierigen Sprache ausreichten . . .

„Acht Tage vor meiner Abreise mußte ich die Indianer von meiner Zurückberufung in Kenntniß setzen. Ich hatte die Kindercommunion auf Weihnachten verschoben, setzte sie aber jetzt auf den Sonntag meiner Abreise fest. Wo immer ich gewesen, hatte ich stets die Kinder am Tage ihrer ersten heiligen Communion bewirtet. Ich wollte mir auch jetzt die Freude nicht nehmen lassen, den Indianerkindern das Glück dieses Tages durch den Genuß eines Liebesmahles zu erhöhen. Auf die Mitwirkung der Frauen und ihr Geschick bei dergleichen Anläßen konnte ich mich verlassen. Ich war mit einer Fülle von Gemüsen aller Art versehen, auch Fleisch hatte mir der liebe Gott kurz vorher zugeschickt, über die 60 Pfund Mehl für Brod — unser eigenes Mehl war gerade aufgegangen — hatte ich für diesen Anlaß in Shawano gebettelt. Der Sonntag kam. In der Tiefe des an den Hügel sich anlehnenden Dörfleins lag die geräumige Schreinerwerkstätte. Diese hatten die Frauen ausgeräumt; die Gedecke waren von allen Seiten her beschafft und am Tage vorher ein großer Kochofen aufgestellt worden. Alles war auf die bestimmte Zeit zugerüstet. Eine Menge Leute, Christen und Heiden, hatten sich schon bei der Hütte versammelt. Die Erstcommunicanten, Knaben und Mädchen, zusammen 24, waren recht hübsch ausgerüstet, meist, was ich kaum hatte erwarten können, in neuen oder doch sorgfältig gewaschenen und gereinigten Kleidern. Die Mädchen hatten grüne, mit Papierblumen verzierte Mooskränzchen auf dem unbedeckten, glatt gescheitelten Haupte. Obgleich ich wußte, daß ich mich auf die Frauen verlassen konnte, war ich doch von dem Zartsinn und der Achtsamkeit, die bei allen Anordnungen sich zeigten, überrascht. Wenige Fingerzeige genügten, um den Leuten ihre Plätze bei der Procession zur Kirche anzuweisen. Voraus ging der Bruder im Superpelliceum, das Kreuz tragend, ihm zur Seite zwei Akolythen in rothen Röckchen und weißen Chorhemden. Dann folgten paarweise die Knaben, kleine Fähnchen, wie sie für die Frohnleichnamsprocession gebraucht werden, in den Händen tragend, hierauf die Mädchen mit ihren niedlichen Mooskränzchen. Jetzt kam ich mit zwei Akolythen zur Seite, hinter mir die Sänger und Sängerinnen; diesen hatten sich schön paarweise die Männer angereiht, und die Frauen schlossen in gleicher Ordnung den langen Zug. Nie hat mich ein Magnificat mehr ergriffen als dasjenige, das bei dieser Gelegenheit, von kräftigen, geübten Stimmen gesungen, durch Keschina tönte. Nur wenige Weiße waren anwesend; ich hatte niemand eingeladen, mehr aus Mangel an Zeit als aus einer andern Absicht. Die meisten Familien hatten sich nach Shawano zu ihren religiösen Versammlungen begeben. Wir waren ganz für uns allein; um so herzlicher war unsere Freude. In der Kirche war ausnahmsweise stille Messe; ein Sänger betete langsam mit Zwischenpausen die Communiongebete vor. Der Augenblick der heiligen Communion kam. Die Kinder traten auf ein Zeichen Bank für Bank heran, machten mit größter Regelmäßigkeit die Kniebeugung, knieten auf die Communionbank hin und empfingen andächtig die heilige Hostie. Jetzt kam die Reihe an die Erwachsenen; über 130 Personen empfingen die heilige Communion. Ich sah hier Eheleute, die lange getrennt gelebt hatten, wieder vereinigt, tiefe Feindschaften glücklich beigelegt, Personen, die lange Jahre hindurch ein öffentliches Aergerniß waren, mit Thränen den Leib des Herrn empfangen. Nach dem Gottesdienst hatte ich noch vier Ehepaare einzusegnen, darunter zwei, die in wilder Ehe gelebt hatten; einer von diesen Ehemännern war am Morgen erst getauft worden. Dann ging es in ähnlicher Ordnung wie vorher wieder hinunter in die Festhütte. Dort war alles fertig und recht geschmackvoll hergerichtet. Der Ehrenplatz gehörte natürlich den Erstcommunicanten, den Kindern, dann jenen Erwachsenen, die heute zum erstenmal die heilige Communion empfingen; darauf kamen diejenigen, die bisher so vieles zur Ehre Gottes gethan — die Sänger. Ein Fingerzeig genügte, um den einzelnen Partien ihre Plätze anzuweisen. Die Indianer sind bei dergleichen Anläßen bescheiden; sie drängen sich nicht vor und warten auf Anordnung. Obschon mehr als 300 Personen zugegen waren und es gewiß manchen nach dem stattlichen Gedecke gelüstete, waren doch nur wenige in die Speisehütte vorgedrungen; die meisten warteten draußen, bis an sie die Reihe kam. Jetzt waren alle Plätze eingenommen. Hinter den Gedecken stehend, warteten sie auf das Zeichen des Tischgebetes; keiner hatte sich voreilig gesetzt oder seinen Teller umgewendet. Ein Schlag mit der Hand — tiefe Stille. Ich betete: ‚Der Herr gesegne u. s. w.' und segnete den Tisch. Nun war freudiges Leben ringsum, die Stühle rappelten, die Gedecke klimperten, die dunklen Gesichter leuchteten auf, und die mannigfachen Gefühle des Erstaunens, der Freude und Herzlichkeit fanden ihren passenden Ausdruck."

Zum Nachmittagsgottesdienst ging es wieder wie am Morgen in feierlicher Procession zur Kirche. „Nach einigen einleitenden Worten folgte die feierliche Erneuerung der Taufgelübde. Wie am Morgen

trat Bank für Bank vor: ‚Widersagst du dem Teufel?‘ ‚Bakitschanu‘, war die laute, kräftige Antwort jeder einzelnen Abtheilung. Hierauf folgte die Vesper; das Salve Regina wurde auf dem Wege zum Kirchhof gesungen, von dem ich einen Theil nach eingeholter Erlaubniß am letzten Sonntag feierlich eingesegnet hatte. Auf dem Kirchhof beteten wir noch zusammen fünf Vaterunser, Gegrüßt seist du und den Glauben . . . Wie wohl war mir beim Gedanken, daß keines von denen, die ich hier begraben, ohne die heiligen Sacramente gestorben war! Auf dem Rückweg sangen die Indianer ihre christlichen Grabgesänge, die Sänger mit dem ganzen Volke abwechselnd je eine Strophe. Diese Gesänge tragen einen tief melancholischen Charakter. Sie hatten mich stets wehmüthig gestimmt, heute aber besonders. Vor acht Tagen hatte ich die Resultate unserer Mühen und die Ausführbarkeit unserer Pläne reiflich erwogen. Ich fühlte bereits den Zug eines bessern religiösen Geistes. Auch in ökonomischer Hinsicht waren sie durch uns aufgeweckt worden. Sie sahen, daß wir weniger für uns als für sie arbeiteten. Der liebe Gott hatte unsere Mühe im Garten reich gesegnet; aus unserem Erfolge konnten sie schließen, daß das, was ich ihnen von den reichen natürlichen Hilfsquellen ihres Landes sagte, keine Täuschung sei, und daß das, was zwei schwachen Männern zu thun möglich geworden, auch ihnen wohl möglich sein dürfte.“

Doch die Entscheidung des P. Guardian konnte nicht rückgängig gemacht werden. Der gute Vater gab seinen Kindern in der Kirche noch einmal zum Abschied seinen Segen, machte dann noch einige Besuche bei den amerikanischen Nachbarn, die sich gegen ihn während der ganzen Zeit sehr edel benommen hatten, und brach abends spät noch mit dem Allerheiligsten nach Shawana auf. So schied P. Fidelis nach zehnmonatlicher Thätigkeit von Keschina zum großen Schmerze der armen Indianer, die nun wieder längere Zeit verwaist blieben und nur gelegentlich und für kurze Zeit einen Schwarzrock in ihrer Mitte sahen. Der mit jedem Jahr zunehmende Einwandererstrom nahm die ohnehin zu geringe Priesterzahl vollauf in Anspruch. Im Jahre 1880 übernahm endlich die deutsche Franziskaner-Provinz vom heiligsten Herzen die Mission von Keschina, und damit kamen für die Menominies wieder bessere Zeiten. Ueber die seitherige erfreuliche Entwicklung geben die oben angeführten Aufsätze trostreiche Auskunft.

P. Fidelis Steinauer wirkte später noch längere Zeit in Milwaukee und starb am 12. August 1882 im Kloster St. Fidelis von New York.

Nachrichten aus den Missionen.

Rumänien.

Wirksamkeit der Englischen Fräulein. Kaum in einem Lande der Balkanhalbinsel sind gegenwärtig die Aussichten einer Wiedervereinigung der „Orthodoxen“ mit der katholischen Mutterkirche günstiger als in dem Königreich Rumänien, und wir können die dortige Mission unsern Lesern nicht eindringlich genug empfehlen. Wichtig vor allem sind die Schulen, und was hier noth thut, mag uns eine deutsche Schwester aus der Congregation der Englischen Fräulein, Josephine Köstler, geb. in Landau a. J. in Niederbayern, selbst erzählen.

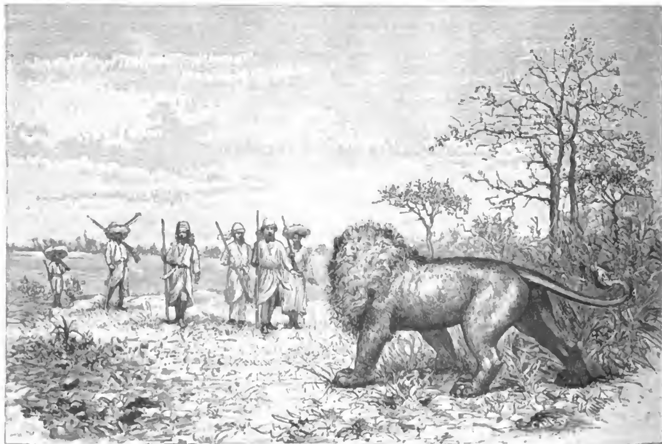
„Msgr. Angelo Paoli berief im Jahre 1852 unsere Schwestern von Nymphenburg hierher. Anfangs wohnten dieselben im bischöfl. Palais (einer wahren Baracke), im Jahre 1858 aber kaufte man ein eigenes Terrain, auf welchem sich das Institut immer mehr vergrößerte. Gegenwärtig zählt das Pensionat in Bukarest 200 Kinder, die Filiale St. Joseph auch in der Stadt über 300; in der Volksschule hier sind es 280 und in der andern sogen. Baratie-Schule (Pfarrschule) ebenfalls an 300. Es ist eigenthümlich, daß gerade das Wirken der hiesigen Mission so vielfach verkannt wird. Der liebe Gott allein weiß, wie vieler Mühe und Anstrengung unsere lieben Mitschwestern sich unterziehen, um die armen Kinderseelen zu retten. Es handelt sich wohl hier zunächst um die Reinerhaltung des heiligen katholischen Glaubens bei den Katholiken selbst; aber ist denn das so gar nichts? Ohne unsere katholischen Schulen würden die armen katholischen Kinder in den rumänischen und protestantischen Schulen ganz glaubens- und sittenlos aufwachsen. Aber auch die rumänischen Eltern vertrauen ihre Kinderchen mit Vorliebe unsern Schulen an, und Kinder, welche einmal bei uns gelernt haben und etwaiger traurigen Familienverhältnisse wegen gezwungen werden, andere Schulen zu besuchen, wollen die unsrige durchaus nicht verlassen. So geschah es erst letzten Herbst wieder, daß eine Mutter von vielen Kindern lieber darauf verzichtete, ihre Kinder zu Lehrerinnen heranzubilden, als selbe in eine rumänische Schule zu schicken. Eine andere, deren Kind man wegen dessen außerordentlicher Trägheit nicht mehr nehmen wollte, kehrte immer und immer wieder zurück und ließ nicht nach zu bitten; denn sie könne unmöglich ihr Kind in eine rumänische Schule schicken. Beide Mütter sind Rumäninnen. Am günstigsten sprach sich der rumänische Cultusminister in den letzten Tagen aus, wie in der Zeitung zu lesen war. Es handelte sich um die Schulen in Braila, wo wir auch eine Filiale (Pensionat und Schule) haben. Der Cultusminister war über die dortigen Schulen sehr ungehalten, so daß er u. a. sagte: ‚Was für miserable Schulen haben wir in Braila; wenn wir wollen, daß die Kinder etwas lernen, sind wir gezwungen, sie in die katholische Schule zu schicken.‘ — Leider war unsere dortige Filiale in sehr ärmlichen Verhältnissen und der Bau eines eigenen Schulhauses dringend geboten. Bis jetzt wohnen die Mitschwestern in Miethe um hohen Preis und dazu so beschränkt, daß die Kinder zum Schreiben am Fensterbrett stehen müssen und das Wohnzimmer der Vorsteherin zugleich Versammlungszimmer, Infirmerie und selbst noch Krankenzimmer der Kinder ist. Am 5. April d. J. (Ostermittwoch) fand die feierliche Grundsteinlegung des Neubaues statt. Der rumänische Präfect der Stadt, die Herren Consuln von Oesterreich, Holland, Schweden und Norwegen und noch mehrere angesehene Persönlichkeiten beteiligten sich an dem religiösen Acte. — Nachher fand am Bauplatze ein kleiner Bazar statt, bei welchem man 760 Fr. löste. Dann kamen die Herren zu einem kleinen Déjeuner ins Institut, und einer derselben äußerte sich also: ‚Ich bin zwar nicht Katholik, aber ein Freund alles Guten, besonders alles dessen, was der Erziehung der Jugend gilt, und dieser Eigenschaft verdanke ich auch das Glück, mich heute in diesem Kreise zu befinden, an dieser schönen Feier theilnehmen zu dürfen.‘ Der Präfect, welcher im Augenblick des Beginnes der Feier nicht abkommen konnte, schickte hin und ließ bitten, man möchte einige Augenblicke warten, worauf er bald erschien.

„Außer dieser Filiale Braila haben wir noch eine in Craiova (Pensionat und Schule), welche nicht besser daran ist, und auch

dort handelt es sich eben jetzt um den Ankauf eines Hauses — ohne Geld natürlich.

„Die Kinder hier sind sehr geweckt, haben ein außerordentliches Sprachentalent, und selbst Kinder von 4—5 Jahren sprechen schon ganz nett deutsch, rumänisch und französisch. Letzteres wird in vornehmen Familien ausschließlich gesprochen; viele von diesen vornehmen Damen können nicht einmal rumänisch. Musik ist das Element der hiesigen Welt und wird natürlich vorzüglich gepflegt. Bei allen Schwierigkeiten, die der eigenartige Nationalcharakter bietet, haben wir doch manche erfreuliche Erfolge. Die Kinder beten gerne, und es ist rührend, wenn man es zum erstenmal sieht, wie sie abends, wenn auch noch so müde, noch vor ihren Betten oder im Bette knieend beten, und öfter kommen sie noch und bitten, daß sie eine andere um Verzeihung bitten dürfen, weil sie selbe beleidigt und so nicht zu Bette gehen wollen.

„Auch geht kaum ein Jahr vorüber, in welchem nicht ein oder das andere verirrte Schäflein zur heiligen katholischen Kirche übertritt, so auch eine unserer rumänischen Lehrerinnen, die Tochter eines Popa, ebenso eine andere rumänische Lehrerin, ein Zögling, die Tochter eines russischen Generals, welche nach schwerem Kampfe nun auch ins Kloster eingetreten und durch ihren Eifer sowohl die ältern Mitglieder als auch sogar die Kinder erbaut. Im letzten Winter starb auch eine calvinische Frau, welche als Kind unsere Schule besuchte und seither keine Ruhe mehr hatte, selbst nicht sterben konnte, wie sie selbst erklärte, bis sie katholisch geworden. Man holte einen Priester; er gab ihr noch den nöthigen Unterricht, und nach acht Tagen entschlief sie ruhig im Herrn. Ich könnte noch manche Beispiele anführen, aber ich glaube, das genügt.



Begegnung mit einem Löwen beim Djipe-See. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys. — S. 147.)

„Die Feier der kirchlichen Feste geschieht in unserer lieben Kapelle so festlich als möglich. Am Gründonnerstag empfangen wir die heilige Communion während des Gottesdienstes, und von Jahr zu Jahr schließen sich uns mehr Weltleute an. Am Karfreitag kommen Seine Majestät der König Karl I. und der Kronprinz Ferdinand persönlich, um dem heiligen Kreuze ihre Verehrung darzubringen; es ist ein ergreifender Anblick, einen Herrscher vor der zahlreich versammelten Menge demüthig sich niederwerfen zu sehen, um in Andacht die heiligen Wunden des Gekreuzigten zu küssen. Nach den königlichen Hoheiten kommen wir an die Reihe und dann die übrigen Gläubigen. Nachmittags wird die heilige Kreuzpartikel nach dem Kreuzweg zum Küssen gereicht, und es drängen sich auch da jedes Jahr mehr Leute hinzu; abends bei der Predigt aber sieht man Kopf an Kopf, so daß wir nicht einmal am Chore mehr Platz haben.

„Der Verein der Marienkinder ist in schönster Blüthe, und diese braven Mädchen bringen heroische Opfer, wenn es sich um die Wahl eines Standes handelt, der ihren religiösen Pflichten hinderlich wäre. — Seit einem Jahre besteht auch eine katholische Kleinkinderschule, ein Kindergarten und eine katholische Nähschule für aus der Schule getretene Mädchen.

„Für die Kinder aller Confessionen besteht der Schutzengelverein, welcher zum Zwecke die Unterstützung der Armen hat. Die Kinder nähen selbst die Kleider für die Armen und ver-

fertigen kleine nette Ziersachen, welche sie dann in einem Bazar verkaufen. Es werden Buden im Prüfungssaal aufgeschlagen, und die größern Zöglinge verkaufen; gewöhnlich gehen dabei 700 Fr. ein. Nun muß ich Ihnen aber noch unsere große Noth recht vertrauensvoll klagen. Der Bau in Braila ist wohl in Angriff genommen — aber, aber es bedarf noch viel bis zu dessen Vollendung, dazu fehlt noch ein Altar und vieles andere absolut Unentbehrliche. Dann kommt Craiova an die Reihe, und kein Pfennig noch vorhanden. Ich bitte Sie deshalb inständig, hören Sie unsern Hilferuf und machen Sie, daß auch andere ihn hören. Gewiß wird das göttliche Herz Jesu manches edle Herz bewegen, uns zu helfen und uns großmüthig zu unterstützen. Wir können freilich entgegen nur unser schwaches Gebet bieten, aber das vereinte Gebet einer klösterlichen Gemeinde wird doch gewiß auch unsern edlen Wohlthätern zu gute kommen."

Mesopotamien.

Armenisch-katholisches Patriarchat. (Erdbeben in Malatijah.) Malatijah, das Melitine der Alten, ist eine Stadt von 20000—30000 Einwohnern, unweit des Zusammenflusses des Karasu mit dem Euphrat in Klein-Armenien, der Mittelpunkt eines lebhaften Karawanenverkehrs und Bischofssitz der gleichnamigen Diöcese Malatia. Die Stadt und Umgegend wurde letzten März durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht. Nach dem officiellen Bericht des Generalgouverneurs Mangurel-ul-Aziz sind 2719 Häuser, 7 Moscheen, 1 Medresse (mohammedanische Schule), 1 Kirche, 3 Schulen u. s. w. vollständig zerstört; 1345 Häuser, 96 Moscheen und Medressen, 1 Kirche, 2 Schulen u. s. w. halb zerstört und eine große Zahl stark beschädigt. Die Zahl der Todten ist bedeutend. Bis Ende März waren 469 Leichen ausgegraben; außerdem sind viele Tausende von Thieren zu Grunde gegangen. Das Los der obdachlosen Bevölkerung war um so härter, als der starke Schneefall den Aufenthalt im Freien sehr empfindlich machte.



Der Djipe-See und der Kilima-Ndscharo. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys. — S. 147.)

Es ist ein harter Schlag für die armenisch-katholische Mission. 35 Jahre langer Mühen und Sorgen hat es dem Erzbischof Msgr. Khorkoruni gekostet, bis all die Bauten aufgeführt waren, die jetzt ein grausamer Augenblick zerstört hat. Der ehrwürdige Greis ist durch das Unglück so erschüttert, daß man für sein Aufkommen fürchtet.

China.

Mongolei. (Nothlage der Mission.) Das Jahr 1891 auf 1892 war für die meisten Missionsländer besonders reich an Heimsuchungen aller Art, und es war unmöglich, all die vielen Hilferufe von allen Seiten unsern Lesern zu Gehör zu bringen. Nur die dringendsten haben in diesen Blättern ein Echo gefunden, und zu diesen gehörten die flehentlichen Bitten der Missionäre aus den drei apostol. Vicariaten der Mongolei, deren herrlich aufblühende Missionen der Reihe nach durch blutige Verfolgung und eine schreckliche Hungersnoth aufs härteste geprüft wurden. Zwar sind jetzt die schlimmsten Tage vorüber, aber wie Msgr. Hammer, der apostol. Vicar der Südwest-Mongolei, schreibt, die Mittel der Missionäre sind völlig erschöpft.

„Die 28000 Fr., die Sie (der Centralausschuß des Vereins der Glaubensverbreitung) mir großmüthig hatten zukommen lassen, die 50000 Fr., die ich in Europa für den Bau einer neuen Kirche zusammengebracht hatte, und alles Uebrige ist bis auf den letzten Heller an die Nothleidenden gespendet worden."

Hinterindien.

Apostol. Vicariat Nord-Birmanien. (Das neue Aussätzigenasyl vom göttlichen Herzen in Mandelay.) Wie in fast allen asiatischen Ländern, so ist auch in Birmanien der Aussatz sehr häufig. „Es wimmelt hier", so schrieb Msgr. Simon, der apostol. Vicar, 1891, „von diesen Unglücklichen, und wir haben gedacht, daß eine Anstalt, in welcher diese von aller irdischen Freude enterbten Armen eine Zuflucht und Pflege fänden, hier allgemeine Sympathien wecken und eine reiche Quelle der Bekehrungen werden dürfte. Wir werden also in nomine Domini daran gehen."

Im Januar 1892 war der Bau vollendet und die geistliche Sorge für seine neuen Gäste dem hochw. Herrn Wehinger (wahrscheinlich Elsässer) aus dem Pariser Missionsseminar anvertraut. Die Anstalt enthält zwei große, gut gelüftete Säle und eine kleine Kapelle. Unmittelbar daneben steht die Wohnung des Missionärs. Mit 20—30 Insassen wurde der Anfang gemacht. Manche von ihnen waren bereits in einem solchen Zustande, daß sie aus ihren schmutzigen Schlupfwinkeln ins Asyl getragen werden mußten. Wir wollen unsern Lesern die nähere Beschreibung ersparen und nur bemerken, daß der Aussätzige, wenn einmal die schreckliche Krankheit bis zu einem bestimmten Grade vorangeschritten ist, auch die allergewöhnlichsten Rücksichten der Reinlichkeit und der leiblichen Pflege außer Acht zu lassen pflegt.

Die Zahl der Kranken mehrte sich rasch und stieg in kurzer Zeit bis auf 88. In der Atmosphäre der christlichen Liebe und Theilnahme gingen selbst diese durch ihr schreckliches Los ganz verdorrten Herzen wieder auf, und nach sechsmonatlicher Vorbereitung konnten bereits 63 getauft werden. Leider waren die Mittel des Missionärs bald erschöpft, obschon er für die einzelnen Kranken monatlich nur 5 Rupien (etwa 10 Mark) verwendete, und er ist nun ganz auf die Mildthätigkeit angewiesen. Trotzdem will er im Vertrauen auf Gott keinen Aussätzigen von dem Asyle abweisen, das den Namen des göttlichen Herzens trägt.

Aequatorial-Afrika.

Apostol. Vicariat Victoria-Nyanza. (Bessere Nachrichten.) Aus dieser durch die Verfolgung in Uganda so hart geprüften Mission kommen jetzt wieder, Gott sei Dank, recht erfreuliche Nachrichten.

Der liebe Gott scheint die weißen Väter für die schweren Heimsuchungen durch den reichen Segen entschädigen zu wollen, den er über ihre Arbeiten in den andern Missionsgebieten ausgegossen. Wir entnehmen hierüber einem Berichte des Generalobern Msgr. Livinhac folgende Angaben.

Die an der Grenze zwischen Buddu und dem deutschen Gebiete gelegene Station Kagera, die U. L. Frau vom Siege geweiht ist, ist zum Mittelpunkt einer blühenden, täglich wachsenden Christengemeinde geworden. P. Moullec ist ganz entzückt über den Eifer der Neophyten und Katechumenen. Da die meisten einen weiten Weg zur Sonntagsmesse haben, so treffen sie scharenweise bereits Samstag abends ein, um zu beichten. Sie übernachten dann in den Hütten, die sie am Abhang der Höhe, welche von der Station gekrönt wird, zu diesem Zweck errichtet haben. Am Morgen kommen sie schon in aller Frühe zur Kirche, wohnen außer der Communionmesse nach einer Danksagungsmesse bei und finden sich, nachdem sie ihr Frühstück genommen, schon bald wieder zum Hochamt ein, bei welchem sie frisch und begeistert mitsingen.

Die noch im Unterricht befindlichen Katechumenen lassen sich um die Missionsstation häuslich nieder. Die Frauen bebauen ein kleines Stück Land um ihre Hütte, die Männer flechten Matten oder kommen in die aus Schilfrohr erbauten Räume der Mission, um mit jener hartnäckigen Ausdauer, wie es diesen Stämmen eigen ist, lesen und schreiben zu lernen. Inzwischen tummeln sich die Kinder im fröhlichen Spiele. „Läßt man uns hier einige Jahre friedlich walten", meint der Missionär, „so wird der liebe Gott bald von allen gekannt und geliebt sein." Allmonatlich finden gegenwärtig zwischen 150—200 Taufen statt, und doch werden von den Erwachsenen nur solche zugelassen, die vier Jahre Unterricht hinter sich haben. Sonntags, während P. Achte in der Kirche den Getauften Unterricht ertheilt, erklärt P. Moullec im Freien irgend eine Lehre des Katechismus, und die Zuhörer sind so zahlreich, daß er trotz seiner kräftigen Stimme gewaltig sich anstrengen muß.

Aehnliche gute Nachrichten sendet P. Brard von der im Nordwesten von Buddu unweit vom Katongafluß gelegenen Station U. L. Frau vom Aequator.

„Wir haben hier 504 Getaufte, etwa 2000 Katechumenen unter 20000—25000 Heiden. Es ist die am schwächsten bevölkerte Gegend Buddus, da die Christen es vorgezogen, weiter ins Innere zu ziehen.

„Unsere kleine Herde besteht besonders aus Baseses, Leuten von der Insel Sese, die es drängt, sich in der Nähe des Sees zu halten, um wenigstens aus der Ferne ihre theure Insel zu sehen, die sie um des Glaubens willen verlassen haben. Ihre zwei Oberhäuptlinge Sawaja und Semuggala bereiten sich auf die Taufe vor. Man hat Semuggala angeboten, ihn wieder in seine frühere Stellung einzusetzen, wenn er Protestant werde; er hat den Antrag zurückgewiesen." Auch hier zeigen die Katechumenen einen rührenden Eifer beim Unterricht und bei den religiösen Uebungen. Und was die Hauptsache ist, fast alle halten, einmal getauft, in ihren guten Gesinnungen aus. Zwei Drittel der Neophyten nahen sich jeden Sonntag dem Tische des Herrn und, wie ich höre, herrscht derselbe Gebrauch in ganz Buddu. Die Prüfungen haben diese Christen nur inniger sich an Gott anschließen lassen, und Gott seinerseits belohnt ihren Eifer durch überreichen innern Trost ... O daß wir doch Missionäre genug hätten, um überallhin auf diesem so gut vorbereiteten Erdreich Stationen zu errichten!"

Auch in den Missionsstationen auf deutschem Gebiet im Westen und Süden des Victoria-Nyanza-Sees geht das Werk der Bekehrung gut voran. Trotz der Hindernisse seitens einiger Basiba-Häuptlinge ist es Msgr. Hirth gelungen, in der Nähe von Bukoba eine neue Station, „Marienberg", zu gründen. Den festen Kern derselben bilden Flüchtlinge aus Uganda, die ihre Glaubenstreue im Kampfe so trefflich bewährt haben.

In Bukumbi, das bis dahin wenig Hoffnung geboten, macht sich ebenfalls allmählich eine Bewegung zum Christenthume geltend, und in Kamoga, wo gleichfalls die Missionäre lange ohne besondern Erfolg gearbeitet hatten, hofft P. Levesque, der dort „unter den armen Basukumas" arbeitet, allmählich eine Christengemeinde heranzuziehen, „welche die von Uganda um nichts zu beneiden haben wird. Ich bin hier ganz allein thätig, bringe meine ganze Zeit mit Unterricht zu und betrachte es als einen

schlechten Tag, an dem ich weniger als 6—7 Stunden katechisirt habe . . . Letzten Monat (November 1892) hatten wir die ersten Taufen von Erwachsenen, die ihr viertes Probejahr vollendet hatten; etwa 10 andere, die bereits ihre Morgen- und Abendgebete und den kleinen Katechismus können, haben die Medaille von der Unbefleckten Jungfrau, das unterscheidende Merkmal dieser „Klasse der Fortgeschrittenen", erhalten; einige von ihnen werden Ostern die Taufe empfangen."

Die Missionäre heben es anerkennend hervor, daß die deutschen Offiziere sich dem katholischen Missionswerk gegenüber recht wohlwollend zeigen.

Ueber die Lage in Uganda selbst enthält der Bericht nichts wesentlich Neues außer einigen sehr merkwürdigen Enthüllungen aus dem Tagebuch P. Guillermains, die wir nächstens mitzutheilen gedenken.

Südafrika.

Apostol. Präfectur des Ober-Sambesi. Die Mission im Maschonaland. Einem Briefe des hochw. P. A. Boos S. J. vom 20. November 1892 an den „Sendboten d. g. H." entnehmen wir folgende kleine Ergänzungen zu dem frühern Bericht des P. Richartz (Jahrg. 1892, S. 198):

„. . . Am Feste unseres heiligen Ordensstifters Ignatius, 31. Juli 1892, pflanzten wir das Kreuz auf einem Felsenhügel auf und nahmen so für den Heiland Besitz von dem Grundstück (bei Fort Salisbury), das uns die englische Handelsgesellschaft, welche Maschonaland kolonisirt, zur Errichtung einer christlichen Neger-Reduction überließ. Unter allerlei Schwierigkeiten begann das Bauen; nach und nach ebnen sich dieselben; zwei runde Lehmhütten mit Strohdach und eine viereckige mit drei Räumen stehen fertig. Es kostete Mühe, den so lange entbehrten Trost des Tabernakels wiederzugewinnen. Die erste Hütte, in der wir das Allerheiligste aufbewahrten, brannte ab, indem eine Kerze, die wir wegen mangelnden Oeles als ewiges Licht brennen ließen, umstürzte und der Altar Feuer fing; wir konnten mit Mühe den Altar und die meisten Altarsachen retten. Eine Zeltkapelle, die wir dann einrichteten, mußte wegen der heftigen Stürme, die zuweilen entstehen, aufgegeben werden. Endlich am 30. October, am Feste des heiligen Bruders Alphons Rodriguez, nahm der eucharistische Heiland seine beständige Wohnung bei uns in einem der drei Räume des größern Hauses. Möge er bald auch unter den Schwarzen seine zahlreichen Anbeter finden! . . .

„Die Gründung unserer Station ist nicht der einzige Erfolg unserer Unternehmung. Schon seit zwei Jahren besteht in der Hauptstadt Salisbury ein Hospital, an welchem die (deutschen) Dominikanerinnen segensreich wirken. Dieses Jahr wurde mit demselben eine Schule verbunden, der eine der neuangekommenen Schwestern vorsteht. So ist die erste und einzige Schule in Maschonaland, die deshalb auch von protestantischen Kindern besucht wird, eine katholische. Die zweite aufsteigende und mit Salisbury wetteifernde Stadt ist Fort Victoria. Dort sollte ein Spital eröffnet werden. Da Maschonaland einen anglikanischen Bischof mit Clerus und zu Umtali ein von anglikanischen Diakonissinnen geleitetes Spital besitzt, so machte der Prediger in Victoria große Anstrengungen, das zu gründende Hospital seiner Secte zu gewinnen. Aber unsere Schwestern in Salisbury hatten sich vor den Diakonissinnen solchen Ruhm erworben, daß Schwestern auch nach Victoria, wo ein Pater (P. Barthélemy) bereits eine Station eröffnet hatte, begehrt und bewilligt wurden. Diese Niederlassungen in den Städten haben den Zweck, die dort befindlichen Katholiken zu besorgen, den besser unterstützten Secten entgegenzuwirken und als Stützpunkte für die Missionen unter den Eingebornen zu dienen; in der Umgegend von Victoria leben diese in großer Zahl. Umtali ist als ähnlicher Mittelpunkt auserſehen." Inzwischen traf die Nachricht ein, daß das Fieber fast alle Missionäre der Reihe nach aufs Krankenbett geworfen hat, glücklicherweise ohne ein neues Opfer zu fordern.

Außer dem Briefe des hochw. P. Boos liegen eine Reihe englischer Berichte des Missionsobern vor, die den deutschen Missionären, besonders auch dem wackern Tiroler P. Hartmann, große Anerkennung zollen. Um ein Bild zu geben von den furchtbaren Strapazen, die mit der Reise in und durch das Innere verbunden sind, lassen wir statt der Aufzeichnungen der Missionäre diesmal folgende Stellen aus dem Bericht eines englischen Beamten aus Fort Salisbury folgen.

„O, dieser Weg zu unserem Bestimmungsort! Von Tag zu Tag wurde er uns verhaßter. Vier Monate lang krochen wir auf ihm voran, indem wir täglich ganze zehn (engl.) Meilen zurücklegten. Durch unbeschreiblichen Staub und Schmutz und Hitze ging der qualvolle Marsch. Täglich begegneten uns in ihren Hoffnungen getäuschte Pioniere, die wieder nach dem Süden zurückkehrten und uns grausige Geschichten erzählten von der Noth und dem Elend, die sie während der Regenzeit in dem Lande ausgestanden, auf das wir unter solchen Mühseligkeiten nun zusteuerten.

„Unsere Kafferjungen hatten aus Furcht, das Gebiet der gefürchteten Matabelen zu betreten, auf dem Wege Reißaus genommen; unser Rindvieh starb an der Lungenseuche, die Pferde an einer andern unbekannten Krankheit, und selbst die Hunde fielen von einer Art Hitzschlag betroffen; fast alles stirbt auf diesem verruchten Wege. Selbst der freudige Schlag der Hoffnung beginnt im Herzen zu erlahmen in dem ewigen Gesummse der stechenden Insectenschwärme. Aber glücklicherweise nimmt alles einmal ein Ende, und so erreichten wir endlich Fort Victoria."

Hier beschloß die Expedition, das Ende der nassen Jahreszeit abzuwarten, und schlug ihr Lager auf. Dasselbe lag auf einem kopgé (kleinem Hügel), etwa 2½ Meilen vom Fort entfernt, und zählte etwa 20 Hütten, das Warenlager, Probirhaus (zur Untersuchung der erzhaltigen Gesteine) und Küche eingerechnet. „Die Wände bestanden aus etwa 7' langen Pfählen, die dicht nebeneinander etwa 1' tief in den Boden eingelassen wurden. Die Kaffern bestehen darauf, ihre Sachen bloß immer in kleinen Quantitäten zu verkaufen, was den Handel sehr umständlich macht. Dabei geht es etwa folgendermaßen zu: Eine Schar von 30—40 Makalakas, Männer, Weiber und Kinder, kommen in das Lager hereinmarschirt mit ihren großen gefüllten Calabassen (Flaschenkürbissen) und hocken sich rings um meine Hütte; denn sie wissen bereits, daß ich der ‚Häuptling des Handels' hier bin. Dann kommt ihr Obmann an meine Thür und sagt: ‚Dingis a 'nkoos', d. h. wörtlich: ‚Handelsstoff hier, Häuptling.' Ich nehme die gleichgiltigste Miene von der Welt an und antworte, ich wüßte nicht, daß ich im Augenblick etwas brauchte. Darauf läßt der Kaffer ein kurzes ‚O!' hören und setzt sich nieder, um geduldig zu warten. Nach einiger Zeit bedeute ich ihm, daß er mir seine Waren vorlegen könne. Ich schaue mir die Sache an, erkläre mich zum Kauf geneigt, und nun fängt das Schachern an. Ich zahle mit Perlen, Limbo (eine grobe Calicosorte) und Salz. Statt aber ganze Calabassen voll mealies und Reis auf einmal und en gros zu verkaufen, ziehen sie es vor, dasselbe in kleinere Gefäße auszumessen und eines nach dem andern zum Kauf

zu bringen. Für jede dieser kleinen Calabassen (die etwa 2 Quarts halten) erhalten sie eine Patronenhülse voll Perlen, womit sie ganz zufrieden sind; dazu fordern sie aber noch jedesmal eine parsella oder kleines Zugeschenk, was ich ihnen in der Form von 10—12 Perlen verabfolge. Für ein Schaf oder eine Ziege gebe ich eine Baumwollendecke, die daheim 2—2½ Shilling kostet, hier aber 10 Shilling im Werthe gilt. Für ein Huhn ist der Preis zwei Patronenhülsen voll Perlen oder ein Stück Limbo von Armslänge. Ein Limbostück von 60 Yards kostet im Großhandel in Manchester wenige Shilling, so daß wir hier, wie Sie sehen, unsere Sachen hübsch billig bekommen. Freilich wird dieser Zustand glücklicher Einfalt, wie ich fürchte, nicht lange bestehen."

So der Engländer. Er fügt noch bei, daß diese Makalakas eine recht armselige Rasse seien, so daß man bei ihrem Anblick leicht begreife, warum sie stets die Sklaven ihrer kriegerischen Nachbarn, der Matabele oder Umsiligazi, wie sie mit Vorliebe sich nennen lassen, gewesen sind. „Wir haben auch eine Anzahl Matabele hier, die für uns arbeiten. Der Unterschied beider Rassen ist sehr auffallend. Die letztern sind meist stattliche und in manchen Fällen wirklich schöne Erscheinungen, voll Muth, Thatkraft, Anstelligkeit und einer gewissen angebornen Artigkeit, die sehr für sie einnimmt."

Oceanien.

Apostol. Vicariat der Fidschi-Inseln. (Anfänge des Ordenslebens bei den Insulanern.) Das Streben nach höherer Vollkommenheit, das im Ordensleben seine kirchlich geregelte Form und Festigkeit gewonnen hat, wächst so naturgemäß aus dem christlichen Glauben heraus wie die Blüthen am Baume. Es ist darum nicht zu verwundern, daß dasselbe auch bei den neubekehrten Christen der Missionsländer, welche das Evangelium tiefer und lebendiger erfaßt, sich regt und entweder zum Uebertritt in die dort wirkenden Missionsorden oder zur Gründung eigener einheimischen Klostergenossenschaften führt. Wohl die jüngste dieser Missionsblüthen dürfte die Genossenschaft der sogen. „Kleinen Brüder und Schwestern" auf den Fidschi-Inseln, dem Missionsfeld der französischen Maristenmissionäre, sein. Es sind Jünglinge und Jungfrauen, die sich durch Frömmigkeit und Tugendhaftigkeit auszeichnen und nach dem Beispiele der Missionäre und Schwestern zu leben wünschen. Sie leben getrennt in zwei kleinen Communitäten nach einer eigens für sie entworfenen Regel, aber noch ohne eigentliche bindende Ordensgelübde, die „Kleinen Schwestern" unter der Leitung der Missionsschwestern, die „Kleinen Brüder" unter derjenigen eines Maristenmissionärs, des P. Lahaye. „Ihre Zahl", so schreibt derselbe an den apostol. Vicar Mfgr. Vidal, „wächst täglich und mit ihr der Eifer der jungen Leute ... Ihre Pünktlichkeit bei den Uebungen ist wirklich bewunderungswürdig, wie auch ihr Gehorsam." Weniger glänzend steht es mit der materiellen Seite des „Klosters". Die Kapelle ist eine einfache fidschianische Strohhütte. Und nicht einmal ein Kreuzweg findet sich darin, „der doch für ein Noviziat so nützlich wäre." Sonst brauchen diese Insulaner-Novizen glücklicherweise sehr wenig. „Vielleicht", so meint P. Lahaye, „wird sich dies Noviziat der ‚Kleinen Brüder' später noch einmal zu einer Pflanzstätte des Priesterthums auswachsen ... Ich war auch vor einigen Tagen in Solevu und habe zu meiner Freude wahrgenommen, daß es auch mit den ‚Kleinen Schwestern' sehr gut vorangeht."

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat Mai eingegangenen Gaben.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
Von Andreas Neuhold in Kalksburg	4.—
Von Helde, emer. Lehrer in Merzdorf	50.—
„Domine, miserere mei"	8.29
Von B. Nikesen in Emmerich	10.—
Von K. A. B. H.	5.—
Von R. Steuer in Posen	5.—
Von W. J. R. in D. H.	14.—
Für nothleidende Missionspriester zur Persolvirung von heil. Messen:	
Von Kaplan Görz in Odenkirchen	259.60
Von A. M., Mögglingen	1.—
Durch Pfarrer Bamberg in Wissen	50.—
Von H. Sz. in Sch. bei Essen	30.10
Von Georg Kasbohrer, Pfarrer in Glött	49.50
Statt eines Bouquets	4.90
„Patrona Bavariae, ora pro nobis"	50.—
Aus Stift Tepl	8.28
Aus Jedlownik	95.70
Für die Missionen in China u. Japan:	
Von Bernhard Grieser in Metamora, Ill.	20.50
Von Jos. Bäumle in Nordschwaben	—.50
Von Dr. Berberich in Tauberbischofsheim	8.30
Durch die „Schlesische Volkszeitung" in Breslau	155.—
Von K. A. B. H.	4.—
Von R. Steuer in Posen	3.—
Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu" in Innsbruck	77.75
Für die Missionen in Indien:	
Von K. A. B. H.	5.—
Von R. Steuer in Posen	3.—
Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu" in Innsbruck	19.47
Für die Missionen im Orient:	
Wien, Währing	8.25
Für P. M. Briand in Bangalore (Maisur):	
Von R. Steuer in Posen	3.—
Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu" in Innsbruck	57.75
Für die Missionen in Afrika:	
Von Dr. Berberich in Tauberbischofsheim	12.—
Durch die „Schlesische Volkszeitung" in Breslau	7.—
Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu" in Innsbruck	33.—
Von Pfarrer Vogl in Hondingen	9.—
Für die Hungernden in Algier:	
Durch Karl Berner, Cooperator in Wallern	6.65
Von R. Steuer in Posen	3.—
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):	
Durch die „Schlesische Volkszeitung" in Breslau	30.—
Von L. S., durch Herder & Co. in München	20.—
Für die Dominikanerinnen in King-William's-Town:	
Von R. Steuer in Posen	3.—
Für die Aussätzigen auf Molokai:	
Durch die „Schlesische Volkszeitung" in Breslau	6.—
Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu" in Innsbruck	8.25
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Durch Cooperator Lang in Ankirchen	21.—
„A. m. D. gl."	42.—
Von P. Jak. Scherr, Pfarrverwalter in Karlsruhe (Rußland)	62.70
Durch Kaplan Steinbach in Lichtenthal	21.—
Von P. Hilar. Lucas O. C. C. in Berne, Westfalen	63.66
Von Pfarrer Thönnissen in Rohren	21.—
Von Dechant Schmitz in Glandorf	21.—
Von W. J. R. in D. H.	6.—
Für das Missionshaus in Tirol:	
Von Dr. Berberich in Tauberbischofsheim	2.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Von Jos. Piller, Drechsler in Freiburg (Schweiz)	40.16
Von den Schulkindern der St. Marienschule durch Rev. Jg. N. Klein, Pine Bluff, Wis.	33.20
Von Gymnasiasten aus Ravensburg, durch Professor Geiselhart dort	16.50
Pro Papa:	
„O Unbefleckte Empfängniß! bitte für den Heiligen Vater und die ganze katholische Kirche"	15.—
Für verschiedene Zwecke:	
Von Pfarrer Gr. in St.	100.—
Von Ungenannt	31.21
Von Pfarrer Stein in Siggen (für St. Ottilien)	240.—
Von demselben (für Canada)	150.—
„ „ (für Braila)	100.—
„ „ (für Port Said)	45.—
„ „ (für Calcutta)	100.—
„ „ (für Karau)	5.—
„ „ (für Mangalore)	40.—
„ „ (für King-William's-Town)	110.—
„ „ (für Oxford)	110.—
Durch die „Schlesische Volkszeitung" in Breslau	123.—
Durch die „Ermländ. Zeitung" in Braunsberg	13.30
Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu" in Innsbruck	1.65
Von J. Oelkofen	50.—
Von G. H. J.	7.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **F. J. Hutter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: **B. Herder, Verlag**, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: **Josef Gralf**, Wien.
Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur noch Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionsschluß und Ausgabe: 15. Juni 1893.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 8. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, 2—3 Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Jahr 4 Mark = fl. 2.40 ö. W., unter Kreuzband fl. 2.52 ö. W. August 1893.

Der selige Peter Martyr Sanz und seine Gefährten aus dem Dominikanerorden, Martyrer in China.

(Zur Feier ihrer Seligsprechung.)


Am 20. December 1720 starb zu Peking Kaiser Kanghi, unter dessen sechzigjähriger Regierung die alte Mission von China ihre schönste Blüthe erreicht hatte. Es war die Ruhe vor dem ausbrechenden Sturme. Bereits unter Kanghis Nachfolger Yongtsching (1720—1735) sammelten sich die drohenden Gewitterwolken und fielen schon hie und da die ersten vernichtenden Wetterschläge. Zur dauernden blutigen Verfolgung aber kam es unter Kaiser Kienlong (1736—1796) in der Provinz Fokien, dem Missionsgebiet des Dominikanerordens. (Vgl. über die damalige Lage der Mission die Artikel im Jahrg. 1878, besonders S. 181 ff.) Seit 1631 hatte hier das Christenthum durch Predigermönche der philippinischen Provinz vom heiligen Rosenkranz Eingang gefunden. Bereits 1648 erhielt die Mission durch den Martertod des P. Fernando de Capillas und seiner Gefährten die erste Feuerprobe und gelangte während der friedlichen Regierung Kaiser Kanghis zur hoffnungsvollsten Entfaltung. Durch das Verbannungsdecret Kaiser Yongtschings 1728 wurde das Werk der wackern Missionäre, deren wohl allzu feuriger Eifer den Zorn der Regierung besonders heraufbeschworen, zeitweise unterbrochen. Aber schon bald kehrten sie heimlich zurück und gewonnen rasch großen Einfluß, namentlich in der Stadt Fungan. Es waren die fünf Missionäre Msgr. Peter M. Sanz, Bischof von Mauricaster i. p. i., der Apostolische Vicar, sein Coadjutor Msgr. Franc. Serrano, Bischof von Tipasa i. p. i., und die PP. Joachim Royo, Juan Alcober und Franc. Diaz, sämtlich Spanier und würdige Söhne des hl. Dominicus. Der Vicekönig von Fokien, Tscheu-Hio-Kien, ein grimmiger Christenhasser, hatte schon lange auf die Missionäre, gegen welche die Ausweisungsedicte noch in Kraft bestanden, Jagd gemacht; doch waren dieselben, dank den freundlichen Gesinnungen der Localmandorine, die in den Christen die ruhigsten und pflichtgetreuesten Unterthanen kennen gelernt, ziemlich unbelästigt geblieben. Da reichte im Juni 1746 einer aus der Zahl der „Gelehrten“, in China von jeher die größten Gegner des Christenthums, dem Vicekönig eine ausführliche Anklageschrift ein, die das Umsichgreifen der fremden Religion beklagte und zum Einschreiten gegen die „Fremden“ aufforderte.

Sofort erließ der Vicekönig einen Haftbefehl und sandte einen seiner Offiziere, Namens Fan, mit einer starken Abtheilung Soldaten nach Fungan ab. Auf die Kunde hiervon machten zwei Christen sich alsbald auf, um die Missionäre zu warnen, die in Moyang, einem nahen Dorfe, sich versteckt hielten. Beide fielen der streifenden Truppe in die Hände, und so erschienen die Häscher plötzlich um 11 Uhr in der Nacht im stillen Dorfe. Sogleich wurde in mehrere Christenwohnungen eingebrochen und

eine Reihe von Verhaftungen vorgenommen. Der Lärm weckte den Bischof auf, der in der Nachbarschaft schlief, und mahnte ihn zur Flucht. Als die Soldaten in seine Kammer eindrangen, fanden sie bloß noch seine Bücher und die heiligen Geräthe und Gewänder.

Aergerlich nahm der Offizier eine der Verhafteten, ein neunzehnjähriges Mädchen, Namens Maria, ins Verhör. „Wo sind die Europäer?" — „Ich weiß es nicht." — Die Handfolter, die bei den Frauen in China übliche Tortur, sollte sie reden machen. (Vgl. über die Foltern in China den Aufsatz im Jahrg. 1875, S. 18* ff. und die dazu gehörigen Abbildungen.) Das Mädchen schwieg und zeigte offen seine Freude, für Christus zu leiden. Zornig fuhr sie der Offizier an: „Weißt du nicht, daß ich dich zum Tode verurtheilen kann?" — „Hier ist mein Kopf," war die Antwort, „schlag ihn ab; du machst mir damit die größte Freude."

Inzwischen hatte P. Alcober, der sich in Gefahr sah, durch die Hinterthüre seines Hauses sich heimlich entfernen wollen. Er wurde erspäht und festgenommen. Sofort eilten einige muthige Christen herbei, um ihn mit Gewalt zu befreien. Der Missionär wehrte ihnen ab. Umsonst suchte Fan ihn durch die Folter zu bewegen, den Aufenthaltsort des Bischofs zu verrathen. Bei Tagesanbruch wurde P. Alcober mit 14 gefangenen Christen nach Fungan gebracht. Die Folter hatte den Missionär so übel zugerichtet, daß man ihn tragen mußte. Die Christen wurden ins Gefängniß geworfen, während der Pater von dem wohlgesinnten Stadtgouverneur in dessen eigenem Hause Verpflegung fand.

Bei den folgenden Verhören fiel einer der Christen, der sich schon vorher durch seinen Wandel des christlichen Namens unwürdig gemacht hatte, ab und verrieth, daß eine der Mitgefangenen, eine Wittwe, den Missionär verborgen gehalten. Durch grausame Foltern hoffte man den muthigen Frauen noch weitere Geständnisse zu entlocken. Sie blieben standhaft bis auf eine, die sich einschüchtern ließ und alles aussagte, was sie wußte. Zum Lohn für ihren Abfall erhielt sie einige Ellen Seidenstoff und wurde in einem Sessel nach Hause getragen. Das peinliche Verhör dauerte dann fort bis tief in die Nacht hinein, und Fan zeigte sich dabei so grausam, daß selbst die heidnischen Zuschauer Thränen des Mitleids vergossen, und es zwischen dem herzlosen Offizier und dem wohlmeinenden Stadtpräfecten zu harten Auseinandersetzungen kam. Fan warf seinem Collegen Versäumniß der Pflicht vor, während dieser ihn einen Barbaren nannte.

In der Nacht begann die Hetzjagd auf die noch übrigen Missionäre von neuem. Eine Reihe Christen, denen Fan durch die Folter den Mund öffnen wollte, hielten tapfer aus. Endlich aber ließ sich eine Magd durch die Heftigkeit des Schmerzes überwinden, und unter ihrer Führung fanden die Häscher das Versteck zweier Missionäre zwischen den doppelten Dielen eines Zimmerbodens. Es waren Mfgr. Serrano und P. Diaz. Um nichts unversucht zu lassen, sich der bedrängten Mission zu erhalten, boten sie den Soldaten eine Loskaufssumme an. Dieselben griffen auch gleich zu, mochten aber den Zorn ihres Führers fürchten und brachten ihm das Geld. Fan ließ sofort die Missionäre ergreifen und vor sich führen. Wo der Bischof sei, fuhr er sie an. Sie wüßten es nicht, war die Antwort, die auch der Wahrheit entsprach. Streiche mit der furchtbaren Ledersohle sollten sie mürbe machen. Sie schwiegen.

Allein nicht alle sind zu Martyrern geboren. Der Christ, bei dem der Bischof sich versteckt hielt, begann für sich und seine Familie zu fürchten. Er wußte, was ihm bevorstand, wenn der Bischof bei ihm entdeckt würde, was jeden Augenblick geschehen konnte. Er stellte also dem Bischof vor, wieviel die Christen seinetwegen bereits gelitten und wie z. B. sein nächster Nachbar, der Katechist Ambros Ko, schon viermal die Folter erduldet und Vermögen und Freiheit verloren habe. „Du sollst mit mir nicht unzufrieden sein," beruhigte ihn der Bischof und verließ das Haus. In einem nahen Garten verbrachte er die Nacht. Zweimal kamen die Häscher, die nach ihm fahndeten, dicht an ihm vorüber. Allein obschon er durch nichts als seinen Fächer, den er vors Gesicht hielt, verborgen war, bemerkten oder erkannten sie ihn nicht. Um seiner Herde kein neues Ungemach zuzuziehen, entschloß sich der edle Bischof, am folgenden Morgen sich freiwillig auszuliefern, was auch geschah. Nun stellte sich auch P. Royo, der allein noch übrig war, den Häschern. Triumphirend zog Fan mit der edeln Jagdbeute nach Fungan zurück.

Bei den Verhören der folgenden Tage zeigten namentlich die gottgeweihten Jungfrauen aus dem dritten Orden des hl. Dominicus, den die Predigerbrüder überall in ihren Missionen einführten, einen bewunderungswürdigen Muth. Als sich der frivole Offizier mit Hinblick auf die Ehelosigkeit der Missionäre einige niederträchtige Anspielungen erlaubte, flammte P. Alcober in heiligem Zorne auf. „Das sind Fragen eines Satansdieners und verdienen keine Antwort," rief der entrüstete spanische Mönch. Der Bischof aber, ein ehrwürdiger Greis, benutzte das Verhör, um vor den zahlreichen Zuhörern die Hauptpunkte der christlichen Lehre mit solcher Wärme und solchem Eifer zu erklären, daß ihm zuletzt die Stimme versagte.

Kurze Zeit darauf wurden die Bekenner nach Fu-scheu-fu, der Provinzialhauptstadt, abgeführt. Der Abschied war ergreifend. „Als diese Europäer", so erzählt der vom Vicekönig an den Kaiser gesandte Bericht, „gefesselt nach der Hauptstadt gebracht wurden, sah man Tausende aus dem Volk ihnen zulaufen und sich eine Ehre daraus machen, ihnen das Geleit zu geben. Viele klammerten sich an die Deichsel der Henkerkarren und gaben durch Thränen ihren lebhaften Schmerz zu erkennen. Jungfrauen und Frauen warfen sich an den Wegseiten auf die Kniee und boten den Gefangenen alle Arten von Erfrischungen an. Alle wollten den Saum ihrer Kleider berühren und erhoben ein solches Jammergeschrei, daß die benachbarten Berge davon widerhallten. Ja ein Baccalaureus, Namens Tschingsieu, hatte die Kühnheit, sich an die Spitze des Zuges zu stellen, um sie (die Gefangenen) zu ermuthigen, indem er folgende oder ähnliche Worte an sie richtete: ‚Ihr leidet für Gott, und der Tod darf euch nicht wankend machen.' Und seine Worte riefen bei ihnen eine solche Begeisterung hervor, daß sie nachher bei der Verurtheilung trotz der Strenge des Verhörs und trotz aller Todesdrohungen wie mit einer Stimme ausriefen: ‚Wir sind fest entschlossen, auszuharren und niemals unsere Religion zu vertauschen.'" So jener Bericht.

Freilich fehlten neben diesen Zeichen brüderlicher Liebe und Theilnahme auch nicht die Schmähungen und Verwünschungen der rohen Soldaten und der aufgehetzten heidnischen Bevölkerung. „Das sind die verruchten Zauberer, die Söhne des Teufels," hieß es von den Missionären. Besonders schmerzlich aber mußten sie die schändlichen Verdächtigungen und schmutzigen Verleumdungen empfinden, die man überall gegen sie ausstreute. Doch zeigten auch manche Heiden offen ihre Theilnahme und erklärten: „Man braucht sie nur anzusehen, um von ihrer Unschuld überzeugt zu sein; Menschen, die solche Verbrechen begehen, deren man sie anklagt, sehen nicht so achtunggebietend aus."

In der Hauptstadt wartete der Vicekönig mit Ungeduld auf ihre Ankunft. Sofort begann er das Verhör. Es dauerte von

abends 7 Uhr bis Mitternacht. Bei dieser Gelegenheit hielt der Bischof Sanz eine herrliche Rede, würdig der alten Martyreracten. Ruhig und würdevoll wies er u. a. die Anschuldigung zurück, daß er von Europa Geld beziehe, um die Chinesen zu Christen und damit der einheimischen Regierung abwendig zu machen. Er erhalte bloß, was zu seinem Unterhalt nöthig sei, nicht mehr. Das einzige Mittel, dessen er sich bediene, sei die klare, einfache Auseinandersetzung der christlichen Lehre. Er taufe auch keinen, der nicht selbst wolle und darum bitte. Der einzige Grund, warum China sich dem wahren Glauben widersetze, sei, weil es ihn nicht kenne, und doch müsse es ihn kennen lernen. Denn ewige Interessen: Himmel oder Hölle, ständen auf dem Spiele. Ein ewiges Feuer erwarte die Verstockten, und auch die höchste Macht und Ehrenstellung in dieser Welt könne davor nicht schützen. „Ja, auch du, hoher Herr," so wandte sich der Bischof an seinen Richter, „bist bei all deiner Macht und trotz der hohen Stellung, die dich hoch über die andern Menschen emporhebt, von jener Androhung einer ewigen Strafe keineswegs ausgenommen, und du kannst ihr bloß dadurch entgehen, daß du die Wahrheit anerkennst und unsere heilige Religion umfassest." Solche Worte apostolischen Freimuthes hatte der Vicekönig wohl noch nie gehört. Wüthend ließ er dem ehrwürdigen Bekenner 25 Streiche auf Mund und Wange geben, dann ertheilte er Befehl, die Bekenner in die verschiedenen Gefängnisse der Stadt zu vertheilen.

Am 30. Juli erschienen die Bekenner vor dem eigentlichen Gerichtshof. Die Richter theilten offenbar nicht die christenfeindlichen Gesinnungen des Vicekönigs und behandelten die Gefangenen mit großer Rücksicht. Ja, als einer der Christen, noch ehe es zur Tortur kam, seinen Glauben verläugnete, indem er erklärte, daß er bloß Christ geworden, weil seine Eltern ihn in dieser Religion erzogen hätten, fuhr einer der Richter ihn unwillig an und sagte, es verrathe ein verdorbenes Herz, das Beispiel und die Lehren seiner Eltern so zu mißachten.

Das Verhör schien immer mehr einen Verlauf zu nehmen, wie ihn der Offizier Fan, der die Seele der Verfolgung war, nicht erwartet hatte. Er rückte nun mit einer seiner Hauptanschuldigungen vor. Sie lautete, die Missionäre hätten aus den Köpfen kleiner Kinder, die sie ermordet, gewisse Zaubermittel zu unsittlichen Zwecken bereitet, und führte zum Beweise an, daß man bei den Missionären eine Kiste mit Kindergebeinen entdeckt habe. Darüber befragt, wiesen die Patres leicht das Lächerliche dieser Anklage nach. Aber, fragten die Richter weiter, was es denn mit jener Kiste sei. „Wenn ihr die Gebeine nicht zu magischen Zwecken benutzt, wozu bewahrt ihr sie denn auf?" Die Missionäre erklärten, es seien die Ueberreste eines ihrer Vorgänger, eines sehr heiligen Mannes, der unter der vorausgehenden Dynastie Ming (bis 1644) getödtet worden, und sie hätten die Absicht gehabt, dieselben bei schicklicher Gelegenheit nach Europa in die Heimat jenes Todten zu senden, die auch ihre Heimat sei. Neugierig gemacht, wollten die Herren vom Tribunal die geheimnißvolle Kiste persönlich einer Besichtigung unterziehen. Man fand die Gebeine beinahe zu Staub aufgelöst, ein Umstand, aus dem Fan bewies, es müßten Kindergebeine sein. Allein die staatlichen Leichenschauer, die man mitgenommen, erklärten, die Ueberreste stammten von einem Menschen, der wenigstens schon ein Jahrhundert todt sei. Das stimmte genau zur Aussage der Missionäre. Zum Ueberfluß fand sich bei näherer Untersuchung ein noch ziemlich erhaltenes Glied der Wirbelsäule, das nur einem erwachsenen Manne angehört haben konnte. Als Fan immer noch an den Kinderbeinen festhalten wollte, beschuldigten die Richter ihn absichtlicher Unredlichkeit und verwiesen ihn auf die alten Gesetzbücher, deren weise Vorschriften genau befolgt worden seien. „Wir wollen keine Schuld auf uns laden, die der Himmel in unsern Nachkommen rächen wird." Darauf wurde trotz des Protestes Fans die ganze Untersuchung zu Protokoll gebracht, unterzeichnet und die Sargkiste mit den Amtssiegeln sämtlicher Richter feierlich verschlossen. Die Acten kamen an das Obergericht der Provinz, das sie gut hieß und das Urtheil, das die Missionäre freisprach, bestätigte. Wüthend verklagte nun Fan die Richter, sie seien von den Christen mit schwerem Gelde bestochen worden, worauf der Vicekönig ohne weitere Untersuchung das Urtheil cassirte und nach Vornahme einer Menge neuer Verhaftungen die Sache an ein anderes, von ihm selbst bestelltes Richtercolleg zur Entscheidung brachte.

Unter anderen wurde auch jene erste Christin, die sich von Fan zum Abfall hatte verleiten lassen, herbeschieden, indem man hoffte, sie als Zeugin gegen die Missionäre verwenden zu können. Allein die arme Frau hatte ihren Fehltritt bereits bitterlich bereut und klagte jetzt den Offizier offen an, daß er sie durch arglistige Vorspiegelungen getäuscht habe.

Wieder arbeitete die schwerfällige Maschine chinesischer Gerichtssitzungen und Verhöre. Es galt, der Verurtheilung der Missionäre um jeden Preis den Schein gesetzlicher Berechtigung zu geben; denn das Urtheil mußte erst nach Peking zur Bestätigung gelangen, und man wußte, daß die dortigen Missionäre immer noch großen Einfluß besaßen und man am Hofe eine blutige Verfolgung bis jetzt gescheut hatte.

Die Standhaftigkeit der gottgeweihten Jungfrauen war auch jetzt wieder bewunderungswürdig. „Wir fürchten nicht die Qualen, sondern bloß die Sünde," so riefen sie, als man mit der Folter drohte. „Wir sind Christinnen und fest entschlossen, in dieser Religion zu leben und zu sterben."

Es wurde den Missionären leicht, die gegen sie erhobenen Beschuldigungen zu widerlegen. Wären die Richter frei gewesen, sie hätten wahrscheinlich ein zweites Mal auf Freisprechung erkannt. Aber sie fürchteten den Zorn des Vicekönigs. Etwas mußte geschehen. Man ließ also die Folter spielen. Der Bischof Sanz erhielt 85 Streiche mit der Ledersohle; dieselbe qualvolle Peinigung erduldete Msgr. Serrano, während die PP. Alcober, Royo der Bastonade und P. Diaz außerdem noch zweimal der sehr schmerzlichen Fußtortur unterworfen wurden. Endlich nach drei Monaten fällten die Richter auf erneutes Drängen des Vicekönigs, der sie der Säumigkeit beschuldigte, ihr Urtheil. Es lautete auf Verbannung der Missionäre und einiger Christen und auf eine ziemlich milde Bestrafung der übrigen Gefangenen.

Aber wieder stieß der Vicekönig die Entscheidung um und verhängte Anfang November 1746 über die Missionäre aus eigener Machtvollkommenheit das Todesurtheil. Dasselbe lautet nach der Fassung, in welcher es Msgr. Serrano vom Kerker aus seinem Ordensgeneral mittheilte, wie folgt:

„Die fünf Europäer Pe-to-lo (Sanz), Hoa-kiu (Royo), Xi-Hoang-tehi-ko (Diaz), Te-Fan-tehi-ko (Serrano), Fi-Jo-Vuang (Alcober) sind zur Enthauptung verurtheilt, weil sie die Herzen der Menschen verkehren; Kuo-Ambrosius Hy-jin zum Strange, weil er Schreiber des Pe-to-lo (Sanz) und Verbreiter des falschen Gesetzes Gottes gewesen. Das Urtheil gegen Pe-to-lo soll alsogleich vollzogen werden. Die vier Europäer und Ambrosius sollen im Kerker bleiben bis auf weitern Befehl. Tehin-Joseph-Tehung Hoey, Kuo-Lucas Kin-jin, Vuang-

Thaddäus-Gochin und Tehin-Dominicus-Kuen-Chio sind zu ewiger Verbannung verurtheilt, weil sie die Europäer in ihren Häusern beherbergt; doch kann der letztere sich durch eine mäßige Geldsumme loskaufen, weil er schon ein Greis von 77 Jahren ist. Die fünf Gelehrten Tehin-Franciscus-Lau, Tehin-Thomas-Xau-Gau, Tehin-Dominicus-Kieu, Tehin-Joseph-Koan, Tehin-Nikolaus-Xin verlieren ihren Grad; es sollen ihnen 40 Stockstreiche gegeben werden, und sie sollen einen Monat den Cang tragen, weil sie dem falschen Gesetz gefolgt sind. Jene vier, welche in diesen Jahren nach Canton gingen, um den Europäern das Gepäck zu tragen: Mieu-Raymund-Xang-Yu, Mieu-Paulus-Kin, Mieu-Franz-Pung und Chin-Thomas-Me, sollen die zehn Piaster, die jeder von ihnen als Lohn erhielt, zurückgeben und sie gehören dem Fiscus. Die Wittwe Mieu-Maria-Hy und die Jungfrauen vom dritten Orden Kuo-Theresia-Chun, Kuo-Lucia-Hieu, Mieu-Johanna-Tehin, Kuo-Aloysia-Xa und Tehin-Rosa-Kuey sind verurtheilt zu Stockschlägen und zum Cang am Halse; die Wittwe, weil sie die Europäer in ihrem Hause beherbergt, die andern für den Stand, zu dem sie sich bekennen; doch dürfen sich die eine wie die andern von dieser Strafe mit einer kleinen Geldsumme loskaufen.

„11. Jahr des Kaisers Kienlong, am 7. Tag des 11. Monates (18. December 1746), Tscheu-Hio-Kien, Vicekönig der Provinz Fokien."

Dieses Urtheil bedurfte erst der kaiserlichen Bestätigung. Der Vicekönig schickte es also in einer ausführlichern Fassung nach Peking. Die Schrift ist ein Meisterstück chinesischer Diplomatenkunst. Die Beschuldigungen auf Unsittlichkeit, Zauberei u. dgl. sind wohlweislich ausgelassen. Tscheu-Hio-Kien mochte fühlen, wie wenig Eindruck dergleichen Anklagen am Hofe machen würden, wo man die persönliche Unbescholtenheit der katholischen Missionäre aus nächster Anschauung so genau kannte. Dagegen werden jene Anklagen, die das chinesische Gefühl besonders empfindlich berühren, zumal die Verachtung der kaiserlichen Decrete, welche die Missionäre durch ihre gesetzwidrige Rückkehr umgangen hätten, sodann das Verbot der Verehrung der Vorfahren, die Aufforderung zur Ehelosigkeit und Aehnliches stark hervorgehoben. Als Beweis für ihre politischen Umsturzpläne werden die Tauflisten angeführt, die von den Missionären jährlich nach Europa geschickt wurden. „Sie geben jedem," so heißt es, „der ihre Religion annimmt, einen fremden Namen (gemeint ist der Taufname) und schicken jährlich genaue Listen davon in ihr Land, damit die Bekehrten in die Einwohnerlisten jener Königreiche eingetragen werden."

Da die Christen meistens in Hintergebäuden wohnten und die Missionäre durch Erlernung der Mandarinensprache und Anlegung des Zopfes sich möglichst unkenntlich gemacht hatten, so sei man ihrem Treiben erst auf die Spur gekommen, als der Gelehrte Ton-ki-tsu die Sache zur Anzeige gebracht habe. Dann sei man nach den noch bestehenden Strafedicten des frühern Kaisers gegen die Missionäre vorgegangen und habe ihnen im peinlichen Verhör das Geständniß ihrer Schuld erpreßt. Am Schlusse mahnt der Vicekönig mit Hinweis auf den täglich wachsenden Anhang der Missionäre zum entschiedenen Vorgehen gegen dieselben. Nur durch ihren Tod werde das Uebel mit der Wurzel ausgerottet.

Umsonst wandten die Jesuiten in Peking ihren ganzen noch übrigen Einfluß am Hofe auf, um den Kaiser zu einer Zurückziehung oder Milderung des Todesurtheiles zu bewegen. Kienlong gab gute Worte, wies aber auf Zureden seines bösen Dämons, des allmächtigen Ministers und Christenhassers Nekong, die Acten dem obersten Gerichtshof der Verbrechen zur Prüfung zu und bestätigte am 21. April 1757 das Bluturtheil. Der Vicekönig von Fokien, der zur Betreibung seiner Sache persönlich nach Peking gekommen war, wurde sogar wie zur Belohnung seiner christenfeindlichen Politik zur Würde eines Tsangto oder Intendanten der Flüsse erhoben.



Der selige Peter Martyr Sanz und seine Gefährten.

Als der ehrwürdige Bekennerbischof durch einen treu ergebenen chinesischen Priester von seinem Todesurtheil Kunde erhielt, strömte ein freudiges Te Deum von seinen Lippen. Sogleich ließen einige Christen ihrem geliebten Oberhirten für den Tag seines Triumphes ein schöneres Gewand verfertigen. Leider gelang es dem chinesischen Priester nicht, dem Bekenner den Trost der heiligen Wegzehrung zu bringen. Doch beichtete er noch einmal bei einem seiner Ordensbrüder. Bevor er zum Tode abgeführt wurde, genoß er mit ihnen in letzter trauter Unterhaltung fröhlich noch



Cardinal Lavigerie, Erzbischof von Karthago und Algier, Primas von Afrika. (S. 166.)

einige Erfrischungen. Dann umarmte er zärtlich seine Mitbrüder und Kampfgenossen und folgte den Häschern in den Gerichtssaal, wo ihm sein Todesurtheil vorgelesen wurde.

„Ich sterbe", so sprach er zu den umstehenden Mandarinen, „um meiner heiligen Religion willen und mit dem festen Vertrauen, daß meine Seele noch heute in den Aufenthaltsort der Seligen gelangen wird. Da es mir nicht vergönnt ist, länger ein Apostel dieses Reiches zu sein, so will ich wenigstens sein Fürsprecher sein im Himmel."

Hierauf wurden dem Bekenner die Hände auf den Rücken gebunden, und an seinem Halse wurde, wie üblich, eine Tafel mit seinem Todesurtheil befestigt. Dasselbe sagte klar und deutlich, daß Pe-to-lo zur Enthauptung verurtheilt sei, weil er das Volk durch eine schlechte fremde Lehre zu verführen gesucht habe.

Eine ungeheure Menschenmenge folgte dem Zuge zur Richtstätte: Heiden und Christen, aus Fungan und Fu-scheu-fu, die einen aus Neugier, um das Ende des fremden Oberbonzen zu sehen, der sich so tapfer gehalten, die andern, um ihrem greisen Hirten das letzte freudig-schmerzliche Geleit zu geben. Auf dem ganzen Wege betete der Bischof, tief innerlich gesammelt, mit großer Inbrunst. Ein heiteres Lächeln und stiller Friede lagen auf seinen Zügen. Die Heiden staunten über die würdevolle Ruhe des Martyrers, der dem Tode so freudig ins Antlitz schaute, während die Christen einen heiligen Trost empfanden. Durch das Thor gegen Mittag kam man an die hölzerne Brücke, wo die Hinrichtungen zu geschehen pflegten. Hier ersuchte der Scharfrichter den Bischof, niederzuknien. Der Bekenner that es und bat noch um einige Augenblicke, sein letztes Gebet zu sprechen. Dann wandte er sich mit freundlichem Antlitz zu seinem Henker und sagte: „Mein Freund! ich gehe jetzt in den Himmel. O wie wünschte ich, daß auch du dorthin gelangen möchtest!" Der Henker erwiderte: „Das wünsche auch ich von ganzem Herzen." Darauf nahm er dem Bischof mit der Linken das kleine Käppchen ab und enthauptete ihn mit einem einzigen Schwertstreich. Es war am 26. Mai 1747, gegen 5 Uhr abends.

Nach den abergläubischen Vorstellungen der Chinesen überfällt die Seele eines Hingerichteten den ersten, der ihr in die Quere kommt, und läßt ihre ganze Wuth an ihm aus, besonders wenn die Umstehenden selbst etwas zum Todesurtheil beigetragen. Daher pflegen dieselben, sobald das Haupt des Verurtheilten in den Staub rollt, in größter Eile die Flucht zu ergreifen! Vor der Seele des ehrwürdigen Martyrers aber hatte keiner Angst. Vielmehr lief nach seinem Tode alles herbei, um die Leiche näher zu besichtigen.

Aber ein starker gewaltthätiger Mensch, Namens Tsingculyuen, ein gefürchteter Straßenräuber, scheuchte das Volk hinweg, fing das Blut des Martyrers in Linnen und Asche auf und barg diese in einer Urne. Er handelte im Auftrag der Christen, die den Menschen in der richtigen Voraussetzung dazu gedungen hatten, daß niemand ihn zu hindern wage. Die That verdiente dem Manne die Gnade des guten Schächers. Nachdem er sein Werk vollendet, ging er, ohne die Hände zu waschen, mit hoch erhobenen Armen nach Hause und rieb mit dem Blut den Kopf seiner Kinder ein unter den Worten: „Das Blut des Gerechten segne euch!" Dann zerschlug er seine Götzenbilder und beschloß, in Zukunft mit den Seinigen nur mehr zu dem Gotte des Martyrers zu beten. Außerdem trug er den Stein, auf welchem die Hinrichtung vollzogen worden war, in sein Haus und schrieb darauf die Worte: Pelaoceetentienche, d. h. Stein, auf welchem der ehrwürdige Meister Pe in den Himmel aufstieg. Darauf aufmerksam gemacht, daß alle, welche der Lehre Pe's folgten, auch sein Schicksal theilen würden, meinte er: „Um so besser, dann kommen wir alle auch in den Himmel."

Inzwischen hatten sich die Christen in den Besitz des Martyrerleibes zu setzen gewußt und ihn feierlich beigesetzt. 12 Christen hielten abwechselnd Tag und Nacht die Grabeswache. Auf die Kunde hiervon ließen die Mandarine das steinerne Grabkreuz zerschlagen und den Sarg gewaltsam an den Ort hinschaffen, wo die Leichen der Hingerichteten ausgesetzt wurden. Hier fand ihn einige Zeit darauf Herr Su-Mathias, ein chinesischer Priester des Pariser Missionsseminars. Der Leib war noch ganz frisch, das Antlitz des abgeschlagenen Hauptes hatte seine natürliche Farbe bewahrt, und aus einer Wunde des Handgelenkes floß helles rothes Blut heraus. Die Heiden wollten nun die ehrwürdigen Ueberreste verbrennen; doch gelang es den Christen ein zweites Mal, sie zu retten.

Bei der Nachricht von dem glorreichen Martertode des sel. Sanz ließ der Bischof von Peking in allen Kirchen seines Sprengels ein Te Deum singen. Dasselbe geschah in allen Kirchen des Ordens. Desgleichen hielt auch der Bischof von Macao unter Assistenz des ehrwürdigen, noch mit den ehrenvollen Narben des Bekennerthums geschmückten Mgr. de Martillac, Apostolischen Vicars von Yünnan, einen feierlichen Dankgottesdienst, dem der portugiesische Statthalter mit seinem Gefolge und die ganze Ordens- und Weltgeistlichkeit beiwohnte. Drei Tage lang wurde die Stadt beleuchtet und der Heldentod des Dominikanerbischofs wie ein Freudenfest gefeiert. Der Ordensgeneral P. Anton Bremond aber richtete von Rom aus ein begeistertes Schreiben an die Mitglieder des Ordens. Er freue sich wie ein Schnitter am Erntetage. Wieder habe der sehnsüchtige Wunsch des heiligen Patriarchen Dominicus nach dem Martertod sich wenigstens in einem seiner Söhne verwirklicht.

Inzwischen schmachteten die vier übrigen Bekenner und der Katechist Ambros Ko noch 16 Monate lang in verschiedenen Kerkern. Man hatte ihnen nach chinesischer Sitte das Schandmal der Verurtheilung auf ihre Stirne geprägt. Wie es scheint, gelang es zwei chinesischen Priestern, sich Zutritt zu verschaffen und das Dunkel des Gefängnisses durch den Trost der heiligen Sacramente zu erhellen. Dies und die nahe Aussicht auf die Marterpalme ließ die Gefangenen die Härte ihrer Haft, die unsere Leser aus dem Leben des sel. Perboyre her kennen, vergessen und erfüllte sie mit heiliger Freude. „Sie sagen," so schreibt Mgr. Serrano an P. Miralta in Canton, „daß ich in meinem Gefängniß ja ganz heiter sei. Das ist auch wahr. Was wir unserem Herrn und Heiland aufopfern, ist ohnehin so gering; was wäre es erst, wenn wir das Opfer nur mit halbem Herzen brächten! Böten Ew. Hochwürden mir auch ein noch so kostbares Geschenk an, von dem ich aber wüßte, daß Sie es nur widerwillig gäben, so würde ich es sicherlich nicht annehmen. Was aber erst, wenn Sie mir eine an sich schon werthlose Gabe nur ungern und widerstrebend anböten? Weil ich nun unserem Herrn und Heiland Jesus Christus nichts Besseres anzubieten habe als meinen nichtsnutzigen Kopf, so muß ich denselben doch wenigstens gern und freudig hergeben. ‚Hilarem datorem diligit Deus, Einen freudigen Geber liebt der Herr'."

Diese fröhliche und heitere Stimmung hinderte indessen nicht, daß die Bekenner sehnsüchtig den Tag ihres Triumphes herbeisehnten. Er kam endlich am 28. October 1748. Leider wissen wir nichts über diesen letzten Kampf, als daß die Martyrer, nachdem ein Versuch, sie zu vergiften, mißglückt war, im Kerker

erdrosselt wurden. Wahrscheinlich wurde die Hinrichtung in der Stille vollzogen, damit der mächtige Eindruck, den der glorreiche Tod des sel. Pater Sanz bei der Bevölkerung hervorgerufen, sich nicht wiederhole.

Der Martertod dieser fünf Dominikanermissionäre gab das Zeichen zu einer heftigen Christenverfolgung in fast allen Provinzen des Reiches. Noch im selben Jahre 1748 wurden die P. P. Tristan d'Attimis und Anton J. Henriquez aus der Gesellschaft Jesu nach furchtbaren Folterqualen im Gefängniß von Sutschen (Kiangnan) hingerichtet. Andere folgten ihnen im blutigen Bekenntniß ihres Glaubens. Erst als die rächende Hand Gottes die hauptsächlichsten Förderer und Anstifter der Verfolgung in auffallenden Strafgerichten erreichte und auch die kaiserliche Familie durch den Tod der Kaiserin und des einzigen rechtmäßigen Sohnes schwer heimsuchte, legte Kienlong die Rolle eines Verfolgers nieder, und nun kamen für die chinesische Mission wieder bessere Tage (vgl. Jahrg. 1878, S. 183 f.).

Schon bald nach dem Martyrium wurde der Proceß der Seligsprechung eingeleitet. Papst Pius VI. erklärte am 8. Juni 1777 die Thatsache, daß die fünf Blutzeugen als wirkliche Martyrer gestorben, für erwiesen. Im Laufe des vorigen Jahres wurden die letzten Vorfragen beendigt, und am 6. Januar dieses Jahres unterschrieb der glorreich regierende Papst das Breve der Seligsprechung, deren öffentliche Feier am 14. Mai mit festlichem Gepränge im Vatican begangen wurde.

Mögen die neuen Seligen, diese fünf neuen Sterne des glorreichen Dominikanerordens, als mächtige Schutzpatrone über den Geschicken der Mission von China walten!

Die im Jahre 1892 verstorbenen Missionsbischöfe.

(Schluß.)

Mit Msgr. **Johann Franz Laouënan**, dem greisen Erzbischof von Pondichery, ist wieder einer der ehrwürdigen Veteranen des indischen Episkopates ins Grab gestiegen. Geboren aus einer guten bretonischen Familie alten Schlages am 19. November 1822 in Lannion (Côtes du Nord), machte der geweckte Knabe seine ersten Studien im Kleinen Seminar von Treguier. Unter seinen Mitschülern war auch Ernst Renan, der später eine so traurige Berühmtheit erlangte. Schon damals war der junge Bretone so voll von Missionsgedanken, daß er sich auf alle mögliche Art für den spätern Beruf abzuhärten suchte und z. B. im kältesten Winter nur ein ganz dünnes Röcklein anzog. Von Kälte sollte er nun freilich nicht viel zu leiden haben; denn als er nach glücklich bestandenem Kampfe mit der Mutterliebe und seinem Bischof ins Pariser Seminar getreten und 1846 zum Priester geweiht worden war, wurde er für das heiße Indien bestimmt und landete im selben Jahre noch in Pondichery. Seine tüchtigen Kenntnisse der klassischen Sprachen hielten ihn erst jahrelang als Professor im großen Kolonialcolleg der Regierung fest und ließen ihn erst später die Süßigkeiten des apostolischen Lebens verkosten. Da er mit echt bretonischer Hartnäckigkeit die schwierigen Landessprachen zu bemeistern verstanden, begleitete er seit 1859 die vom Apostolischen Stuhle ernannten Visitatoren Indiens Msgr. Bonand und Msgr. Charbonneaux und lernte auf dieser Rundreise, die ihn vom Kap Comorin und Ceylon bis zur Himalayakette und von der Indusmündung bis zum Delta des Brahmaputra führte, Indien, seine Volksstämme, Sitten, Religionen u. s. w. wie kein zweiter kennen. Seine sorgfältigen, durch weitere Studien vervollständigten Reisenotizen hat er später in zwei werthvollen Werken niedergelegt, von denen das eine über „Die Beziehungen des Brahmanismus zum Christen- und Judenthum" von der französischen Akademie preisgekrönt wurde. 1868 zum Apostolischen Vicar erhoben, spielte Msgr. Laouënan auf dem Concil 1870 als Mitglied der Commission für die Missionen und orientalischen Riten eine hervorragende Rolle. Auch späterhin wurde er von Leo XIII. 1884 nach Rom berufen, um bei den Vorberathungen betreffs der schließlichen Regelung des Padroado, dieser Lebensfrage der indischen Kirche, mit seiner reichen Erfahrung und genauen Kenntniß der Verhältnisse als Rathgeber zu dienen. Die Mission von Pondichery hat unter seiner energischen und thätigen Verwaltung großen Aufschwung genommen. Die Zahl der Christen ist von etwa 100 000 auf 217 162, die Zahl der Priester und Missionäre fast ums Doppelte gestiegen. Eine ganz besondere Hirtensorge wandte Msgr. Laouënan den armen Parias zu und dehnte seine Visitationsreisen bis auf das letzte verlassene Christendörflein aus. Ueber seine Sorgen und seine große Mildthätigkeit in den schrecklichen Hungerjahren 1876—1877 und 1880 haben diese Blätter zur Zeit eingehend berichtet, und der Hilferuf des bedrängten Missionsbischofs ist auch bei unsern Lesern nicht ungehört verklungen. Bei der Einführung der Hierarchie für Ostindien 1886—1887 wurde Msgr. Laouënan zum ersten Erzbischof von Pondichery ernannt mit den Suffraganen von Trichinopolis, Maissur, Coïmbatur, Mangalur und Malacca. 1888 verlor der Erzbischof fast gänzlich sein Augenlicht, eine harte Prüfung für den trotz seines Alters immer noch unermüdlich thätigen Mann. Da er jedoch meinte, der Himmel verlange von ihm dies Opfer für seine geliebte Mission, so gelobte er, sich niemals operiren zu lassen. Aber Rom war damit keineswegs einverstanden, und so suchte und fand der Erzbischof Heilung in Frankreich. Allein kaum wieder in Indien gelandet, brachte ihn ein Schlaganfall an den Rand des Grabes, so daß nach dem Urtheil der Aerzte nur eine schleunige Rückkehr nach Europa ihn retten konnte. Nur ungern fügte sich der greise Oberhirt, und sobald er sich im Sanatorium des Pariser Seminars von Montbeton im südlichen Frankreich wieder etwas hergestellt fühlte, wollte er sich wieder nach Indien einschiffen. Aber zweimal trat kurz vor der Abreise ein Rückfall ein, und nun ergab sich der Missionsbischof in sein hartes Geschick. Mit rührender Frömmigkeit und voll demüthiger Anspruchslosigkeit verbrachte er seine letzten Tage. Der Rosenkranz, den er besonders liebte, kam fast nicht mehr aus seiner Hand. In der Zwischenzeit arbeitete er eifrig an einer neuen Auflage seines „Directoriums für die Mission von Pondichery", ein ganz vorzügliches Handbüchlein für die Missionäre, welches u. a. Regeln und Rathschläge für die Organisation und die Seelsorge von Heidengemeinden, Lösung schwieriger Fälle, kurz einen wahren Schatz von nützlichen Kenntnissen und Fingerzeigen enthält. Nachdem der fast 70jährige Greis noch mit zitternder Hand an seinen Coadjutor, seine Missionäre und seine Herde in Pondichery ein letztes Lebewohl geschrieben, verschied er am 29. September sanft im Herrn.

Einen weitern Verlust erlitt die Kirche Indiens durch den Tod Msgr. **Alexius Riccaz'**, Bischofs von Nagpur. Geboren am 26. Januar 1831 in Saint-Jean-d'Arves in Savoyen, trat

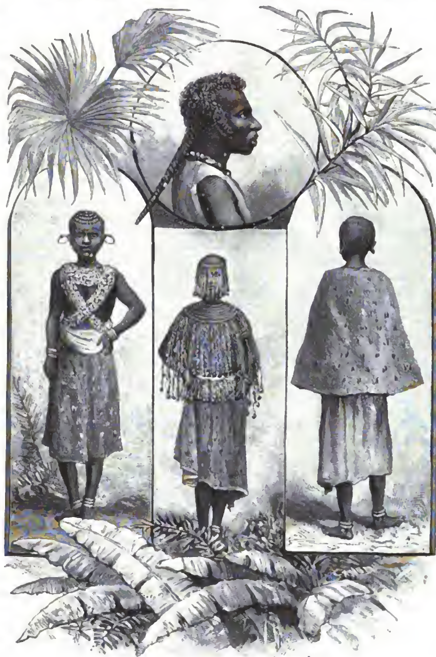
er als Jüngling, angeregt durch die Annalen der Glaubensverbreitung, in die „Genossenschaft der Missionäre des hl. Franz von Sales von Annecy" und kam 1861 in die derselben neu übertragene Mission von Centralindien. Als Professor an der St. Aloysiusschule von Vizagapatam lernte er mit solchem Eifer die drei in der Mission gangbaren Sprachen, das Tamul, Telegu und Orjia, daß er später in ihnen so fließend wie in seiner Muttersprache predigte. Ebenso machte er sich das Englische und Hindostani zu eigen. Er veröffentlichte später mehrere Andachtsbücher in Telugu und Orjia und verfaßte eine englisch geschriebene Telugu-Grammatik, die sehr viel gebraucht wird. Es war nicht zum wenigsten diese tüchtige Sprachkenntniß, die ihm Zutritt zu den höhern Klassen verschaffte, bei welchen er die ersten Erfolge erzielte, nachdem die Missionäre sich bis dahin ausschließlich den untern Klassen zugewandt hatten. 1881 wurde er Generalvicar und 1887 erster Bischof der neu errichteten Diöcese Nagpur, so sehr sich der demüthige, anspruchslose Mann auch dagegen gewehrt hatte. Leider wurde seine bischöfliche Thätigkeit durch fast beständige Kränklichkeit gehemmt. Sein Privatleben war außerordentlich erbaulich, und als er nach langen Leiden am 8. September in Jubbulpore starb, wurde sein Andenken wie das eines Heiligen geehrt.

Am 13. November stand im Pfarrhaus von Oleggio in Oberitalien um das Paradebett einer noch jugendlichen, in den bischöflichen Ornat gekleideten Leiche ganz in Schmerz aufgelöst eine Gruppe von Missionären. Sie hatten Grund zur Trauer, denn der Tod hatte hier plötzlich und jäh ein Leben geknickt, an das sich die freudigsten Hoffnungen geknüpft hatten. Es war Msgr. **Heinrich Stanislaus Verjus**, Coadjutor des Apostolischen Vicars von Neu-Guinea Msgr. Navarre und Mitglied der Missionsgesellschaft vom heiligsten Herzen von Issoudun. Ein eigenthümlich rührender Zug durchzieht das kurze Leben dieses jüngsten aller katholischen Bischöfe. Geboren am 26. Mai 1860 in Oleggio am Fuße der Alpen, trat der kleine Savoyarde, kaum 12 Jahre alt, in die Missionsschule des göttlichen Herzens in Chezal-Benoit bei Issoudun. Unschuld, innige Frömmigkeit und ein überaus heiterer, liebenswürdiger Charakter machten ihn schon damals zum Liebling des Hauses. Er war es, der seine kleinen Kameraden zum gemeinsamen Entschluß vereinigte, täglich während der heiligen Wandlung um die Gnade des Martyriums zu beten. Kaum zum Priester geweiht, bot er sich begeistert für die Missionen in der fernen Südsee an, die seit 1881 der jungen Congregation übergeben worden waren. Bereits liegt der Dampfer im Hafen zur Abfahrt bereit; da plötzlich wirft eine schwere Krankheit den jungen Missionär aufs Todtenbett. Alle Hoffnung schien verloren. Fast in den letzten Zügen liegend, machte er das Gelübde, wenn Gott ihm die Gesundheit wiederschenke, sein ganzes Leben rückhaltlos im Dienste der armen Insulaner zu opfern. Er genas und konnte schon mit dem nächsten Dampfer abreisen. Auf der Insel Bourbon traf er die ihm vorausgeeilten Brüder im Spitale und machte nun mehrere Wochen den liebevollsten Krankenpfleger. Endlich im Januar 1885 landete man in Sydney. Neue unerwartete Hindernisse stellten sich hier dem Plane entgegen, die Mission auf Neu-Guinea sofort zu beginnen. Da unternahm der feurige junge Missionär, voll heiliger Ungeduld, das große, an Naturschönheiten so reiche, aber noch ganz in Götzendienst versunkene Inselland, sein eigentliches Missionsfeld, recht bald zu betreten, im Jahr 1885, von nur zwei Brüdern begleitet, auf einer einfachen großen Fischerbarke jene kühne Fahrt, die er uns selbst (Jahrg. 1886, S. 22) in seiner lebendigen Darstellungsweise erzählt hat. Drei Tage wurden sie auf stürmischer See umhergeworfen, jeden Augenblick des Todes gewärtig. Eine weiße Taube, die sich müde auf die Segelstange setzte, kündete ihnen endlich die Nähe des Landes, und bald darauf rief einer der Brüder: „Neu-Guinea! Neu-Guinea!" Wirklich, da lag das Land der Verheißung vor ihnen, und Freudethränen traten in ihre Augen. In einer wunderschönen, von Bergen umgürteten Bucht (Hall Sound) warfen sie am 30. Juni Anker. P. Verjus nannte sie zu Ehren des glorreich regierenden Papstes Port Léon und beschloß, auf der den Eingang der Bucht beherrschenden Insel Roro oder Jula die erste Missionsstation zu gründen. Am 4. Juli las er dort unter Thränen der Rührung die erste heilige Messe. Nun folgten drei Monate der härtesten Entbehrungen. Rasch waren die kleinen Vorräthe aufgezehrt, und die drei Missionäre litten die bitterste Noth. Oft lagen alle drei gleichzeitig fieberkrank auf einem Heulager in einer Hütte, die sie kaum gegen die Witterung schützte. Aber mitten in diesen Prüfungen verlor P. Verjus nie seinen Muth und sein kindlich frommes Gottvertrauen. Immer wußte er durch einen heitern Scherz die Brüder wieder aufzurichten. Bäume wurden im Urwald gefällt und mit unsäglicher Mühe auf eine Anhöhe geschleppt, wohin die kleine Kapelle zu stehen kam. (Siehe Bild 1892, S. 20.) Die gewinnende Freundlichkeit des jungen Schwarzrockes hatte rasch das Zutrauen der Insulaner erobert. Aber schon eröffneten sich dem eifrigen Priester die frohesten Hoffnungen, als im September eine halb gewaltsame



Msgr. Heinrich Stanislaus Verjus, Bischof von Limyra, Coadjutor Msgr. Navarres, Apostol. Vikars von Neu-Guinea.

Entführung durch das protestantische Missionsschiff erfolgte, die wir im Jahrg. 1886, S. 134 erzählten. Mit Thränen schied der Missionär von dem liebgewordenen Eiland, und klagend folgten die Insulaner der Schaluppe bis ins Wasser hinein und riefen noch von ferne ihm nach: „Komm bald zurück, Mitzianari (Missionär), komm bald zurück und vergiß nicht deine Söhne von Roro!" Selbst die rauhen Seeleute des Dampfers waren bewegt und sagten: „Diese armen Leute wissen recht gut, wer ihre wahren Freunde sind." Glücklicherweise dauerte die Verbannung nicht lange. Im folgenden Jahre bereits kehrte P. Verjus mit Erlaubniß des neuen, den Missionären günstig gesinnten englischen Gouverneurs nach Roro zurück und zog, wie er schreibt, „fröhlich wieder in den Leo-Hafen ein". Er fand seine Hütte geplündert und die Insulaner durch die Anwesenheit eines protestantischen Missionärs gegen sich eingenommen. Aber in kurzer Zeit waren die Herzen wieder gewonnen, und rasch wuchs nun eine kleine Christengemeinde heran. Von der Insel aus wurde nun auch das Festland in Angriff genommen. P. Verjus entdeckte den großen schönen St. Josephsfluß, der eine treffliche Wasserstraße ins Herz des Landes bildet und an welchem zahlreiche Dörfer liegen. „Wir besitzen nichts, und haben trotzdem auf Neu-Guinea mehr Länder entdeckt und den Wilden mehr Gutes gethan als die berühmten wissenschaftlichen Forschungsreisen, die 4000 Pfd. Sterling verschlangen." So konnte P. Verjus mit Recht sagen. 1887 wurde P. Ludwig Navarre zum Apostolischen Vicar von Mikronesien und Melanesien ernannt, und zwei Jahre später wurde die inzwischen deutsch gewordene Insel Neu-Britannien als eigenes Apostolisches Vicariat von „Neu-Pommern" errichtet und P. Verjus anfangs zum ersten Apostolischen Vicar ausersehen. Das bedeutete für P. Verjus nichts Geringeres, als seine geliebte Mission von Neu-Guinea im Augenblick zu verlassen, da sie hoffnungsvoll aufzublühen begann. Der leidende Zustand Msgr. Navarres ließ es jedoch rathsamer erscheinen, ihm den noch jugendkräftigen Mitbruder als Coadjutor an die Seite zu stellen, und so verblieb P. Verjus in Neu-Guinea zum Jubel seiner dortigen Mitbrüder und Neophyten. Seine Bischofsweihe fand am 29. September 1889 mitten im Urwald statt. Nur 14 Tage lang hatten die Missionsschwestern Zeit gehabt, aus ihren kleinen Schätzen, alten Epauletten, Tuchresten u. dgl., einen ganzen Bischofsornat fertig zu zaubern. Auch ein hölzerner goldbronzirter Bischofsstab fehlte nicht. Msgr. Verjus zählte damals erst 29 Jahre, 4 Monate und 3 Tage. Die erhebende Feier war für ihn der Anfang eines apostolischen Opferlebens, wie es ein Missionsbischof selbstloser kaum führen kann. „O guter und einzig geliebter Jesus," so weihte der jugendliche Bischof sich schriftlich dem göttlichen Herzen, „ich biete mich heute durch die reinsten Hände deiner Mutter deiner Gerechtigkeit und Barmherzigkeit als Opfer dar, indem ich dich bitte und beschwöre, dasselbe zu reinigen, zu heiligen und gänzlich zu vernichten, als Zahlung für die Schulden dieser armen Insulaner und um ihnen die Gnade der Bekehrung zu erwirken. Ich erkläre, o mein Gott, daß du mich beim Wort nehmen und mich all die Härte deiner Gerechtigkeit empfinden lassen kannst. Ja, ich stimme zu, mein Gott! ich wünsche es! ich will es! ich verlange es aufs innigste... Diese Seelen müssen gerettet, müssen durch dein Blut



Trachten von Toveta (S. 169.)
Männerkopf.
Knabe. Eine Neuvermählte. Knabe.

gewaschen, gereinigt, erlöst werden. Und wenn, o theurer Jesus, um ihnen diese Gnade zuzuwenden, Blut, Qualen, eine Leidenswoche, eine Geißelung, eine Kreuzigung, ein lebendiger Kreuzweg nothwendig sind, o so beschwöre ich dich, mein Jesus, nimm mich an. Sieh mich mit allem, was ich bin und habe, mein Blut, meinen Leib, mein Herz, meine Seele, mein ganzes Wesen und Sein" ...

Das blieben keine bloßen Worte. Um die geringe Zahl der Missionäre zu ersetzen, suchte sich der junge Missionsbischof selbst gleichsam zu verdreifachen. Ohne Ruhe und Schonung durchzog er das wilde, noch ganz uncivilisirte Land von Stamm zu Stamm, von Dorf zu Dorf, voll verzehrendem Eifer, diese armen Kannibalenvölker dem göttlichen Herzen zu gewinnen, dessen Andacht die Gluth und Begeisterung dieser apostolischen Seele entflammte. In acht Jahren waren denn auch auf Neu-Guinea bereits acht Niederlassungen mit ebenso vielen Kirchen und stark besuchten Schulen und zwei Klösterchen für die Schwestern gegründet, sämtlich eigenhändig aus dem an Ort und Stelle vorgefundenen Material erbaut. 300 Dörfer verlangten Missionäre und Unterricht. Alle Bewohner der Jule-Insel, 700 Seelen, waren bekehrt und getauft und gingen ohne Ausnahme alle 14 Tage zu den heiligen Sacramenten und regelmäßig zum Gottesdienst. Bereits waren Katechismus und die andern nothwendigsten Bücher in der Landessprache gedruckt, eine Katechistenschule gegründet u. s. w., und dies alles in kaum acht Jahren. Es war merkwürdig, welchen Einfluß der Bischof auf die wilden Insulaner gewonnen. Das Geheimniß desselben verrieth er selbst, ohne zu wollen, in einem Briefe an seine jungen Ordensbrüder. „Es muß etwas Göttliches in und an euch sein, das die Wilden anzieht, und dies werdet ihr durch die fleißige Betrachtung und Nachahmung unseres Herrn Jesus Christus und insbesondere seines göttlichen Herzens euch aneignen." Nur ein Beispiel aus vielen. Die Gewaltthätigkeiten und Uebergriffe der englischen Kolonisten und „Forscher" hatten die Wilden erbittert, und wie gereizte Hornissen bedrängten sie mordgierig die Kolonien. In seiner Noth bittet der englische Statthalter den Bischof persönlich um dessen Hilfe. Msgr. Verjus erscheint ohne jede bewaffnete Bedeckung, wie ein Friedensengel unter den wilden kampfgerüsteten Horden. Diese, die schon früher einmal die Streitaxt ihm zum Zeichen der gegenseitigen Versöhnung zweier kämpfenden Stämme ausgeliefert und ihn in feierlicher Versammlung zum „Oberhäuptling" ernannt hatten, gehorchen auch jetzt wieder seiner Aufforderung zum Frieden. Zur Erinnerung an die Begebenheit gründet der Bischof ein neues Dorf unter dem Namen Jesu Baïbo, d. h. Frieden Jesu. Die raschen Fortschritte der Mission machten einen Zuzug neuer Arbeiter und Mittel unerläßlich, und so reiste Msgr. Verjus im Laufe des Jahres 1892 nach Europa. Bald kniete er zu den Füßen des Statthalters Christi und überreichte ihm eine aus 300 Häuptlingsfedern gefertigte Tiara als Zeichen der Huldigung seiner Neubekehrten. Darauf wollte er die verschiedenen Häuser seiner Genossenschaft besuchen, um neue Kräfte für seine geliebte Mission zu werben. In Oleggio, seinem Geburtsort, den er im Vorbeireisen berührte, sah er seine hochbetagte Mutter wieder, und hier war es, wo Gott das schwerste Opfer von ihm forderte. Ein schlimmes Fieber warf ihn unerwartet aufs Krankenbett. Anfangs hoffte er noch Besserung. „O wie werde ich einst im Fegfeuer leiden müssen für die Zeit, die ich hier im Bett vergeude!" seufzte er in seinem Verlangen, recht bald wieder in seine geliebte Mission zurückkehren zu können. Selbst in seinen Fieberträumen sprach er von seinen armen Insulanern. Doch sollte sein sehnsüchtigster Wunsch sich nicht erfüllen. Bald war alle Hoffnung verschwunden. Ergreifend war der Schmerz der alten Mutter. Aber Gott in seinen unerforschlichen Rathschlüssen verlangte das schwere Opfer. Am Morgen des 13. November, seinem Namenstage, gab der jugendliche Bischof seine reine, edle Seele dem Schöpfer zurück. Eine schmerzliche Klage ging durch alle Häuser der Genossenschaft, die in dem frommen, seeleneifrigen jungen Bischof eine ihrer schönsten Zierden verloren hatte.

In der Nacht vom 24. auf den 25. November ging in Algier ein Mann zur ewigen Ruhe ein, den die Missionsgeschichte des 19. Jahrhunderts zu den größten Missionsbischöfen zählen wird, der Erzbischof von Karthago und Algier, Primas von Afrika, Se. Eminenz Cardinal **Karl Martial Lavigerie.** Ungewöhnliche Männer sind dem Urtheil der Welt immer mehr ausgesetzt als gewöhnliche Sterbliche, und so ist auch der gewaltigen Thatkraft und dem weit ausgreifenden Unternehmungsgeist Lavigeries und seiner sehr scharf ausgeprägten nationalen Eigenart die absprechende, zum Theil scharfe Kritik nicht erspart geblieben. Eines wird dem thatkräftigen Cardinal niemand versagen. „Die Dienste," so schrieb Papst Leo XIII. am 10. November 1887, „die Sie Afrika geleistet, weisen Sie unter die Zahl jener Männer, welche sich um den katholischen Namen und die Civilisation die größten Verdienste erworben haben."

Da wir bereits früher einmal dem Leben und Wirken des Cardinals einen ausführlichen Artikel gewidmet haben (siehe Jahrg. 1882, S. 241 ff.) und die hervorragende Rolle, die er als Prediger des großen „afrikanischen Kreuzzuges" gespielt hat, noch in aller Gedächtniß ist, so möge hier nur eine kurze Uebersicht der von ihm ins Leben gerufenen Gründungen folgen. Es sind hauptsächlich:

1. In Algier: die Maison Carrée, Mutterhaus und Noviziat der „Weißen Väter"; die herrliche Wallfahrtsbasilika U. L. Frau von Afrika; die Apostolische Schule von St. Eugen; St. Karl von Kuba, das Mutterhaus und Noviziat der „Weißen Schwestern"; die christlichen, aus den Waisenhäusern hervorgegangenen Araberdörfer St. Cyprian und St. Monica; dazu das große Spital St. Elisabeth; außerdem mehrere katholische Vereine.

2. In Tunis: St. Ludwig von Karthago, das Scholasticat der Genossenschaft; ein kleines Seminar für Heranbildung eines französisch-tunisischen Clerus; ein archäologisches Museum; in La Marsa ein kleines Waisenhaus, eine Schwesternschule für einheimische und französische Mädchen, ein Zufluchtshaus; in Porto Farina Knaben- und Mädchenschule, Pfarrei für die Maltesen, Missionen und Armenapotheken für die einheimische Bevölkerung; in Gafsa eine Militärstation. In den ersten zehn Jahren allein gründete Lavigerie in seinem Erzbisthum nicht weniger als 49 Kirchen und Kapellen, 25 Pfarreien ꝛc. ꝛc.

3. In Kabylien: vier Missionsdörfer mit je einer Schule und Armenapotheke, in denen monatlich durchschnittlich je 2000 Kranke unentgeltliche Verpflegung finden. Hier ist ein Hauptfeld für die „Weißen Schwestern".

4. In der Sahara: die Apostol. Präfectur, deren südliche Grenzpunkte Timbuktu und der Tschadsee bilden; drei Missionsstationen in Gardaïa, Biskra, Uargla, zugleich Operationspunkte der bewaffneten „Brüder der Sahara", einer Art Militärorden gegen die Sklavenhändler.

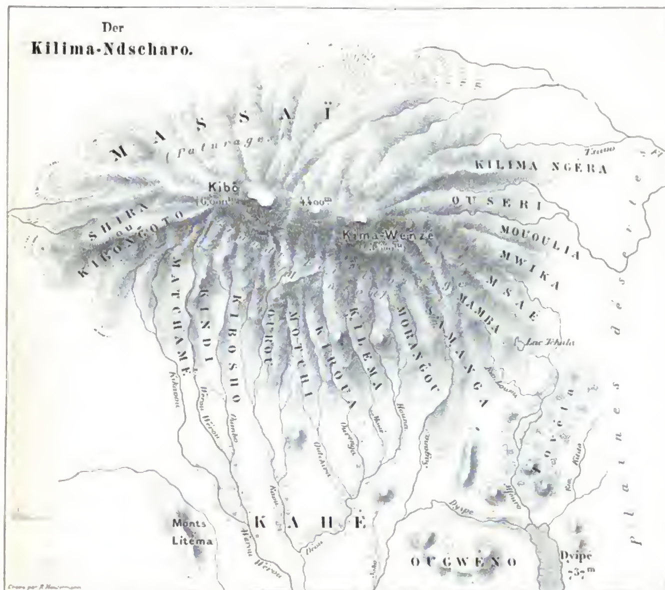
5. Außerdem in Europa und Kleinasien: ein Colleg und eine medicinische Schule für junge Neger in Malta; ein kleines und ein großes Seminar für die melchitischen Griechen in Jerusalem und sechs Postulathäuser in Frankreich, Holland und Belgien.

6. In Aequatorial-Afrika: drei große Apostol. Vicariate und drei Provicariate, die ein Gebiet von mehr als $1^1/_2$ Millionen Quadratkilometer umfassen und zu den hoffnungsvollsten Missionen Afrikas gehören.

Das alles ist mehr oder minder unmittelbar das Werk des großen Cardinals, der sich dadurch ein großartiges Denkmal apostolischer Thatkraft geschaffen hat. Groß wird sein Lohn im Himmel sein.

Auf dem Kilima-Ndscharo.

(Aus dem Reiseberichte Mfgr. Le Roys. — Fortsetzung.)



2. Am Fuße des Berges.

In der Morgenfrühe verließen wir das Seeufer. Vor uns begrenzte eine dunkle Linie wie ein Wall den Gesichtskreis — das ist der Wald von Taveta oder Toveta, eine wunderschöne Oase am Südostfuße des Kilima-Ndscharo, von der alle Reisenden mit Begeisterung sprechen. Der Lumi, der aus den Gebirgswäldern niederrauscht, bewässert hier einen fetten Alluvialboden; überall sprudeln Quellen hervor, und man braucht nur 1 oder 2 Fuß tief zu graben, um auf Wasser zu stoßen. Daher die außerordentliche Fruchtbarkeit, daher aber auch die namentlich für Europäer gefährliche Fieberluft dieser Gegend; selbst die Bergbewohner des Kilima-Ndscharo können sich hier nicht längere Zeit aufhalten, ohne Fieber, Rheumatismus oder Dysenterie zu bekommen. Die Oase bildet ein Dreieck, mit der Spitze nach Norden, die Grundlinie, die etwa 11 km haben kann, streift den Djipe-See. 2—3000 Seelen bevölkern sie. Der Uebergang von der trostlosesten Wüste zum herrlichsten Pflanzenwuchs ist urplötzlich. Wo nämlich der Boden sich über die Bewässerungsgrenze erhebt, verwandelt die afrikanische Sonne unbarmherzig alles in vollständige Dürre.

So betreten wir also dieses Arkadien und ziehen durch einen

schattigen, geschlungenen Waldpfad voran, und erreichen bald herrliche Bananenpflanzungen, die alles mit ihrem Grün und ihrem Schatten bedecken. Der Boden ist vorzüglich angebaut; überall sind Kanäle gezogen und runde Hütten regellos in diesem künstlichen Waldlabyrinthe vertheilt. Bald schallen uns unter den breitblätterigen Bananen Grüße entgegen, da man unsere weißen Gesichter, unsere europäischen Kleider erspäht. Hier ist ein ganz anderes Volk; niemand verbirgt sich vor uns; Männer, Weiber und Kinder laufen herbei, um uns zu begrüßen und uns die Hand zu reichen, und mehr als ein altes Mütterchen reißt in der Eile einen Bananenkolben ab, vorgeblich, um uns die Frucht zum Kaufe anzubieten, in Wahrheit, um unser Gesicht mit aller Muße betrachten zu können, während es uns seine weißen Zähne und bis auf die Schultern herabhängenden Ohrlappen zur Schau trägt.

Man zeigt uns eine Lichtung in diesem Bananenwalde und sagt: „Das ist der Platz, auf dem alle Europäer lagerten.“ Große Hütten im Suahelistile sind daselbst erbaut, und unsere Träger bezogen dieselben sofort. Wir schlugen unsere Zelte auf, um dem Ungeziefer zu entgehen, von dem diese afrikanischen Herbergen zu wimmeln pflegen. Zwei Tage hielten wir uns daselbst auf, um zu rasten und Land und Leute kennen zu lernen. Von seiner Fruchtbarkeit habe ich schon gesprochen. Die Banane, die sorgfältig gepflegt wird, erreicht hier eine seltene Größe. Nicht nur die Frucht, wie anderswo, wird zu Toveta benutzt. Der junge, noch grüne Stamm wird zerschnitten und den Kühen und



Ansicht des Kilima-Ndscharo. (S. 170.)

Ziegen als Futter vorgeworfen; die dürren Blätter dienen als Dachbedeckung; die Früchte genießt man roh, gekocht, geröstet, auf wenigstens ein Dutzend Arten zubereitet. Ich lese soeben, daß ein Amerikaner die Erfindung gemacht hat, aus Bananen Mehl zu bereiten. Das thun die Leute von Toveta schon seit Jahrhunderten! Sie pflücken die Frucht etwas vor der Reife, schneiden sie in zwei Hälften, trocknen sie und zerstoßen sie im Mörser. Auch eine Art Bier bereiten sie daraus. Neben der Banane werden aber auch noch Erbsen, Mais, Sorgho, Pataten, Ignamen, Citronen und Zuckerrohr gepflanzt. Fische fängt man mit der Reuse und mit der Angel. Auch Bienenzucht wird getrieben; eine eigene röhrenförmige Art von Bienenkörben hängen sie an Baumäste, und keiner darf heiraten, der nicht etwas Imkerei versteht und von Zeit zu Zeit Honig in die Hütte bringt. Das Vieh lassen sie nicht frei weiden wegen der Massai und noch mehr wegen der Tsetsefliege, sondern füttern es im Stalle. Die Pflanzungen können übrigens noch bedeutend erweitert werden; ringsum findet sich Urwald mit riesigen Baumstämmen und manches schattige Waldthal, in dem ein Bach über vulkanisches Gestein plätschert.

Die zahlreichen Karawanen, die jetzt in Toveta verkehren, bringen für die Kleidung der Eingebornen übergenug Leinwand; aber sie verstehen so gut Felle zu bearbeiten und mit Glasperlen zu verzieren, daß sie auf Leinwandkleider keinen großen Werth legen. Ketten, Ohrgehänge und Armbänder sind stark im Gebrauch. Die Männer, namentlich die Jünglinge, frisiren sich nach der Massaimode und tragen einen um einen Riemen gewickelten Zopf. Vielleicht hat das die Veranlassung zur Fabel von

den geschwänzten Menschen im Innern Afrikas gegeben. Neuvermählte Frauen sind um und um mit Schmuck beladen: ein Schleier aus Kettchen hängt vor dem Gesicht, Kettchen vor der Brust, Kettchen um den Leib, an den Armen, an den Füßen, an den Ohren, Kupferringe um den Hals, um Armgelenke und Knöchel, dazu eine Unmasse Eisen- und Kupferdraht und Glasperlen. Weniger Umstände macht man mit den Neugeborenen. Nicht nur alle Verkrüppelten, sondern auch alle, denen zuerst die Zähne im Oberkiefer wachsen und bei deren Geburt irgend eine Unregelmäßigkeit sich ereignet, werden unbarmherzig getödtet. Zwischen dem 16. und 18. Jahre wird an dem Jünglinge die Beschneidung vorgenommen; erst nachher dürfen sie heiraten. Wie bei vielen andern afrikanischen Stämmen ist auch hier diese Ceremonie im Gebrauch. Vielweiberei gilt als erlaubt, ist aber doch wenig in Uebung, da die Heirat nicht wohlfeil ist. Eine Frau kostet eine gute Anzahl Ochsen, die Zugaben an Honig, Leinwand, Glasperlen u. s. w. nicht gerechnet. Das Weib muß dem Manne gehorchen und ist überhaupt nach der Ansicht der Tovetas ein untergeordnetes Wesen. Sie haben darüber eine eigenthümliche Legende, die mir ein Mann folgendermaßen erzählte:

„Im Anfange wollte Gott das Herz des Mannes und der Frau prüfen. So nahm er den Mann beiseite, gab ihm ein Messer und sagte: ‚Höre! heute Nacht wirst du deinem Weibe, wenn es schläft, den Hals abschneiden.‘ Auch das Weib nahm er beiseite und gab ihm ein Messer und sagte: ‚Höre! heute Nacht wirst du deinem Manne, wenn er schläft, den Hals abschneiden.‘



Mandara, Sultan von Motschi und Oberhäuptling von Kilima-Ndscharo. (S. 171.)

Nun gut. Der Mann ging ganz traurig seines Weges und sagte: ‚Meiner Frau, meiner Schwester den Hals abschneiden! Das kann ich nicht, das thue ich nicht!‘ Und er warf das Messer in den Fluß, indem er sich vornahm, zu sagen, er habe es verloren. Auch das Weib ging seines Weges, und in der Nacht ergriff es das Messer und wollte den schlafenden Mann tödten, als ihm Gott erschien und sprach: ‚Unselige! Da du ein also böses Herz hast, wirst du dein Lebenlang kein Eisen mehr berühren. Dein Platz ist das Feld und der Herd. Du aber, o Mann, bist gut und hast daher verdient, der Herr zu sein und Waffen zu tragen.‘ Und so ist es gekommen,“ schloß mein Gewährsmann seinen Bericht, „daß selbst in Europa, soviel ich höre, die Weiber die Speisen kochen, die Männer aber dieselben essen.“

Sklaven gibt es keine zu Toveta; alle arbeiten, aber bei der großen Fruchtbarkeit nur wenig; so geht man spazieren, plaudert, trinkt und tanzt. Die Sitten sind vielfach von den Massai übernommen; so leben z. B. die unverheirateten Männer in gesonderten Lagern, doch ohne die strenge Zucht und die kriegerischen Uebungen ihrer Nachbarn. Dörfer findet man keine; jeder lebt auf seinem Hofe. Toveta ist eine Republik, aber ohne Präsidenten. Der Rath der Alten und der Rath der Jungen entscheiden über Krieg und Frieden; in jenem geht es ruhig, in diesem oft stürmisch her. Die Entscheidungen sollten „in Eintracht“ zwischen beiden Räthen erfolgen — so lautet der Grundsatz. Da nun der Rath der Alten viel weiser ist als der der Jungen, gibt er mit Rücksicht auf diesen gewöhnlich nach.

Unsere Reise von Mombassa nach Toveta hatte mit den Rasttagen gerade einen Monat gedauert, vom 14. Juli bis zum 14. August. Schon lange war es der Wunsch Msgr. de Courmonts gewesen, die Messe am Feste Mariä Himmelfahrt auf dem Kilima-Ndscharo oder wenigstens auf dessen Hängen zu lesen. Wir machten uns also in der Morgenfrühe nach einer recht kühlen Nacht auf den Weg, erst durch Bananenpflanzungen, dann durch den Urwald, an Bächen, Quellen und Sümpfen vorbei. Plötzlich steigt der Boden, und der Wald hört auf; die Wüste mit ihrer glühenden Sonne, mit ihrem undankbaren Boden, ihren magern Kräutern, verkrüppelten Bäumen, grauer Färbung beginnt. Rechts und links zertrümmerte, röthliche Höhenketten und einzelne Kuppen, welche an die Katastrophe erinnern, die hier stattfand, als die vulkanischen Kräfte den Kibo durch die Erdrinde emportrieben. Drei Punkte erfreuen das Auge: links der Djipe-See, gerade vor uns der Kibo und endlich gegen Mittag ein Bergbach zwischen einer Doppelreihe stattlicher Bäume. An diesem Ufer brachten wir am folgenden Morgen zur Ehre der Himmelskönigin das heilige Opfer dar. „Kommt, laßt uns anbeten den König der Könige, dessen jungfräuliche Mutter heute in den Himmel aufgenommen wurde", beteten wir mit der katholischen Kirche.

Am folgenden Tage ging es durch Tschaga oder Dschaga, wie die Gegend am südlichen Fuße des Kilima-Ndscharo heißt, nach dem Dorfe Kilema. Einer unserer Träger Namens Daringo war aus diesem Orte gebürtig und hatte mit dessen König Fumbo Hammelsprung gespielt. Unter seiner Führung stiegen wir also die sanften, fruchtbaren und schattigen Hänge des Berges hinan, die nur von Büffeln und Elefanten bewohnt scheinen. Ueberall treffen wir ihre Spuren.

Plötzlich stehen wir vor dem Thore von Kilema. Es ist aus dicken, aufeinander genagelten und miteinander verbundenen Bohlen verfertigt und läßt unten ein enges, durch verschiebbare Planken verschlossenes Loch offen. Daringo feuerte vor diesem wenig einladenden Durchgange einen Flintenschuß ab und sagte der Wache, die „Wer da?" rief, der Reihe nach unsere Titel, gab auch sich selbst zu erkennen und nannte die Namen von Vater und Mutter, Brüdern und Schwestern, Vettern und Basen, und schimpfte den Wächter, der ihm nicht eilig genug die Planken am Thore entfernte. Dann schlüpfte er zuerst hinein, und wir folgten ihm durch das Mauseloch; aber es gibt nun einmal keinen andern Zugang, denn eine undurchdringliche Hecke und dorniges Gestrüpp versperrten sonst überall den Weg. Hinter dem Thore, das sofort wieder geschlossen wurde, öffnet sich zwischen Dornhecken ein Pfad, der zu einem schattigen Rasenplatz führt, welcher mit seinem kurzen frischen Grase, den schönen Schattenbäumen, den kleinen Wegen und Gartenhecken und den moosbewachsenen Steinen mich lebhaft an mein Heimatthal erinnerte. Nach einigen Augenblicken Rast und einer freundlichen Begrüßung seitens der zunächst wohnenden Eingeborenen setzten wir unsern Marsch auf dem engen Kieswege bergan fort. Flintengeknatter, das unsere Träger erwiderten, begrüßte uns; denn die Wache hatte uns gemeldet. Dann trat uns ein junger Mann, schlank und wohl 6 Fuß hoch, inmitten einer Gruppe entgegen. „Das ist der König Fumbo", flüsterte uns Daringo ins Ohr. Der Häuptling schüttelte jedem von uns kräftig die Hand und riß uns dreimal aus besonderer Höflichkeit beinahe den Arm aus dem Gelenke; dann wies er uns einen Lagerplatz an und zog sich zurück. Daringo folgte ihm, um ihm unsere Persönlichkeiten zu empfehlen und den Zweck unserer Reise mundgerecht zu machen. Bald nachher erhielten wir eine fette Kuh als königliches Geschenk, und auch wir machten unsere Gegengabe. Jetzt umringte uns ein Schwarm von Eingeborenen, die uns anstaunten, reden hörten, unsere Kleider und Gesichter betasteten und uns ganz freundlich am Barte zupften, um zu sehen, ob er auch halte. Andere boten Milch, Butter, Bananen, Pataten, Ignamen u. s. w. zum Kaufe an; überall entwickelte sich munteres Leben.

Die Landschaft ist schön. Die Gipfel des Kibo und Kimawenzi tauchen nur selten aus den Wolken auf; aber das Auge erkennt den Urwald, der die gewaltigen Flanken des Berges gürtet, und die fernen Schluchten, aus denen dumpf tosende Wasserfälle herüberbrausen. Ringsum Felder und prächtige Gärten, unter Bananen versteckte Hütten, weiter zurück auf den Anhöhen weidende Rinderherden, deren Brüllen herübertönt, in der Tiefe die ruhigen Wasser des Djipe und darüber hinaus die blauen Berge von Gweno; dann in der Ebene die zahlreichen Flüsse und der Wald von Kahe, wo sie sich vereinigen, und darüber hinaus soweit das Auge reicht, die Wüste.

Als wir am Nachmittag König Fumbo unsere Aufwartung machen wollten, war er gänzlich betrunken. Am andern Morgen konnte man mit ihm verkehren. Wir erklärten ihm den Zweck unseres Kommens. Er schien sehr befriedigt und sagte, schon lange habe er den Wunsch gehegt, weiße Lehrer bei sich zu haben. Als erste Vorbedingung forderte er aber, daß wir Blutbruderschaft schlössen, und die Ceremonie vollzog sich ganz ähnlich, wie sie bei einem frühern Anlasse schon einmal beschrieben wurde (Jahrg. 1883, S. 32). Dann stellte er mir seine Frau und seine beiden Kinder vor, die er in unsere Schule zu schicken versprach. „Ihr sollt Kinder genug bekommen," sagte er, „es wimmelt hier von Kindern wie in einem Ameisenhaufen."

Am andern Morgen hatte ich einen herrlichen Blick auf den Kibo. In wunderbarer Erhabenheit und Ruhe, von keiner Wolke verschleiert, stand er da, die Weiße seines Schneehauptes funkelte. Aber allmählich mit dem wachsenden Lichte legte sich ein milder Goldglanz darauf; das Gelb verwandelte sich in Orange, Orange in Roth mit einigen grünen und blauen Schatten. Es sind die Strahlengrüße der fernen Sonne, dem afrikanischen Eisriesen zugeworfen, der hoch über den durchglühten Wüsten in Wolken thront. Später, wenn das Tagesgestirn höher steigt, erheben sich Nebel aus dem Wäldergürtel und verhüllen, zu Wolken geballt, den strahlenden Berggipfel.

Gegen 10 Uhr brachen wir nach Motschi auf, das westlich von Kilema liegt, wo der berühmte Mandara herrschte und Herr v. Eltz die deutsche Station leitete. Schon lange waren wir eingeladen, da „abzusteigen", wenn man sich des Ausdrucks bei einem Orte bedienen darf, der 1200 m hoch liegt und zu dem man folglich hinaufklettern muß. Motschi oder Modji wird durch die Landschaft Kirua, mehrere tief eingeschnittene Thäler oder Tobel mit steil abfallenden Berghängen, von Kilema getrennt. Es war ein beschwerlicher Weg für unsere Träger, der aber glücklicherweise nur 4 Stunden dauerte. Unterwegs begegneten uns von Matschama zurückkehrende Krieger Kilemas, wohl 1000 Mann in Gruppen von 10 bis 20. Das Kriegsglück scheint ihnen günstig gewesen zu sein. Sie trieben Kühe und Kälber, Weiber und Kinder vor sich her, jetzt ihre Sklaven und ihr Beutetheil.

Endlich erreichten wir die deutsche Station, ein hübsches Bretterhaus und mehrere Lehmhütten, prächtig unter großen, schattigen Bäumen gelegen, wo sich eine weite und herrliche Aussicht öffnet. Herr v. Eltz war nicht anwesend; ein Unteroffizier, ein christlicher Sudanese, der mit einigen Soldaten die Wache hat, sagte, er sei mit einem deutschen Unteroffizier Namens Kaiser

und einer Schar Soldaten und Arbeitern in der Ebene drunten zu Nieder-Aruscha, zwei Tagereisen entfernt. Ein Bote wurde geschickt, und schon am 22. August war er bei uns. Wir sind alte Bekannte. Er ist aus Polen gebürtig, hat in seiner Jugend längere Zeit in Rußland, im Ural und in Sibirien gelebt; dann kam er nach Afrika, und wir lernten sein gerades und ritterliches Wesen in Bagamoyo kennen. Er hatte wiederholt Mſgr. de Courmont gebeten, auf dem Kilima-Ndscharo eine Mission zu gründen; so war er jetzt ganz glücklich, daß wir nun seinem Wunsche entsprachen.

Wir statteten dem Sultan Mandara unsern Besuch ab; er ist der mächtigste Sultan von Tschaga und eine afrikanische Berühmtheit, fast wie Mtesa von Uganda. Man ließ uns alsbald vor. Das Haus bildet ein Viereck und ist in drei Räume getheilt. Mandara weilte im mittlern; mit einem langen weißen Kleide angethan und einer Zipfelmütze auf dem Kopfe saß er auf einem Bette. Ueber die Beine hatte er eine weiße Wolldecke gespreitet, um den Hals eine Schnur blauer Glasperlen, am rechten Handgelenk einen Kupferring: das war der ganze Schmuck. Es ist ein großer, wohlgewachsener Mann von etwa 50 Jahren mit einer leicht gebogenen Nase und auffallend regelmäßigen Zügen im bartlosen Gesichte. Alle Europäer, die ihn besuchten, sprechen ihm einstimmig einen seltenen Verstand und eine grenzenlose Schlechtigkeit zu. Wir müssen gestehen, daß uns sein ausdrucksvolles Mienenspiel und seine freundliche und interessante Unterhaltung in Staunen setzte. Er redete uns von allen Europäern, die bis jetzt den Kilima-Ndscharo bestiegen, Rebmann ausgenommen, der vor seiner Zeit hier war, und wußte uns von allen mindestens so interessante Anekdoten zu erzählen, als sie von ihm. Ungemein eingehend beschrieb er uns die Bewohner, Sitten, religiösen Meinungen und Regierung des Tschaga; er spricht ebenso geläufig Suaheli wie Massai. Zwei Stunden hat die Unterhaltung auch keinen Augenblick gestockt.

Auch mit dem Kaiser von Deutschland steht Mandara in freundschaftlicher Beziehung und redet gern von diesem fernen „Vetter“. Vor einigen Jahren schickte er ihm einige seiner Krieger als Gesandtschaft. Wir haben sie gesehen. Den größten Eindruck scheint ihnen die große Menge Rindvieh gemacht zu haben, die sie irgend wo bei einem Viehmarkte sahen. Uebrigens hat sie die Reise vielfach ernüchtert. Sie hatten bis jetzt gemeint, alle Europäer seien reich und eine Art Halbgötter. „Nun aber denkt euch“, sagten sie, „sieht man Weiße, echte Weiße, die Straßen kehren, Wasser tragen, Hunde scheeren und Koth sammeln! Es gibt wohl auch solche unter ihnen, die reich sind, wie z. B. der Besitzer aller jener Kühe; aber die gehen nie aus. Sie wohnen in großen Steinhäusern in Zimmern, deren Wände wie Spiegel leuchten, und sitzen von morgens bis abends in mit Zeug ausgestopften Stühlen und haben neben sich einen kleinen Ofen, in dem Spähne brennen, und daneben einen Napf, in den sie spucken. Die sind glücklich; sie haben nichts zu thun, als die Hände in die Taschen zu schieben. Aber die kommen nicht hierher nach Afrika, um sich abzumühen; wer hierher kommt, das müssen nur arme Teufel sein....“

Mandara lachte bei dieser Erzählung. Zum Schlusse der Audienz zeigte er uns die Geschenke des Kaisers: einen Ring, wollene und seidene Decken, zwei Küraſſe, Kanonen und Gewehre, Trompeten, Nähmaschinen u. s. w. Natürlich fanden wir alles herrlich.

Der Nachmittag und Abend ist in Motschi prächtig; aber der Morgen meist kühl (unter 8° C.) und nebelig, und oft löst sich der Nebel in einen kalten Regen auf.

Unsere Unterhaltung mit Mandara und was wir sonst in Erfahrung brachten, bestimmten uns, auch den Westen des Gebirges zu besuchen, und so brachen wir am 24. August, von Herrn v. Eltz begleitet, nach Matschama auf. Rasch waren wir ins Thal hinabgestiegen und wandten uns durch das Gebiet von Uru nach Westen. Am Flüßchen Rau schlugen wir das Lager auf. Da trafen wir auf zahlreiche Elefantenspuren. Am nächsten Tage setzten wir über die bedeutendern Flüsse Umbo und Weru-Weru und schlugen, das Gebiet von Kiboscho und Kindi zur Rechten lassend, durch einen dichten Wald, von den Leuten Mandaras geführt, den Weg nach Norden ein. Freilich verdient der Waldpfad, dem wir folgten, nicht den Namen Weg. Nicht gehen, sondern kriechen, schlüpfen, springen mußten wir. So kamen wir nach Matschama, offenbar dem größten und bedeutendsten Theil von Tschaga, der aber augenblicklich in Aufruhr und Krieg verwickelt war. Der alte Sultan war gestorben; um die Nachfolge stritten sich Ngameni und Schangali, jener von Mandara, dieser von seinem Nachbarn Sina, dem Häuptling von Kiboscho, unterstützt. Herr v. Eltz wollte die politische Lage prüfen; um einem Angriffe Sinas zu entgehen, mußten wir den Umweg durch den Wald machen. Endlich öffnete sich ein Blick in eine prachtvolle Landschaft. Ngameni schickte uns eine kleine Abtheilung entgegen mit der dringenden Einladung, unser Lager neben seinem Hauptquartier aufzuschlagen. „Denn“, sagte er, „das Land ist in Flammen und die Gefahr groß.“

Wir stiegen einen steilen Hang wie über eine Treppe hinab, überschritten, nicht ohne Gefahr, den Kikawu, der seine Wasser mit mächtigem Gebraus wie zwischen zwei Mauern über schwarze Lavablöcke wälzt, stiegen den jenseitigen Hang hinan und standen vor Nagemi. Der arme Bursche ist wie ein Verbannter in seinem eigenen Lande, dessen Herrschaft er als der älteste Sohn beansprucht. In Matschama gibt es, wie überhaupt in Tschaga, keine eigentlichen Dörfer; jedermann lebt auf seinem eigenen Gehöfte. Das ist gut in Friedenszeiten; aber im Kriege bietet es wenig Sicherheit. Für diesen Fall haben sie am Flußufer verschanzte Lager mit gewaltigen, wenigstens 4 m breiten, 6—8 m tiefen Gräben hergerichtet, über welche bewegliche Stege führen. In diese Lager bringen sie ihr Vieh, ihre fahrende Habe, ihre Weiber und Kinder. Das Lager Ngamenis bestand aus etwa 200 in Eile aufgeführten Hütten. Es ist ein trauriger Anblick; die Leute sind so eng zusammengepfercht, daß man sich kaum bewegen kann, darunter viele Dysenterie- und Blatternkranke und Sterbende. Wir hatten wenigstens das Glück, einige sterbende Kinder taufen und so die Erstlinge des Kilima-Ndscharo in den Himmel schicken zu können.

Ringsum verwüstete Bananenpflanzungen; aber das Land ist herrlich. Hier sind nicht mehr wie zu Kilema und Motschi wild durcheinander gewürfelte steile Höhen. Von der Ebene an steigt der Berg in sanftem Hange bis zu den Alpenmatten empor, die man unterhalb des großen Hochwaldes gewahrt, aus welchem die Bäche herniederbrausen, um das weite und fruchtbare Gelände von Matschama zu befruchten. Das Ganze beherrscht der Kibo in seiner ruhigen Majestät, der hier ganz nahe scheint, während die Zacken des Kimawenzi fern am Gesichtskreis aufragen.

Auf einem Ausfluge stießen wir plötzlich mit Kriegern Sinas zusammen. Da hing unser Leben nur an einem schwachen Faden. Mit Wuthgeheul erhob einer der Burschen seine Lanze zum Stoße auf uns, die er für Zauberer hielt. Einer aber aus der Schar, der Suaheli verstand, nahm unsere Entschuldigung endlich

an, und man ließ uns als Fremde, die mit ihrem Kriege nichts zu thun hatten, im Frieden ziehen.

Herr v. Eltz erkannte, daß die Lösung der politischen Verwicklung nicht in Matschama, sondern in Kiboscho beim Sultan Sina zu suchen sei. Er sandte ihm also eine Botschaft, und auf seine Einladung begleiteten wir ihn. Diesmal überschritten wir dieselben Flüsse wieder, aber viel näher an ihrer Quelle. Am Weru-Weru hatten wir einen bezaubernd schönen Blick auf den Kibo; dann ging es durch die fruchtbare Landschaft Kindi, aus der aber Sina fast die ganze Einwohnerschaft vertrieben oder erschlagen hat. Am Ufer des Umbo, der Grenze von Kiboscho, erwarteten uns Gesandte Sinas mit Geschenken: einer Ziege und einer Lanze. Das Land ist nicht so eben wie Matschama und nicht so gebirgig wie Motschi, sondern hügelig nach Süden geneigt, gut bewässert, von vielen Kanälen durchzogen und fleißig angebaut. Wir fanden am Wege Schmiedewerkstätten, Weiber, die auf dem Felde arbeiteten, Kinder, die Kühe und Schafe hüteten. Die Bananenpflanzungen sind reingehalten und werden — etwas Unerhörtes in Afrika! — mit Stallmist gedüngt.

Da liegt vor uns auf einer etwas erhöhten Ebene Sinas Residenz, ein von 2 m tiefen Gräben umschlossenes Viereck, dessen Vorderseite 200 m mißt. Eine Holzbrücke führt in den ersten Hof. Wir erhielten die Weisung, die Brücke nicht zu überschreiten; doch der schattige Rasenplatz des Hofes winkte so einladend, daß wir uns über das Machtgebot des Sultans hinwegsetzten. Wir gingen also über die Brücke und lagerten uns im Schatten eines mächtigen Baumes neben einer Fetischhütte, in deren Mitte ein mächtiger Elefantenzahn stand. Vor uns war eine lebendige Hecke, hinter welcher noch 7 andere sich erhoben und den Einblick in die Residenz versperrten, von der wir nur eine von einer weißen Fahne überragten Dachspitze gewahrten. Man eilte nicht mit dem überaus kühlen Empfang. Endlich hatte Se. Majestät die Gnade, sich zu zeigen. Die Leibwache schritt ihm voraus, und ein Knabe trug seinen Thronsessel. Langsam kam er aus der engen Oeffnung in der Hecke auf uns zugeschritten, und Herr v. Eltz ging ihm mit gleicher Würde entgegen. Er ist ein kräftiger Bergbewohner von etwa 40 Jahren. Auf dem runden Kopfe trug er als Mütze eine mit Glasperlen verzierte Ochsenblase. Der kurze Bart ist wie ein Kragen geschnitten, das Gesicht ist voll und dunkel, die Züge streng, die großen Augen mit Galle und Blut unterlaufen. Die Glieder sind gedrungen und stark, die ganze Gestalt in einen Mantel gehüllt. Man sagt, er sei früher Minister des Königs von Kiboscho gewesen und habe dann seinen Herrn plötzlich verschwinden lassen und sich auf dessen Thron gesetzt. Er beherrscht den ganzen Westen des Gebirges. Die Art und Weise, wie er sich dem Sultan von Matschama gegenüber benahm, ist für die afrikanische Diplomatie bezeichnend.


Der Lanzenwurf. (S. 171.)

Sobald er vom Tode des dortigen Sultans Kunde hatte, verbündete er sich mit dessen zweitem Sohne, und um einen Kriegsvorwand gegen Ngameni zu finden, sandte er ihm durch verschiedene Boten die falsche Nachricht, er, Sina, sei plötzlich gestorben und das Volk wünsche, daß Ngameni einem Sohne des Sultans zur Herrschaft verhelfe, den der Verstorbene enthront habe. Ngameni brach also mit einer Schar Krieger auf; kaum hatte er aber die Grenze überschritten, so fiel er in einen Hinterhalt Sinas, und der Casus belli war da.

Vor diesem Diplomaten also standen wir jetzt. „Schon länger wollte ich Sina sehen und einige Erörterungen mit ihm pflegen“, begann Herr v. Eltz. „Nun besuchte ich Ngameni und höre, daß Sina seine Krieger gegen ihn schickt. Was haben die Krieger von Kiboscho in Matschama zu thun?“

„Ngameni hat mich angegriffen, ich muß mich vertheidigen“, lautet die Antwort.

„Aber jetzt ist Ngameni mein Freund“, entgegnete Herr v. Eltz.

„Wenn Ngameni dein Freund ist,“ sagte Sina, „so ist Schangali der meinige. Solange Mandara lebt, bekriegt er mich. Ich muß mich meiner Haut wehren.“

In diesem Tone ging es eine Zeitlang weiter. Herr v. Eltz bewahrte sein kaltes Blut. Sina konnte seinen Zorn kaum verbergen und begleitete seine Worte mit drohenden Bewegungen seiner Streitkeule, an der ein Rhinocerosshorn angebracht war. Endlich sagte er, er wolle seine Antwort überlegen und sie uns am nächsten Morgen eröffnen. Die Leibwache blieb, auf den Boden gekauert und die Speere vor sich eingesteckt, uns gegenüber auf ihrem Platze längs der Hecke, während der Sultan sich zurückzog. Wir bedauerten nahezu, die Brücke überschritten zu haben; jetzt aber war es klüger, zu bleiben; doch stellte Herr v. Eltz Schildwachen vor unser Zelt während der Nacht.



Der Sultan von Kiboscho (Kilima-Ndscharo). (S. 172.)

Am nächsten Morgen berief Sina die Wasoros (Häuptlinge) zum Rath. Sie erschienen gruppenweise im Kriegsschmucke, hohe Mützen aus Leopardenfell auf dem Kopfe; daran waren Geierfedern und Affenschwänze befestigt; um die Lenden trugen sie eine Ochsenhaut geschürzt; dazu Bein- und Armringe; am Gürtel hing Säbel und Streitkolben; die eine Hand trug einen großen Schild, die andere die Lanze, prächtig gearbeitet, nach Massaiart ganz aus Eisen. Viele haben Gewehre, ja sogar Schnellfeuerwaffen. Das alles zog an uns vorüber und verschwand hinter der Hecke.

Bald traten sie wieder vor in vier Scharen geordnet, wohl 1000 Mann. Herr v. Eltz und wir zählten nur etwa 40 Mann, und das waren nicht lauter Helden. Unser Karawanenführer z. B. meldete sich krank, als er diese Demonstrationen bemerkte. Herr v. Eltz ließ Sina fragen, was dieses Waffenspiel bedeute. „O nichts!“ lautete die Antwort, „meine Kinder müssen sich unterhalten.“

Eine nette Unterhaltung! Es war eine vollständige Truppenschau mit Manöver. Man mußte die Genauigkeit und das Ineinandergreifen der Bewegungen bewundern. Der Kriegsgesang war erschütternd. Sie sammelten sich zu Haufen, bildeten Glieder und Ketten und stellten die ganze Schlacht dar durch ihr Waffenschwingen und Singen. Zuerst entwickelt sich die Kette der Vorhut; schweigend, auf dem Rasen kriechend und sich verbergend schleichen sie auf den Feind zu. Plötzlich verkündet ein Geheul den Angriff; singend und mit geschwungenem Speer stürzen sie vor. Einzelne Kämpfer springen aus den Reihen und stoßen den Feind nieder. Dann sammeln sich die Scharen; im Takte, die Lanzen hebend und senkend, stimmen sie den Siegesgesang an. Ich habe noch nie ein solches Schauspiel gesehen; aber da wir nicht wußten, ob es ein bloßes Spiel sei, waren wir nicht ohne Aufregung und ließen heimlich im Zelte unsere Kisten zu einem Walle aufthürmen und Schießbedarf vertheilen.

Doch ging alles glücklich vorüber, und Sina entließ uns am folgenden Morgen ohne Kriegserklärung. Bis an den Umbo gab er uns Führer; von dort konnten wir Motschi in 4 Stunden erreichen. (Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Annam.

Apostol. Vicariat Nord-Cochinchina. Die verbannten annamitischen Prinzen. Einer der Missionäre, der hochw. Herr Guerlach, besuchte letzten März die beiden verbannten Prinzen in den Bergen von Quang-Nozai. Einige Zeilen aus seinem Berichte dürften unsern Lesern willkommen sein.

„Karfreitag, den 31. März. ... Ich sitze hier, von der Hitze halb geröstet auf dem Boden meiner kleinen Hütte und harre dem Morgen von Karsamstag entgegen. Nachdem ich die Bekenner des Glaubens in ihrem Gefängniß besucht hatte, wollte ich diesen Morgen nach Chia-Huu wieder abreisen, da ich noch einen weiten Weg vor mir habe. Aber wie konnte ich den Bitten der frommen Dulder widerstehen, die sehnsüchtig nach der heiligen Communion verlangen, die sie seit ihrem Eintritt ins Gefängniß entbehrt haben!

„Der ältere der beiden Prinzen ist sehr schwach, seine arme kranke Brust kann es nicht lang mehr aushalten. Er ist ganz abgezehrt und hustet viel. Vor zwei Tagen spendete ihm ein annamitischer Priester die letzte Oelung. Was er noch verlangt, ist die heilige Wegzehrung; er soll sie morgen empfangen. Ich kann Ihnen die Freude und Dankbarkeit der hochherzigen Bekenner gar nicht schildern, mit welcher sie mein Versprechen, die heilige Messe in ihrem Gefängniß zu lesen, aufnahmen. Glücklicherweise ist der Commandant des Gefängnisses ein wirklich braver, wohlgesinnter Mann. Er hat alle nothwendigen Maßregeln getroffen, daß niemand uns bei der heiligen Feier stören kann. . . .“

„Karsamstag, den 1. April. Es ist geschehen. Ich habe die heilige Messe im Gefängniß gelesen, wie ich gestern in Aussicht gestellt. Alles ging gut. Der arme Schwindsüchtige empfing die heilige Wegzehrung, die er verlangt. Ich glaube, er wird bald ausgelitten haben.... O welch eine heilige Messe! Ich werde sie mein Lebenlang nicht vergessen. Den Altar bildete ein kleines Tischchen, das knapp für den Kelch und das Meßbuch Raum bot. Ein Crucifix hing von den Gitterstäben der Gefängnißzelle herab. Dicht zu meinen Seiten hatte ich die beiden um ihres Glaubens willen verfolgten Prinzen, von denen der eine auf seinem elenden Lager röchelte. Bei der heiligen Wandlung und Communion zumal war ich aufs höchste ergriffen, und dann am Schluß, denken Sie sich, wie das Alleluja, Laudate Dominum und Magnificat der Karsamstagsmesse in diesem Gefängniß von Martyrern tönen mußte!... Mir kamen bei meiner Danksagung die hellen Thränen in die Augen, und ich bat Gott um die so außerordentliche Gnade des Martyriums. Aber freilich: ich bin nicht würdig. Bevor ich den Kerker verließ, segnete ich noch einmal die Bekenner, und auf meiner Reise waren mein Geist und Herz ganz voll von Gedanken an die Wunder der göttlichen Gnade.“

Man kann sich denken, wie sehr dieser Besuch die beiden Gefangenen erfreut und getröstet hat. Wir dürfen nicht vergessen, beizufügen, daß inzwischen auch der französische Oberresident in Huë sich der beiden Prinzen erinnert hat. Auf einer Reise in die Provinz von Quang-Ngai benutzte er die Gelegenheit, um die hohen Gefangenen zu besuchen und ihnen einige Worte des Trostes zu sagen. Zugleich versprach er, bei der annamitischen Regierung um einige Erleichterungen in ihrer Haft einzukommen. Der Regent Nguyên-Trong-Hiêp, dessen Haß die Prinzen so unbarmherzig verfolgt hatte, wagte auch nicht, die Vorstellungen des französischen Residenten abzuweisen, und so wurde denn Befehl gegeben, den beiden Gefangenen die schweren Ketten, die sie fast 10 Monate lang Tag und Nacht getragen hatten, abzunehmen.“

Aegypten.

Die Schwestern vom Guten Hirten in Port Saïd. Ueber den gegenwärtigen Stand dieser bereits 1863 mit Hilfe des F. v. Lesseps gegründeten Anstalt des Guten Hirten macht uns eine deutsche, aus Schwaben gebürtige Schwester, Maria Ignatius von Jesus, folgende Mittheilungen. Die Schwestern leiten jetzt nicht weniger als fünf verschiedene Anstalten: zunächst das Hospital der ägyptischen Regierung mit 100 Betten; dann die Anstalt für Büßerinnen, in welche verdorbene oder verirrte Mädchen unentgeltlich aufgenommen, auf bessere Wege gebracht, in ihren Religionspflichten und in häuslichen Arbeiten unterrichtet und an ein gutes, geregeltes Leben gewöhnt werden. Sie zählt im Augenblick 32 Mädchen. Dann kommt das Waisenhaus für elternlose oder verlassene Mädchen von 2—18 Jahren, die hier Unterricht und liebevolle Pflege finden. Es sind gegenwärtig 81. Weiterhin haben die Schwestern eine Erziehungsanstalt für Mädchen besserer Familien, die theils als Interne (12), theils als Externe (ca. 104) Elementarunterricht und Anleitung zu weiblichen Handarbeiten finden. Die in der Anstalt verfertigten Stickereien und sonstigen feinen Arbeiten sind auf der Pariser Weltausstellung mit der goldenen Medaille ausgezeichnet worden. Mit Vorliebe lassen die Damen der Stadt ihr Weißzeug u. dgl. bei den Schwestern verfertigen, was für diese eine kleine Einnahmsquelle bildet. Die Zahl der Zöglinge, welche bezahlen, schwankt zwischen 80—90. Endlich haben die Schwestern seit Februar 1884 auch noch Armenschulen ins Leben gerufen mit zwei Klassen: für die europäischen und für die arabischen Mädchen.

Das dringende Bedürfniß dieser Schulen veranlaßte die Schwestern, dieselben zu eröffnen, ehe sie hierfür ein geeignetes Local hatten. Ein Erdgeschoß, welches bis dahin den Büßerinnen als Wohnung diente, wurde provisorisch zu diesem Zwecke eingerichtet. Da aber die Zahl der Mädchen, die diese Armenschulen besuchen, sich auf nahezu 600 beläuft, sind die Locale durchaus ungenügend; so sind die Schwestern gezwungen, die neu anfragenden Waisen und Büßerinnen wegen Mangels an Platz abzuweisen, und trotz dieser für Klosterfrauen des Guten Hirten so herben Maßregel haben die Aerzte schon mehrmals erklärt, daß, sobald eine ansteckende Krankheit in der Stadt ausbrechen würde, was leider hier oft der Fall ist, alle Schulen geschlossen werden müßten, weil die Locale viel zu klein sind.

Doch hat sich bereits wieder eine Wohlthäterin gefunden. Eine reiche Dame aus Paris läßt gegenwärtig in Port Saïd einen geräumigen Neubau aufführen, der am Ende des Jahres den Schwestern zur Verfügung stehen wird. Die neue Anstalt wird nach den Absichten der Gründerin zunächst zwei Kinderschulen umfassen: eine für ganz arme Kinder, die in der Anstalt zugleich ihr Mittagessen erhalten, und eine zweite für Kinder besser gestellter Eltern, die einige Franken Schulgeld bezahlen können und so zum Unterhalte der armen Kinder beitragen. Eine dritte Abtheilung soll endlich als „Heim“ dienen für stellenlose Dienstmädchen, die hierzulande mehr noch als anderswo durch die Noth dem Laster in die Arme getrieben werden. Da die Gründerin die Gesamtkosten des Baues (200—300 000 Frcs.) tragen will,

so sind die guten Schwestern zwar aus ihrer Baunoth heraus; doch erwachsen ihnen aus der neuen großen Anstalt nicht bloß neue Sorgen, sondern auch bedeutende Lasten, indem die Zahl der Kinder, die etwas zahlen können, immer viel geringer sein wird, und die sonstigen Einnahmsquellen bei weitem nicht zureichen. Unsere schwäbische Schwester wendet sich daher vertrauensvoll an ihre deutschen, besonders süddeutschen Landsleute.

Von den 46 Schwestern, die unter sich die Arbeit in den verschiedenen Anstalten theilen, sind 8 Deutsche und 5 Oesterreicherinnen, außerdem 1 Engländerin, 7 Belgierinnen, 1 Französin, 4 Italienerinnen, 3 Holländerinnen, 1 aus Malta und 16 aus Syrien. Noch bunter ist die Völkertafel in den Anstalten und im Spital. Die Kinder und Büßerinnen vertheilen sich auf 14 verschiedene Nationalitäten und gehören 5 verschiedenen Religionen an. Unter den 1098 Kranken, die im Jahre 1892 im Spitale verpflegt wurden, waren 15 verschiedene europäische Nationen vertreten, selbst ein Lappländer fehlte nicht; die übrigen kamen aus verschiedenen Theilen Afrikas: aus Persien, Armenien und Indien.

Das gibt zugleich eine Idee von dem bunten Völkergewimmel, das hier am Eingang des berühmten Kanals sich zusammenfindet, und zugleich einen Beweis von dem weltumfassenden Charakter der christlichen Liebe, die durch die katholischen Ordensschwestern bis ans Ende der Welt ihren Duft und ihren lindernden Balsam ausströmt.

Abessinien.

Stand der Lazaristenmission. Der Bericht des Apostol. Vicars Msgr. Crouzet an Se. Eminenz den Präfecten der Propaganda gibt einen Ueberblick über den augenblicklichen Stand dieser wichtigen Mission. Vor allem liegt dem Bischof die Heranziehung eines tüchtigen einheimischen Clerus am Herzen (vgl. Jahrg. 1890, S. 154). Seit 1889 hat er bereits 18 seiner jungen Seminaristen die Hände aufgelegt. Allein die Zahl der Priester genügt noch lange nicht. Von allen Seiten kommen Anfragen, und manche Dörfer haben sich bereit erklärt, katholisch zu werden, sobald man ihnen statt ihrer abessinischen Geistlichen einen katholischen Priester geben wolle. Leider ist dies für den Augenblick unmöglich, und so gilt es, die Leute vorderhand in ihrer guten Stimmung zu erhalten. Die italienische Regierung gewährt gegenwärtig den Missionären und den Eingebornen eine Freiheit, die gegen die fanatische Unduldsamkeit des alten Regiments sich doppelt scharf abhebt. Besuchen wir nun zuerst die Missionsstationen an der Küste. Mittelpunkt derselben ist Massaua, die heiße ungesunde Hafenstadt auf einer kleinen wasserlosen Koralleninsel. Hier wirken zwei europäische Priester, der eine als Militär-Kaplan der italienischen Besatzungstruppen und als Pfarrer der europäischen Gemeinde, der andere bei den Schulkindern der Schwestern und, von einem einheimischen Priester unterstützt, unter den ziemlich zahlreichen abessinischen Katholiken der Insel. Das schreckliche Klima mit seiner sechsmonatlichen Ofenhitze machte den Posten recht schwierig. 6 km von Massaua liegt auf dem Festland das Dorf Emkullu (M'Kullo), das gleichfalls eine katholische Pfarrei mit einem kleinen Kirchlein besitzt.

Treten wir nun von Massaua aus den Weg nach dem westlich gelegenen Keren an, dem Mittelpunkt der Mission im Innern. Wir kommen durch öde Landstrecken, die großentheils von Nomadenstämmen bewohnt sind. Hier herrscht der Islam, und die katholische Mission hat den unfruchtbaren Boden bis jetzt noch nicht in Angriff genommen.

Auch in Keren entsprechen die Erfolge keineswegs der 20jährigen mühseligen Arbeit. Erst allmählich reifen die Früchte der Geduld. Die wichtigste Gründung in Keren ist das Priesterseminar, wo gegenwärtig 40 den verschiedenen Stämmen angehörige Jünglinge studiren. Sie machen von unten auf unter der Leitung der Patres einen Kurs in den einheimischen Sprachen, im Lateinischen und in der Theologie durch und werden gewöhnlich erst nach 6, 8 bis 10 Jahren Vorbereitung zu den heiligen Weihen zugelassen. Sie sind recht fromm und gut begabt. Neben dem Seminar befindet sich die Missionsdruckerei, die in einem Lande, in welchem man bislang bloß Manuscripte kannte, wichtige Dienste leistet. Bereits sind aus ihr eine Reihe von Werken hervorgegangen, wie die von Msgr. Jacobis, Bel und Touvier verfaßten Katechismen, eine Psalmenübersetzung, eine kleine Biblische Geschichte, Gebet- und Betrachtungsbücher, Controversschriften, eine Katechismuserklärung und ein äthiopisches Missale. Andere Werke, wie die Uebersetzung des tridentinischen Katechismus, sind in Vorbereitung. Die Pfarrei von Keren zählt etwa 600 Katholiken und wird von zwei eingebornen Priestern unter Mitwirkung der Professoren am Seminar und unter Leitung des Missionsobern besorgt. Dazu kommt der Militärgottesdienst für die 200 italienischen Soldaten des Forts.

Nordwestlich von Keren sind zwei kleine katholische Ortschaften: Groß- und Klein-Chinyara, die von einem Priester pastorirt werden. Achiala im Südosten besitzt gleichfalls ein kleines strohbedecktes Kirchlein. Gharreki (siehe Jahrg. 1892, S. 42) mit seinen 200 Katholiken dagegen erhielt vor kurzem eine hübsche Steinkirche, dank der von der Propaganda gewährten Unterstützung. Wesdamba mit 100 Katholiken hat seine von abessinischen Häuptlingen niedergebrannte Kirche wieder aufgebaut. Haddich-Addi, bis jetzt eine Feste der alten Irrlehre, hat sich nunmehr dem wahren Glauben ergeben. Saganeiti hat durch die Großmuth der Propaganda und des Gouverneurs der Kolonie eben eine prächtige Kirche erhalten.

Außerdem wohnen zahlreiche katholische Familien zerstreut übers Land hin und sind darum leider der religiösen Hilfe vielfach beraubt. Hoffentlich gelingt es, dieselben zu einer katholischen Dorfgemeinde zu vereinigen. Große Hoffnungen erweckt die Provinz Aghâmie, wo gegenwärtig 2 europäische Missionäre und 6 einheimische Priester arbeiten. Man sieht, es beginnt in Abessinien allmählich wieder zu tagen. Abessinien ist für die Evangelisirung von Afrika von außerordentlicher Bedeutung[1]. Einmal dem wahren Glauben wieder gewonnen, würden von dem schönen Bergland aus die Ströme des Lebens sich weit über die innerafrikanischen Nachbarländer ergießen.

Madagascar.

Apost. Vicariat von Madagascar. Verwüstungen durch Cyklonen und Ueberschwemmungen. Wie letztes Jahr die Insel Mauritius und die Fidschiinseln, so ist anfangs dieses Jahres auch Madagascar von einem furchtbaren Cyklon heimgesucht worden. Oft genug setzt diese unheimliche Naturgewalt die Küste der großen ostafrikanischen Insel in Schrecken, während sie das centrale Bergland von Imerina, wo Tananariva, die Hauptstadt der Hovas, aufragt, nur selten bedroht. Um so unerwarteter kam die Katastrophe in der Schreckensnacht vom 28. auf den 29. Januar.

[1] Vgl. das treffliche Buch: „Abessinien." Aus dem Nachlaß von E. F. A. Münzenberger, herausgegeben von Jos. Spillmann S. J. Freiburg, Herder, 1892.

Während des ganzen tobenden Verlaufs der entsetzlichen Naturerscheinung stand Fr. Coula S. J., der Unterdirector des Kgl. Observatoriums von Tananariva, mit der unverwüstlichen Ruhe eines wissenschaftlichen Forschers an seinen Instrumenten, um Stunde für Stunde die seltsam wilden Bewegungen und rasenden Wuthausbrüche des Luftungeheuers zu beobachten. Statt seines nur für Meteorologen interessanten Berichtes wollen wir unsern Lesern lieber die traurigen Verheerungen mittheilen, welche die herrlich blühende Mission so schwer getroffen haben.

Am 21. Februar folgte dem ersten Cyklon ein zweiter, mit dem an mehreren Orten gewaltige Ueberschwemmungen verbunden waren. So namentlich in der Nähe der Hauptstadt Tananariva, die auf einem 200 m hohen Granitberge thront und in eine weite, vom Ikopa durchströmte und mit fruchtbaren Reisfeldern durchsetzte Ebene blickt. Der mit dem Cyklon niederstürzende Sündfluthregen schwellte die Flußwasser plötzlich zu solcher Höhe, daß sie, die Dämme durchbrechend, sich tosend über das flache Land ergossen und dasselbe im Nu in eine wogende See verwandelten. Trotz der Hilfe, die von Tananariva und andern erhöhten Ortschaften aus in Pirogen den Thalbewohnern gebracht wurde, fielen Tausende der erbarmungslosen Fluth zum Opfer. Ganze Dörfer wurden samt ihren Bewohnern fast spurlos weggeschwemmt. Allein in der Provinz Betileo liegen 17 katholische Missionskirchen und eine noch größere Zahl Schulen in Ruinen. Auch Imerinhoarivo in der Provinz Imerina hat seine schöne, eben mit großen Kosten fertiggestellte Kirche zu betrauern. Desgleichen sind die Kirchen und Kapellen von Montasoa, Soanarivo, Jaramalaza nichts als wirre Trümmerhaufen. Außerdem wurden



Ein Gehöfte in Matschame am Kilima-Ndscharo. (S. 171.)

die Kathedrale und das Wohnhaus der Missionäre in Tananariva und eine große Anzahl Schulen und anderer zur Mission gehörigen Bauten hart mitgenommen.

Aehnliche Nachrichten trafen aus der Küstenprovinz Tamatawe ein. In Mahanoro sind die Anstalten der Mission wie verschwunden, in der Stadt Tamatawe die Schule der Eingebornen, die Hangards und das Landhaus zerstört u. s. w. Die Noth und das Elend der Bevölkerung in den ersten Monaten nach der Katastrophe war entsetzlich. „O ihr," so schließt P. Paul Camboué S. J. seinen Bericht, „die Gott zu Werkzeugen seiner Barmherzigkeit und Güte gemacht hat, indem er euch Ueberfluß verlieh, o gewährt ein Unterkommen eurem obdachlosen Bruder, gebt den verlassenen Kindern wieder eine Schule und dem Heiland ein wenigstens bescheidenes Dach, damit ihr aus seinem Munde einst die trostreichen Worte vernehmet: ‚Ich war obdachlos, und ihr habt mich beherbergt.'"

Südafrika.

Apost. Präfectur des Ober-Zambesi. Maschonaland. Unsere Leser werden sich noch der Berichte des P. Hartmann S. J. erinnern (Jahrg. 1892, S. 118 ff.), der 1889 die englischen Pioniere auf ihrem ersten Zug nach Maschonaland als Feldgeistlicher begleitete. Wir haben ihn damals im Lande Matokos, etwa 100 Meilen nordöstlich von Fort Salisbury, gelassen.

Nun erzählt uns der Apost. Präfect P. Kerr S. J., wie er dem einsamen Pater vor Einbruch der gefährlichen Regenzeit zum Entsatz gekommen. In Begleitung des jungen Afrikaners Van Riet, dem Helden des 40tägigen Fastens (vgl. Jahrg. 1892,

S. 45, wo das betreffende Abenteuer erzählt wird), machte sich der Apost. Präfect in einem schottischen Wagen und mit einem Gespann von 8 Ochsen auf den Weg. Derselbe führte meist durch Morast. Nach 8 Tagen erreichten sie den ersten Matokokraal. Hier änderte sich die Gegend. Granitene Hügelkuppen gaben ihr ihren Charakter. Etwa 20 Meilen vom Bismarcksberg traf man den Missionär. Er wohnte in einer elenden Hütte von wenigen Kubikfuß Raum, die er bei seiner Ankunft in der Regenzeit rasch errichtet hatte. Er war jetzt gerade am Bau einer neuen hübschen viereckigen Blockhütte. Als einem Lehrling in dieser Arbeit, kostete sie ihn genug Schweiß und Mühe. Doch gab sie ihm Beschäftigung und zog die Eingeborenen in seine Nähe. Zwar konnte er bei der ungünstigen Stimmung des Häuptlings im Augenblick unter denselben wenig wirken. Wie sehr es ihm aber gelungen war, das Zutrauen und die Freundschaft des Völkleins zu gewinnen, zeigte sich beim Abschied. P. Hartmann war nämlich wegen seiner Sprachkenntniß in den Hauptstationen der Mission für den Augenblick nicht zu entbehren; auch durfte man ihn nicht allein und mittellos, wie er war, über die Regenzeit zurücklassen. Meilenweit gaben Männer, Frauen und Kinder dem scheidenden Missionär das Geleite, so daß er bei seiner Wiederkehr auf einen herzlichen Empfang rechnen darf. Das Häuslein und der kleine Besitzstand wurden der Hut eines Induna anvertraut. In Eilmärschen ging es nun nach Fort Salisbury zurück. Da aber die Füße der Ochsen auf dem schlechten Wege und den harten verdorrten Grasstoppeln stark mitgenommen wurden, mußte man die Eile mäßigen. P. Kerr reiste mit van Riet voraus; die andern folgten langsam nach. Wiederholt wurden die beiden Missionäre auf der Fahrt daran erinnert, daß sie sich im Lande der Löwen befanden. Während der Nacht hörte man ihr Brüllen, und manchmal folgten sie dem Wagen in unheimlicher Nähe, so daß der Ochsentreiber beim Ausspannen und beim Aufschlagen des Wagenkraals die geladene Flinte nicht aus der Hand ließ. Fast jedermann hat hier eine Löwengeschichte zu erzählen. Wenn hungrig, werden die Bestien kühn und gefährlich und holen sich ihr Opfer oft mitten aus dem Lager heraus.



Die Leibwache in Kiboscho. (S. 173.)

Bei der Rückkehr fand man reges Leben auf der Missionsfarm. P. Richartz mit den Brüdern Book, Lindner, Meyer waren eifrig am Bauen; Bruder Biermann kochte so gut es ging unter allerlei Hindernissen; Bruder Löffler pflanzte die mitgebrachten Bäumchen, und P. Boos theilte seine Zeit zwischen seelsorglichen Arbeiten im nahen Salisbury und zwischen eifrig betriebener Landwirthschaft. Wie wichtig diese für die Missionsstation ist, läßt sich aus folgenden Marktpreisen schließen, die P. Boos in einem Briefe mittheilt.

1 Flasche Milch kostete 6 Pence (50 Pfennig), 1 Pfund Butter 5—6 Shilling (1 Shilling = 1 Mark), ein Dutzend Eier denselben Preis, 1 Pfund Kartoffeln 4—6 Pence, 1 Kappuskopf 1 Shilling 8 Pence, ebensoviel eine Stearinkerze. Ein Ochsentreiber verlangt monatlich 2—5 Pfd. Sterling (40—100 Mark) Lohn, ein Kuli für den Hausdienst sogar 8 Pfd. Sterling. Das Leben in Salisbury ist daher vorderhand noch sehr theuer. Eine weitere Schwierigkeit bietet das Klima, obschon es hier Gott sei Dank viel gesünder ist als im Sambesi-Flußthal. Doch muß

jeder die Feuerprobe des Fiebers bestehen. Gewöhnlich bringt der Uebergang vom Tiefland in das höher gelegene „Veldt" einen Anfall mit sich. Ein Regierungscommissär, der am Matsoeflusse, bloß etwa 25 Meilen von der Stadt weg und nur etwa 100 m tiefer wohnt, versicherte P. Kerr, daß er bei jedem Besuche in Salisbury das Fieber bekomme.

Da die englische Regierung den Kauf armer verlassener Kinder zum Zweck der Erziehung als eine Beförderung des Sklavenhandels verpönt, so ist den Missionären diese so leichte und sichere Art der Christianisirung, die sich anderswo so trefflich bewährt hat, verwehrt. Die Gründung von Schulen wird sie ersetzen müssen.

Mission am portugiesischen Unter-Sambesi. Die Station vom hl. Peter Claver in Nicico. Erziehung der kleinen Neger. Einem weitern Bericht des unermüdlichen P. Czimermann S. J. entnehmen wir folgendes:

„Die neue St. Claver-Station ist bereits so weit eingerichtet, daß ich meine mehrfältige Missionsthätigkeit beginnen und namentlich das Waisenhaus und die Schule bereits eröffnen konnte.

Ich habe, wie ich bereits mittheilte, meine Missionsthätigkeit damit begonnen, daß ich die um die Mission herum wohnenden Nicico-Neger zum öffentlichen, sonntäglichen Gottesdienst einlud, wobei ich ihnen dann unsere Glaubenswahrheiten erkläre und sie allmählich unterrichte. Vorläufig muß ich mich damit begnügen, ihnen recht eindringlich zu erklären und einzuschärfen, daß nicht nur die Weißen (Muzungos), sondern auch die Schwarzen Kinder Gottes seien, daß auch sie den lieben Gott als ihren Schöpfer und himmlischen Vater erkennen, lieben und ihm dienen sollen. Es muß ihnen sehr häufig und eindringlich die Heiligkeit der Kapelle, wo der liebe Gott thront, erklärt und eingeprägt werden, da die armen, verwilderten Heidenneger von allem dem keinen oder doch keinen richtigen Begriff haben. Ihr laxer Geistercult verlangt keinen Anstand, und mit etwas Mehl, cima (Mehlbrei) oder pombo (Kafferbier) können sie nach ihrem falschen, abergläubischen Begriffe leicht sich die Gunst und Hilfe ihrer Geister verschaffen. Vom Gebete, Knien, Händefalten oder selbst anständigen Sitzen in der Kapelle haben die hiesigen verwilderten Neger keinen Begriff und müssen daran gewöhnt werden. Hierin geben ihnen bereits unsere 40 schwarzen Zöglinge des Waisenhauses und der Schule ein schönes Beispiel, da diese nicht allein während der ganzen heiligen Messe recht erbaulich, mit stets gefalteten Händen knien, sondern zugleich auch recht andächtig den Rosenkranz beten, das Salve Regina, das Omni die und ein Herz-Jesu-Lied bereits ziemlich gut und begeistert in ihrer Muttersprache singen. Die kleinen Negerknaben, unter denen einige noch sehr jung sind, sind recht brav und folgsam. Sie schreien beim Singen und Beten aus Leibeskräften und zeigen besonders in der Schule eine Geduld und Ausdauer, wie sie nur dem Neger eigen ist. Da sie von allem dem, was sie in der Schule sehen, hören und einlernen sollen, auch nicht den geringsten Begriff und gar keine Vorkenntniß haben, so muß ein und dasselbe Stunden, Tage und Wochen lang wiederholt und eingeschärft werden, bis es endlich haften bleibt. Es gibt freilich auch hierin viele rühmliche Ausnahmen, und mancher kleine Negerknabe ist sehr geweckt; doch eine Negerschule ist sehr schwer mit einer europäischen Kinderschule zu vergleichen, wo des viel begabtern weißen Kindes erster Lehrer seine Mutter ist. Besondere Neigung und Talent zeigen die Neger im allgemeinen für den Gesang, da sie sich sehr leicht verschiedene Melodien merken und aneignen, obgleich ihre Stimme und ihr Nasenorgan nicht eben zu den schönsten gehören. Gleich wie die Geduld, so ist auch die Genügsamkeit der Negerknaben überaus groß und für die Mission von Vortheil. Es wäre in der hiesigen, entfernt gelegenen verwilderten Gegend, wo wir noch ganz neu sind und nichts besitzen, besonders in der jetzigen Zeit, wo nach der Aussaat unter den Negern nicht mehr ein Körnlein Kafferkorn oder sonstige Nahrung zu bekommen ist, sehr schwierig, 40 und noch mehr Negerkinder zu kleiden und täglich zweimal zu sättigen; aber die erstaunliche Genügsamkeit der Neger ermöglicht dies. Ein wenig cima (Mehlbrei) mittags und abends und dazu ein Stückchen getrocknetes Fleisch oder Fisch genügt ihnen vollkommen Tag für Tag und ihr ganzes Leben lang, und sie wünschen nichts anderes, da sie nichts Besseres kennen als ihre cima und kysan (Fischbrühe). Da wir gegenwärtig hier in Nicico bereits 40 kleine Negerknaben und einige erwachsene Neger täglich ernähren müssen, dabei aber einen ziemlich geringen Vorrath von Kafferkorn haben, so fällt auch die Portion des Mehlbreies für die Einzelnen nicht immer hinreichend groß aus; doch die kleinen Schwarzen murren nicht und zeigen keine Unzufriedenheit. Sie helfen sich, indem sie recht viel Wasser trinken und nebenbei auf Spatzen, Ratten und andere für sie genießbare Thiere Jagd machen und mancherlei Waldfrüchte und Kräuter gekocht und roh verzehren. Am größten ist ihre Anspruchslosigkeit betreffs der Kleidung. Im freien, verwilderten Zustande ziehen sie ihr schwarzes Naturkleid sehr leicht jeder andern Bekleidung vor, auf die sie keinen Werth legen, es sei denn, daß sie leicht zu grellen, buntfärbigen Tüchern und Lappen gelangen können, womit sie ihre Lenden umbinden und worin sie sich selbst als große Herren vorkommen. Unsere schwarzen Zöglinge tragen als Kleidung und Uniform einen guo (Lendenbinde) von einfacher Baumwollleinwand, und für Kirche, Schule und Sonntage ein Röckchen, ebenfalls aus Leinwand oder aus farbigem Zeuge, wie ich es eben erhalten kann. Ich habe bis jetzt in Zumbo und in der hiesigen Umgebung, wo es Monate weit und breit keinen zweiten Missionär gibt, bereits über 100 Neger getauft."

Westafrika.

Apost. Präfectur Dahomey. Zur augenblicklichen Lage. Feuersbrunst in Weida. Wir haben kürzlich die wichtige Wendung berichtet, welche die Dinge in Dahomey genommen. Der geschlagene König Behanzin hatte bei den Mahisstämmen nördlich von Dahomey ein Unterkommen gesucht. Diese aber haben durch Boten General Dodds dazu aufgefordert, den gefährlichen Gast von sich abgeschüttelt, und der gedemüthigte Wütherich ist mit bloß noch etwa 100 Schwarzen im Gefolge nach dem Norden von Agony gezogen. Ob es ihm gelingen wird, wieder eine schlagfertige Macht an sich zu ziehen, ist abzuwarten, scheint aber nicht wahrscheinlich. General Dodds soll den Abgeordneten des Königs erklärt haben, daß, wenn Behanzin seine Unterwerfung erklären wolle, sein Leben geschont werde. Behanzin verlangte hierauf, in Weida (Whydah) seine Residenz nehmen zu dürfen, eine Bedingung, auf welche der General nicht einging.

Inzwischen hat Dodds seinen Sieg möglichst auszunutzen und der französischen Macht in Dahomey eine feste Stellung zu gewinnen gesucht. In Abo, Weida, Aorekete und Godomey sind Zollstationen errichtet oder wieder hergestellt. Die Einwohnerschaft begrüßt den Wechsel freudig, da sie sich einen neuen Aufschwung in Handel und Gewerbe verspricht. Auch die Häuptlinge des Südens, die sich nach Allada zurückgezogen, haben sich unterworfen.

Die Missionäre haben ihr Werk mit neuem Muth und Vertrauen aufgenommen und sind in die zum Theil in Trümmer liegende Mission von Weida wieder eingezogen. Die Schulen und Werkstätten für die Knaben wurden aufs neue in stand gesetzt, und das stark beschädigte Haus der Schwestern wurde wieder wohnbar gemacht. Eben war alles im besten Gang, als ganz unerwartet ein neuer Schlag die Mission traf. Am 9. März abends kam ein kleines Mädchen zur Residenz der Missionäre gelaufen mit der Kunde: „Schnell, Pater, das Haus der Schwestern brennt!" Das Feuer war in einer Negerhütte ausgebrochen, und der starke Wind hatte die Flammen gerade auf das Dach des nahen Klösterchens getrieben. Rasch suchte man wenigstens noch etwas zu retten, und es gelang, die Reisekoffer, das Linnen und den Schmuck des kleinen Oratoriums, das erst am Morgen desselben Tages von den Schwestern wieder neu hergerichtet worden war, den Flammen zu entreißen. Aber bereits hatten dieselben das Strohdach der Missionskirche ergriffen; doch wurde das Allerheiligste und der größte Theil der Kirchengeräthe und heiligen Gewänder glücklich gerettet. Das Nothsignal der Glocke im Regierungscommissariat hatte sofort Soldaten und Offiziere zur Brandstätte gerufen, und General Dodds leitete persönlich das Rettungswerk. Nur dieser energischen Hilfe war es zu verdanken, daß das Haus der Missionäre, an dem die Flammen bereits hinaufleckten, verschont blieb. Aber Kirche und Schulen lagen in Asche, und die Schwestern waren wieder obdachlos. Es war ein harter Schlag, und wenn das Maß der Leiden einer Mission die Grundlage späterer Erfolge ist, dann hat die Mission von Dahomey gewiß die besten Aussichten. General Dodds eröffnete sofort persönlich eine milde Sammlung für die Schwestern, und die christliche Liebe in Europa wird, so Gott will, das übrige thun.

Nordamerika.

Nord-Dakota. Ein Brief indianischer Benediktinerinnen. Das englische Beiblatt des „Eyanpaha", einer von P. Jerome Hunt O. S. B. gegründeten und in Fort Totten, Devil's Lake Agency erscheinenden Zeitung in der Dakotasprache, brachte im Laufe d. J. folgendes Schreiben der indianischen Nonnen von der Mission des heiligsten Herzens in Fort Berthold. Es ist an den genannten P. Jerome, den hochverdienten Indianermissionär, gerichtet und lautet wie folgt:

„. . . Hier ist denn also jetzt ein Kloster indianischer Benediktinerinnen genau auf dem ‚alten Kriegspfad', den ‚schwarzen blutigen Gründen', wo die Dakotas, Palanis, Hewaktotes und Mawatamis so oft in wilden Kämpfen sich fanden, und die Schwestern, deren Gebete und Hymnen das Kriegsgeheul der feindlichen Stämme verstummen machte, sind die Kinder eben jener wilden Krieger; es sind dieselben kleinen Mädchen, die du vor Jahren gesehen. Damals lernten sie noch in der Kinderschule die ersten englischen Wörter und trugen im Lager der Rothhäute noch die Farben und Abzeichen ihres Stammes und die Bemalung und die Adlerfedern der indianischen Hunkas. Du kanntest damals die meisten von ihnen, vielleicht alle; allein du wirst bei einem Besuche unseres Klösterchens, der hoffentlich nicht so lange mehr anstehen wird, in unserer würdigen Generaloberin, Mutter M. Katharina, wohl schwerlich die kleine Ptesanwanyakapiwin wieder erkennen, die du damals bei den Hunkpapas gesehen, oder in unserer hochgewachsenen Subpriorin, der ehrw. Mutter M. Liguori, die kleine Tasagyesnawin, die du bei den Ihanktonwannas kennen lerntest; noch wirst du ahnen, daß unter dem hohen Kreuz mit der lateinischen Inschrift im Grabe unserer ersten Subpriorin, Mutter M. Theresia, die sterblichen Ueberreste der kleinen Cangles-Kawin ruhen, die du so gut in ihrer frühen Jugend kanntest. Von Anfang unserer Berufung an stellten sich uns Hindernisse aller Art entgegen; Gott hat sie alle besiegt. Unser Geistl. Director Vater Craft wurde in der großen Schlacht bei Pine-Ridge gefährlich verwundet. Wir bedurften aber seiner Hilfe und baten darum Gott, ihn uns wiederzuschenken, und Gott hörte uns. Wir besaßen nicht die geringsten Mittel, ein Klösterchen zu gründen; allein wieder half Gott. Er redete durch unsern Vater Craft und unsern hochw. Bischof Shanley unsern Freunden im Osten ans Herz, und sie brachten die nothwendigen Kosten auf. Alles war überrascht, daß unser Vorhaben Erfolg hatte. Wir selbst waren gar nicht überrascht. Gott hatte uns ja seine Hilfe versprochen dadurch, daß er uns den Beruf gab, und Gott bleibt seinen Versprechungen immer treu, wenn wir unsererseits unsere Pflicht thun.

„Unser guter Bischof Shanley kam letzten October uns besuchen. Er hatte große Freude an unserer Communität und meinte, wir seien doch eigentlich die einzig echt amerikanische Ordensgenossenschaft, und wir könnten gewiß sein, daß Gott durch uns ein großes Werk an unserem Volke thun werde. Gottes Hilfe in der Vergangenheit versichert uns seines Beistandes auch in der Zukunft.

„Am 8. December machten unsere Novizen ihre Profeß, und wir erwählten den Vorstand der Genossenschaft. Kürzlich lasen wir eine Schrift, in welcher der Verfasser die Indianer und die Neger der Vereinigten Staaten miteinander vergleicht und sagt, drei Dinge bezeugten die der Negerrasse innewohnende Civilisationsbefähigung: erstens ihr Verlangen, zu lernen, zweitens ihre starken religiösen Gefühle, und drittens ihr Trieb, die besten Beispiele nachzuahmen.... Er fährt dann fort: ‚Dagegen scheint mir der rothe Mann keines dieser drei Probezeichen zu offenbaren; darum wird, so folgere ich, die Negerrasse steigen mit der gewaltig schwellenden Fluth der Civilisation, während der Indianer alle Aussichten hat, von ihr hinweggefegt zu werden....'"

Dem gegenüber treten nun die indianischen Schwestern in dem folgenden Theil des Briefes feurig und mit Geschick als Sachwalterinnen ihrer Rasse auf, indem sie den Nachweis führen, daß der rothe Mann jene drei Eigenschaften, besonders den religiösen Zug, in vielleicht noch höherem Grade besitze, und daß sie ihm eine große Zukunft sichern werden, falls er drei weitere Bedingungen erfüllt. Erstens müsse er das Träumen über vergangene Tage aufgeben, die nun doch einmal unwiederbringlich dahin seien, und statt dessen nach vorwärts ausblicken; zweitens müsse er ein guter Katholik und drittens ein guter amerikanischer Bürger werden. Dann weisen die Schwestern ihre Landsleute hin auf den weißen Mann. An Hochherzigkeit und Muth stehe der rothe Mann hinter ihm nicht zurück; aber das Geheimniß des größern Erfolges sei die Ausdauer und Beharrlichkeit. Der Brief schließt mit einem begeisterten Aufruf zum Gottvertrauen. Der beste Beweis, was aus dem Indianer unter dem Einfluß des katholischen Glaubens werden kann, ist der Brief der Schwestern selber, obgleich wir leider seine sanguinischen Hoffnungen nicht ganz theilen können. Möge Gott sie wenigstens theilweise erfüllen!

Miscellen.

Schöpfungsbericht der Indianer in Britisch-Columbien. Es war lange Zeit Nacht gewesen. Da sprach Napi, der Alte: „Es werde Tag!" und es wurde Tag. Napi machte die Sonne und hieß sie von Ost nach Westen laufen. Jede Nacht sinkt sie in die Erde hinein und steigt jeden Morgen wieder daraus empor. Napi ist im Winter immer sehr alt, wird aber mit jedem Frühling wieder jung. Er hat das ganze Felsengebirge durchwandert, und noch finden sich auf den Bergen überall die Spuren seiner Anwesenheit.

Und Napi sprach: „Wir wollen zwei Geschlechter sein." Er nahm also die unterste Rippe seiner rechten Seite und sprach: „Es soll eine Frau sein", und er ließ die Rippe fahren und schaute hin, und er sah eine Frau. Dann nahm er eine Rippe von der linken Seite und sprach: „Es soll ein Knabe sein", und es ward ein Knabe. Napi machte auch eine Anzahl Männer aus Erde. Darauf gingen Napi und die Männer nach der einen, und die Frau nach der andern Seite. Und die Frau machte Frauen aus Erde, gerade wie Napi Männer gemacht hatte.

Die Männer aber erhielten ihre Wohnplätze in einem bestimmten Bezirke, den sie nicht überschreiten durften. Hier jagten sie den Büffel und hatten Ueberfluß an Fleisch. Eines Tages ging Napi fort auf eine große Reise. Da kam er an den Ort, wo die Frauen sich befanden, und jene erste, die er aus seiner Rippe gemacht hatte, war Häuptling. Es waren aber weder Männer noch Knaben unter ihnen, und es standen viele Zelte da. Napi war allein. Er sagte zu den Frauen: „Ich komme von den Männern." Da erwiderte ihm die Frau, die Häuptling war: „Geh heim und bring uns deine Männer; stelle sie alle oben auf die Spitze dieses Felsgrates; dann sollen meine Frauen alle der Reihe nach einzeln hinaufgehen und sich einen Mann auswählen." Als die Männer alle oben standen, kam zuerst die Führerin herauf und legte ihre Hand auf Napi, um ihn zu nehmen. Napi aber entzog sich ihr. Das Häuptling-Weib hatte nämlich eine alte zerrissene Decke übergeworfen und alle Farben von ihrem Gesicht gewischt und war ganz ohne Schmuck gekommen. Napi hatte kein Gefallen an ihrem Erscheinen und wies ihre Bewerbung zurück; denn er wußte nicht, daß sie das Häuptlings-Weib war. Sie kehrte darauf zu den Frauen zurück und sagte, indem sie auf Napi hindeutete: „Diesen da soll keine von euch nehmen." Sie zog dann ihr bestes Gewand an, bemalte ihr Gesicht mit Farben, legte ihren Schmuck an und ging und wählte sich einen andern Mann. Alle übrigen Frauen thaten desgleichen. So erhielten alle Männer Frauen, nur Napi erhielt keine. Und das Häuptlings-Weib rief mit lauter Stimme: „Laßt ihn hier allein stehen wie einen Fichtenbaum." Da begann Napi mit seiner Ferse den Felsengrad abzubröckeln, bis nur noch sehr wenig davon übrig blieb. Jetzt rief die Frau: „Werde ein Fichtenbaum!" Und heute noch steht der Fichtenbaum an der Stelle. Napis Fleisch ist im Baumstamm drin, sein Geist aber wandert über die Erde.

Der Knabe, der aus der linken Rippe Napis gemacht worden war, wurde krank. Da nahm die Frau einen Stein und warf ihn ins Wasser mit den Worten: „So der Stein schwimmt, wird der Knabe leben." Allein der Stein sank in die Tiefe, und der Knabe starb; und so sterben jetzt alle Leute. Wäre der Stein geschwommen, so würden alle Leute am Leben bleiben.

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat Juni eingegangenen Gaben.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
Von A. S. in M.	50.—
Von A. L. in Bamberg	7.—
„Zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu" von Baronin M. B.	41.45
Von S. Doelwirth, Pfarrer in Ilendorf, N.-Oest.	4.98
Durch Rev. B. J. Schnette in Niles Centre, Ill.	41.—
Papalino	5.—
Aus Straßburg i. E.: „Adveniat regnum tuum"	20.—
Von Bernh. Schalinski in Weißenhöhe	4.—
Für nothleidende Missionspriester zur Persolvirung von heil. Messen:	
Von Geistl. Rath Kiechner in Scheßlitz	200.—
Von A. Niederle, Pfarrer in Fronhofen	74.—
M. M. W. F.	10.80
Von M. E., Bocholt	150.—
Von Brezel in Heimertingen	111.50
Von P. B. Greiner in Obermonschone (Rußland)	32.10
Von H. Ep. in Sch. bei Essen	25.20
Von Expositus Huber, Oberpöring	50.—
Von Ungenannt	17.—
„Zukomme uns dein Reich"	2.—
Von Ungenannt aus Egg	32.—
Papalino	3.—
Von Geistl. Rath Hoffmann in Altzülz	100.—
Von H. J. Leuchter, Vicar in Stoppenberg	30.—
Für die Missionen in China u. Japan:	
Von Frau E. in Wien	16.53
Von Fräulein Br. in Köln	320.—
Von Dr. Krystufek, Decan d. k. k. böhm. theol. Facultät in Prag	16.60
Für die Missionen in Palästina:	
Von Dr. Krystufek, Decan d. k. k. böhm. theol. Facultät in Prag	8.28
Von Ungenannt	15.—
Für die Missionen in Afrika:	
Durch Pfarrer K. in G. von † Afra	100.—
Von Ungenannt	4.—
Aus Kirchrath (für die Peter-Claver-Mission)	3.—
Von Ungenannt	4.—
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):	
„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae"	20.—
Von Rev. N. Moes, Limpertsberg	20.—
Von Wittwe Louise Dialer in Innsbruck	40.—
Für die Hungernden in Algier:	
Von N. N.	4.30
Für die Aussätzigen auf Molokai:	
Durch Rev. B. J. Schnette in Niles Centre, Ill.	16.10
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von Rev. N. Moes, Limpertsberg	10.—
Durch die Administration der „Hlas" in Brünn	5.96
Von Karl Bentel in Cleveland, O.	14.35
Von John Seifert in Cleveland, O.	1.—
Durch Rev. B. J. Schnette in Niles Centre, Ill.	61.50
„Zukomme uns dein Reich"	3.—
Von Jos. Opatovsky, Kaplan in Ceene	4.98
„Zu Ehren Mariä, Zuflucht der Sünder"	62.70
Von Katharina Kaiser in Distelhausen	—.20
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Durch Rev. B. J. Schnette in Niles Centre, Ill.	61.50
Von Pfarrer Weber in Stockstadt am Main	50.—
Für den Bonifacius-Verein:	
Von Ungenannt aus Egg	20.40
Aus D. in Bayern, zum Troste für † Priester Joseph	200.—
Papalino	4.50
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Von P. J. Kruschinsky, Prof. in Saratow, Rußl.	4.28
Von Ungenannt	2.80
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Papalino	7.50
Von G. Loeck, emerit. Lehrer in Zülz	16.80
Pro Papa:	
„O Unbefleckte Empfängniß! bitte für den heiligen Vater und die ganze katholische Kirche"	15.—
Von Ungenannt	3.—
Papalino	6.—
Für verschiedene Zwecke:	
Von Ungenannt	3.—
Von Pfarrer Stein in Siggen (für Lorela)	100.—
Von demselben (für Rensselaer, Indien)	60.—
Von Ungenannt	1.—
Von Ungenannt	40.—
Durch Vicar Seiler in Neusatz	35.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: B. Herder, Verlag, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Josef Kralt, Wien.
Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionsschluß und Ausgabe: 15. Juli 1893.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 9. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, 2—3 Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Jahr 4 Mark = fl. 2.40 ö. W., unter Kreuzband fl. 2.52 ö. W. September 1893.

Der selige Rudolf Aquaviva und seine Genossen aus der Gesellschaft Jesu, die Blutzeugen von Salsette.

(Zur Seligsprechung.)



Wie der erlauchte Orden des hl. Dominicus durch die Seligsprechung der fünf Martyrer von China seinem reichen Kronschatz von Seligen und Heiligen vor kurzem fünf neue Edelsteine beigefügt, so sah um dieselbe Zeit auch die Gesellschaft Jesu fünf ihrer Söhne mit der Martyrerpalme geschmückt auf die Altäre erhoben. Der Schauplatz ihres Kampfes und ihres Sieges liegt in dem Lande, das den hl. Franz Xaver als seinen größten Apostel verehrt, und wo seither Hunderte seiner Brüder in seine Fußstapfen traten, um das Werk, das er begonnen, fortzuführen.

Hauptsitz der alten Portugiesenherrschaft in Indien war Goa, vornehm hingelagert an einer kleinen Meeresbucht der Kanaraküste. 200 000 Einwohner wohnten hier zur Zeit seines Glanzes, und zahlreiche Kuppeln und Zinnen von Kirchen und Klöstern verschiedener Orden, eine schöner als die andere, glänzten damals in den Strahlen der goldenen Tropensonne. Hier war auch der Mittelpunkt der alten Jesuitenmission. Hier stand das herrliche, durch die königliche Freigebigkeit Johanns III. von Portugal fundirte Colleg und Noviziatshaus vom hl. Paul; hier das vom hl. Franz Xaver gegründete Seminar für indische Knaben, aus dem zahlreiche einheimische Priester hervorgegangen; hier das vom hl. Ignatius angeregte Katechumenenhaus, das von P. Paul von Camerino errichtete große Spital und andere der Erziehung und Liebesthätigkeit geweihte Anstalten.

Von Goa breitete das Christenthum sich allmählich über die übrigen Besitzungen der Krone Portugals aus, und aus seinem Hafen segelten jährlich zahlreiche Missionäre weiter südwärts in die Missionen von Malabar, Cochin, Cap Comorin, Manaar, Ceylon u. s. w., und weiter ostwärts nach den Molukken, Japan und China. Mit der Ausdehnung des Missionsfeldes wuchs auch ständig die Zahl der Arbeiter. Begeistert boten sich jährlich eine Reihe junger Kräfte an, um die im glühend heißen Tropenland entstandenen Lücken wieder auszufüllen.

Es war am 13. September 1578, am Feste Kreuz-Erhöhung, als in Goa von neuem eine portugiesische Flotille landete, die 14 Jesuiten an Bord mit sich führte. Unter ihnen befanden sich namentlich zwei, die in der Missionsgeschichte berühmt geworden, P. Matthias Ricci, der Gründer der Jesuitenmission in China, und P. Rudolf Aquaviva, Führer der kleinen Martyrerschar, deren Andenken diese Zeilen gewidmet sind.

Aus der erlauchten Familie der Herzöge von Atri in Neapel stammend und Neffe des P. Claudius Aquaviva, eines der größten Generäle der Gesellschaft Jesu, trat Rudolf, seit frühester Jugend in seltener Weise mit Gnaden überhäuft, am 2. April 1568, erst

17 Jahre alt, zu Rom in die Gesellschaft Jesu ein. Nur nach langem, hartem Kampfe, den der Prinz mit großer Charakterfestigkeit und Ausdauer bestand, war es ihm gelungen, die Erlaubniß seines widerstrebenden Vaters zu erhalten. Im Noviziatshaus von St. Andreä traf Rudolf unter andern den hl. Stanislaus Kostka, diese süßduftende Lilie, die Gott schon wenige Monate später, am 15. August, in den himmlischen Garten hinüberpflanzte. Schon früh erwachte in Rudolf das Verlangen nach den äußern Missionen, und er nährte dasselbe durch eine innige Andacht zum hl. Franz Xaver, dem Apostel Indiens, dessen wunderbare apostolische Thaten damals noch frisch im Gedächtniß waren. Dieser Wunsch wurde zur mächtigen Begierde durch die Kunde vom glorreichen Martyrium des seligen Ignatius von Azevedo und seiner Gefährten, welche am 15. Juli 1570 auf der Ueberfahrt nach Brasilien ihren Glauben mit ihrem Blut besiegelt hatten. Aber seine Bitten fanden keine Erhörung; denn der mit ungewöhnlichen Gaben ausgestattete Fürstensohn konnte nach der Ansicht des Generals P. Everard Mercurian in Europa Größeres wirken, und überdies schien seine zarte, durch Bußwerke geschwächte Gesundheit den Strapazen des Missionslebens keineswegs gewachsen. Da kam 1576 P. Martin de Silva als Procurator der indischen Mission nach Europa, um neue Arbeiter zu werben. Fußfällig bat ihn Rudolf, damals schon trotz seiner Jugend Professor der Philosophie am Deutschen Colleg in Rom, sich für ihn zu verwenden, und nun ließ P. Everard Mercurian, durch eine höhere Eingebung erleuchtet, den flehentlich Bittenden ziehen. In Lissabon empfing Rudolf die heilige Priesterweihe und las kurz vor seiner Abfahrt nach Indien seine erste heilige Messe. Die Reise nach den Missionsländern war damals keine Vergnügungsfahrt. „Meine Kammer im Schiffsraum“, so schrieb Rudolf von seiner stürmischen Ueberfahrt nach Lissabon, „kommt mir bald wie ein Kerker, bald wie ein Grab vor, da sie bloß zwei Fuß in der Höhe und ebensoviel in der Breite hat, so daß ich weder knieend noch stehend, sondern bloß in sitzender oder liegender Stellung beten kann. Trotzdem ‚freue ich mich in dem, was mir gesagt wurde: Ins Haus des Herrn werden wir eingehen‘ (Pf. 121, 1), zumal ich so dem Kreuze unseres Herrn gleichförmiger werde. Ja ich bin dermaßen mitten in diesem Ungemach zufrieden und erfahre darin solche Süßigkeit, daß ich meinen Beruf auch mit der ganzen Welt nicht vertauschen möchte. Es ist mir dabei klar geworden, daß es etwas sehr Verschiedenes ist, Gott im Elend oder aber frei von jeder Beschwerde zu dienen, und daß sich manche zu Haus in ihrem Zimmer, wo sie weit von jeder Gelegenheit entfernt sind, ihre Tugend zu erproben, wohl mit Tugenden ausgerüstet zu sein meinen, die in Wirklichkeit oft mehr ein Schatten als wahre Tugend sind.“

Bei seiner Ankunft in Goa fiel Rudolf mit Freudenthränen in den Augen auf seine Kniee und küßte den Boden, der durch das Andenken des hl. Franz Xaver geheiligt war. Freudig wurden die neuen Arbeiter begrüßt und über das weite Missionsfeld hin vertheilt. Rudolf Aquaviva wurde Professor der Philosophie im Colleg von St. Paul. Sein apostolisches Herz mochte andere Wünsche haben. Aber der Gehorsam war ihm vor allem theuer. In stiller Zurückgezogenheit lebte er seinem Berufe, ein Muster vollendeter Tugend, zu dem alle bewundernd aufschauten.

Es war um das Jahr 1579, ein Jahr nach seiner Ankunft in Indien, als ein unerwartetes Ereigniß ihm einen neuen, weiten Wirkungskreis eröffnete. Im Norden Indiens dehnte sich damals das gewaltige, von Timur-Lenk (Tamerlan) gegründete Reich des Großmoguls aus. Dort herrschte seit 1555 Akbar, der mächtigste und berühmteste Fürst der indischen Geschichte. Er hatte das durch Empörung zerrüttete Reich wieder geeinigt, seine Grenzen durch siegreiche Kämpfe vom Indus bis nach Bengalen, vom Himalaya bis Guzerata und Malva ausgedehnt und ihm durch eine bewunderungswürdige weise Staatsverfassung eine solche innere Festigkeit gegeben, daß sie seinen Bestand auch unter seinen schwachen, lasterhaften Nachfolgern auf ein volles Jahrhundert sicherte. Eines fehlte dem großen Fürsten, eine Religion, die seinen scharfsinnigen Geist und sein von Natur edles Herz befriedigte. Die Lehre Mohammeds, die bis dahin Staatsreligion gewesen, war ihm verächtlich geworden. Um die beste Religion zu finden, faßte er den Entschluß, aus allen damals in Indien bestehenden Religionsbekenntnissen hervorragende Männer um sich zu sammeln und sie in öffentlichen Disputationen über den Vorzug ihrer Religionen zu vernehmen. Moslemin, Brahmanen, Parsen, Juden sandten ihre Vertreter. Da erhielt Akbar auch vom Christenthum Kunde. Es war der portugiesische Gesandte Anton Cabral, der 1578 an seinen Hof gekommen und dem Fürsten, so gut er konnte, die ersten Aufschlüsse gab, zugleich aber ihn zu weiterer Belehrung an einen portugiesischen Priester aus Bengalen, Aegidius Pereira, wies. Allein auch Pereira erkannte bald, daß seine theologischen Kenntnisse nicht ausreichten, und er schlug dem Fürsten vor, er möge von Goa einige Jesuiten an seinen Hof rufen. Sofort sandte Akbar eine Gesandtschaft nach Goa mit einem Brief an den Rector des Collegs vom hl. Paul. „Ich schicke zu Euch diese meine Gesandten mit der Bitte, mir zwei Eurer gelehrten Patres zu schicken zusamt den Büchern Eures Gesetzes, vor allem dem Evangelium, damit ich dessen Vorschriften und seine Vortrefflichkeit kennen lerne; denn mich verlangt, davon Kunde zu haben. . . Und sollen die Patres, so kommen, wissen, daß ich sie mit allen Ehren empfangen werde“ u. s. w. Zugleich verpfändete er sein fürstliches Wort, daß ihnen zu jeder Zeit die Rückkehr offen stehen solle.

Diese Gesandtschaft setzte ganz Goa in Aufregung. Sie weckte die kühnsten, freudigsten Erwartungen. Sofort traten der Erzbischof und der Vicekönig zur Berathung zusammen und entschieden nach reiflicher Ueberlegung, man dürfe diese von Gott gesandte Gelegenheit zur Ausbreitung des heiligen Glaubens nicht vorübergehen lassen, und die Jesuiten sollten dem Verlangen ungesäumt entsprechen. Der Provincial musterte also seine Schar, und seine Wahl fiel auf den erst 29jährigen Rudolf Aquaviva, den das allgemeine Urtheil als den geeignetsten Mann für die hochwichtige Sendung bezeichnete. Zwei andere Patres, Anton Monserrat, ein Spanier, und Franz Henriquez, ein geborener Perser und früher Mohammedaner, sollten ihn begleiten.

Am 28. Februar 1580 langten die drei Patres in Futtipur, der glänzenden, von Akbar neu erbauten Residenzstadt an. Zweifellos bildet diese Mission das bedeutungsvollste Ereigniß im Leben unseres Martyrers und zugleich eine der interessantesten Episoden der indischen Missionsgeschichte. Aber auch die kürzeste Schilderung würde uns weit über den Rahmen dieses kurzen Lebensbildes hinausführen, und so mögen hier einige wenige Angaben genügen. Drei Jahre lang blieb Rudolf am Hofe des Fürsten, der ihn mit Auszeichnungen überhäufte, ihm das größte Vertrauen und seiner hohen Tugend die ungeheucheltste Achtung entgegenbrachte. Mit Begierde lauschte der Fürst seinen Erklärungen der christlichen Lehren, freute sich der glänzenden Siege, die der gewandte Jesuit in den öffentlichen Disputationen über die Lehrer des Irrthums davontrug, bewunderte die Tiefe der christlichen Glaubenslehre, die Schönheit ihres Cultus, dem er selbst mit

größter Ehrerbietung beiwohnte. Er gab seinen Unterthanen volle Freiheit, der christlichen Religion sich anzuschließen, und versprach Aquaviva, die Wahrheit selbst umfassen und später die Taufe empfangen zu wollen. Allein der geheime Stolz des wie ein Gott verehrten Eroberers, seine rationalistische Geistesrichtung, die alle Geheimnisse des Christenthums natürlich begreifen wollte, sein ehrgeiziger Plan, zum Lorbeer des Eroberers und Gesetzgebers auch den Ruhm eines neuen Religionsstifters zu gesellen, und endlich vor allem seine Genußsucht ließen ihn seinen Schritt immer wieder aufschieben und verhinderten den schließlichen Sieg der Gnade. In ausführlichen Berichten zeichnete Rudolf seinen Oberen diese Lage der Dinge und das Ränkespiel der Höflinge, die seinem Einfluß mit allen Mitteln entgegenarbeiteten. Die orientalisch üppige Atmosphäre des Hofes wurde dem strengen, abgetödteten Manne immer mehr zum Ekel, und freimüthig erklärte er dem Fürsten, daß nur die Hoffnung auf seine Bekehrung ihn so lange festzuhalten vermocht. Da dieselbe sich nicht erfülle, gehe er. Nur ungern ließ Akbar den Missionär, den er aufrichtig liebgewonnen, scheiden. Erst später sollte die von Aquaviva ausgestreute Saat reiche Früchte bringen.

Im Mai 1583 traf Rudolf wieder in Goa ein, mit lautem Jubel von seinen Mitbrüdern begrüßt, die ihn wie einen Heiligen verehrten. Rudolf dachte anders. Als er die Kunde vom Martertod des sel. P. Edmund Campion und Alexander Briant S. J. erfuhr, rief er seufzend aus: „Das, ja das waren Männer! Wir armselige Wichte sind solcher Gnade nicht werth.“ Er war ihr näher, als er ahnte; noch im selben Jahre 1583 sollte seine Sehnsucht nach der Marterpalme sich erfüllen. Es galt nun, dem ausgezeichneten Arbeiter ein neues, würdiges Feld der Thätigkeit anzuweisen, und ein solches hatte sich eben gefunden.

Drei Meilen südlich von Goa lag die kleine, aber volkreiche Halbinsel Salsette (wohl zu unterscheiden von der gleichnamigen Insel nördlich von Bombay). Sie war 1543 vom König von Bejapoor an die Portugiesen abgetreten worden und zählte in 66 Ortschaften bei 88000 Einwohner, meist Hindus. Nirgends hatte sich das alte Heidenthum hartnäckiger gezeigt als hier; zählte doch die Halbinsel bis 1560 kaum mehr als 100 Christen. In diesem Jahre wurde die Missionirung der Halbinsel vom Vicekönig Konstantin de Braganza den Jesuiten übertragen. Aber trotz ihrer Anstrengungen stieg die Zahl der Bekehrten in 10 Jahren kaum auf 2000. Noch standen überall die zahlreichen prächtigen Pagoden, und stolz schauten die Heiden auf die schmucklosen hölzernen Kirchen der Christen. Braganza drängte auf die entschiedene Ausführung der königlichen Verordnungen, die in den neu eroberten Ländern die Zerstörung und Ausrottung des heidnischen Götzendienstes als eine der ersten und heiligsten Pflichten betonten. Man hat diese Politik der alten katholischen Seemächte als unduldsamen Vandalismus verdammen zu müssen geglaubt. Sie ging aber hervor aus den Anschauungen jener strenggläubigen Zeit, die den unsittlichen, schändlichen, der Vernunft und dem Naturgesetz widerstrebenden Gebräuchen und Culthandlungen des Heidenthums nicht gleichgiltig und unthätig gegenüberzustehen vermochte. Die neuen Verordnungen schürten den heidnischen Fanatismus zu hellen Flammen auf. Es kam zum Kampfe, und die siegreichen Portugiesen ließen in dem einen Jahre 1567 an 280 größere und ungezählte kleinere Pagoden und Moscheen in Trümmer sinken. Es war die Pflügearbeit einer neuen hoffnungsvollen Saat. Das Christenthum gewann nun mehr und mehr an Boden, und 1583 zählte die Halbinsel bereits 8000 Christen unter 15 Jesuitenmissionären. Freilich waren diese Erfolge nur unter fast beständigem Kampf mit dem Heidenthum errungen worden, das seine frühere Stellung nicht verschmerzen konnte. Was Gewalt nicht vermochte, sollte List erreichen. Durch Geld wußten sich die Indier am portugiesischen Hofe mächtige Gönner zu erwerben, die für eine Zurückziehung der frühern königlichen Verordnungen wirkten. Wirklich war bereits ein Decret zu ihren Gunsten ausgefertigt, als P. Alfons Pacheco S. J., der damals als Procurator von Indien in Europa weilte, durch persönliche Vorstellungen bei Philipp II. (Portugal war seit 1580 mit Spanien vereinigt) die Intrigue vereitelte. Dies gab das Zeichen einer neuen Empörung auf Salsette. In eilig erbauten Tempeln feierten die Heiden ihre Orgien, verweigerten die Steuern, verbrannten die Wohnungen und Kirchen mehrerer christlichen Gemeinden. Der Vicekönig Don Francisco Mascarenhas unterdrückte den Aufruhr mit Waffengewalt, und wieder zerstörten die Portugiesen unter Anführung des feurigen P. Peter Berno S. J. eine Reihe von Götzentempeln. Bei dieser Gelegenheit tödtete letzterer in seinem heiligen Eifer mit eigener Hand eine den Brahmanen heilige Kuh und warf ihre Eingeweide in ein zu götzendienerischen Verrichtungen bestimmtes Waschgefäß. Durch Vermittlung P. Pachecos wurde dann der Friede hergestellt. Scheinbar herrschte auf Salsette wieder volle Ruhe, aber unter der Asche glomm der Funke des Hasses weiter; es bedurfte nur eines leichten Luftzuges, um ihn zu hellen Flammen wieder anzufachen. So war die Lage, als P. Rudolf Aquaviva Anfang Juli 1583 nach Salsette kam, um sein neues Amt als Rector des Collegs von Rachol, des Mittelpunktes der Mission, anzutreten. Kein Mann war so geeignet, die schwierigen Verhältnisse zu regeln und eine allmähliche bleibende Versöhnung der Geister herbeizuführen, als Aquaviva, der mit einem glühenden Seeleneifer große Selbstbeherrschung verband und dem die Kunst, durch seinen Umgang die Menschen zu gewinnen, in hohem Grade eignete.

Nachdem der neue Obere in stiller Zurückgezogenheit frische geistige Kraft geschöpft, berieth er sich mit den versammelten Patres über die zu treffenden Maßregeln. Man beschloß, die wichtigsten Punkte der Insel zu visitiren, um an Ort und Stelle die Bedürfnisse der Mission kennen zu lernen, die Christen im Glauben zu festigen, die Heiden durch Güte und Milde, die Rudolf vor allem betonte, zu gewinnen und zugleich die geeignetsten Plätze ausfindig zu machen, wo nach der Sitte der damaligen Missionäre weithin sichtbare Kreuze errichtet und neue Kirchen gebaut werden sollten. Als Begleiter wählte Aquaviva die PP. Alfons Pacheco, Peter Berno, Anton Francisco und den Laienbruder Franz Aranha. Lernen wir diese Männer, die, ohne es zu ahnen, am Vorabend ihres Martertodes standen, etwas näher kennen. Alfons Pacheco stammte aus einer altadeligen spanischen Familie, die in Minaya im Catalonischen ihre Stammgüter besaß.

Als 16jähriger Jüngling trat Alfons 1567 in die Gesellschaft Jesu ein. Lange hatte er seine Obern umsonst gebeten, ihn nach Indien zu schicken. Als endlich der Provincial mit seinen Räthen über die endgiltige Bestimmung Pachecos zu entscheiden hatte, rief der junge Ordensmann sämtliche Mitbrüder des Collegs in die Kapelle zusammen, wo sie dem Heiland ein „wichtiges Anliegen“ empfehlen sollten. Inzwischen klopfte, wie der alte Biograph sich ausdrückt, Alfons selbst durch eine blutige Geißelung an der Himmelspforte an, und zwar mit Erfolg. Freudestrahlend eilte er in die Kapelle und flüsterte seinen betenden Mitbrüdern zu: „Nun könnt ihr wieder an die Arbeit gehen, die Sache ist gewonnen.“ In Goa versah er zuerst das Amt „des Haus-

wirtschafters" (Ministers) und längere Zeit das des Vicerectors. Dann begleitete er 1580 den indischen Procurator nach Europa, um mit ihm die Interessen der Mission in Rom und am spanisch-portugiesischen Hofe zu vertreten. Aus Besorgniß, man möchte den ausgezeichneten Mann in Europa zurückbehalten, schrieb der indische Provincial einen flehentlichen Brief an den General, sie doch nicht einer so unschätzbaren Kraft zu berauben. Nach dem oben erwähnten Erfolge am Hofe zu Madrid kehrte Pacheco mit 13 neuen Missionären nach Indien zurück.

P. Peter Berno, gebürtig aus Ascona am Locarnosee im heutigen Schweizerkanton Tessin, trat nach Vollendung seiner Studien im Deutschen Colleg zu Rom als neugeweihter Priester 1577 in die Gesellschaft Jesu ein. Ein glücklicher Umstand gesellte ihn noch als Novizen zu der für Indien bestimmten Schar. Es war eine außerordentlich feurige, thatkräftige Natur. Rasch lernte er die Landessprachen und wirkte seit mehreren Jahren schon auf Salsette mit rastlosem Eifer. Auf seinen Wanderungen setzte er gewöhnlich schwimmend über die Flüsse. Keinen haßten die Heiden so wie ihn, da er an der Zerstörung ihrer Götzentempel den größten Antheil hatte und einen göttlich verehrten riesigen Ameisenhaufen unbarmherzig zerwühlt hatte. Von Coculin, einem Hauptneste des Heidenthums, hatte er wie prophetisch geäußert, dort sei der Boden noch zu hart und müsse erst durch Martyrerblut befeuchtet werden. Sein eigenes Blut sollte bald als fruchtbarer Thau dort niederfallen.

P. Anton Francisco, ein Portugiese, wurde noch als Universitätsstudent zu Coïmbra durch das Martyrium des seligen Azevedo und Genossen für die Mission begeistert. Seit jener Zeit hatte er täglich im Augenblick der heiligen Wandlung um die Gnade des Martyriums gebeten. Er war unter den 13, die Pacheco nach Indien mitgebracht, vollendete in Goa seine Studien, wurde Priester und ward dann für die so schwierige Mission auf den Molukken bestimmt, als ein furchtbarer Sturm ihn wieder zurücktrieb. Er wirkte erst seit drei Monaten auf Salsette in der Christengemeinde von Orlim, als er die Martyrerkrone erlangte.

Der fünfte im heiligen Bunde war der portugiesische Laienbruder Franz Aranha, Neffe des frühern Erzbischofs von Goa, Don Gaspar Aranha, dem er nach Goa gefolgt war. Obgleich er Studien gemacht hatte, wollte er aus Demuth in den Stand der Laienbrüder aufgenommen werden. P. Aquaviva hatte ihn als Begleiter verlangt, da der Bruder als geschickter Baumeister die Plätze für die neu zu errichtenden Kirchen auswählen und den Bau leiten sollte.

Das waren die Männer, die Aquaviva für die Visitation der Insel ausgewählt. Mit Coculin, dem Hauptherd der Empörung, sollte der Anfang gemacht werden. War hier die Sache gewonnen, so dachte man, würde der übrige Theil der Insel leicht nachfolgen. P. Anton Francisco, der Coculin zunächst wohnte, hatte die Ankunft der Patres in einem auf Palmblatt geschriebenen Briefe den Vornehmen des Ortes angezeigt. Ein Mann von großer Tugend und Fähigkeit, der kürzlich erst von einer Reise zum Großmogul zurückgekehrt, sei Oberer von Salsette geworden. Er komme, um alle Streitigkeiten beizulegen, den angerichteten Schaden nach Kräften gutzumachen und Frieden und Trost zu bringen. Man möge ihn also gut aufnehmen; der Vicekönig werde dies als eine Genugthuung für die neuliche Empörung ansehen. Die mündliche Antwort lautete kurz und kalt: Man sei in Coculin nicht in der Lage, die Patres nach Gebühr zu empfangen, da die Einwohnerschaft wegen eines kürzlich geschehenen Mordes aufgeregt und entzweit sei. Doch stehe es den Patres frei, zu thun, was sie wollten, da ja Coculin und ganz Salsette im Besitz des Königs von Portugal sei. Diese Antwort zeigte deutlich die feindselige drohende Stimmung. Allein der feurige P. Berno rief aus: „Was liegt uns daran, wie wir empfangen werden. Gehen wir, errichten wir das Kreuz und die Kirche, und wenn sie uns am Bauen sehen, werden sie selbst mit Hand anlegen!"

P. Francisco hatte über den Fluß eine Brücke schlagen und in der Nähe von Coculin eine Nothhütte errichten lassen, wo man gegen den tropischen Regen — es war gerade die Regenzeit — Schutz finden konnte. So brach der denkwürdige 15. Juli an, der Gedächtnißtag des seligen Ignatius de Azevedo und Genossen. (Nach dem gregorianischen Kalender war es der 26.) Die Patres lasen in der Kirche von Orlim der Reihe nach die heilige Messe und machten sich bei schon vorgerückter Tageszeit auf den Weg nach Coculin. In ihrer Begleitung waren zwei Portugiesen, darunter der Schreiber des Commandanten von Rachol und etwa 50 eingeborne Christen. Auf dem Wege unterhielten sich die Missionäre von ihren Hoffnungen, zeigten fröhlich auf die Ruinen der zerstörten Pagoden und sahen sich nach einem günstigen Platze um, wo die Tempel des wahren Gottes sich erheben sollten. In der Nähe von Coculin herrschte eine unheimliche Stille. Niemand kam ihnen entgegen, sie zu begrüßen. Da plötzlich sahen sie einen ungeordneten Haufen von halbnackten schreienden Weibern und Kindern aus dem Dorfe kommen, unter Anführung eines Götzendieners, der wild mit Armen und Beinen um sich schlug und mit den Händen Erde und Staub in die Luft warf. Drohende Rufe, wie: „Auf, da sind sie, der Augenblick der Rache ist nahe!" drangen an das Ohr der Missionäre. Diese wußten nicht, was das bedeuten sollte, zogen sich in die für sie bereitete Hütte zurück und schickten einen Boten in das Dorf, der ihre Grüße überbringen und um die Erlaubniß bitten sollte, an Stelle jener Hütte ein Haus zu errichten. Der Bote fand unfreundliche, drohende Mienen. Man wisse sehr gut, was die Patres vorhätten, und werde sich danach richten. Doch kam nun einer der Gazari (Vornehmen) zu den Missionären hinaus und gab heuchlerisch seinem Bedauern Ausdruck, daß man sie so wenig gastfreundlich empfangen. Auf die Frage, was jener drohende Lärm bedeuten sollte, gestand er, daß Pondu, ein berühmter Götzenpriester, die Menge gegen die Patres aufgehetzt. Doch werde es ihm gelingen, das Volk zu beruhigen. Sie sollten inzwischen ruhig ihre Mahlzeit einnehmen. Auf das Anerbieten Aquavivas, zwischen den streitenden Parteien vermitteln zu wollen, gab der Gazari zur Antwort, er wolle darüber mit seinen Stammesgenossen reden. Nach seinem Weggang wurde der Lärm im Dorfe immer bedrohlicher und ließ das Schlimmste befürchten. Man beschloß also, das Vorhaben zu verschieben, bis die Aufregung sich etwas gelegt habe. Da aber ein Platzregen niederrauschte, suchten die Missionäre wieder Schutz in der Hütte, nahmen hier ihr einfaches Mahl und besprachen den Plan, an der Stelle einer nahen Tempelruine die Kirche zu bauen. Einige ihrer Begleiter gingen auch gleich dahin, um den Platz auszumessen. Spione aus dem Dorf hatten das Gespräch der Missionäre belauscht. Ihr Bericht verursachte im Dorf eine furchtbare Aufregung. Wüster Lärm drang in die Hütte herüber. „Was ist das?" fragten die Missionäre. Scherzend rief einer der christlichen Inder, der den wegeilenden Spionen zum Trotz das Zeichen der Erlösung auf das Dach der Hütte gepflanzt hatte: „Das ist der Teufel, der merkt, daß er weichen muß!"



1893. Martertod des seligen Rudolf Aquaviva und seiner Genossen. (S. 186.) 26

Allein bereits brachte ein anderer indischer Begleiter der Patres, der ins Dorf auf Kundschaft gegangen war, die Nachricht, man habe dort auf Anstiften des Zauberers soeben den Tod der Missionäre beschlossen. „Man müsse die fünf Hähne (das gewöhnliche Opferthier der Bewohner von Coculin) schlachten; bloß ihr Blut könne die Götter besänftigen." Im selben Augenblick kam auch ein wohlgesinnter Heide, der am Morde nicht theilhaben wollte, herbeigestürzt und rief den Patres zu, sich rasch zu flüchten. Dieselben beschlossen denn auch, der Gewalt zu weichen. Allein es war bereits zu spät.

Auf dem Wege zum Flusse hörten sie hinter sich das Geschrei der nachstürzenden Menge, welche die christlichen Inder, die sich ins Dorf gewagt hatten, mit Lanzen und Pfeilen verfolgten. Beim Anblick der Missionäre erhob sich der Mordruf: „Nieder mit den Feinden unserer Götter!" Angefeuert durch den rasenden Pondu, wälzte sich die Menschenfluth von drei Seiten — denn zwei Abtheilungen hatten heimlich den Weg zum Flusse verlegt — auf die wehrlosen Missionäre. Umsonst warfen sich die treuen eingebornen Christen händeringend ihren heidnischen Stammesgenossen entgegen, um sie von dem Morde abzumahnen. Die Patres sahen, daß ihre Stunde gekommen, erhoben ihre Hände gen Himmel zum letzten Gebet und erwarteten ruhig ihre Mörder. Gonzalez Rodriguez, der portugiesische Staatsschreiber, legte auf die vordersten Angreifer seine Muskete an. Pacheco aber fiel ihm in den Arm und riß die brennende Lunte fort mit den Worten: „Wir sind nicht gekommen, um zu tödten, sondern um zu retten." Einer der Inder bot Aquaviva sein Pferd an. Noch war Rettung möglich. Freundlich lehnte Rudolf ab. „Jetzt ist nicht die Zeit zu fliehen," sagte er milde, „sondern zu kämpfen und zu siegen", und zu seinen Gefährten gewandt, rief er aus: „Wohlan, laßt uns Auge und Herz zum Himmel erheben und ihn um seine Gnade bitten für die Stunde der Entscheidung!"

Nach dem Bericht der Augenzeugen, denen wir die genauen Umstände verdanken, traf die Mörderhand alle fünf Bekenner fast zur selben Zeit. Rudolf war der erste, der fiel. „Wo ist der große Vater (der Obere)?", schrieen die Heiden. Als man auf Rudolf hinwies, sauste auch schon ein indischer Säbel nieder, der ihm die Kniesehnen durchschnitt. Der Getroffene stürzte in betender Stellung nieder. Bereitwillig beugte er sich nach vorn, öffnete mit eigener Hand den Kragen seines Ordensgewandes und bot seinen Hals zum Todesstreich. In dieser Stellung hatte er schon früher zu knien gepflegt, wenn er Gott im Gebete das Opfer seines Lebens brachte. Ein zweiter Hieb traf seinen Nacken, ein dritter löste den einen Arm fast ganz von der Schulter, ein Pfeil, der seine Brust durchbohrte, brachte die Todeswunde. Seine letzten Worte waren: „O Herr, verzeihe ihnen! Heiliger Franz Xaver, bitte für mich! Herr, nimm auf meine Seele!" Noch später sprachen einige der Bekehrten, die damals unter seinen Mördern waren, mit Rührung von der heiligen Bereitwilligkeit, die der Martyrer im Sterben gezeigt. In ähnlicher Weise fielen die andern. P. Berno, der den Haß der Heiden am meisten herausgerufen, wurde gräßlich verstümmelt und sein Leichnam in der schmählichsten Weise entweiht. Sehr schön starb P. Pacheco, der mit ausgebreiteten Armen seinen Feinden entgegenging. Als ein Lanzenstich ihn in die Brust traf, rief er aus: „O Herr! auch du wolltest aus Liebe zu uns von einer Lanze dich durchbohren lassen. Durch deine heilige Seitenwunde bitte ich dich, verzeihe diesen Ungläubigen und sende ihnen andere Glaubensboten." Ein Stich in die Kehle erstickte seinen letzten Liebesseufzer: „Jesus!"

Mit fanatischem Jubel tanzten die Heiden um ihre Opfer. „Jetzt kommt," riefen sie höhnisch, „taufet uns und macht uns zu Christen; auf, errichtet Kreuze und Kirchen und zerstört unsere Tempel und Götterbilder!" Dabei ließen sie ihre Wuth an den blutigen Leichen aus.

Mit den Missionären erlitten noch 15 Christen den Tod; darunter zwei indische Knaben, Domenico und Alonso, die den Patres als Ministranten und Begleiter gedient hatten. Domenico, der aus Coculin selbst gebürtig war, hatte die Wuth der Heiden besonders auf sich gezogen, weil er dem P. Berno die Orte gezeigt, wo ihre Götzen und Heiligthümer gestanden. Sein eigener Onkel stach ihn nieder. Alonso trug das Brevier P. Pachecos. Umsonst suchten die Heiden es ihm zu entreißen; er ließ es nicht los, bis ein Säbelhieb ihm beide Hände abschlug. Auch zwei vornehme indische Jünglinge, Paolo Acosta und Francisco Rodriguez, starben mit ihren Vätern. Letzterer, ein lebhafter Charakter, hatte den Patres, so oft sie ihn ermahnten, stets geantwortet: „Nur Geduld, ich werde einst noch ein Martyrer und löse dann mit einer einzigen Zahlung alle meine Schulden."

Freudetrunken kehrten die Heiden in ihr Dorf zurück, umringten ihre Götzen, legten ihre bluttriefenden Waffen huldigend zu deren Füßen nieder und bestrichen die Götterfratzen mit dem Blute der Martyrer. Dann ging man zurück, um die Leichen aus Furcht vor dem Zorn des Vicekönigs zu verbergen. Eine fehlte. Es war Br. Aranha, der noch lebend sich todesmatt in ein nahes Gebüsch geschleppt und hier sich auf seinen Tod vorbereitete. Er wurde im Triumph ins Dorf getragen, vor das Götzenbild gebracht und aufgefordert, ihm zu huldigen. „Bin ich etwa ein unvernünftiges Thier," erwiderte der Sterbende in heiligem Zorn, „daß ich, wie ihr, ein Stück Holz oder Stein anbeten soll?" Ein Axthieb spaltete seinen Kopf; dann wurde er an einen Pfahl gebunden und mit Pfeilen so durchschossen, daß sein Leib nach dem alten Bericht einem Siebe glich.

Die Leichen wurden dann in eine Pfütze versenkt und Baumstämme und Reisig darüber aufgeschichtet.

Die Trauer und Bestürzung, welche die erste Nachricht vom Tode der Bekenner in Goa bei den Mitbrüdern hervorrief, ging rasch in freudige Begeisterung über. Die Aussicht auf die Martyrerkrone belebte von neuem ihren Muth. Die Bevölkerung aber gerieth in solche Aufregung, daß der Vicekönig nur mit Mühe den allgemeinen Ruf zu den Waffen beschwichtigte.

Als die Nachricht vom Tode Aquavivas an den Hof des Großmoguls gelangte, brach Akbar in lautes Schluchzen aus und bedauerte bitter, daß er den herrlichen Mann habe ziehen lassen.

Nur mit Mühe wurde die Auslieferung der Leichen durchgesetzt. Dieselben wurden feierlich erhoben, in glänzender Procession zunächst in die Kapelle des hl. Anton, dann in die Kirche U. L. F. vom Schnee in Rachol gebracht und in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli in eine Gruft am Seitenaltar beigesetzt. 14 Jahre lang hüteten die Einwohner von Salsette, wo das Christenthum jetzt rasch und fröhlich aufzublühen begann, diesen theuren Schatz. Bereits 8 Jahre nach dem Tod der Bekenner erhob sich auf dem Schauplatz des Martyriums die Kirche U. L. F. von den Martyrern. 1597 wurden die ehrwürdigen Ueberreste in die Paulskirche in Goa, 1793 zeitweise in das Seminar von Chorar und 1863 in die Kathedrale übertragen. Die öffentliche, durch wunderbare Erhörungen genährte Verehrung in Indien und Europa begann gleich nach dem Tode der Bekenner, und Theile ihrer heiligen Ueberreste wurden mit Gutheißung Roms in Italien und Spanien in verschiedenen Kirchen ausgesetzt, bis

die neuen strengen Bestimmungen Urbans VIII. 1638 dem öffentlichen Culte Einhalt geboten. Benedikt XIV. ließ den Proceß der Seligsprechung wieder aufnehmen; derselbe blieb aber, wie so mancher andere, infolge der Aufhebung der Gesellschaft Jesu liegen, bis unser glorreich regierender Heiliger Vater ihn in den letzten zwei Jahren zu Ende führen ließ. Am 16. April fand die feierliche Seligsprechung statt, die auch im fernen Indien ein lautes, freudiges Echo fand. Wir schließen mit dem schönen Worte des hl. Augustin, mit dem das Decret der Ritencongregation vom 6. Januar beginnt: „Mit Grund freuen wir uns am Feste heiliger Martyrer wie über einen Sieg Jesu Christi; denn in ihnen hat gesiegt, der in ihnen gelebt hat."

Auf dem Kilima-Ndscharo.

(Aus dem Reiseberichte Msgr. Le Roys. — Fortsetzung.)

3. Eine Besteigung des Kilima-Ndscharo.

Die wichtigsten Bezirke des Tschaga am Fuße des Kilima-Ndscharo hatten wir nun besucht. Jetzt wollte Msgr. de Courmont auch den Berg selbst besteigen. Wir standen vor dem erhabensten Altare, den Gottes Hand auf dem Boden Afrikas erbaute: wir wollten ihn emporsteigen und auf ihm das Meßopfer für Afrikas Heil darbringen.

Alles war zum Aufstieg bereit. Herr v. Eltz wird mitgehen und die Leitung übernehmen; Mandara gibt uns zwei Führer mit, und wir wählen aus unsern Trägern die stärksten und muthigsten. Im letzten Augenblicke gesellte sich ein Engländer, Dr. Baxter, uns bei mit seinem Diener und seinem Hund. Der Doctor trug auf seinem Kopfe einen riesigen Hut, der als Schirm sowohl gegen Regengüsse als gegen Sonnengluth dienen sollte, in der Hand einen gewaltigen Alpenstock, an den Füßen schwere, eisenbeschlagene Schuhe, ferner einen „Plaid" gegen Kälte, einen „Waterproof" gegen die Nässe, eine dickwattirte Jacke, ebenfalls gegen die Kälte, ausgepolsterte Beinkleider, ich weiß nicht gegen was; endlich eine schwere Büchse gegen Elefanten, Büffel, Löwen, Leoparden und alle sonstigen Raubthiere. Der vortreffliche Doctor machte in dieser Ausrüstung keine zehn Schritte, ohne in Schweiß gebadet zu sein; aber er hat seine Grundsätze, die ihn aufrecht halten.

Bald hatten wir den Hügelkamm überstiegen, der als Weide dient, und schritten einen Bach entlang, der munter unter Farnkraut hinhüpft. Wir kommen an dem schönen Wasserfall von Nanga vorüber, gehen unter Bogen herrlich blühender Clematisarten durch und erreichen endlich eine Hochebene, wo man eben daran war, das Farnkraut auszureuten und durch Bohnen zu ersetzen. Als die Leute hörten, daß wir über den Wald hinauf wollten, blickten sie uns mitleidig nach: „Diese armen Europäer! Muß man denn so weit laufen, um den Tod zu suchen?"

Oberhalb dieser letzten Pflanzungen in einer Höhe von 1400 bis 1500 m beginnt der Wald. Der Pfad wird eng, schlüpferig, von Schlinggewächsen und von hundertjährigen Baumstämmen, die der letzte Sturm gefällt hat, versperrt. Der Wildbach, dessen Ufer wir folgen, eilt in rasender Schnelle bergab und findet doch noch Zeit, die vielen breitblätterigen Blumen zu begießen, welche ihn umkränzen. Wie soll ich nun ein Bild des Waldes zeichnen? Die Sonne ist verschwunden, und grünes Zwielicht umgibt uns in den verschiedensten Abstufungen, je nach der Art der Bäume und ihrer Entfernung. Da sieht man keine zwei Schritte weit, dort öffnen sich tiefe Hallen und Durchblicke und schwindelnde Abgründe. Hier entfalten sich die zierlichen Formen baumartiger Farnkräuter; dort ringt ein Gewirre von Lianen nach Luft und Licht. Am meisten setzen uns die riesigen Stämme der Ahnherren dieses Waldes in Staunen mit ihren knorrigen Auswüchsen, Rissen und Spalten, mit der Last von Schlingpflanzen, Orchideen, Farnen, Moosen, ja ganzer Sträucher, welche sie tragen. Manchmal stürzt krachend ein Ast unter seiner Bürde zusammen, und endlich fällt auch, morsch vor Alter, der Waldriese selbst, eine ganze Welt von Pflanzen mit sich reißend, nachdem durch 100 Jahre der Wettersturm seinen Wipfel zerzauste. Es ist still im Walde; kein Vogel singt, kein Kerbthier schwirrt; nur das ferne Rauschen eines Wasserfalles dringt an unser Ohr. Die Luft ist feucht und kühl und legt sich fast wie ein weißlicher Nebel um die Gegenstände, so daß sie etwas Verschwommenes, Unheimliches annehmen und ich mich an den Eingang von Dantes unsterblicher Dichtung erinnerte, wo er sich in seines Lebensweges Mitte in jenem schrecklichen Walde verirrt fand, „in dem noch niemand je am Leben blieb".

Je höher wir aber steigen, desto mehr schwindet die Pracht des Pflanzenwuchses. Die großen Bäume werden seltener; andere Arten treten auf, und die Nebelschleier werden dichter. Durch einen Riß sehen wir wie durch ein Fenster unter uns die ungeheure Ebene von den Wasseradern durchfurcht. Höher! Nach kurzer Rast und wohlverdienter Stärkung beginnt eine steile Kletterpartie. Sie führte uns auf eine Art Hochfläche, wo der Boden stellenweise hoch mit Moos bewachsen ist und so das Wasser wie ein Schwamm zurückhält. An andern Stellen ist der Boden fest, blühen prächtige Schwertlilien und Ranunkeln, über denen sich graugefärbte Falter wiegen. Noch war eine Zone niederes Krüppelholz zurückzulegen, und wir hatten den Wald hinter uns, der den Bergstock des Kilima-Ndscharo umschlingt. Wir standen auf 3000 m Höhe.

Eine zerklüftete Halde, mit kurzem Gras bewachsen, erstreckte sich vor uns. Auch hier waren noch einige Baumgruppen; mit grauen Flechten bewachsen standen sie da, wie Greise mit langen Bärten. Hier wallte der Nebel noch weißer und dichter als im Walde — eine Landschaft wie im Todtenreiche! In der Nähe fanden wir eine Quelle mit eiskaltem Wasser. Da schlugen wir unsere Zelte auf. Die Leute trugen Holz herbei, und der Koch des Herrn v. Eltz, ein Kreole von den Seychellen, bereitete uns ein Mahl, dem wir alle Ehre anthaten.

Die Nacht verlief ruhig. Als ich am andern Morgen vor das Zelt trat, fand ich es entsetzlich kalt, nur 3° C., da wir doch an 30° gewöhnt sind. Der dicke Nebel löste sich in einen feinen Regen auf. Obschon der Bischof sich unwohl fühlte, wollte er doch auf dieser Bergeshöhe die versprochene heilige Messe für die Wohlfahrt Afrikas lesen. Das heilige Opfer hat freilich an sich an jedem Orte der Welt denselben unendlichen Werth. Das schließt aber nicht aus, daß es an bestimmten Orten von dem Priester mit den Gefühlen größerer Andacht dargebracht werde und insofern Gott noch angenehmer sei. Und so hoffen wir, daß es, von einem Bischof auf dieser Bergeshöhe dargebracht, reichen

Segen auf den dunkeln Erdtheil herabziehen möge. Wir empfingen die heilige Communion.

Nach dem Frühstück erklärte Mſgr. de Courmont, daß er fieberkrank sei und daher umkehren müsse. P. Gommenginger und eine Anzahl unserer Leute begleiteten ihn auf dem nicht ungefährlichen Abstieg. Wir übrigen setzten den Weg aufwärts entschieden und ohne Zeit zu verlieren fort. Wir waren jetzt über die Einschnitte, welche sich die niederstürzenden Gewässer gegraben, hinaus und durchwanderten den Gürtel, der die westlichste Landschaft, Matschame, mit der östlichsten, Useri, verbindet (vgl. Karte S. 167). Die beiden Führer Mandaras folgen uns ergeben; schon lange erklärten sie, am Ende ihrer geographischen Kenntnisse zu sein, und daß es einfach Selbstmord sei, noch einen Schritt weiter zu gehen. Außerdem begleiten uns noch zwei Soldaten des Herrn v. Eltz, zwei Diener und Dr. Baxters Hund. Der Nebel ist dicht; man kann weder rechts noch links, weder vorwärts noch rückwärts sehen. Der Magnetnadel folgend schreiten wir gerade nach Norden, bis wir einem langen erstarrten Lavastrom begegneten. Ihm nach denken wir den obern Krater zu erreichen, dem er ursprünglich entströmte. Der Weg war im ganzen nicht allzu beschwerlich; es ging wie eine ungeheure Treppe den Berg hinan. Um unsern Rückweg zu bezeichnen, rissen wir da und dort einen Gras- oder Moosbüschel aus und rollten Steine zur Seite.

Herr v. Eltz, der Stärkste von uns, fühlte plötzlich ein heftiges Kopfweh, verbunden mit Herzklopfen und allgemeiner Müdigkeit; das ist die sogen. „Bergkrankheit", welche von der verdünnten Luft herrührt. Der Doctor stimmte für Umkehren, um so mehr, da er starken Durst hatte. Aber Herr v. Eltz war nicht so leicht wankelmüthig. Er ging voran und fühlte das Unwohlsein bald schwinden. Auch fanden wir neben einem Felsen einen Wassertümpel, da lagerten wir und nahmen eine Erfrischung. Aber was war aus unsern Leuten geworden? Die Führer, die Diener und der Hund waren zurückgeblieben; die beiden Soldaten folgten zwar noch, aber sichtbar ohne sonderlichen Eifer. Wir hatten jetzt die Höhe von 4000 m erreicht, fast die Höhe der Jungfrau im Berner Oberland.

Wir zogen weiter durch den Nebel, immer besorgt, den Weg zu kennzeichnen, und fast an einer Aussicht verzweifelnd. Da mit einemmal verschwindet der Nebel, und ein Bild von ungeahnter Großartigkeit entrollt sich vor unsern Blicken. Gerade vor uns steht der Kima-Wenze mit seinen verwitterten und zackigen Felsen, seinen schauerlichen Abstürzen, da und dort ein Fetzen Schnee an seinen Flanken und lange Bänder röthlicher Lava, die erstarrt von ihm niederwallen. Links erhebt sich der leuchtende Dom des Kibo, und schon kann man die scharf abgeschnittene Eismauer erkennen, welche den Zutritt zu versperren scheint. Zwischen diesen beiden Riesen spannt sich die Hochebene, welche sie trägt, in einer Länge von 12 km. Dank der Durchsichtigkeit der Luft schien uns das alles zum Greifen nahe. Und darüber wölbte sich der azurne Himmel mit der leuchtenden Sonne, die wir schon so lange verloren hatten. Wolken, wenn es solche gab, waren tief unter uns. Aber die Hitze brennt, und wir steigen und steigen, wie bezaubert durch den Anblick des Gipfels, der so nahe scheint. Jetzt haben wir das Bergjoch erklommen; 4800 m — Montblancs-Höhe!



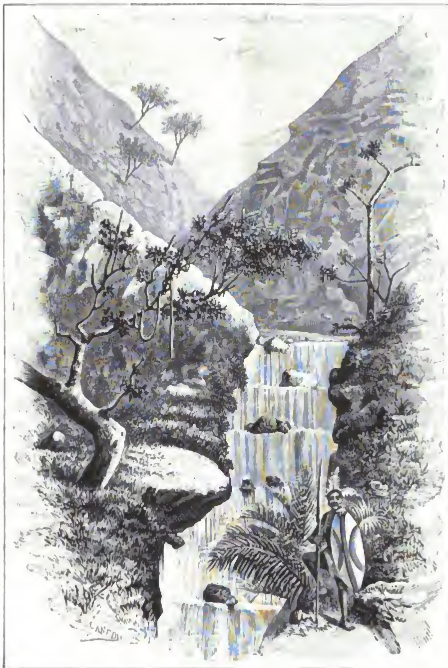
Wasserfall und Urwald am Kilima-Ndscharo. (S. 187.)
(Nach einer Zeichnung Mſgr. Le Roys.)

Hier war der Boden mit unzähligen Obsidiansplittern, mit schwammartig durchlöcherter Schlacke und einem röthlichen harten Staube bedeckt. Kurzes dürres Gras keimt kümmerlich zwischen dem Gestein; doch fand ich in einer Ritze ein Exemplar des Riesenkreuzkrautes (senecio gigas), das Johnston erst vor vier Jahren hier entdeckte. Das Thierleben ist schwach vertreten. Ein kleiner grauer Schmetterling freute sich der Sonne; winzige Heimchen zirpten, und die Spur einer Pophu-Antilope bewies, daß manchmal die Thiere der Ebene sich bis auf diese Höhe verirren. Auch ein kleines Vögelchen piepte und flatterte von dannen.

Von der Welt unter uns sahen wir nichts, weder den ungeheuern Wald noch die gewaltigen Vorberge oder die endlose Ebene mit ihren Flüssen. Zwischen ihr und uns wogt ein wallendes Nebelmeer, weiß, leuchtend, uferlos. Während meine Gefährten rasteten, erklomm ich einen der Lavakegel, die das Hochplateau überragen. Da war ich nun ganz allein wie in einem von Gottes Hand gebauten Tempel. Wie unermeßlich kam mir da die Größe des Schöpfers vor, wie winzig der arme Mensch! Da, schien es mir, hätte ich tage- und wochenlang beten und betrachten können. Aber das Schweigen und die Einsamkeit flößte mir beinahe Furcht ein und drängte mich, zu meinen Gefährten zurückzukehren. In einer Spalte sah ich Schnee. Daneben pflanzte ich ein Kreuz aus einer Art Heidekraut zum Andenken an den ersten katholischen

Priester, der diese Höhe des Kilima-Ndscharo erstiegen. — Es war 3 Uhr nachmittags. Da wir leider weder ein Zelt noch Holz oder sonstige Vorräthe bei uns hatten, konnten wir nicht daran denken, die Nacht in dieser Höhe zuzubringen und am folgenden Morgen die Ersteigung des Kibo zu wagen. Wir mußten also scheiden und wieder in das Nebelmeer untertauchen. Der Reihe nach fanden wir unsere zurückgebliebenen Leute. Anfangs ging alles vortrefflich. Die Zeichen, die wir den Weg entlang angebracht hatten, ließen uns nicht abirren. Aber nach und nach wurde der Nebel so dick und das Tageslicht in der Dämmerung so schwach, daß wir die Zeichen nicht mehr gut finden konnten; auch nahm unsere Müdigkeit zu. Unsere Lage wurde beunruhigend, und um die Verwirrung noch zu steigern, zeigten sich im Nebel durch eine Art Luftspiegelung die verschwommenen Gestalten von Felsen und Hügeln, die uns ganz unbekannt erschienen. Wo waren wir denn? Auf gut Glück eilten wir so geschwind als möglich bergab. Jetzt nahm die Dunkelheit rasch zu, eine kalte Nebelnacht umfing uns. Die Müdigkeit war sehr überwältigend, Hunger und Durst quälend. Wir konnten uns deshalb den Ernst, ja die Gefahr unserer Lage nicht mehr verhehlen.

Herr v. Eltz feuerte eine Anzahl Schüsse ab. Kaum antwortete, durch den Nebel gebrochen, das Echo der Felswände. Wir stiegen durch Nacht und Nebel weiter bergab. Nach einiger Zeit versuchten wir noch einmal, durch Schüsse die beim Lagerplatz zurückgelassenen Träger auf unsere Gefahr aufmerksam zu machen. Erfolglos wurde die letzte Patrone verschossen. Nochmals versuchten wir den Abstieg, über Steine und Stöcke stolpernd und mehr als einmal in das nasse, schlüpferige Heidekraut hinrollend. Halt! Daringo behauptet, einen Flintenschuß gehört zu haben. Wenn es wahr wäre! Aber umsonst lauschen wir und setzen dann verzweifelnd den Weg fort. Jetzt aber! Diesmal war es keine Täuschung; wir alle hatten es gehört; man rief uns, und wir antworteten. Es waren wirklich die Soldaten des Herrn v. Eltz, die uns suchten. Bald hatten wir sie erreicht und konnten unter dem Zelte ruhen und rasten.



Bergbach am Kilima-Ndscharo. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys. — S. 187.)

Am folgenden Morgen vollendeten wir unsern Ausflug auf den Kilima-Ndscharo und trafen Msgr. de Courmont wieder recht wohl in Motschi beim Sultan Seliman.

Der Bergstock hat einen Umfang von 270 km, das Doppelte des Aetna, dessen untere Hänge eine Bevölkerung von über 320 000 Seelen ernähren. Er ist ganz vulkanischer Natur, hat aber, einige leichte Erdstöße abgerechnet, seine Thätigkeit seit lange eingestellt. Sowohl der Kibo als der Kima-Wenze sind erloschene Krater. Den Kibo hat bisher nur Dr. Hans Meyer mit Hilfe des österreichischen Bergführers Purtscheller bestiegen, indem sie Stufen in das Eis hieben. Sein Krater hat eine Breite von 2000, eine Tiefe von 200 m. Er ist mit ewigem Eise bedeckt. Sehr verschieden ist die Nord- und die Südseite des Berges. Nach Norden ergießt er fast kein Wasser, und so bedecken dort verhältnißmäßig dürre, mit kurzem Rasen bewachsene Triften seine Vorberge, während hier eine Menge Bäche, Wasserfälle bildend und Fruchtbarkeit verbreitend, den großen Wald aufkommen lassen. Auch ein kleiner Alpensee, der

Tschala, im Osten des Gebirges, ist zu erwähnen. Er ist sehr tief und füllt einen alten Nebenkrater. Auch der Kilemabach soll einem ähnlichen Sammelbecken entspringen.

Unterwegs hatte ich bei meiner Besteigung, alle Reiche der Vegetation von der Lotusblume und Banane bis zu den letzten Blümchen an der Grenze des ewigen Schnees durchwandernd, an 500 verschiedene Pflanzenarten und viele prächtige und seltene Insecten gesammelt. Anstatt aber eine Liste derselben, die anderswo veröffentlicht werden soll, hier mitzutheilen, will ich lieber ein Bild der Bevölkerung zu entwerfen suchen. (Fortsetzung folgt.)

Sangamner und Akola.

(Mitgetheilt von P. Otto Weishaupt S. J.)

1. Sangamner.

Wie den Lesern dieser Zeitschrift bekannt ist, besteht die Mission des heiligsten Herzens aus etwa 26 im Umkreise von Wallan gelegenen Dörfern. Als sie von Kendal abgezweigt wurde, zählte sie 100 Katholiken. Diese Zahl hat sich in drei Jahren mehr als versiebenfacht.

„Wir konnten nun daran denken, den Sitz für eine neue Mission aufzusuchen, und wählten als solchen Sangamner, die Hauptstadt eines der elf Bezirke (Taluka), in welche der Kreis Ahmednagar getheilt ist. Die Hauptstadt Sangamner zählt 10 000 Einwohner, von denen viele Mohammedaner sind. Der Bezirk selbst umfaßt nach amtlichen englischen Angaben 708 engl. □Meilen (1830 qkm) und hat außer der Hauptstadt 151 Dörfer mit zusammen etwa 70 000 Seelen. Sangamner ist somit ein sehr lohnendes Arbeitsfeld.

„Bei meinen ersten zwei Besuchen in dieser wichtigen Stadt fand ich die Leute durch die tollsten Verleumdungen gegen unsere heilige Religion aufgeregt. Trotz dieser Schwierigkeiten wünschte unser hochw. Bischof Beiderlinden von Puna, daß wir in Sangamner wenigstens einen Versuch machten.

„Am Montag, den 14. März 1892, trat ich meine Reise nach den Taluken Sangamner und Akola an. Meine Begleitung bestand aus einem jungen, aber trefflichen Goanesen, der mein Meßdiener und Koch war, und zwei noch heidnischen Kunbi.

„Daß wir auf unserer weiten Tour gerade nicht wie comfortable Engländer reisten, können Sie schon aus dem Umstand abnehmen, daß wir vier zusammen auf einem zweiräderigen Ochsenkarren, genau $4^1/_2$ Fuß lang und $2^1/_2$ Fuß breit, untergebracht waren. Vierräderige Gefährte gibt es hier nicht. Wie sollten dieselben hier auch vorankommen können, da von gemachten Straßen und Wegen, Brücken und ähnlichem Luxus hier fast nichts zu sehen ist. Ueberdies mußten noch der Tragaltar mit Tisch, einiger Proviant u. s. w. auf unserem Ochsenkarren untergebracht werden. Denn wenn in diesem Land ein Europäer zu reisen hat, muß er für alles selbst sorgen. Die Mohammedaner und die höhern Kasten der Hindu werden dem Europäer, und wäre es selbst der Vicekönig von Indien, nie und nimmer ihre Küchengeräthe und Eßgeschirre überlassen, da nach ihrer festen Ueberzeugung die bloße Berührung derselben durch uns dieselben unheilbar ‚verunreinigt‘.

„Trotz der Hitze, die ungewöhnlich stark war — zeigte ja das Thermometer schon seit mehreren Tagen 38° C. im Schatten —, machten wir uns guten Muthes auf den Weg. Zunächst fuhren wir durch eine öde, trostlos einförmige Fläche. Schon vor einem Monat war die letzte Ernte eingeheimst worden. Darum erblickte das Auge weit und breit keinen grünen Halm. Die sengenden Sonnenstrahlen hatten alles ausgedörrt und bis auf die Wurzel versengt. In Devlali, einem großen Dorfe 10 (engl.) Meilen von Wallan, machte ich eine Stunde Halt, um unsere Schule zu examiniren und eine Katechese zu halten. Nach derselben kam ein neunjähriger, munterer Knabe, Edmund Yaschwanta, zu mir und bat mich, seine um ein Jahr ältere Schwester zu taufen. Der kleine Edmund ist seit einem Jahr in der Schule von Wallan, um sich zu einem Katechisten auszubilden, da er viel Talent und große Energie verräth. Seit einer Woche war er auf Ferien nach Hause, um seine noch heidnische Schwester Sundri zu unterrichten und auf die Taufe vorzubereiten. Die noch heidnischen Eltern hatten uns schon längst ihre ganze Kinderschar zur Taufe überlassen, nur in betreff der Sundri konnten sie sich nicht überreden lassen, da sie schon längst verheiratet war. Sobald aber Edmund hörte, daß sein Schwesterchen wieder auf Besuch nach Hause gekommen sei, bestürmte er mich mit der Bitte: ‚Lassen Sie mich nach Devlali; ich werde meinen Vater drängen, bis er nachgibt, und Sundri will ja selbst mit Gewalt Christin werden.‘ Gut, es gelang dem kleinen Apostel, seinen Vater umzustimmen, und er selbst fing an, seine Schwester zu lehren. Als ich sie examinirte, wußte sie das Kreuzzeichen, das Vaterunser, das Ave Maria, das apostolische Glaubensbekenntniß und die nothwendigen Stücke. Da fragte ich Sundris Vater: ‚Warum gestatten Sie mir jetzt, das Mädchen zu taufen, nachdem ich doch früher nie Ihre Erlaubniß bekommen konnte?‘ — ‚Ach,‘ sagte er beschämt, ‚die Kinder haben mir so arg zugesetzt, daß ich nicht länger widerstehen konnte. Edmund sagte mir immer: Wenn Sundri nicht getauft wird, dann geht sie in die Hölle, und du mit ihr. Und Sundri drohte: Ich brenne mit meinem Bruder nach Wallan durch, um dort getauft zu werden.‘ Darauf wandte ich mich an das Mädchen und fragte sie: ‚Willst du aber in Zukunft die Götzendienerei meiden?‘ — ‚Gewiß, ich werde nie mehr den Heidengöttern opfern.‘ — ‚Aber Kind, wenn deine Schwiegermutter dir befiehlt, Götzen anzubeten, was dann?‘ — ‚Ich werde ihr nicht gehorchen, sondern sagen, daß ich Christin bin und Christus anbete.‘ — ‚Aber wenn sie dich mißhandelt und schlägt, was dann?‘ — ‚Ja dann, nun dann,‘ sagte sie naiv nach einiger Zögerung, ‚dann werde ich so laut schreien, daß sie mich sicher in Ruhe läßt; aber den Heidengöttern werde ich nie mehr opfern.‘ Alle hatten Spaß an der treffenden Antwort des Kindes, und nach kurzem war Sundri eine Christin, Josephina mit Namen. Ihr Bruder Edmund war ihr Pathe. Wie ein Mann von Erfahrung ermahnte er sie vor der Taufe noch einmal: ‚Nun mußt du die Hände falten, die Kniee andächtig beugen und darfst während des Gebetes nicht hin und her schauen, wie man es in Heidentempeln thut.‘

„Unterdessen war es 12 Uhr und recht heiß geworden. Die guten Leute wollten uns wegen der Hitze bis zum folgenden Morgen zurückhalten. Aber da wir eine lange Tour vor uns hatten, konnte ich nicht auf ihre Bitte eingehen. Jedoch schon im nächsten Dorfe Gumha, 4 Meilen von Devlali, mußten wir uns entschließen, Halt zu machen, da der eine Ochse infolge der

Hitze sich gar nicht mehr regieren lassen wollte. Sobald ein schattiger Baum sichtbar wurde, zog er trotz der Peitschenhiebe seinen Gefährten und den ganzen Karren seitwärts in den Schatten. Guwha ist wie Devlali ein ziemlich großes Dorf. Während wir jedoch in Devlali bereits 50 Getaufte zählen, haben wir in Guwha nur eine einzige Familie, die eigentlich bloß durch Zufall von Wallan hierher verschlagen wurde. Wohl baten uns einzelne Mahar wiederholt, ihre Kinder zu taufen. Doch auch diesmal gab ich ihrer Bitte nicht nach, da sie mir weniger zuverlässig scheinen als die Mahar anderer Dörfer. Wir übernachteten in der sog. Dharmaschalla, einer öffentlichen Baracke für durchziehende Reisende, bestehend aus zwei Mauern mit einem miserabeln Ziegeldach darüber. Auf zwei Seiten ist das Gebäude offen; Bett, Stuhl und Tisch finden sich daselbst natürlich nicht, da es eigentlich für eingeborene Reisende berechnet ist, die solche Luxusartikel nicht kennen. So breitete ich denn nach Art der Eingeborenen eine einfache Matte auf den Boden und überließ mich sorgenlos dem Schlummer, der bald kam, da ich an diese Art, auf hartem Boden oder Stein zu schlafen, schon längst gewohnt bin.

„Am folgenden Tage, den 15. März, las ich in aller Frühe in meiner Herberge die heilige Messe, so daß wir beim ersten Morgengrauen schon wieder reisefertig waren. Wir änderten unsere bisherige westliche Richtung und wandten uns nach Norden, um Klein-Kolhar zum erstenmal einen Besuch abzustatten. Das Dorf liegt an der Prevera und ist ziemlich groß. Die Mahar von Klein-Kolhar hatten wiederholt an mich schriftlich und mündlich die Bitte gestellt, ihnen einen Lehrer zu geben. Sie betheuerten ihre Bereitwilligkeit, sämtliche Kinder taufen und christlich erziehen zu lassen, auch selber wollten sie dem Heidenthum entsagen und die christliche Religion annehmen. Auf diese wiederholten Bitten hin hatte ich schon früher Katechisten hingeschickt, um zu untersuchen, ob die Leute aufrichtig und zuverlässig seien. Die Nachrichten lauteten günstig, und darum benutzte ich diese Gelegenheit, dem Dorfe meinen ersten Besuch abzustatten. Ich kam unangemeldet und war den Leuten noch völlig unbekannt. Aber sobald sie hörten, daß ich der Missionär von Wallan sei, den sie so oft eingeladen, verwandelte sich ihre anfängliche Zurückhaltung in die größte Freundlichkeit, ja fast Zudringlichkeit. Wie im Nu waren unter einem mächtigen schattigen Baum ihre besten Decken und bunten Feiertagskleider ausgebreitet. In der Mitte mußte ich mich niederlassen. Vor mir in zwei großen Halbkreisen stellten sie ihre Knaben und Mädchen auf. Hinter denselben standen die Mütter und Väter, meistens mit noch dem einen oder andern Säugling auf dem Arm. Wiederum baten sie mich, auf ihre Kinder den Segen Gottes herabzurufen und denselben einen Lehrer zu geben, der sie in der christlichen Religion unterweise. Als ich mich hinlänglich von ihrer guten Stimmung überzeugt hatte, versprach ich ihnen in spätestens drei Monaten einen Lehrer zu schicken, der die größern Kinder auf die heilige Taufe vorbereiten werde. Unterdessen begnügte ich mich, den Kindern unter fünf Jahren die heilige Taufe zu spenden. Leider waren manche der guten Leute schon auf Arbeit gegangen, weil ich meine Ankunft nicht hatte anmelden lassen. Sonst wäre die Zahl der Täuflinge größer gewesen. Immerhin hatte ich die Freude, 26 Kinder durch die Taufe dem göttlichen Heilande zuführen zu können. Voll Freude über diesen neuen Gewinn setzte ich meine Reise fort.

„Wir fuhren nun wieder in westlicher Richtung der Prevera entlang. Nach einer Fahrt von weitern acht Meilen erreichten wir Songao, das erste Dorf in der Sangamner-Taluka. In diesem Dorfe war seit zwei Monaten einer meiner Katechisten thätig. Im December des vorigen Jahres hatte ich es zum erstenmal besucht und damals 29 Kinder getauft. Gegen Abend besuchte ich unsere Schule, um daselbst die erste Prüfung abzuhalten. Sämtliche Mahar hatten sich versammelt, um Zeugen derselben zu sein. Ungefähr ein Dutzend Knaben hatten die Schule seit ihrem Bestand regelrecht besucht. Trotzdem sie erst seit zwei Monaten unterrichtet wurden, wußten sie alle schon außer dem Kreuzzeichen das Vaterunser, Ave Maria, apostolische Glaubensbekenntniß, die zehn Gebote. Dies war ein großer Trost für mich. Vor wenigen Monaten war keine einzige christliche Seele im ganzen Dorfe. Und jetzt seit bereits zwei Monaten versammelten sich diese Kinder tagtäglich um ihren Lehrer, um mit ihm die christlichen Gebete zu verrichten. Auch im Rechnen und Schreiben war das Examen vollständig befriedigend. Nach der Prüfung spendete ich drei Knaben die heilige Taufe.

„Am folgenden Morgen las ich die heilige Messe öffentlich für unsere Christen in ihrer Zaudi. Es war dies das erste Mal, daß sie dem katholischen Gottesdienst beiwohnten. Während der heiligen Messe verrichteten sämtliche Schulkinder mit lauter Stimme ihre Gebete, während ihre heidnischen Eltern schweigend und mit großer Aufmerksamkeit dasaßen.

„Gegen 9 Uhr morgens (den 16. März) setzten wir unsern Weg nach dem Westen fort bis nach Siplapur, 10 Meilen von Songao entfernt. Dort wandten wir uns nach Süden und erreichten nach zwei weitern Meilen Panodi. Panodi ist, zum Theil wenigstens, auf einen niedrigern Vorsprung der Baleschwar-Bergkette gelagert, die sich im fernen Westen von den Sahyadri-Bergen abzweigt.

„Auch in Panodi wurde ein strenges Examen über die Gebete und die nöthigsten Katechismuswahrheiten abgehalten, und die Schüler bestanden dasselbe vortrefflich. Zwölf weitere Knaben, fast alle 11—14 Jahre alt, konnte ich taufen, da der Katechist sie vollständig vorbereitet hatte. Auch hier brachte ich am folgenden Morgen zum erstenmal das heilige Opfer dar und suchte die Leute zu unterrichten, ähnlich wie in Songao.

„Am 18. März traten wir unsere Weiterreise an. Diesmal war Sangamner unser Reiseziel. Von hier ab hatten wir eine gute Straße; es ist die große Heerstraße, welche von Ahmednagar durch die Taluken Rahuri, Sangamner, Akola führt und in ihrer Fortsetzung bis nach Igatpuri die Straße nach Bombay trifft. Der größere Theil dieser Straße war zur Zeit der Hungersnoth 1876—1877 namentlich aus strategischen Rücksichten gebaut worden. Halbwegs zwischen Nimbgao-Jali und Sangamner hatten wir die niedrigern Ausläufer der Dudheschwar-Berge zu übersteigen, die in ihrer höchsten Spitze eine Höhe von 2748 Fuß (838 m) erreichen. Trotzdem der Paß nicht sehr hoch ist, bildet die Straße doch viele Windungen. Die Berge rechts und links von der Straße sind fast ganz kahl. Nur niedriges Gestrüpp, meistens dorniger Cactus, findet auf einzelnen Stellen, von denen der Erdboden durch die Regengüsse nicht abgeschwemmt ist, ein spärliches Fortkommen. Früher sei dies ganz anders gewesen. Berge und Thäler waren mit dem kräftigsten Baumwuchs bestanden. Aber die wilden Horden der kriegerischen Mahrattastämme, die vor 200 Jahren in das Land einbrachen, brannten die herrlichsten Wälder schonungslos nieder. Seitdem ist das Land öde, der Regen ist unsicher und meist nicht genügend. Endlich gegen 2 Uhr nachmittags erreichten wir die Hauptstadt. Wir fuhren über die Prevera nach Klein-Sangamner, wo wir in dem dortigen Regierungs-Bangalow ein gastliches Unterkommen fanden. Die Regierung nämlich errichtet in gewissen Entfernungen, namentlich

in den Hauptstädten der Taluken, große und luftige Wohnhäuser für ihre englischen Beamten, die dann und wann von Ahmednagar aus zur bessern Jahreszeit die verschiedenen Taluken bereisen, um von den untergestellten Beamten sich Rechenschaft geben zu lassen und selber alles, wie Straßen, Kanäle, Handhabung der Gerechtigkeitspflege u. s. w., in Augenschein zu nehmen. Diese Visitatoren sind fast ausnahmslos Europäer, während die verschiedenen Beamten in den Taluken Heiden (meist Brahminen) und Mohammedaner sind. Gegen Abend besuchte ich die einflußreichsten Persönlichkeiten der Stadt, vorab den Mamlatdar (= der über eine ganze Taluka gesetzte Regierungsbeamte; er hat die Eintreibung der Steuern und die Verwaltung der Gerechtigkeitspflege zu besorgen und steht unter der Controlle des Collectors), um ihn für meine Pläne zu gewinnen. Derselbe, ein heidnischer Brahmine, hat seine Studien in dem großen Franz-Xaverius-Colleg von Bombay gemacht und ist somit mit unsern Patres und ihrer Wirksamkeit sehr vertraut. Er sprach sich sehr erfreut darüber aus, zu vernehmen, daß wir in der Taluka, die ihm untergestellt ist, eine Mission zu eröffnen gedenken, und verhieß seinen ganzen Einfluß zu unsern Gunsten zu gebrauchen. Nachdem ich verschiedene andere Klassen der Bevölkerung der Hauptstadt besucht hatte, wandte ich mich zu den Mahar. Diese zeigten sich diesmal etwas mehr zutraulich und weniger scheu als bei meinen frühern Besuchen. Sie verlangten zum erstenmal von mir einen Lehrer und eine Schule für ihre Kinder. Von der christlichen Religion wollten sie jedoch auch diesmal nicht viel hören. Wiederholt besuchte ich sie während der folgenden Tage, konnte aber nicht viel mehr erreichen, als daß sie und ihre Kinder sich allmählich an mich gewöhnten und die Ueberzeugung gewannen, daß ich nur ihr Bestes beabsichtige.



Im Urwald am Kilima-Ndscharo. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys. S. 187.)

„Da am folgenden Tag (19. März) das Fest des hl. Joseph war, hatte ich meine Katechisten aus Songao, Panodi, Nimbgao-Jali nach Sangamner berufen, um mit ihnen das Fest unseres großen Schutzherrn würdig zu feiern. Während der heiligen Messe empfingen sie die heilige Communion. Im Verlaufe des Tages gingen sie bald einzeln, bald alle zusammen zu ihren Kastengenossen, um zu ihnen über die christliche Religion zu sprechen. Dann kamen sie wieder zu mir, um von mir sich belehren zu lassen und für ihre weitern Arbeiten sich Raths zu erholen. Abends hielten wir zusammen eine Andacht zu Ehren des hl. Joseph und flehten seine Vermittlung an für die Bekehrung Sangamners. In später Nachtstunde beriethen wir uns, was zu thun sei und ob wir überhaupt die Hoffnung hegen dürfen, wenigstens nach einigen Jahren in dieser bis jetzt unbezwungenen Veste des Heidenthums und des Islams festen Boden zu gewinnen. Allmählich neigten sich alle der Ansicht zu, man solle einstweilen einen Lehrer hier anstellen, der die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichte; vielleicht werde sein Beispiel und sein Einfluß mit der Zeit eine für die christliche Religion günstige Wendung der Gemüther herbeiführen."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Japan.

Diöcese von Nagasaki. Bekehrungsgeschichte der Insel Oshima. Bereits in einer frühern Nummer theilten wir die erste Kunde von der fast wunderbaren Bekehrung einer zur Diöcese Nagasaki gehörigen Inselgruppe mit. Nunmehr erhalten wir einen ausführlichen Bericht, der gewiß unsere Leser mit großer Freude erfüllen wird.

Das Hauptfeld der Bekehrung ist das 200 Meilen südlich von Nagasaki gelegene, zur Gruppe der Liu-Kiu- oder Lutschu-Inseln gehörige Eiland Oshima, „die große Insel". Hier war es, wo die ersten Missionäre, die nach 200jähriger Unterbrechung wieder nach Japan kamen, von 1844 bis 1858 auf eine günstige Gelegenheit harrten, um in das Land der Martyrer wieder einzubringen (vergleiche Jahrgang 1873, S. 24 f.).

Das Land ist arm, aber fleißig angebaut. Zuckerrohr ist das Hauptproduct. Die Einwohner, etwa 70000, sind meist kleine Landbauern und durch Sprache und Charakter von den eigentlichen Japanern sehr verschieden. Die Fluth der Civilisation, die vom Mikadoreich die alten Traditionen mehr und mehr hinwegzuschwemmen droht, hat die Insel noch kaum erreicht.

Bereits im Jahre 1891 kamen von der Insel die ersten Anfragen um einen katholischen Glaubensboten, und nach einer gefahrvollen Fahrt durch die stürmischen, klippenreichen Gewässer jener Striche landete Herr Ferrié aus dem Pariser Missionsseminar im Januar 1892 in Naje, der Hauptstadt der Insel. „Die ‚große' Stadt zählt nur ca. 400—500 Häuser, wovon höchstens ein Dutzend erst mit Dachziegeln gedeckt sind. Naje ist die Residenz des Tocho, d. h. Stellvertreter des japanischen Präfecten von Kagoshima. Das Städtchen besitzt ein Gerichtstribunal, eine Schule und sogar ein Zuchthaus für Galeerensträflinge."



Buschwald und Lianen auf den Höhen des Kilima-Ndscharo. (S. 187.)
(Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys.)

Kaum angekommen, brachte ein Professor der Schule dem Missionär eine Liste von 80 Familienhäuptern, die Christen werden wollten. Jeder der Unterzeichneten hatte unter seinen Namen auch sein Siegel gesetzt. Der genannte Professor, voll regen Verlangens, dem Christenthum in Oshima Eingang zu verschaffen, bot sich sofort an, den Missionär bei den angesehenern Familien einzuführen. Einer der ersten Besucher war ein Richter des Tribunals. Dieser wackere Mann hielt dem Missionär zwischen zwei Tassen Thee sofort einen langen Vortrag über die Nothwendigkeit einer Religion.

„Ich will meine Landsleute um jeden Preis dazu bereden, irgend eine bestimmte anzunehmen. Ich weiß jetzt noch nicht, welches die beste ist, und habe mich zur Stunde noch nicht entschieden, weder für den Buddhismus noch für den Protestantismus noch für die katholische Religion. Aber eine von den dreien, das sehe ich, müssen wir wählen."

Der Pater erbot sich nun, in einem öffentlichen Vortrage die Grundlehren der katholischen Religion darzulegen, und bat den Richter, für den Fall, daß er diese Religion gut finde, seine

Landsleute zu ihrer Annahme ermuntern zu wollen. Er versprach es und erbot sich, die nothwendigen Vorkehrungen für den Vortrag, der gleich auf den folgenden Tag festgesetzt wurde, persönlich zu treffen. Da der Bürgermeister gerade abwesend war, so wurde bei dessen Bruder ein Besuch gemacht. Derselbe, ein ehrwürdiger Patriarch mit schneeweißem Barte, erzählte, wie er früher selbst einmal aus Kagoshima (auf den Kiu-Siu-Inseln) einige Bonzen geholt habe, damit sie den Buddhismus auf seiner Insel einführten. Dieselben hätten aber, sobald sie die ärmlichen Verhältnisse der Eingeborenen kennen gelernt, diese sehr bald seitwärts liegen lassen, um sich einzig mit den reichen, von Kiu-Siu hergekommenen Kaufleuten abzugeben.

„Hier", so fuhr der Alte fort, „gibt es zwei Klassen: die der Inselbewohner und die der Beamten und der Kaufleute, die von auswärts kommen. Die erstern sind arm und ungebildet, die andern haben sowohl Reichthum als Bildung. Wenn du dich der erstern annehmen willst, so werden sie dir zwar ihre Herzen öffnen, aber nicht ihre Börsen. Gibst du dich dagegen mit den letztgenannten ab, so werden sie dir viel Geld geben, aber nicht ihre Herzen, und die erstern, welche die Mehrzahl bilden, werden dich nicht lieben!"

„Wenn ich so weit hergekommen bin," erwiderte P. Ferrié, „so geschah es vor allem, um mich der Leute von Oshima selbst anzunehmen. Meine Absicht dabei ist nicht, Geld zu erwerben, sondern Seelen zu retten."

Bei diesen Worten hellte sich das Antlitz des Greises freudig auf, und er versprach nun auch seinerseits seine Mitwirkung zum bevorstehenden Vortrage. Derselbe war von großem Erfolge gekrönt. Er fand am 4. Januar in Gegenwart von mehr als 400 Personen statt und dauerte nahezu drei Stunden. Japan, das wissen Sie ja, ist das Land, wo man langer Unterredungen nicht leicht überdrüssig wird. Vom folgenden Tage an stellten sich von den nahen Ortschaften eine Gesandtschaft nach der andern beim Missionär ein. Man wollte um jeden Preis seine Worte hören. Jeden Abend, wenn die Leute ihre Tagesarbeit vollendet hatten, erschien der Missionär bald in dem einen, bald in dem andern Dorfe. Jedesmal strömten zu diesen Versammlungen mehrere Hundert einfacher Landleute zusammen, denen der Pater die frohe Botschaft verkündete. Einen ganz besondern Eindruck machte auf diese einfältigen, schlichten Seelen die Erklärung der zehn Gebote Gottes. Stundenlang hingen sie in ehrfurchtsvollem Stillschweigen am Munde des Glaubensboten. Am Schlusse aber erklärten sie einstimmig: „Wir wollen zu deiner Religion gehören. Versprich uns, recht oft wiederzukommen, um uns diese schöne Lehre besser kennen zu lehren."

Am 7. Januar hatten in dem einen Dorfe Itsubo bereits 245 Familienhäupter ihre Namen eingereicht mit der Bitte, sie ohne Aufschub auf den Empfang der heiligen Taufe vorzubereiten. Bald folgten Kaneko und andere Ortschaften diesem Beispiele. Am 10. Januar kam der Bürgermeister von Naje den Pater besuchen.

„Ich habe", so sagte er, „bis jetzt absichtlich keinem deiner Vorträge beigewohnt, trotzdem ich es sehr gern gethan hätte. Es geschah, um nicht durch meine Gegenwart die Entscheidung meiner Mitbürger zu beeinflussen. Heute aber, da ich sehe, daß kein einziger unter ihnen ist, der nicht katholisch werden will, verlange auch ich deiner Religion mich anzuschließen."

Wahrhaftig, es war sichtbar die Gnade des Allerhöchsten, die als befruchtender Thau auf dieses Eiland niedergefallen. Nun aber zögerte P. Ferrié, ein ebenso wackerer als kluger Missionär, nicht länger, das hoffnungsvolle Arbeitsfeld auf einige Zeit zu verlassen und nach Nagasaki zurückzukehren, theils um die guten Gesinnungen seiner Neubekehrten zu prüfen, theils um mit seinem Bischof über die weitern Maßregeln Rücksprache zu nehmen.

Als er nach einmonatlicher Abwesenheit Anfang März, von einem Katechisten begleitet, wieder zurückkehrte, fand er die Gesinnungen seiner kleinen Herde in nichts verändert. Trotz eines wahren Sündfluthregens stand eine große Menge am Strande, um ihn zu empfangen und ihn voll Freude in ein Haus zu geleiten, das für ihn gemiethet und hübsch eingerichtet worden war.

Die erste Sorge des Missionärs beim Anblick dieser reichlich winkenden Ernte war, ohne Zögern einige tüchtige Gehilfen heranzuziehen, die ihm bei der Katechese und den Gebetsstunden aushelfen könnten. Denn wie sollte er allein mit einem einzigen Katechisten zur Seite diese vielen Hunderte unterrichten, die größtentheils noch gar keine Bildung und keinen Unterricht genossen hatten?

Anfangs ließ sich die Arbeit sehr hart an. Die Frauen und besonders die alten Leute waren in keiner Weise dazu zu bringen, die Worte auf japanisch auszusprechen. Dazu kam ihre große Schüchternheit. Gern und bereitwillig lauschten sie den Erklärungen, die man ihnen gab; handelte es sich aber darum, dieselben dem Gedächtniß einzuprägen oder herzusagen, dann konnte man den guten Leuten die Zähne nicht auseinanderbringen. Glücklicherweise zeigten sich die Kinder und das junge Volk weniger steif und ungelenk. — Nach einigen Wochen hatte sich P. Ferrié bereits an die 20 Unterweiser beider Geschlechter herangebildet. An Geduld und gutem Willen fehlte es weder den Lehrern noch den Schülern, und so faßte die Kenntniß der hauptsächlichsten Glaubenswahrheiten und Gebete in Naje und in den benachbarten Ortschaften von Itsubo, Kaneko und Urakami mehr und mehr Wurzeln. Von Juli ab konnten bereits die Taufen beginnen, und am 15. August zählte Itsubo allein bereits an die 100 getaufte Christen. Welcher Trost für den Missionär und welch reicher Lohn für seine Mühen!

„Letzten Sonntag", so schrieb um diese Zeit P. Ferrié, „mußte ich eine zweite heilige Messe lesen, weil meine Christen nicht zu gleicher Zeit in der kleinen, ärmlichen Kapelle Platz fanden. Zum erstenmal erschienen die Frauen mit ihren weißen Taufschleiern. Bei jedem Dominus vobiscum entschlüpfte eine Thräne meinen Augen. Die Gebete wurden mit solchem Eifer gebetet, daß ich vor Rührung ganz verwirrt wurde. Meine erste heilige Messe dauerte darum auch wohl $^{3}/_{4}$ Stunden; der liebe Gott wird mir aber gewiß jene Zerstreuung verziehen haben."

Von Tag zu Tag sah nun der unermüdliche Apostel sein heiliges Werk fröhlicher gedeihen. Von allen Seiten, selbst von den Nachbareilanden, langten ohne Unterlaß neue Briefe und Gesandtschaften an. Man wollte den Lehrer des neuen Glaubens sehen, ihn hören und seine Religion annehmen. Zwei tüchtige Katechisten, die inzwischen von Nagasaki zu Hilfe gekommen waren, reichten nicht mehr aus. Ein zweiter Missionär wurde zur Stelle gerufen.

Im October waren bereits 200 Taufen gespendet, und in dem einen Dorfe Urakami, wo nicht weniger als 740 Personen dem Unterricht folgten und die Gebete mit wahrer Begeisterung lernten, standen 300 Katechumenen im Begriff, das heilige Sacrament zu empfangen. Wenn der Sonntag kam, waren die Häuser viel zu eng, um bei der Feier der heiligen Messe alle zu fassen. Man müßte also bauen. Aber wo die Mittel hernehmen? Die christliche Liebe wird auf diese Frage die Antwort finden.

China.

Apostolisches Vicariat Süd-Schantong. Ein freudiges Ereigniß aus der Mission meldet uns der Steyler Missionär, Herr A. Hellinghaus aus Paoli. Danach wurde der hochw. Apostol. Vicar Mgr. Anzer von der chinesischen Regierung zur Anerkennung seiner Verdienste, zumal um „Erhaltung der Eintracht unter Christen und Nichtchristen", durch Verleihung des Großmandarinats dritten Ranges in ehrenvoller Weise ausgezeichnet. Es ist dies eine ähnliche Auszeichnung wie etwa bei uns die Verleihung eines höhern Ordens seitens Sr. Majestät des Kaisers, nur daß die mit dem hellblauen Mandarinenknopf im Reiche der Mitte verbundenen Privilegien zahlreicher und glänzender sind. Solch ein Tasjen (Excellenz) ist ein großer Herr im Land, erscheint bei Gelegenheit in einem prachtvollen Galagewand mit dem gestickten Bild eines Pfauen auf Rücken und Brust. Er reist in einer grünen Staatssänfte, zehn Reiter folgen ihr, und zwei rothe Sonnenschirme, zwei Fächer, Titeltafeln, Fahnen mit geflügelten Tigern u. dgl. werden vorausgetragen. Elf Schläge mit dem Gong künden das Nahen der Excellenz und fordern hoch und niedrig auf, sich ehrerbietig zurückzuziehen.

Diese Rangverleihung an einen katholischen Bischof seitens der chinesischen Regierung ist gewiß als ein Zeichen wohlwollender Gesinnung freudig zu begrüßen. Wie Herr Hellinghaus schreibt, ging die Anregung dazu von der deutschen Botschaft in Peking aus.

Zur Zeit der alten Jesuitenmission im 17. und 18. Jahrhundert waren solche und ähnliche Auszeichnungen katholischer Missionäre keine Seltenheit. Was aber erfreulicher war, zählte damals die wahre Religion auch unter den chinesischen Mandarinen und den höchsten Würdenträgern des Reiches, ja in der kaiserlichen Familie selbst zahlreiche eifrige Anhänger, während heute die christliche Religion in den höhern Kreisen in China leider noch wenig Boden gewonnen hat.

Apostolisches Vicariat von Kiangnan. Gute Fortschritte. Kiangnan ist bei weitem das größte und blühendste Vicariat der chinesischen Mission, zählt es doch von den 568 628 Katholiken (Propagandabericht für 1892), die auf sämtliche 38 Apostolische Vicariate in China kommen, allein 104 092 und von den 2465 Schulen allein 650 (vgl. Jahrg. 1891, S. 223). Glücklicherweise hat die letztjährige heftige Verfolgung trotz der traurigen Verwüstungen die Bewegung zum Christenthum nicht aufzuhalten vermocht. Im Gegentheil liegen uns eine ganze Reihe der erfreulichsten Berichte vor. So schreibt z. B. P. Le Chevallier S. J. in einem vom 13. März d. J. datirten Briefe an den Apostol. Vicar Mgr. Garnier S. J. von der vor der Mündung des Yangtsekiang gelegenen Insel Tsongmin: „Ich beeile mich, Ew. Gnaden mitzutheilen, daß die Zahl der Katechumenen täglich am Wachsen ist, so daß ich bis zum Fest des hl. Joseph 500 zu zählen hoffe. Die Station St. Mathias, die bis jetzt keinen Zuwachs hatte, hat jetzt 50, und so scheint denn selbst diese Gemeinde von der heiligsten Dreifaltigkeit (die Residenz des Missionärs) dem allgemeinen Zuge der Bekehrung folgen zu wollen. Das Katechumenenhaus für Männer ist so überfüllt, daß wir uns umsonst den Kopf zerbrechen, wo wir alle unterbringen sollen. Ein Nachbar hat uns einen Raum in seinem Hause angeboten; einer der Katechisten schlägt vor, die Katechumenen jeden Abend ins nächste Dorf zu schicken, wo sie ein Nachtquartier finden können. Einige lassen es sich nicht verdrießen, täglich einen Weg von 14—16 Lis (über 8 km) nach ihrem Wohnort zurückzulegen.

„Mit wenigen Ausnahmen sind alle voll Eifer, die christliche Lehre und die Gebete zu lernen. Manche von ihnen wirken mit Erfolg als Apostel unter ihren Nachbarn. Zwei neue Ortschaften östlich von Lu-ngan-tsen und Sin-n-gao bieten die besten Hoffnungen. O daß ich die Zeit fände, all diese Orte zu durchwandern! Allein die Sorge für die alten Christen, Missionen, Exercitien und jetzt der Unterricht der neuen Katechumenen nehmen all meine Zeit in Anspruch, und ich kann mich leider nicht verzweifachen.

„Seit dem Dreikönigsfest konnte ich in St. Lorenz, das 80 Katechumenen zählt, bloß einmal, in St. Bartholomäus und in der Gemeinde der Mutterschaft Mariä, die zusammen etwa 250 zählen, nur je zweimal die heilige Messe lesen. Noch muß ich Ew. Gnaden die Meldung machen, daß die ‚Gebetsschulen' von Kongsu, die für die Districte der PP. Leing, Storr (eines Deutschen) und den meinigen zusammen dienen, für mich bei weitem nicht mehr genügen wegen der hinzugekommenen Kinder der neuen Katechumenen. In der Knabenschule brauche ich bereits ein Drittel des Platzes, der für den District von Hosa bestimmt ist. Angesichts der guten Stimmung in der heidnischen Bevölkerung kann ich diesen Brief nicht schließen, ohne Ew. Gnaden herzlich um die Hilfe Ihres Gebetes zu bitten." Aehnliche Berichte kommen aus den andern Districten der Mission.

Aequatorial-Afrika.

Apost. Vicariat Viktoria Nyanza. Zur Lage in Uganda und Buddu. Unsere Leser werden bereits aus den Tagesblättern die glückliche Wendung der Dinge in Uganda erfahren haben. Genaue Nachrichten der Missionäre selber stehen noch aus und werden, so Gott will, jene günstigen Nachrichten bestätigen und vervollständigen.

Am 1. April d. J. verschwand von den Zinnen der Kampala die Flagge der Ostafrikanischen englischen Gesellschaft, unter deren Schutz die schmachvollen Vorgänge der letzten Jahre sich vollzogen, und an ihrer Stelle weht jetzt die britische Regierungsfahne. Dieser Wechsel bedeutet hoffentlich einen entschiedenen Umschwung der bisherigen Politik, die wahrlich weder zum Ruhme noch zum Vortheil des großen Kolonialreiches ausgeschlagen. In der That scheinen die Hoffnungen, welche die Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit auf Sir Gerold Portal, den britischen Regierungscommissär und Generalconsul, gesetzt hatten, sich vollauf zu bestätigen. Mit starker Hand hat er die Neuordnung und Klärung der arg verwirrten und unsichern Verhältnisse des schönen Koloniallandes begonnen und eine Reihe wichtiger und weiser Maßregeln zum Schutze und zur Regelung des Karawanenverkehrs, zur Beförderung des Handels, zur Verhinderung des Sklavenhandels u. s. w. getroffen. Vor allem aber hat er die ersten entscheidenden Schritte gethan, das schwere, an den Katholiken Ugandas und ihren treuen, wackern Missionären begangene Unrecht, das nunmehr auch auf protestantischer Seite in maßgebenden Kreisen offen zugestanden wird, wieder gutzumachen. Die durch ihn mit den Häuptern der beiden religiösen Parteien geregelte Vereinbarung sucht den Ansprüchen der Katholiken thatsächlich gerecht zu werden. Sie nimmt vor allem eine neue, der Billigkeit entsprechendere Gebietstheilung vor. Außer Buddu erhalten die Katholiken die Provinz Kaïma, die Sese-Insel, die bei den letzten Kämpfen so traurige Berühmtheit erlangt hat, den District Lwekula (etwa ein Fünftel der Provinz Singa) und endlich die Schamben (Plantagen) des Mwanika durch die Provinz Mugama, bis hin zur Hauptstadt. Damit die Katholiken auch in der Regierung

eine ihrer Zahl und ihrer Bedeutung entsprechendere Vertretung finden, wird je einer der zwei, mit Gutheißung des englischen Residenten ernannten Katikiros (Justizminister), der Mujasis (Befehlshaber der Truppen) und Gabungas (Befehlshaber der Canoes) katholisch sein. Dagegen soll das Amt der Nubuga (Schwester des Königs) oder Mitregentin, die bekanntlich katholisch war (vgl. Jahrg. 1892, S. 64), nach dem Tode der gegenwärtigen Inhaberin erlöschen.

Eine weitere Einigung über die Missionssphäre beider Parteien und sonstige weise Maßnahmen, die eine Wiederholung des traurigen Bürgerkrieges unmöglich machen sollen, scheinen in Aussicht genommen. Jedenfalls ist der Grund einer bessern Zukunft gelegt. Möge Gott das gute Werk vollenden!

Sehr interessant ist der Bericht der englischen Commission, die zur Untersuchung der Lage und Stimmung der Katholiken fast einen Monat lang in der Provinz Buddu sich aufhielt (vgl. „Tablet" 8. Juli, S. 52). Sie fand dort seitens der Katholiken eine freundliche Aufnahme und weiß namentlich die liebenswürdigste Gastfreundschaft der katholischen Missionäre nicht genug zu loben. Mit anerkennender Bewunderung sahen sie die civilisatorische Arbeit der Missionäre, die in der kurzen Zeit wirklich Großes geleistet. Die Hauptstation ist zweckmäßig und hübsch eingerichtet. Neben den Wohnungen, den Schulen und der Kirche erhebt sich ein zierlicher „Kiosk", der den Speisesaal enthält. Hier wurden die Gäste bewirtet. Der Bischof führte die Unterhaltung, die in herzlichem, angenehmem Tone verlief. „Ich mußte wirklich", so erzählt der Berichterstatter, „den feinen Tact des Bischofs und seiner Umgebung bewundern, die es sorgsam vermieden, ihre



Der Kibo vom obern Weru-Weru-Fluß aus. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys. — S. 188.)

Klagen und Beschwerden ins Gespräch zu bringen, und nie und bei keiner Gelegenheit habe ich aus ihrem Munde die geringste unfreundliche oder mißbilligende Aeußerung über die englischen (protestantischen) Missionäre vernommen."

Die Gäste wohnten dann auch dem katholischen Gottesdienste bei und waren sehr erbaut über die ehrfurchtsvolle Haltung der eingebornen Christen und Katechumenen. Das Innere der Kirche ist geschmackvoll verziert, und alles stimmt harmonisch zum heiligen Charakter der Stätte. Der Anblick des celebrirenden Priesters, der im vollen Ornate an dem schön geschmückten Altare stand, ließ sie ganz vergessen, daß sie mitten in Afrika und nicht vielmehr in einem europäischen Gotteshause sich befanden.

Aber auch außerhalb der Missionsstation begegnete man überall den Spuren jener energischen und methodischen Thätigkeit, welche das Wirken dieser Priester charakterisirt. Das Land war gerodet und urbar gemacht, Wege waren gebaut, Brücken geschlagen. Alles zeigt die geschickte Leitung und Oberaufsicht der Patres.

Dann werden im Berichte die Gerüchte von der unzufriedenen und revolutionären Stimmung der katholischen Bevölkerung in Buddu theils als unwahr theils als entstellt und übertrieben zurückgewiesen. Freilich herrscht unter den Katholiken eine gewisse gedrückte Stimmung, die sich aus dem Bewußtsein erlittener Mißhandlung und der unbilligen Vorenthaltung ihrer Rechte natürlich genug erklärt. Sie haben sich aber dadurch nicht abhalten lassen, nach Kräften an der materiellen Verbesserung ihrer Lage zu arbeiten, und haben in der kurzen Zeit Leistungen erzielt, die alles Lobes würdig sind. Es sei nicht der geringste Grund zur Befürchtung, daß die Katholiken sich unloyal zur

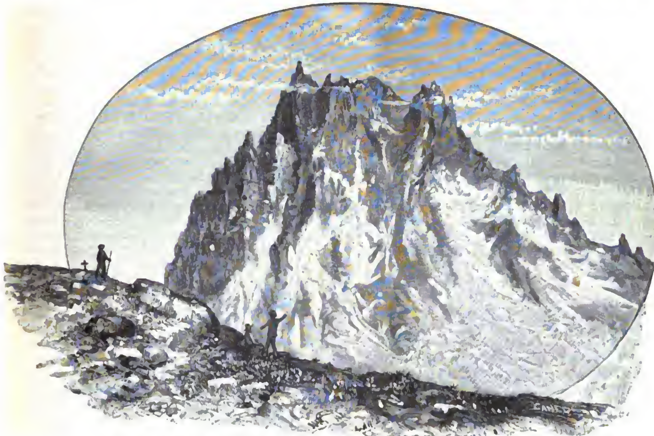
Regierung stellen werden, wohl aber werde es noch eine gute Zeit dauern, bis die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen beiden Parteien hergestellt seien, da die Protestanten vielmehr sich über die Niederlage ihrer Gegner gefreut, als einen Versuch zur Wiederversöhnung gemacht, geschweige denn diese bewillkommnet hätten.

„Es mag", so schließt der Bericht, „gehässig erscheinen, zwischen den beiden Missionen Vergleiche zu ziehen; wenn ich aber für einen Augenblick die religiöse Seite der Frage beiseite setze und die Sache von einem rein praktischen Standpunkt betrachte, so bin ich gezwungen, das Geständniß zu machen, daß das Arbeitssystem, wie es die französischen Missionäre angenommen, dem der (protestantischen) Church Mission Society weit überlegen ist."

Westafrika.

Apostol. Vicariat Belgisch-Kongo. Die Erziehung der Negermädchen am Kongo. Eine der Missionsschwestern von Nemlao, Schwester Gottlieba, entwirft uns ein recht anschauliches Bild von ihren ersten Erfahrungen als Erzieherin der kleinen Negermädchen.

„Eine Mutter", so schreibt sie an ihre Oberin in Gent, „interessirt sich auch für die kleinsten Kleinigkeiten ihrer Kinder. So darf ich nicht vergessen, Ihnen zu erzählen, daß wir hier in der Mission auch Ziegen, Hühner und Schafe besitzen, und daß im nahen Wäldchen allerlei Vögel mit herrlich buntem Gefieder sich zwitschernd tummeln. Leider gibt es hier auch sehr viele Schlangen und eine Unmasse von Affen, die dazu so frech sind,



Die Spitze des Kima-Wenze vom Bergsattel aus. (Nach einer Zeichnung Mfgr. Le Roys. — S. 188.)

daß sie uns die Früchte aus Feld und Garten holen. Schade, daß unter den Schwestern keine jagdtüchtige Diana ist, denn das Fleisch dieser Schelme soll ganz vorzüglich schmecken.

„Aber ich vergesse, daß Sie, ehrwürdige Mutter, von einer Ordensfrau keinen naturgeschichtlichen Vortrag erwarten; sprechen wir also von dem Theuersten, was wir haben, unsern kleinen Negermädchen, die uns zur Erziehung übergeben worden.

„Der liebe Gott segnet unsere Bemühungen sichtbar, denn schon nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen bei uns geben sie uns vielen Trost. Ihre Frömmigkeit ist wirklich überraschend. Wenn man sie so dakniеen sieht wie Engel aus Bronze, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, und das Vaterunser und Gegrüßet seist du beten hört, kann auch das härteste Herz nicht ungerührt bleiben.

„Und mit welchem Feuereifer sie sich auf das Lernen der übrigen Gebete und des Katechismus werfen, um recht bald zur Taufe zugelassen zu werden! Sonderbar! seitdem ich ihnen eine Medaille der allerseligsten Jungfrau umgehängt habe, entäußern sie sich sofort ihrer Halsschnüre aus Perlen und Muscheln, indem sie das Bild der Reinsten, die sie nun als ihre himmlische Mutter kennen gelernt haben, allem andern Schmuck vorziehen. Sie haben auch eine außerordentliche Freude an den Hymnen und Liedern zur Ehre Marias, die wir sie gelehrt. Leider fehlt uns beim Gesangunterricht ein Instrument. Wenn Sie also in Belgien jemand wissen, der so glücklich ist, ein Harmonium zu besitzen, das er nicht braucht, bitte, sagen Sie ihm ins Ohr, er solle an uns denken; der liebe Gott wird unser Zahlmeister im Himmel sein. Aus dem Gesagten dürfen Sie aber ja nicht den Schluß

ziehen, daß unsere Kinder jetzt schon civilisirt, bescheiden und höflich sind wie die Pensionärinnen einer Klosterschule in Europa. Vom gröbsten Heidenthum und Kannibalismus zu christlichen Sitten sich zu bekehren, ist nicht das Werk eines Tages. Zudem gehören unsere Zöglinge zu einem der wildesten Stämme des Ober-Kongo. Fand ich doch manche von ihnen in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft Sand und Erde essen und todte Mäuse, Würmer und nackte Schnecken ohne weiteres als Leckerbissen verspeisen. Noch schlimmer sieht es anfangs mit den sittlichen Vorstellungen aus. Lüge und Diebstahl scheinen so sehr einen Theil der Negernatur auszumachen, daß sie dieselben als eine Fertigkeit und Kunstanlage, wenn nicht gar als eine Tugend ansehen. In der ersten Zeit ihres Aufenthaltes stahlen sie sich abends regelmäßig aus dem Haus, um die Maisfelder zu verwüsten. Gestern Abend, als der aufgehende Vollmond sie an die nächtlichen Tänze und Gesänge ihrer Heimat erinnerte, erlaubte ich ihnen einmal, um mich herum einen ihrer Nationaltänze aufzuführen. Da begannen diese kleinen schwarzen Gestalten ein so wildes Gebärdenspiel und drehten sich so rasend im Kreise, daß mir bange wurde, während dazu lautes, gellendes Schreien abwechselte mit den improvisirten Gesängen, deren ewig gleicher Inhalt und lyrischer Standpunkt das Essen und Trinken bildet.

„Doch ich muß zugestehen, daß die ursprüngliche Wildheit unserer Mädchen immer mehr einer gesitteten Lebensart weicht. Heute würden sich die Kinder schämen, die einbrechende Nacht für jene Raubzüge auf die Felder zu benutzen oder Dinge zu essen, die wir in die Finger zu nehmen ihnen verboten haben.

„Die bereits in so kurzer Zeit erzielten Erfolge lassen uns hoffen, daß wir mit Geduld und Ausdauer aus unsern kleinen Wilden einst gute eifrige Christinnen machen werden. Leider hindern uns unsere Armut und die Forderungen des Klimas an manchen gründlichen Reformen. So besteht das Kleidchen der Kinder zunächst bloß aus einem einfachen, ellenbreiten, blauen Tuchstreifen, den sie um den Leib schlagen, und der sie von den Schultern bis zu den Knieen bedeckt.

„Ebenso einfach ist ihre Nahrung: etwas Reis, Bohnen oder geröstete Maiskolben, das ist alles. Darum besteht aber auch das ganze Küchengeschirr aus nichts anderem als einem Kochkessel und einer alten Blechbüchse. Löffel und Gabeln kommen natürlich gar nicht in Frage. Sobald das Gericht gar ist, erhält jedes Kind seine Portion vor sich auf den Tisch geschüttet; dann wird gebetet, und bald haben die kleinen schwarzen Finger auch mit dem letzten Körnlein Reis aufgeräumt.

„In der Schule, wo ich als Lehrerin thätig bin, sind die kleinen Negerinnen so aufmerksam und fleißig, daß sie auch den eifrigsten europäischen Schulmädchen nichts nachgeben.

„Eines habe ich noch vergessen. Ich sagte eben, unsere Mädchen seien bloß mit einem Tuche bekleidet; ich habe mich geirrt, denn sie sind von Kopf bis zu Fuß tättowirt. Stirne, Arme, Brust, Rücken, Beine, alles ist mit Einschnitten und kleinen Schwellungen bedeckt. Einige haben wohl zehn Löcher in jedem Ohrläppchen, während andere in ähnlicher Weise Nase und Lippen durchbohrt haben. Einige tragen Sorge, von Zeit zu Zeit wieder ein Stöckchen in diese Schönheitslöcher zu stecken, damit sie ja nicht zuwachsen. Manche tragen an Armen und Beinen Ringe von Kupferdraht oder Blei, ja sogar Gürtel von demselben Stoff, und alle sind sehr stolz auf diese Schmucksachen. Mit der Gnade Gottes wird es uns gelingen, sie zu belehren, daß es für ein christliches Mädchen, sei es schwarz oder weiß, keinen schönern Schmuck gibt als die Bescheidenheit."

Südamerika.

Paraguay. Rückkehr der Jesuiten nach Paraguay. Wiederholt waren bereits Verhandlungen im Gange, die spanischen Jesuiten wieder in das Land zu rufen, das für die Gesellschaft Jesu so schöne und heilige Erinnerungen birgt. Nunmehr sind seit einem Jahr die ersten Schritte zur Erfüllung dieses lang gehegten Wunsches geschehen. Bis dahin war das Betreten des Landes jedem Jesuiten untersagt. Eine einzige Ausnahme machte der Präsident Lopez 1853 mit P. Pares, seinem ehemaligen Lehrer, den er zu einem Besuche einlud. Doch blieb derselbe ohne weitere Folgen. Der jetzige Präsident wünschte dagegen, ein Colleg der Gesellschaft in der Hauptstadt Asuncion zu eröffnen, und lud die Patres letztes Jahr ein, zu kommen.

Am 9. Juli v. J. landeten der Missionsobere von Argentinien, P. José Saderra, und P. Antillach in Asuncion. Der Präsident, der durch Unwohlsein verhindert war, persönlich zu erscheinen, schickte zu ihrem Empfang einen Stellvertreter an Bord.

An der Landungsstelle trafen sie den Kapitularvicar, der sie bat, im bischöflichen Palais ihr Absteigequartier zu nehmen. Hier empfingen sie den Besuch der verschiedenen Behörden und hervorragenden Katholiken der Stadt. Die Staatsminister führten sie persönlich zu dem Bauplatz, den die edle Gattin des Präsidenten zur Errichtung des neuen Collegs geschenkt hatte. Der Platz liegt ganz nahe bei Asuncion in einer wunderschönen Lage. Eine schattige Baumallee führt von der Stadt hinaus. Diese beginnt übrigens sich nach der Seite hin auszudehnen. P. Antillach hoffte in einem seiner letzten Briefe vom vorigen Jahre, daß das Colleg im Laufe von 1893 eröffnet werden könne. Dasselbe soll bis zur Vollendung des Neubaues in einem dafür geeigneten Miethhause untergebracht werden. Man will zunächst mit den untern Klassen allein beginnen. Leider stehen die Nachrichten über die weitere Entwicklung noch aus.

Die Bevölkerung hat die Rückkehr der Patres mit großer Freude begrüßt und hat ihnen bereitwillig ihre Hilfe versprochen.

Australien.

Diöcese Perth. Die Trappistenniederlassung vom göttlichen Herzen in der Beagle-Bay (West-Austr.). Wir theilten am Ende des letzten Jahres (Jahrg. 1892, S. 259) die erste Gründung einer neuen Trappistenkolonie in West-Australien mit. Ein Brief des Obern Dom Ambrosius soll uns heute kurz den bisherigen Fortgang derselben schildern. Msgr. Gibney, der Bischof von Perth, nahm die wackern Pioniere der christlichen Cultur mit größter Freude auf.

„Die erste Sorge war der Transport des mitgebrachten Materials von der Küste. Einer der neu aufgenommenen Postulanten, Mr. Daly, besorgte dieses schwierige und lästige Geschäft mit bewunderungswürdiger Ausdauer. Sechs Wochen lang machte er wöchentlich dreimal den weiten Weg mit einem achtspännigen Ochsenwagen. Oft kam er erst um Mitternacht an, ohne seit Mittag etwas genossen zu haben. Vor allem wurde eine kleine Kapelle eingerichtet, die freilich ärmlich genug ausfiel. Als Rauchfaß diente z. B. eine Blechbüchse, die an drei Schnüren niederhing. Die Nothkirche für die Auswärtigen kann etwa 250 bis 300 Menschen fassen.

„Die Einkleidung der beiden ersten Postulanten mußte bis zum Herz-Jesu-Fest verschoben werden, weil kein Tuch für ein Ordenshabit da war. Mr. Daly erhielt den Namen Xaver, der andere Jakob oder hier James. James ist ein Allerweltsmann. Erstens

hat er die Aufsicht über die Werkleute und die Eingeborenen und muß seine Augen offen halten, daß die Werkzeuge nicht abhanden kommen. Zweitens besorgt er die Vertheilung des Tabaks, den die hiesigen Schwarzen leidenschaftlich lieben und der darum auch als Zahlmittel dient. Drittens melkt er am Morgen die Kühe, stellt abends das Vieh unter, trennt Kälber und Mutterkühe und hat überhaupt den ganzen Viehstand samt Wagenschuppen ꝛc. unter sich. Endlich knetet er jeden Abend das Brod, das am andern Morgen vom Koch gebacken wird. James ist also eine sehr nützliche Persönlichkeit; er spricht überdies flüssig französisch und englisch.

„Ein anderer Bruder hat die Schäferei. In sechs Wochen erhielt er nicht weniger als 60 Lämmer. Br. Alfons führt das Scepter in der Küche und hat zwei Schwarze als Küchenjungen. Neben dem Kochen bereitet er seine Katechesen und Unterweisungen vor und studirt die Sprache der Eingeborenen.

„Der Obere, P. Ambros, ist ungefähr alles in einer Person, insbesondere aber hat er die Zimmermanns- und Schreinerarbeiten und ist namentlich damit beschäftigt, den Klosterbesitz und die Hürden mit Schranken und Zäunen einzuschließen.

„Das Kloster hat einen paddock (Viehhürde), in dem 1000 Stück Ochsen Platz finden, wenn sie einmal da sind. Für den Augenblick zählt der Bestand 300 Schafe, 60 Lämmer, 70 Stück Großvieh, 1 Pferd, 2 Dutzend prächtige Hühner und 1 Katze. Die wilden Hunde (Dingos) thun viel Schaden. Sie stürzen sich in ganzen Rudeln auf die Schafe und tödten manches schöne Stück. Die Klosterleute haben darum einen förmlichen Vernichtungskampf gegen die hungrige Meute aufgenommen und gehen ihnen mit Waffen und Gift energisch zu Leibe. Aber die Unholde sind arg verschmitzt, und es ist ihnen schwer beizukommen. Die Regierung zahlt für jedes todte Stück 5 *M.* Es genügt, den Schwanz vorzuweisen. Wir haben so schon 120 *M.* gemacht, und die Wilden folgen unserem Beispiel.

„Bis jetzt war es noch nicht möglich, die verschiedenen Uebungen des Klosterlebens regelmäßig aufzunehmen. Für das Chorgebet fehlt der Chorhabit; außerdem ist eine große Anzahl beständig draußen nothwendig oder liegt längere oder kürzere Zeit krank zu Bett.

„Auch der Trappisten-Speisezettel konnte bislang noch nicht zum Rechte kommen. Wir sind eben in einem Land, wo das Fleisch sehr billig, alles andere sehr theuer ist. Ueberdies könnten es vorderhand auch die Stärksten ohne Fleischkost nicht aushalten, zumal sie als Getränk bloß Thee oder Wasser erhalten.

„Erst später läßt sich die Kostfrage endgiltig entscheiden. Vorderhand nehmen wir, was wir zur Hand haben, und leben vom Ertrag des Fischfangs und der Jagd. Jeden Abend bringt der Klosterjäger den Proviant für den folgenden Tag. Kürzlich kam er einmal mit 18 wilden Enten. Wenn die Portion zu mager ausfällt, hilft man mit eingesalzenem Schildkrötenfleisch nach. Davon erhalten auch die Arbeiter und Schwarzen, die es sehr gern haben. Außerdem braucht der Koch täglich ein wenig Reis, einige Pfund Mehl, etwas Thee und Zucker. So kommt die Küchenrechnung nicht sehr hoch. Ich glaube nicht, daß unsere Communität von 10 Mann täglich für mehr als 4 *M.* verzehrt.

„Ueber die Aussichten des Ackerbaues und der Plantagenpflanzungen kann man noch nichts Bestimmtes sagen. Ob auf die gewöhnlichen Getreidearten zu rechnen ist? Ich weiß es nicht. Der Regen fällt so selten und die Hitze ist sehr groß. Vielleicht wird sich unsere anfängliche Idee als die beste erweisen, nämlich möglichst viel Bäume zu pflanzen und sich auf den Anbau von bloß 2—3 Arten, die in dem trockenheißen Klima am meisten Aussichten haben, zu verlegen. Das Land eignet sich trefflich für die Viehzucht, besonders für Hornvieh. Wir haben ein Gebiet, das 50 000 Stück ernähren kann, und auch genug Wasser.

„Ob die Schafzucht sich ebensogut anläßt, muß die Erfahrung lehren. Wenn unsere Herde einmal 20 000—30 000 Stück zählt, wird sie eine gute Einnahmequelle werden. Wir können dann ruhig das Wachsthum unserer Bäume und Plantagen abwarten. Es gibt hier viele Gummibäume und andere harzhaltige Hölzer.

„Die Schwarzen sind sehr zahlreich und des herzlichsten Mitleids werth. Auf unserem Klostergut sind etwa 50. Im Augenblick können wir noch nicht alle in Dienst nehmen, da dies uns in allzu große Kosten stürzen würde und unsere Einnahmequellen noch zu unsicher sind. Man hat die Schwarzen ‚große Kinder‘ genannt. Das ist insofern wahr, als sie nicht von bösartigem Charakter sind. Allein ihr sittlicher Zustand ist erbarmungswürdig. Sie kommen freilich zur Kirche, hören die Katechese und den Unterricht an, wissen auch schon die ersten Wahrheiten unserer heiligen Religion; allein sie machen sich nichts daraus. Sie kommen bloß deswegen zur Kirche und Schule, weil sie auf diese Weise etwas zu essen, Tabak und einige Kleidungsstücke erhalten. Wir haben sie auch bis jetzt noch nicht dahin gebracht, ihren Corroborries, den von allerlei Aberglauben und Teufelsspuk begleiteten nächtlichen Zusammenkünften, zu entsagen. Drei- bis viermal die Woche bringen sie die ganze Nacht mit diesen wilden schändlichen Orgien zu. Was alles dabei geschieht, weiß ich nicht; aber sie sind derart, daß sie den größten Abscheu eines Christen erregen müssen.

„Man hat wohl gemeint, den hiesigen Wilden fehlten alle religiösen Vorstellungen. Das ist nicht wahr. Was ich von ihren diesbezüglichen Anschauungen bis jetzt in Erfahrung gebracht, ist folgendes. 1. Die sichtbare Körperwelt hat stets existirt und wird ewig dauern. 2. Diese Welt und die Menschen werden, wenn nicht regiert, doch überwacht von Geistern. Es gibt deren eine große Anzahl, und der oberste derselben wohnt in der Desaster-Bay. Er ist ein Wesen, das zur selben Zeit alt und jung ist. Er ist ganz mit Blut bedeckt, aber dasselbe macht ihn schön und glänzend. Der Kopf ist der eines Greises mit langen Haaren, weiß wie Wolle, und ebenso der Bart. Seine Augen funkeln und schleudern auf die Gottlosen böse Zauber und den Tod, die in der Gestalt von Würmern aus seinen Augen niederfallen. Bloß die großen Zauberer können ihn sehen, haben aber wenig Lust danach. 3. Um dieses höchste Wesen zu besänftigen, werden jene nächtlichen wilden Tänze gehalten; und aus demselben Grunde bemalen sich die Wilden den Körper und trinken Blut. Das macht sie dem Geiste genehm. Der Gebrauch des Bluttrinkens ist, wenn nicht alltäglich, doch sehr häufig. Die Wilden zapfen sich dann bei ihren Zusammenkünften gegenseitig Blut ab, und zwar, wie mir versichert wird, in großer Menge. Das Blut läßt man in Gefäßen gerinnen und genießt es dann. Die Knaben werden im Alter von 15—16 Jahren der Beschneidung unterworfen. Zu dieser wichtigen Ceremonie versammelt man sich von nah und fern, trinkt Blut und bestreicht damit die Patienten von Kopf bis zu Fuß. Ebenso wird Blut getrunken, wenn die Schwarzen sich jene Einschnitte machen, deren Narben man bei jedem deutlich auf Brust, Schultern und Rücken sehen kann.

„Von jenem höchsten Wesen erhalten die Zauberer ein jeder seine besondere Gewalt; der eine z. B. die, Kranke zu heilen, ein anderer, Gesunde krank zu machen und ihnen durch Zauberei den Tod zu bringen, ein dritter die gute Eigenschaft, verlorene

Sachen oder reiche Jagdbeute, Fische &c. aufzufinden. Außerdem scheinen die Schwarzen an eine Art Seelenwanderung zu glauben. Das, was nach dem Tode übrigbleibt und fortlebt, kann nach ihrer Vorstellung in einen Vogel oder ein anderes Thier übergehen oder in ein Kind, das noch nicht geboren ist. Sie machen sich gar kein Gewissen daraus, ihre eigenen Kinder zu tödten. Das arme Würmchen wird entweder lebendig im Sand begraben oder ihm mit einem Stock der Schädel eingeschlagen. Gott allein vermag dieses arme Volk zu erleuchten und zur Erkenntniß der tröstlichen Wahrheit zu führen."

Miscellen.

Eine katholische chinesische Zeitung. „Die Jesuitenmissionäre," so berichtet das Bulletin de la Société de Géographie commerciale von Paris, „welche in der Nähe von Schanghai eine großartige religiös-wissenschaftliche Anstalt besitzen (gemeint ist Si-ka-wei), haben seit einiger Zeit auch die Herausgabe einer chinesischen Zeitung unternommen. Sie trägt den Titel I-wen-lu (d. h. Dinge, die nützlich zu lernen sind), besteht aus sechs chinesischen Doppelseiten in Gr.-8°-Format und ist auf hübsches gelbes Papier gedruckt, sauberer und fehlerfreier als die andern Blätter. Die Nummer kostet 6 Sapeken (4 *Pf.*). Anfangs kam der I-wen-lu allmonatlich bloß einmal heraus, fand aber so gute Aufnahme, daß er jetzt schon wöchentlich zweimal erscheint. Er wird unter der Redaction des P. Laurentius Li von den Patres der Mission geschrieben. Indem das Blatt sich die Aufgabe stellt, nicht bloß den katholischen Chinesen eine gute Lectüre zu verschaffen, sondern zur selben Zeit der chinesischen Regierung und den Mandarinen die Augen zu öffnen über die selbstlosen und von wahrer Humanität getragenen Bestrebungen und Anschauungen der Missionäre, verbindet es das Nützliche mit dem Angenehmen und bringt außer den politischen Neuigkeiten und Handelsberichten der ausländischen Presse auch die kaiserlichen Erlasse, die Bullen und Encykliken des Papstes, sodann religiöse Aufsätze, interessante und werthvolle Aufschlüsse über die Geschichte der katholischen Mission in China, geographische Bilder und zuweilen europäische Kartenbeilagen, die ins Chinesische übertragen den Lesern es erleichtern, den politischen Ereignissen zu folgen." Anfangs 1892 zählte das Blatt ca. 1400 Abonnenten. In Si-ka-wei erscheint auch monatlich der chinesische ‚Sendbote', der bereits 3240 Abonnenten hat.

Die Chinesen in Afrika. Die Schwierigkeit, an der afrikanischen Westküste unter den Eingeborenen genügende Arbeitskräfte besonders für den Eisenbahnbau u. s. w. zu finden, hat die Verwaltung des belgischen Kongo-Staates veranlaßt, einen Versuch mit chinesischen Kulis zu veranstalten. Im November 1892 wurden die ersten 540 Chinesen in Matadi ausgeschifft und nach kurzer Rast auf den Werkplatz gebracht. Wie es scheint, hat sich der Versuch gut bewährt. Immer mehr kommt der Chinese auf den Weltmarkt, und kein anderer Arbeiter kann es an Ausdauer, Geschicklichkeit und Genügsamkeit mit ihm aufnehmen.

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat Juli eingegangenen Gaben.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
Von einem verstorbenen eifrigen Leser der „Katholischen Missionen"	100.—
Von Jos. Kapp in Fulda	20.—
„Regina, sine labe concepta, ora pro nobis"	10.—
Von Kaplan Baumeister in Unlingen	30.—
Von A. B. in Ellwangen	10.—
Durch Fr. X. Bauer, Straßenwärter in Mekatz	5.—
Für notleidende Missionspriester zur Persolvirung von heil. Messen:	
Von J. Schmitt, Kaplan in Forchheim	89.60
Von H. Sz. in Sch. bei Essen	20.10
„Regina, sine labe concepta, ora pro nobis"	30.—
Von J. Heinelt, Oberkaplan an St. Hedwig in Berlin	74.06
Von H. J. Leuchter, Vicar in Stoppenberg	30.—
Von M. Alff in Mittelheim	4.50
Von Pfarrer Brand in Wollaberg	100.—
Aus Saarlouis	20.—
Von Schr., durch Herder & Co. in München	18.50
Durch Fr. X. Bauer, Straßenwärter in Mekatz	12.—
Von Katharina Pfeifer in Blumenthal, Südrußland	1265.10
Für nothleidende Priester in Sibirien:	
Aus Saarlouis	5.—
Für die Missionen in China u. Japan:	
Durch den „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu" in Cincinnati, O.	426.40
„Zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria und des hl. Joseph"	2.—
Für die Missionen in Indien:	
Von G. Hildenbrand in Ravensburg	30.—
Für die Aussätzigen des P. M. Briand in Bangalore (Indien):	
Aus Saarlouis	5.—
Für das Kloster vom guten Hirten in Bangalore (Indien):	
Von Lesern der Arnsberger „Sonntagsblumen"	400.—
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):	
„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae"	20.—
Aus Diekirch	40.—
Für das Aussätzigenhaus in Mandelay (Nord-Birmanien):	
„Dankopfer zu Ehren des hl. Joseph"	20.—
Von N. N. B. H.	3.—
„Zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria und des hl. Joseph"	2.—
Für die Englischen Fräulein in Rumänien:	
Von Dr. Paul van Goethem in Meiselbeke	80.64
„Zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria und des hl. Joseph"	2.—
Von N. N. B. H.	5.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von den diesjährigen Erstcommunicanten in der St.-Nikolaus-Gemeinde Brooklyn, N. Y.	120.85
Aus Exaeten, von einem Mädchen	2.—
Durch Pfarrer Büchler in Tottilon	16.06
Von Marie Prinzeß zu Solms in Lich	125.—
Aus Aigen, O.-Oest.	2.97
Von Wissenbeck	21.—
Von N. N.	21.—
Durch die „Monat-Rosen" in Innsbruck	140.18
Aus Bielefeld	42.—
Von Anna N. aus Düren	50.—
Durch Professor Dr. Tegen in Aachen, von einem Erstcommunicanten	21.—
Von Pfarrer Flamm in Elberfeld	21.—
Aus Saarlouis	21.—
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Durch die „Monat-Rosen" in Innsbruck	8.15
Für die deutsche Josephs-Mission in Paris und London:	
Von Dr. Ignaz Stahl, Pfarrer und Privatdocent in Würzburg	30.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Von Pfarrer Brand in Wollaberg	50.—
Aus Berlin	116.—
Erlös aus Schmucksachen von zwei Damen in Baden-Baden	65.—
Von Kaplan Baumeister in Unlingen	20.—
Aus Saarlouis	5.—
„Zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria und des hl. Joseph"	1.50
Pro Papa:	
„O Unbefleckte Empfängniß! bitte für den Heiligen Vater und die ganze katholische Kirche"	15.—
Durch Coop. Isemann in Freiburg i/B.	—.26
Aus Berlin	—.60
Aus Böhingen	3.10
Von G. J. H.	1.—
Für verschiedene Zwecke:	
Von Ungenannt	1.—
Von Frau C. in F.	20.—
Von Ungenannt	122.60
Von Pfarrer Stein in Siggen (für Quito)	60.—
Von demselben (für Kottayam)	300.—
Von G. J. H.	2.—
Von N. N. B. H.	6.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von J. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: B. Herder, Verlag, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Josef Krall, Wien.
Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionsschluß und Ausgabe: 14. August 1893.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 10. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, 2—3 Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Jahr 4 Mark = fl. 2.40 ö. W., unter Kreuzband fl. 2.52 ö. W. October 1893.

Die vorchristlichen Kreuze in Mexico und Centralamerika.

Mit Recht nannten die spanischen Eroberer das Land des Westens, das so urplötzlich aus der blauen Atlantis vor ihrem erstaunten Blicke auftauchte, die „Neue Welt“. Neu und unbekannt war ihnen das Dasein dieses Landes: eine Durchfahrt nach dem alten Indien hatten sie gesucht, ein neues Indien gefunden. Neu waren ihnen die nie gesehenen Formen und Gestalten der fremdartigen Thier- und Pflanzenwelt, neu die kupferbraunen, tätowirten und nackten Gestalten der Eingebornen und die seltsam gurgelnden Töne ihrer Sprache, die eine unbekannte Menschenrasse verrieth. Höher noch stieg die Ueberraschung der kühnen Seefahrer, als sie ein Menschenalter später an der Küste Yucatans die Spuren eines Culturvolkes erblickten, als sie, vom Fürsten des Landes eingeladen, durch eine schöne Stadt hinwandelten mit gepflasterten Straßen, Häusern aus Stein und hoch aufragenden Terrassenpyramiden, von deren Höhen kunstvolle Tempelbauten niedergrüßten. Den Höhepunkt aber erreichte die Verwunderung der tapfern Hidalgos, als sie unter den seltsam verschnörkelten Götzenbildern und unverständlichen Symbolen, die überall auf den Plätzen, an den Mauern und auf dem Tempelberge ihre Augen auf sich zogen, plötzlich das Zeichen des Kreuzes gewahrten. Die erste Ueberraschung spricht noch deutlich aus dem Bericht eines Augenzeugen, des ehrlichen Bernal Diaz, der es nicht wagt, die Darstellungen, die eigenartig, aber deutlich genug an das heilige Werkzeug der Erlösung erinnerten, einfach Kreuze zu nennen, sondern sie Zeichen nennt in der Art von Kreuzen (unas señales como á manera de cruces). Allein es konnte kein Zweifel sein, das Kreuzsymbol trat den Spaniern auch an andern Orten immer wieder entgegen, und die übereinstimmenden Berichte der ältesten Chronisten der Eroberung sowohl wie die Untersuchungen der neuen archäologischen Forschung stellen es außer Zweifel, daß zur Zeit der Entdeckung Amerikas der „Cult des Kreuzes in Mittelamerika sehr verbreitet war“, wie Waitz bemerkt.

„Die Kreuze,“ so schreibt A. v. Humboldt in seinen Kritischen Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt (I, 544), „welche auf Cozumel, in Yucatan und andern Gegenden von Amerika die Aufmerksamkeit der Conquistadores in so hohem Grade auf sich gezogen haben, beruhen keineswegs auf ‚Mönchssagen‘, sondern verdienen, wie alles, was auch nur entfernten Bezug auf den religiösen Cultus der eingebornen Völker von Amerika hat, eine ernstere Untersuchung.“

Gewiß werden unsere Leser, die uns bereits früher in die centralamerikanischen Ruinenstädte begleitet haben, mit Freude auch einer kurz zusammenfassenden Darstellung dieses interessanten Gegenstandes folgen.

Lassen wir zuerst die ältern Berichte sprechen. In einem Tempel am Kap Catoche sahen die ersten Entdecker Yucatans zahlreiche an die Wand gemalte Kreuze. Grijalva und seine

Gefährten, welche 1518 die Entdeckung Hernandez de Cordovas verfolgten, fanden auf der heiligen Wallfahrtsinsel Cozumel, nordöstlich von Yucatan, am Fuße eines thurmartigen Tempels eine Einfriedigung oder kapellenartige, mit zierlichem Steinwerk und Thürmchen geschmückte Vertiefung, in deren Mitte ein 10 Palmos (Spannen) hohes, mit Stuck bekleidetes Kreuz aufragte, das bei den Eingebornen der Insel und des Festlandes in höchster Verehrung stand. Ein kleineres, 6 Zoll hohes Kreuz soll ebendort von den Insulanern zur Zeit der Dürre sogar in Procession umhergetragen worden sein. Gomara (l. III, c. 2) läßt die Spanier an verschiedenen Orten auch messingene (wohl kupferne) und hölzerne Kreuze auf den Gräbern von Eingebornen finden. Ein Holzkreuz war z. B. auch auf der alten berühmten Tempelpyramide von Cholula aufgepflanzt (Echevarria I, 20). Das Kreuz erscheint bald in einfacher Form, bald in Verbindung mit der Schlangengestalt, wie z. B. ein heute noch im Nationalmuseum in Mexico aufbewahrter kreuzförmiger Basaltmonolith. Ausdrücklich versichert Gomara, daß die Eingebornen den von den Spaniern an Stelle der blutbefleckten Altäre und Götzenbilder aufgerichteten Kreuzen bereitwillig Verehrung erwiesen, „weil sie an ein solches Zeichen schon gewöhnt waren", und Ixtlilxochitl, der Prinz aus dem einheimischen Königsgeschlecht von Acolhuacan und Geschichtschreiber seines Volkes, erzählt sogar, daß, als Cortez bei den Tlaxcalteken sich einquartierte und vor seiner Wohnung Kreuze aufpflanzen ließ, die Tlaxcalteken höchst betroffen waren, da sie sahen, „daß die Spanier zu dem Gotte beteten, den sie selbst Tonacaquauhuitl oder den Baum der Ernährung nannten". Auch die leider nur in spärlichen Resten auf uns gekommenen altmexicanischen und yucatekischen Bilderhandschriften bieten zahlreiche Belege für die große Rolle, welche das Kreuz nicht bloß als astronomisches oder meteorologisches Zeichen, sondern auch als religiöses Symbol im Cultleben jener Völker spielte.

Sehr merkwürdig ist namentlich das auf der letzten Seite des Codex Fejervary (so genannt nach seinem ungarischen Besitzer) abgebildete T-Kreuz, in dessen Mitte ausnahmsweise sogar eine blutige Gestalt, nach einigen eine Gottheit (?), hängt. Ueberhaupt scheint der von den Altmexicanern ihren kreuzgestalteten Regengöttern dargebrachte Cult nicht unblutig gewesen zu sein. So suchten sie z. B. die Gunst Centeotls, „der Tochter des Himmels und Göttin des Getreides", allfrühjährlich durch Annagelung eines Jünglings oder einer Jungfrau an ein Kreuz und durch Erschießen dieses Opfers mit Pfeilen zu erwirken.

Was die spanisch-mexicanischen Chronisten ziemlich einstimmig berichten, hat durch die Forschungen Dupaix', Waldecks, Kingsboroughs, Stephens', Charnays u. a. ausgiebige Bestätigung und Ergänzung gefunden. Abgesehen von dem auf den Sculpturen so oft wiederkehrenden Kreuzmotiv, das auch als rein ornamentale Figur gedeutet werden kann, fanden sie in den von ihnen untersuchten Ruinenstädten Mitla, Mayapam, Lorillard City, Tianguiztepec, Uzumacinta und vor allem in der berühmten Priesterstadt von Palenque zahlreiche Kreuzdarstellungen, sei es als Basreliefs, sei es als freistehende Steinkreuze. Merkwürdig ist auch das 1790 auf der Plaza Mayor in Mexico ausgegrabene, 10 Fuß hohe und 6 Fuß breite Kolossalkreuz aus blaugrauem Porphyr, umrankt und durchsetzt von einem Gewirr phantastischer Götterbilder, Schlangenfiguren, Händen, Zähnen und sonderbaren Schnörkelornamenten, aus dessen Mitte dem Beschauer ein mit schauerlichem Raffinement ausgeführter Todtenschädel entgegengrinst. Auf einem Ausflug nach der Barranca (Bergthal) von Mispayantla, am Fuße des Popocatepetl, traf Charnay an dem heiligen Teiche die Spuren von zehn Steinhügeln, die rings um das Wasserbecken, und einen, der aus dessen Mitte sich erhob. Der Werkmeister der Indianer, welcher mit den Ueberlieferungen seines Volkes wohl vertraut schien, behauptete, daß vormals auf diesen Steinhügeln altmexicanische Kreuze gestanden, das in der Mitte von Stein, die übrigen von Holz. Und hierher, so wollte der Indianer wissen, sei in alter Zeit das Volk zu seinem Lieblingsgott Tlaloc gewallfahrtet.

Manches mag in diesen Ueberlieferungen und wohl auch in den spanischen Berichten unsicher, übertrieben und unzuverlässig sein; nimmt man aber alles zusammen, so ergibt sich immerhin als unbestrittene Thatsache, daß der Kreuzcult, der sich ja bekanntlich in der einen oder andern Form auch bei andern, selbst vorchristlichen Völkern findet, den Bewohnern von Alt-Anahuac, Yucatan und der übrigen untergegangenen Culturstaaten Mittelamerikas in besonders auffallender Weise eigen war, und daß als Hauptstätten dieses Cultus namentlich Queretaro, Oaxaca, Guatulco, die Insel S. Juan d'Ulloa vor Veracruz (berühmt durch ein großes Marmorkreuz), die Insel Cozumel, das Eiland Zaputero im Nicaraguasee, die Landschaft Mixteca, und vor allem Palenque zu gelten haben.

Aber auch weit über die Grenzen jener halbcivilisirten Länder hinaus fanden sich deutliche Spuren eines Kreuzcultus. Von den Cumanern, zwischen der Nordküste Südamerikas und dem untern Orinoko, erzählt Gomara, sie hätten unter andern Götzenbildern und Symbolen auch ein Andreaskreuz nebst einem Zeichen, ähnlich dem der Apostolischen Notare, viereckig, mit burgundischen Querkreuzen, gehabt und sich damit vor nächtlichen Gespenstererscheinungen geschützt und dieses Bild auch neugebornen Kindern als Talisman umgehängt.

Die Muysca- oder Moscas-Indianer am Magdalenenstrom und am Cauca spannten bei ihren Opfern über den Wasserspiegel eines Teiches oder Flusses kreuzweise ein Seil und warfen die aus Früchten, kostbarem Oel und Edelsteinen bestehenden Opfergaben an den Schneidepunkten des so gebildeten Fadenkreuzes in die Wellen. Aehnliche Ueberlieferungen und Gebräuche werden aus andern Gegenden der amerikanischen Südhälfte sowie aus verschiedenen Stammgebieten der nordamerikanischen Wilden, besonders der Völker Floridas, vom Lorenzostrom und von der Hudsonsbai, berichtet.

Wir begreifen vollauf das Staunen, das die ersten Entdecker bei dieser Wahrnehmung ergriff; und es ist vor allem wichtig und interessant, zu erfahren, wie sie die Thatsache sich zurechtlegten und zu erklären suchten. Ihre Erkundigungen ergaben denn auch bald, daß das Kreuz nach den Worten Peschels den Eingebornen keineswegs „das Sinnbild eines rettenden Todes, sondern das Symbol der Befruchtung war, welches einer der ältesten Gottheiten des Mayavolkes, dem Regenbringer, gebührte, dessen Cultus unter dem Namen Tlaloc sich weit über Mittelamerika und bis zu den aztekischen Völkern verbreitet findet". Besondern Ruf hatte das Kreuz des Regengottes in Cozumel, zu welchem die Eingebornen zur Zeit der Dürre in großen Scharen hinzogen und an das sie sich nach ihrer Versicherung niemals vergeblich wandten. Gomara läßt sie bei dieser Gelegenheit sogar ein Kreuz in Procession umhertragen. Woher diese Verehrung stamme, sagt er, wisse man nicht, da sich keine Spuren einer frühern Predigt des Evangeliums in diesen Gegenden finde.

Offenbar waren die Spanier, die das Kreuz als das privilegirte Zeichen ihres heiligen Glaubens betrachteten, von dieser Erklärung nicht befriedigt. Nach ihrer Ueberzeugung konnte diese

Verehrung ursprünglich nur durch frühern christlichen Einfluß oder sonst in wunderbarer Weise der Neuen Welt vermittelt worden sein. So dachten denn einige an die zur Zeit des letzten Gotenkönigs Roderich nach der unglücklichen Schlacht von Jeres de la Frontera gegen die Mauren (711) aus ihrer Heimat vertriebenen Spanier, die — Gott weiß wie — hierher verschlagen worden seien. Doch habe er dies, versichert Gomara, nicht recht glauben können, weil man auf den Inseln (Antillen), welche die Flüchtlinge doch nothwendig hätten berühren müssen, keine Spur von Kreuzen entdeckt habe.

Peter Martyr weiß zu berichten, die Eingebornen Yucatans hätten auf die Erkundigungen der Dolmetscher erzählt, daß vor Zeiten ein überaus schöner Mann zu ihnen gekommen sei, der ihnen dieses Zeichen hinterlassen habe, damit sie sich seiner dabei erinnern möchten. Nach andern sei ein gewisser Mann, der glänzend wie die Sonne gewesen, daselbst gestorben, nachdem er ein solches Zeichen gefertigt habe. Doch fügt der Chronist ehrlich hinzu, etwas Zuverlässiges hierüber sei nicht zu ergründen. Herrera und andere berufen sich auf die Prophezeiung eines yucatesischen Sehers und Priesters Namens Chilam Balam aus Tixcoyayom Cauich, der kurze Zeit vor Erscheinen der Spanier die Ankunft der Fremdlinge aus dem Lande des Aufgangs vorhergesagt. Weiße bärtige Männer würden von dorther kommen und ein Kreuz in ihrer Fahne führen. Vor diesem Zeichen würden die heimischen Götter die Flucht ergreifen. Die Fremdlinge würden sich zu Herren des Landes machen, aber niemandem ein Leid anthun, wofern das Volk sich ihnen freiwillig unterwerfe und den von ihnen gepredigten Gott verehre.

„Am Ende des 13. Zeitalters," so heißt der Wortlaut, „wird das Zeichen eines Gottes erscheinen, der in der Höhe steht, und der Welt wird das Kreuz geoffenbart, durch das die Welt erleuchtet ward. . . Aufhören wird die Anbetung der falschen Götter. . . Empfanget also die barbarischen (nach anderer Lesart: die bärtigen) Gäste aus Osten, die mit sich bringen das Zeichen des Gottes. . . Laßt uns aufrichten sein Zeichen in der Höhe, auf daß wir ihn sehen und ihn anbeten. . ."

Darauf habe der Prophet sich einen Mantel aus Baumwolle machen lassen und ihn seinen Zuhörern als Muster der Abgabe vorgezeigt, welche ihre künftigen Herren von ihnen fordern würden, und ein Kreuz aufgepflanzt, nach dessen Vorbild zahlreiche andere über das Land hin errichtet wurden. Als dann die Spanier wirklich erschienen, habe man sie gefragt, ob sie aus dem Lande des Aufgangs kämen, und auf die bejahende Antwort und nachdem die Eingebornen gesehen, welche Ehrfurcht die Fremdlinge dem Kreuze erwiesen, habe man die Prophezeiung für erfüllt gehalten. Diese Erzählung will Montejo, der Eroberer Yucatans (1527), in einem Dorfe Namens Mini (Mani) aus dem Munde der Eingebornen erfahren haben, und auch Torquemada, der den Propheten Chilancalcatl nennt, Remesal, Villagutierre u. a. scheinen ihr Glauben zu schenken.

Ein Blick auf die Bauwerke und ihre Sculpturen hätte sie, wie wir noch sehen werden, leicht überzeugen können, daß jene Kreuze weit über die Zeiten jenes angeblichen Propheten zurückreichen.

Die gewöhnlichste Erklärung war und blieb denn auch die Annahme, die den hl. Thomas als ersten Glaubensboten in der Neuen Welt landen und die Lehre des Kreuzes hier verkünden ließ, welche dann freilich im Laufe der Zeiten ihres wahren Inhaltes verlustig gegangen. Man bedachte allerdings nicht, daß man so, abgesehen von allen andern Gegengründen, dem heiligen Apostel, dessen Spuren die alten Missionäre auch in Brasilien, Paraguay, China und andern Orten finden wollen, eine gar zu schwere Last aufbürdete, da er ja auch noch nach Indien, wohin allein die geschichtlich beglaubigte Ueberlieferung seinen eigentlichen Wirkungskreis verlegt, gelangen mußte.

Die moderne Forschung blickt natürlich mit mitleidigem Lächeln auf diese kühne Theorie der „guten alten Mönche". Allein so wenig wir auch geneigt sind, derselben beizutreten, so möchten wir ihr doch gerechter werden. Jene „guten Mönche" hatten eben keine Collegien über vergleichende Religionswissenschaft und Ethnographie gehört, obschon sie unbewußt, wie auch anerkannt wird, die besten Bausteine dazu geliefert haben. Dann aber traten ihnen in den religiösen Anschauungen jener Völker außer dem Kreuze so viele überraschende Analogien mit dem Christenthum entgegen, daß die Annahme einer vorcolumbischen Mission sich wie von selbst ihnen aufdrängte. Da fand sich, um nur weniges hervorzuheben, die Sündfluthsage, die bis auf den Aasgeier und das Honigvögelein (huitzitzilin) mit dem Zweig im Schnabel zum biblischen Berichte stimmte; da war die Göttin Cioacoatl „unsere Frau und Mutter", „die erste Göttin, die gebar", „durch welche die Sünde in die Welt gekommen". Eine Schlange begleitete ihr Bildniß, und ihr Name bedeutete „Schlangenweib". Mußte das nicht an Eva, unsere Stammesmutter, erinnern? Da hörten sie von Quetzalcoatl, dem vergötterten Menschen, den die Sage als weißen Mann mit ehrwürdigem Silberbart von Osten kommen ließ, der das Volk von Anahuac Kunst und Gewerbe, Frieden und Eintracht lehrte und das goldene Zeitalter heraufführte, der dann plötzlich und geheimnißvoll über die Atlantis verschwand und dessen versprochener Wiederkehr alle folgenden Geschlechter entgegenharrten. Und er war es, an den die Sage jene Lehren und Einrichtungen knüpfte, die oft bis auf kleine Einzelheiten an christliche Vorstellungen und Gebräuche gemahnten. Wenn z. B. dem Neugebornen nach feierlicher Anrufung der Gottheit Kopf und Lippen und Brust mit Wasser benetzt und ihm ein Name gegeben wurde, während die Wehmutter zur Göttin Cioacoatl u. a. betete: „Möge der unsichtbare Gott sich doch auf dieses Wasser herablassen, dich von allen Sünden und Unreinigkeiten reinigen und von allem Unglück befreien!" wer mußte da nicht an die christliche Taufe denken? Und so ergaben sich noch hundert andere Analogien in Lehren und Anschauungen, von denen z. B. Torquemada sagt, daß Christen über diese Dinge nicht besser sich ausdrücken könnten. Freilich fanden sich dicht daneben die geschmacklosesten Göttermythen und die ekelhaftesten Caricaturen christlicher Gebräuche, die dann von den Mönchen als boshafte Nachäffungen des Teufels erklärt wurden. Ist es da zu verwundern, daß die alten Missionäre an christliche Beeinflussung denken mußten? Daß dabei die fromme Phantasie das ruhige kritische Urtheil vielfach trübte, und daß auch für die Neophyten die Versuchung nahe lag, ihre Lehrer bei diesen Uebereinstimmungsversuchen zwischen ihrem Glauben und dem ihrer Eroberer zu unterstützen, hat Prescott nicht mit Unrecht nahegelegt, obgleich die Wahrheitsliebe jener ältesten Chronisten im großen und ganzen nicht zu bezweifeln ist.

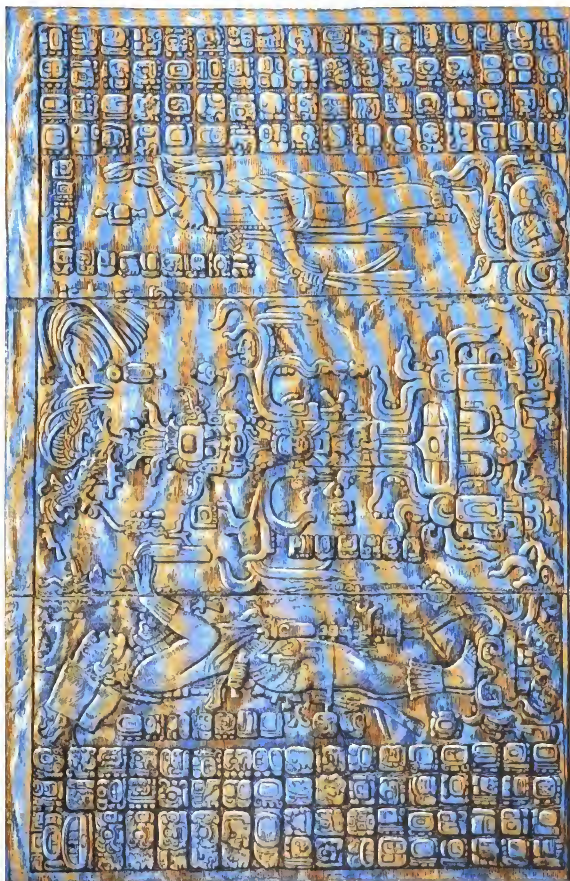
Freilich wußten die guten Mönche wohl nicht, wie viele jener scheinbar specifisch christlichen Riten und Ueberlieferungen auch bei andern, zum Theil schon vorchristlichen Völkern vorkommen, und wie vieles sich weit einfacher und natürlicher auch anders erklären läßt. Aus bloßen Analogien, auch den überraschendsten, lassen sich überhaupt, wie zahlreiche Beispiele darthun, nur schwer gesicherte Folgerungen für den geschichtlichen Zusammenhang der verschiedenen Völker und ihre gegenseitige

Wechselwirkung ziehen, indem der gemeinsame Ursprung, die gleiche gemeinsame Menschennatur und die Reste der Uroffenbarung derartige Uebereinstimmungen oft hinreichend begründen und erklären. Die einzig historische Grundlage für die Annahme einer vorcolumbischen christlichen Einwirkung auf Mexico und Centralamerika ließe sich vielleicht im Anschluß an die ins frühe Mittelalter zurückgehenden Missionsreisen der alten irischen Mönche und später der grönländischen Bischöfe, wie Erichs Gaupson im Anfang des 12. Jahrhunderts, gewinnen. Sie fände eine gewisse Stütze an der bei jenen amerikanischen Völkern in auffallender Uebereinstimmung verbreiteten Sage von einem weißen, bärtigen Manne, der ihnen, vom Aufgang der Sonne herkommend, eine höhere Cultur und Gesittung vermittelt haben sollte. Leider fehlt aber sonst fast jede sichere historische Fährte, und sind darum die gewiß dankenswerthen und interessanten Versuche, jene Kreuze in Beziehung zum christlichen Erlösungszeichen zu bringen, bis jetzt über eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht hinausgekommen. Da es nun auf der andern Seite geschichtlich feststeht, daß das Kreuz als religiöses Symbol auch bei andern und zwar vorchristlichen Völkern vorkam, so hindert nichts, auch für Amerika eine selbständige Entwicklung jener Symbole anzunehmen, zumal wenn sich dieselbe aus den noch vorhandenen Kreuzdenkmalen in ungezwungener und überzeugender Weise nachweisen läßt. Wir haben dabei in erster Linie die am genauesten bekannten Kreuze ins Auge zu fassen, die von Dupaix, Stephens, Charnay in Palenque gefunden und beschrieben wurden, und die bei der allgemein zugestandenen Verwandtschaft jener Ruinendenkmale mit denen von Yucatan und Anahuac am besten als gemeinsamer Typus dienen können. Die Kreuze (siehe unsere Abbildungen) befinden sich in zwei unweit des „Palastes" von Palenque (vergl. diesen Jahrg. S. 6 ff.) auf Terrassenhügeln stehenden Tempelruinen und bilden das Mittelstück der Basreliefstafeln, welche in beiden sogen. Kreuztempeln die Hinterwand eines kapellenartigen Heiligthums schmücken. Beide Darstellungen sind sehr ähnlich und geben offenbar dieselbe religiöse Scene wieder. Hören wir, wie Stephens das eine beschreibt. „Der Hauptgegenstand auf dieser Tafel ist das Kreuz. Es ist überragt von einer sonderbaren Vogelgestalt und mit unbeschreiblichen Zieraten überladen. Die menschlichen Figuren zu beiden Seiten stellen offenbar bedeutsame Persönlichkeiten dar. Sie sind gut gezeichnet und stehen in ihrem richtigen Ebenmaß manchen Bildwerken ägyptischer Tempelruinen gleich. Ihre Kleidung ist von den bisher beschriebenen sehr verschieden, und der Faltenwurf scheint auf einen weichen, geschmeidigen Stoff, wie aus Baumwolle, zu weisen." Die ganze Darstellung ist von einer aus allerlei Schnörkelzeichen bestehenden Inschrift umrahmt, die jeder Deutung spottet. Ueber die Erklärung im einzelnen gehen nun die Ansichten weit auseinander. Nicht ohne Grund hat man in den beiden Figuren Priester gesehen, die in der Ausübung einer religiösen Function begriffen sind. Charnay schließt aus der verschiedenen Größe, Taille und Kleidung, daß die größere ein Mann, die kleinere, die auf dem untenstehenden Bild leider nicht sichtbar wird, eine Frau sei. Zweifellos bringen beide ein Opfer dar. Die Gabe aber, welche die größere Figur emporhält, scheint de Larenaudière ganz unenträthselbar, und in der That hat die Unart jener alten Künstler, ihre Zeichnungen durch das Beiwerk phantastischer Schnörkeleien bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen, ihre Bilder zu wahren Preis-Rebus gemacht. Stephens u. a. meinen ein Kind darin zu sehen, das nach andern auf einem Lotosblatte (?) liegen soll. Näher läge es, an eine Frucht zu denken, die sich als Opfergabe für den Gott des Regens und der Fruchtbarkeit recht wohl eignete. Aus dem sonderbaren länglichen Gegenstand, den die kleinere Figur hält, machen einige ein Scepter (?), andere eine Blumenvase. Der Wahrheit am nächsten dürfte wohl die Erklärung kommen, die sich an eine Angabe Gomaras anschließt, wonach die Bewohner von Cozumel ihrem Regengotte Wachteln (coturnices) opferten, um durch das Blut dieser Vögel seinen Zorn zu besänftigen, vor seinem Bilde eine Harzart (Kopal) nach Weise des Weihrauchs verbrannten und das Kreuz mit Wasser besprengten. Thatsächlich kann man auf andern, verwandten Darstellungen die Gestalt eines todten Vogels bei etwas gutem Willen erkennen. Uebrigens sind diese Nebenfragen für die Hauptfrage nach der Bedeutung dieser Kreuze ohne wesentlichen Belang. Hier gehen die Erklärungen erst recht auseinander. Waldeck macht z. B. aus ihnen ohne jeglichen Anhaltspunkt das Instrument der Todesstrafe, das bei diesen Völkern im Gebrauch gewesen. Larenaudière aber hält es nach Aufzählung verschiedener Ansichten für weiser, „sich in ähnlichen Fragen eines Urtheils zu enthalten, da bis jetzt noch kein Lichtstrahl das Dunkel zu durchdringen vermöge, welches die Cultsymbole dieser ausgestorbenen Völker umgebe". So hoffnungslos dürfte indes die Untersuchung doch nicht sein.



Kreuz-Basrelief aus dem Kreuztempel Nr. 2 in Palenque.
(Nach einem Papierabdruck D. Charnays.)

Was wir aus den übereinstimmenden Berichten der ältesten spanischen und einheimischen Schriftsteller mit Sicherheit wissen, sind zwei Dinge: erstens, daß die Kreuze Yucatans und Centralamerikas zumeist als Sinnbilder des Regengottes Tlaloc verehrt wurden, und zweitens, daß die alten Göttersymbole gewöhnlich recht passend die besondern Kräfte und die Eigenart der betreffenden



Kreuz-Basrelief aus dem Kreuztempel Nr. 1 in Palenque. (S. 204.)
(Nach einem Papierabdruck L. Charnays.)

Gottheit zum Ausdruck brachten. So wurde z. B. das Bild Tezcatlipocas, des „glänzenden Spiegels“, den die Azteken als Hauptgott verehrten, meist aus glänzend schwarzem Stein gearbeitet und war gekennzeichnet durch doppelte Augen (die von einigen komischerweise als vorcolumbische Brillen gedeutet wurden) und durch einen Spiegel, den er nebst vier Pfeilen in seiner Rechten führte. Die erstern sollten seine Allwissenheit und Allgegenwart ausdrücken — alles, was in der Welt vorgeht, durchdringt er mit seinem Blick und sieht es in seinem Spiegel —; die Pfeile aber versinnbildeten seine Strafgerechtigkeit.

Tlaloc oder Tlalocateuctli nun, den „Herrn des Paradieses“, bezeichnet die Sage als älteste Gottheit der Tolteken. Er ist der Gott des Wassers und Regens und daher der Fruchtbarkeit; in seiner Wohnung, hoch auf dem Gipfel der Berge, hält er die Wolken zurück und läßt Dürre auf der Erde entstehen, oder er ergießt den Regen gnädig über die durstigen Fluren. Da das Wetter von den Bergen kommt, so leitete man von ihm auch die Krankheiten her, die von der Witterung, besonders der Kälte, herrühren. Und so ist er zugleich der Gott der Gesundheit und der Heilung. Die häufige schreckliche Dürre, die jene Länder oft schwer heimsucht, erklärt es, warum sein Cult so volksthümlich und verbreitet war. Sein Bild hatte die Farben des Wassers (grün und blau), und in der Hand trug er einen schlangenförmigen Blitz aus Gold. Als sein Hauptsymbol aber erscheint das sogen. Kreuz. Wir sagen das „sogenannte“, da es thatsächlich einen Baum darstellt, den heiligen „Baum des Lebens und der Nahrung“, wie es Ixtlixochtli ausdrücklich nennt. In der That, kein anderes Symbol konnte passender sein für den Gott des Regens und der Fruchtbarkeit, als der in Blüthen und Blättern prangende Baum, der dem regenbefeuchteten Grunde entsproßt, und der phantastisch befiederte Vogel, der auf dem Baume ruht. Dieser Vogel fehlt denn auch fast nie, wo das Symbol in voller künstlerischer Ausführung erscheint. Er ist entweder das Sinnbild des höhern Luftkreises, aus dem der Regen niederrauscht und wo Tlaloc wohnt, oder eine Personification des Gottes selber. Letztere Annahme erscheint deshalb als die wahrscheinlichere, weil die Verehrung thatsächlich nicht dem Baume, sondern dem auf ihm ruhenden Vogel dargebracht wird; zu ihm blicken die huldigenden Figuren auf, zu ihm halten sie ihre Opfergaben empor. Ja der Vogel ist so sehr die Hauptsache, daß er selbst da, wo das heilige Zeichen als Handkreuz auftritt, wie auf dem früher beschriebenen Basrelief von Lorillard (s. das Bild in diesem Jahrg. S. 9), unzertrennlich damit verbunden ist. Daß aber das sogen. Kreuz wirklich als Baum zu fassen ist, geht zur Evidenz aus der Vergleichung mit den altmexicanischen Bilderhandschriften hervor, auf deren geistige Verwandtschaft mit den Sculpturen von Palenque die neuere Forschung, wie z. B. noch C. Thomas im Annual Report of the Bureau of Ethnology (1881/82, p. 7 ff.), hingewiesen hat. Ueberall tritt uns hier (vgl. die Abbildung S. 208) der heilige Baum mit dem geheimnißvollen Vogel entgegen. Eine nähere Vergleichung der verschiedenen Darstellungen veranschaulicht uns zugleich sehr deutlich die Entwicklung des Symbols. Da, wo der Künstler freier mit Pinsel und Farben auf Papier oder Hirschhaut arbeitete, erscheint der Baum noch in vollem Blüthen- und Blätterschmuck (siehe Bilder 208). Allmählich traten an Stelle der vollen Baumkrone mehr und mehr die bloßen Grundformen des Baumes; der Stamm und die durch einen Querstrich angedeutete Krone. Der Baum wird zum T-Kreuz und zeigt nur noch gelegentlich einige Ansätze von Blättern und Blüthen. Diese sind noch deutlich auf dem Bilde S. 205 und in den Rosetten zu erkennen, in welche die Querarme der Handkreuze von Lorillard auslaufen. Ueberall erscheint auch der Vogel, einmal nur (auf dem letzten Bilde S. 208) ist er durch ein anderes Thier ersetzt. Während auf den Bildern S. 208 der Anbeter flehend den Stamm umfaßt, treten in dem auf S. 209 bereits die beiden Figuren in bittender Stellung auf. Daß dann die eigentliche Baumform da, wo das Symbol in ungefügerem Stein und Stuck gearbeitet wurde, mehr zurücktritt, ist erklärlich genug, obschon z. B. die Tafeln von Palenque noch deutlich die Baumnatur erkennen lassen. Und so ist es auf Grund zahlreicher anderer Analogien aus der Geschichte der religiösen Symbole nicht schwer zu verstehen, wie allmählich als einfachste Form nur noch das schmucklose T-Kreuz übrig blieb, wie es z. B. in den sonderbaren, in Form eines T-Kreuzes gemauerten Nischen von Palenque uns entgegentritt, oder in dem Gebrauch der alten Delewaren, deren „Regenmacher“ zur Zeit der Dürre große Kreuze in den Sand zeichneten und dann den Regengott anriefen. Mit der gegebenen Erklärung fällt dann auch wohl die durch nichts begründete Deutung, die das toltekische T-Kreuz ähnlich wie den bekannten ägyptischen Nilschlüssel ☥ dahin erklärt, daß sie den Horizontalbalken als Himmelsgewölbe, den senkrechten Stamm als herabfallenden Regenstrahl auffaßt. Eine andere Frage ist, ob alle vorgefundenen Kreuze ausschließlich als Symbol des Regengottes zu fassen sind. Einigen Angaben zufolge soll z. B. auch Centeotl, die mexicanische Ceres (s. die oben S. 202 angeführte Stelle), und Quetzalcoatl, dessen Mantel „ganz wie mit Kreuzen besäet dargestellt wurde“, unter diesem Symbol verehrt worden sein.

Aus dem Gesagten folgt aber jedenfalls so viel, daß es nicht nothwendig ist, den Ursprung jener Kreuze auf christlichen Einfluß zurückzuführen. Schon der alte S. Jakob Baumgarten bemerkt ganz richtig: „Obgleich das Kreuz ein Kennzeichen des Christen ist, so kann doch solches nicht allemal als ein untrügliches Merkmal des Christenthums und des verkündeten Evangelii angesehen werden“, und er weist zur Erhärtung mit Recht auf die Kreuze der Phönicier, Aegypter und anderer vorchristlichen Völker hin. „Wir haben uns niemals“, so sagt in Bezug auf diese christliche Deutung auch der kritische F. X. Clavigero S. J. (dessen „Geschichte Mexicos“ Waitz das unter den spätern in jeder Hinsicht bedeutendste Werk nennt), „von einer so seltsamen Meinung überzeugen können.“ Leider kam der tüchtige Forscher nicht mehr dazu, uns die versprochene ausführliche Abhandlung über diese Frage zu schenken.

Besondere Erwähnung verdient noch das von Charnay aufgefundene Kreuz von Teotihuacan, ein breites, von den charakteristischen toltekischen Rollbordüren eingefaßtes Steinkreuz, das E. T. Hamy scharfsinnig gleichfalls als Symbol des Regengottes Tlaloc nachgewiesen. Fünf dicke, keilförmige „Wassertropfen“ fallen aus dem Mittelgrunde des Kreuzes, an dessen Fuß eine lange, spitze Zunge vorspringt, offenbar um die herabfallenden Tropfen aufzufangen.

Die Thatsache, daß sich das Kreuz, wenn auch in verschiedener Form und symbolischer Bedeutung, bei zahlreichen Völkern der Alten und Neuen Welt vorfindet, hat schon öfters zu Versuchen verleitet, diese allgemeine Verbreitung auf einen gemeinsamen Grundgedanken zurückzuführen.

Einige freilich geben dem reinen Zufall die Schuld, daß sich „solche Symbole gleich einer Krankheit (!) von Geschlecht zu Geschlecht forterben“. Im grellsten Gegensatz zu dieser kühlen Ablehnung macht G. de Mortillet das Kreuz ganz willkürlich zum Hauptsymbol eines angeblich weitverbreiteten, uralten Geheimcultus der Völker, der durch eine Secte anti-idololatrischer Kreuz-

verehrer (staurolatrae) über die Welt sich verbreitet hätte. Andere weisen darauf hin, daß ja das Kreuz als die einfachste ornamentale Grundform sich von selbst darbiete und so leicht zum Symbol sich entwickelt haben könne; andere machen auf das häufige Vorkommen der Kreuzgestalt in sämtlichen Naturreichen aufmerksam. So erscheine es z. B. deutlich in manchen Krystallbildungen, an zahlreichen Pflanzen- und Blumenformen, wie noch die deutschen Blumennamen Kreuzfarn, Kreuzblume, Kreuzkraut, Kreuzdorn, Kreuznelke u. a. zeigen, endlich in den Zeichnungen mancher Thiere, wie der Kreuzspinne, Kreuzotter, Kreuzqualle und einiger Käferarten. Zu bemerken ist nur, daß diese Erscheinungen immerhin vereinzelt stehen und die daraus abgeleiteten Benennungen von dem schon bekannten Kreuzsymbol ausgingen. Die tiefsinnige Anschauungsweise der christlichen Mystik endlich verfolgt im Anschluß an einige Kirchenväter jene natürliche Kreuzsymbolik noch weiter, sieht sie im Fluge des Vogels, der mit ausgespannten Fittichen die Luft durchsegelt, im Fische, der die Fluth durchschneidet u. s. w., und liest darin eine geheimnißvolle, gottgewollte Vorbildung des Kreuzestodes, des Mittelpunktes der ganzen Menschen- und Erlösungsgeschichte. Das ist gewiß ein schöner, hochpoetischer Gedanke, hervorgequollen aus tiefchristlichem Gemüthe, das überall die Spuren göttlicher Weisheit sucht und findet.

Sehr beachtenswerth ist endlich die Ansicht, welche die verschiedenen Versionen des außerchristlichen Kreuzcultus auf die fast bei allen Völkern noch mehr oder minder klar erhaltene Erinnerung an das Paradies zurückführt. Danach versinnbildete das Kreuz bald die vier nach den vier Weltgegenden, also kreuzweise, ausströmenden Paradiesesströme, bald den Baum des Lebens und der Erkenntniß. Jedenfalls findet diese Deutung zahlreiche und oft überraschende Anknüpfungspunkte in den Sagen der Völker, wie z. B. die nordindischen Buddhisten ihr sogen. Swastikakreuz ausdrücklich als „Symbol des westlichen Paradieses“ bezeichnen.

Wir schließen unsere Ausführungen durch eine Mittheilung, die wir dem „Angelus“, einer in Belize in Britisch Honduras erscheinenden englischen Zeitschrift, entnehmen. Danach steht auch heute noch das Kreuz bei den Indianern von Yucatan, selbst bei jenen Stämmen, die vom Christenthum kaum mehr als äußerlich berührt wurden, in außerordentlich hohen Ehren. Die Erklärung dürfte sich vielleicht darin finden, daß die alten, sonst fast erstorbenen Ueberlieferungen sich in diesem Punkte durch die Nähe des christlichen Einflusses erhalten haben. Jedenfalls trägt die Art der jetzigen Darstellung ein ganz christliches Gepräge. Schon oben haben uns Gomara und Ixtlilxochitl erzählt, wie leicht die Verehrung des Kreuzes bei den Eingebornen Eingang fand, weil sie an das Zeichen gleichsam schon gewöhnt waren. Freilich half dabei auch der Umstand, daß, als der feurige Cortez die heimischen Götzenbilder in Cozumel und an andern Orten rücksichtslos zerstörte, die von den Heiden erwartete Rache ihrer Götter ausblieb und der Gott der Fremden sich stärker zeigte. Als daher Cortez nach kurzer Abwesenheit in Cozumel wieder landete, fand er das von ihm auf dem blutbefleckten Götteraltare aufgestellte Zeichen der Erlösung unversehrt auf seinem Platze, und sah zu seiner Freude, daß die Eingebornen durch Rauchwerk und Blumenopfer ihm huldigten. Es war klar, daß diese Verehrung anfangs noch ohne tieferes Verständniß blieb, so sehr sich Cortez selbst und der ihn begleitende Mercedarier P. Bartholomäus Olmedo durch Dolmetschen bemühten, den armen Heiden wenigstens die ersten Begriffe der christlichen Lehre beizubringen. Das Werk der Belehrung zu vollenden, war die Aufgabe der Missionäre aus dem Franziskaner- und Dominikanerorden, die den Eroberern auf dem Fuße folgten. Die moderne Geschichtschreibung ist ihren Verdiensten wenig gerecht geworden und hat ihnen vorgeworfen, sie hätten bloß „eine neue äußere Form an Stelle einer andern gesetzt“, ja „wohl sogar absichtlich das Heidenthum mit Christlichem gemischt“. Die Antwort darauf gedenken wir später einmal in einem Bilde der ersten und interessantesten Periode der mexicanischen Missionsgeschichte zu geben. Daß die wackern Mönche an bereits vorhandene Vorstellungen anknüpften, verdient doch an sich gewiß keinen Tadel, und selbst, wenn sie die heilig gehaltenen altheidnischen Kreuze, wie die von Tonala, Puebla, Guatulco und Cozumel, aufhoben und in Zeichen des christlichen Cultus umwandelten, so findet dies in ihrer oben genannten frommgläubigen Annahme über den Ursprung dieser Kreuze seine volle Rechtfertigung. Wenn das Zeichen der Erlösung diesen Völkern nicht ganz jenen Frieden und jenen süßen Trost gebracht hat, der so reichlich vom Kreuze niederströmt, so ist dies keineswegs die Schuld der katholischen Glaubensboten und der Kirche, die sie entsendet.

Sangamner und Akola.

(Mitgetheilt von P. Otto Weishaupt S. J. — Fortsetzung.)

2. Akola.

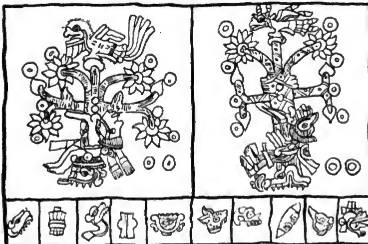
Jetzt war die Akola-Taluka und die in ihr zahlreich vertretene Koli-Bevölkerung unser Reiseziel. Schon in Sangamner hatten meine beiden Kunbi-Begleiter so viel gehört über das wilde Wesen dieser Gebirgsbewohner, daß sie — wie es von Eingebornen kaum anders erwartet werden darf — ordentlich Angst bekamen. Nur mein junger Goanese Thomas blieb heiterer Laune und suchte die andern zu trösten: „Was fürchtet ihr? Ihr habt ja nichts zu verlieren, habt ja kaum Kleider auf dem Leib. Wenn die Koli uns was anhaben, dann werden sie eben die Ochsen, den Karren und was darauf ist, nehmen und uns dann leer zu Fuße weiterziehen lassen. Das ist aber bloß ein Verlust für den Pater, nicht für euch.“ — „Aber was wird der Bischof sagen, wenn Sie todtgeschlagen werden?“ sagten die beiden Helden zu mir. „Nun, der Bischof wird sagen: ‚Herr, gib ihm die ewige Ruhe!‘“

Kaum hatten wir die Stadt im Rücken, als wir das sandige, vollständig trockene Flußbett der Mahalungi zu passiren hatten. Die Mahalungi entspringt auf den letzten Ausläufern der Kalsubai-Berge und ergießt sich nach einem kurzen Lauf von 18 Meilen in die Prevera. Unterhalb der Vereinigung dieser zwei Flüsse liegt Sangamner und hat davon seinen Namen. „Sangam“ heißt nämlich Vereinigung. Somit sind die beiden Namen Sangamner und Koblenz ungefähr gleichbedeutend. Nach weitern drei Meilen fuhren wir über die Adula. Auch sie mißt von ihrer Quelle auf den Kalsubai-Bergen bis zur Mündung in die Prevera nur 18 Meilen, behält aber selbst in der heißen Jahreszeit im Gegensatz zur Mahalungi immer etwas Wasser. Zur Regenzeit soll sie namentlich in ihrem Oberlaufe, wo sie sich über einen 150 Fuß hohen Felsen herabstürzt, ein prachtvolles Schauspiel gewähren. Kaum hatten wir bei Kalas, dem ersten Akola-Dorfe, wiederum die Prevera überschritten, als wir die zwei ersten echten

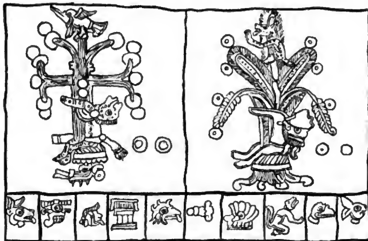
Akola-Koli zu Gesicht bekamen. Sie wurden, an den Händen aneinander gefesselt, von vier schwarzen Polizisten nach Ahmednagar ins Gefängniß abgeführt. Wir erfuhren, daß die zwei Gefangenen an dem Raubmord eines Mannes aus der Schäferkaste betheiligt waren. Sie waren nach langen vergeblichen Anstrengungen endlich der Gerechtigkeit in die Hände gefallen. Die Polizisten sagten uns, daß Herr de Souza noch viel Arbeit haben werde, da unterdessen ein Mali (Mann aus der Gärtnerkaste) und anderswo ein Schipay (= Polizist) von den Koli geplündert und lebensgefährlich verwundet worden seien. Letztern hatten sie seines Pulvervorrathes und seiner Flinte beraubt, und wir fanden ihn am Abend in dem Spital von Akola in sehr kritischer Lage.

Rechts und links war unsere Straße mit prachtvollen, schattigen Mangabäumen bestanden, deren Früchte, wenn auch noch nicht reif, doch schon sehr einladend winkten. Die Felder lagen selbstverständlich brach. Aber je näher wir der Stadt Akola kamen, um so mehr sogen. Malla trafen wir. Dies sind weit ausgedehnte Pflanzungen oder Gärten, die um einen großen Brunnen herumliegen. Da solche Brunnen sehr tief sind und reichlich Wasser gewähren, ist es den Besitzern solcher Malla ermöglicht, fast das ganze Jahr hindurch abwechselnd die verschiedensten Arten Getreide, Zuckerrohr, zahlreiche Sorten Gemüse und Gewürze, Obstarten, die nur auf beständig bewässertem Grunde gedeihen, wie Bananen, Popay, Granatäpfel u. s. w., zu ziehen. Wenn weit und breit die Ernte eingeheimst ist und die Felder brach liegen, dann stehen die Malla noch immer in ihrem reizend grünen Gewande, und der Besitzer eines solchen Gartens hat das ganze Jahr hindurch vollauf zu thun. Zu gleicher Zeit säet und erntet, pflanzt und pflückt er. Dies wird aber nur ermöglicht durch den Brunnen. Tag für Tag, morgens und abends, wird durch starke, besonders abgerichtete Ochsen Wasser gezogen, das in Kanälen und Gräben sich regelrecht über die ganze Pflanzung vertheilt und jeden Halm und jeden Strauch gleichmäßig speist. Solch eine Malla macht selbstverständlich ihren Besitzer zu einem reichen Mann.

Endlich gegen 2 Uhr nachmittags erreichten wir die Hauptstadt Akola, prachtvoll am rechten Ufer der Prevera hingebettet. Das Städtchen, 14 Meilen von Sangamner entfernt, zählt nur etwa 4000 Einwohner, trägt aber weit mehr als Sangamner den Stempel des Alten. Besonders zwei größere Heidentempel ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Der eine, der ältere, war lange Zeit hindurch im Ufersand vollständig vergraben, so daß niemand von ihm etwas wußte, bis zufällig im Jahre 1780 der Pflug eines Kunbi seine Spitze berührte. Später ward die obere Hälfte des Tempels bloßgelegt, die untere Hälfte ist noch begraben. Inschriften und Götterstatuen sind theils gut erhalten, theils wurden sie renovirt. Der andere Tempel, mehr modern, ward im Jahre 1782 gebaut und wird von den Hindu als einer der schönsten Tempel der Neuzeit weit und breit gerühmt. Auch Akola hat seinen Regierungs-Bangalow. Aber da augenblicklich der Hilfs-Steuerbeamte aus Ahmednagar mit seinen Beamten ihn bezogen hatte, schlugen wir unser Quartier in einer geräumigen Säulenhalle auf, die um einen dritten Götzentempel herum gebaut war. In der Stadt selbst und überhaupt im östlichen Theil der Taluka sind noch keine Koli; die Bevölkerung besteht meist aus Kunbi mit einer starken Anzahl Brahminen in der Hauptstadt. Die Koli bewohnen den gebirgigen Westen der Taluka. Aber dennoch wollte ich hier Halt machen, um weitere Erkundigungen in betreff dieser Kaste einzuziehen. Gegen Abend besuchte ich zu diesem Zwecke den Mamlatdar, der aber gerade in seiner Kanzlei vollauf beschäftigt war. Darum verabschiedete ich mich bald wieder. Darauf wandte ich mich zum Regierungs-Bangalow, um dem Hilfs-Steuerbeamten einen Besuch abzustatten. Derselbe hatte augenblicklich keine dringenden Geschäfte, so daß ich ihn mit Muße sprechen konnte. Er ist ein Parsi in den besten Jahren, hat einen Theil seiner Studien in England gemacht und hat sich, wie die meisten vorangeschrittenern Parsi, den europäischen Sitten fast ganz anbequemt. Er war sehr freundlich und sprach seine Freude darüber aus, zu vernehmen, daß unter den Koli ein Missionsversuch gemacht werden solle. Trotzdem es der englischen Regierung allmählich gelinge, die Koli an den Feldbau zu gewöhnen, verursachten sie doch der Polizei noch immer mehr Arbeit und Verlegenheiten als alle andern zehn Taluken des Steuerkreises Ahmednagar zusammengenommen. Seine Be-



Darstellung des Kreuzbaumes. (S. 206.)
(Aus der altmexicanischen Handschrift des Vaticans [Codex B. Bl. 65].)



Darstellung des Kreuzbaumes. (S. 206.)
(Aus der altmexicanischen Handschrift des Vaticans [Codex B. Bl. 65].)

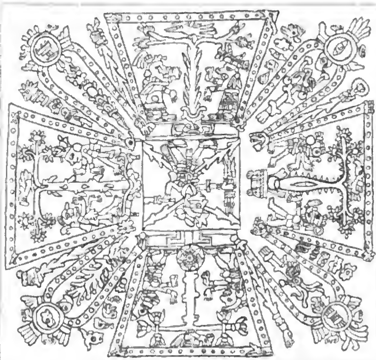
schreibung der Koli lautete nicht sehr günstig; er schilderte sie als eine Kaste ausgebildeter Diebe und Räuber, die auch vor Vergießung von Menschenblut nicht zurückschrecken.

Abends spät nach 9 Uhr kam endlich der Mamlatdar auf einem Pferde angeritten. Ihm voraus ging ein Diener mit einer Laterne in der Hand, den Weg zu weisen. Fast eine volle Stunde unterhielt er sich mit mir und erzählte mir über die Koli. Er versicherte mich, daß er, trotzdem er ein heidnischer Brahmine sei, einen Missionsversuch unter den Koli, namentlich wenn derselbe mit Gründung von Schulen verbunden sei, mit Freuden bewillkommne. Denn er glaube aufrichtig, daß nur auf diese Weise ihr wilder Charakter sich endgiltig besänftigen lasse. Die Hauptschwierigkeit wird von den umherziehenden Brahminen herrühren, die alles aufbieten, das Volk in seiner Unwissenheit und seinem Stumpfsinn zu erhalten, natürlich im eigenen Interesse. Darum hassen sie bitter die Europäer, die englische Regierung und die christliche Religion, welche auf Erziehung des Volkes dringen und so allmählich den Einfluß und die Macht der Brahminen untergraben. Aber dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß die Brahminen allmählich verarmen und so an Einfluß verlieren, während andere Kasten, weil ihnen die Schulbildung jetzt mehr und mehr zugänglich gemacht wird, langsam aber stetig gewinnen. Wer weiß, ob es nicht der Plan der göttlichen Vorsehung ist, auf diese Weise die Bekehrung Indiens zum Christenthum anzubahnen!

Noch bevor der Tag graute, las ich die heilige Messe. Es war ein merkwürdig trauriges Gefühl, das mich überschlich, als ich in dieser Säulenhalle das unbefleckte Opfer darbrachte; war ja kaum einige Schritte davon ein Heidentempel, in welchem Tag für Tag unreinen Geistern geopfert wird. Und mit welchem Eifer die armen Heiden ihre Götter verehren und ihnen opfern, davon konnte ich mich wieder am gestrigen Abend überzeugen. Bis volles Dunkel sich über die Stadt gelagert hatte, kamen Götzendiener, namentlich aus der Brahminenkaste, einzeln und in Gruppen, um vor den verschiedenen Götterfratzen ihre Verbeugungen zu machen, mit gefalteten Händen zuerst den Fuß der Bilder, dann die eigene Stirne zu berühren. Viele gossen Wasser auf den Opferstein, andere Oel, wieder andere streuten duftende Blumen und andere Opferspenden. Manch altes Mütterchen, dem der Tod schon aus den Augen schaute, wankte die Treppe zum Tempel hinauf und flehte stöhnend zu den Göttern, die nicht hören und kein Herz haben, weil sie nichts weiter sind als kalter, harter Stein. Fast zwei volle Stunden hörten wir das monotone Anschlagen der Glocke, die vor dem Tempel hängt, damit jeder Verehrer der Götter sie bei seinem Eintritt in Schwingung versetze und so die Aufmerksamkeit der Götter auf sich lenke. Spät nach Mitternacht ward ich aus dem Schlummer geweckt durch eine helle, klare Knabenstimme, die von einem Brahminenhause auf einem hohen Hügel uns gegenüber in melancholischen Weisen das Lob der Götter über Berg und Thal in die dunkle Nacht hinaus verkündete. In der That, der Eifer der Heiden für ihre falschen Götter ist tief beschämend für manche Christen, die nicht einmal am Sonntag Zeit finden, dem unbefleckten Opfer, das in unsern Kirchen dem einen, wahren Gott dargebracht wird, beizuwohnen. Fürwahr, die Heiden werden am jüngsten Tag gegen solche Christen aufstehen!

Die Sonne erhob sich eben im fernen Osten, als wir (22. März) unsern Weg nach Westen weiter zogen. Von hier ab war unsere Reise weitaus am interessantesten, aber auch für unsere beiden Zugthiere am beschwerlichsten. Kaum hatten wir Akola verlassen, da sahen wir vor uns den Hauptrücken der Baleschwar-Berge mit allen Nebenzügen nach Süden und Norden. Schon nach wenigen Meilen fing unsere Straße an zu steigen, zuerst sachte und allmählich, aber bald hatten die Ochsen harte Arbeit. Der Weg wand sich im Zickzack immer höher und höher, schmiegte sich dem Berge in all seinen Rinnsalen und (nun ausgetrockneten) Wildbächen an, zog sich dann wieder in großen Bogen um weite Vorsprünge herum. Häufig war die Straße mit Mühe in den harten Felsen eingehauen, so daß links sich nackte Felswände aufthürmten, rechts ein tiefer Abgrund uns entgegengähnte. Bis in die heiße Mittagszeit dauerte der mühevolle, langsame Steig. Dann aber lohnte uns ein prachtvoller Ausblick über Berg und Thal. Tief unten zur Rechten floß die Pravera, bald versteckt unter Gebüsch und mächtigen Bäumen, bald über Steine und Felsblöcke dahinrauschend, bald ihre Wasser an natürlichen Felsdämmen aufstauend. Auf dem entgegengesetzten Ufer und weithin vor uns schweifte unser Auge von Berg zu Berg, von Zacke zu Zacke. Bei jeder Wendung unseres Weges tauchten in den mannigfaltigsten und oft abenteuerlichsten Formen neue Gipfel vor unserem erstaunten Blicke auf. Und über all diese Herrlichkeit der Gebirge spannte sich der blaue Himmel Indiens, von keinem Wölklein getrübt. In der That, das war ein herrlicher Ausblick in die Gebirgswelt, die mich lebhaft an die Alpen erinnerte. Für mich war er um so reizender und Geist und Herz erfrischender, als ich schon seit Jahren nie mehr Berge gesehen hatte. Liegt ja unsere Mission von Wallan in einer der weiten, einförmigen Hochebenen des Dekhan.

Doch, um gerecht zu sein, können diese Akola-Gebirge bei



Darstellung des Kreuzbaumes. (S. 206.)
(Aus der altmexicanischen Handschrift Fejervary [Bl. 44].)

weitem nicht den Vergleich aushalten mit den Alpen. Fehlt ja großentheils der kräftige Baumwuchs, der den Fuß der Alpen einhüllt, das saftige Grün der Matten, die sich weit hinauf erstrecken, und entbehren ja die Gipfel der Akola-Berge jenes wundervollen Reizes, den der ewige Schnee und die Gletscher den Alpen verleihen. Wie die Vegetation, so ist auch die Vogelwelt und das Thierleben in den Akola-Bergen spärlich vertreten. Selbstverständlich fehlen hier auch die zahlreichen Viehherden, welche die Matten der Alpen beleben. Von Zeit zu Zeit entdeckt das Auge ein ärmliches Dorf halb versteckt tief unten im Thal oder in den Schluchten der Berge, und mitunter verrathen einzeln aufsteigende Rauchwolken auf halber Höhe der Berge, daß auch dort vereinzelte menschliche Wohnungen sind. Hie und da nur klettern Herden behender Ziegen mit ihren Hirten längs der Bergabhänge von Stein zu Stein. Aber kein froher Jodler, kein Gesang erfüllt die Luft, das Echo der Berge zu wecken. Alles macht den Eindruck des Todten und Starren.

Wie bei Nimbgar-Jali, sind auch hier die Kuppen der Berge weiter nichts als nackte Felsen, durch die hier fast unglaublichen Regengüsse in die wunderlichsten Formen zerwaschen und zerklüftet. Tief herab ist kaum eine Handvoll fruchtbaren Erdbodens geblieben, um Bäume und Sträucher aufkommen zu lassen. Auf halber Höhe der Berge gedeihen erst die verschiedenen dornigen Babularten und knorriges Teakholz, vermischt mit niedrigem Gesträuch, in dessen Schatten sich das Gras, freilich ganz vergilbt und verdorrt, bis in die heiße Jahreszeit erhält. Immergrüne Bäume, wie Manga- und Nimbbäume, finden sich jedoch nur stellenweise tief unten im Thal in der Nähe des Flusses oder rings um Dörfer herum. Solche stetig grüne Oasen bilden dann einen merkwürdigen Contrast mit den ausgesengten Abhängen und kahlen Kuppen der Berge.

In den mannigfaltigsten Wendungen und Krümmungen führte nun die Straße bergab, und gegen 4 Uhr nachmittags erreichten wir müde und matt Rajur, ein kleines Städtchen mit kaum 2000 Einwohnern, das genau in der Mitte einer weiten Hochebene liegt. Die Berge ringsum weichen mehrere Meilen zurück und bieten so dem ackerbauenden Völklein, das Rajur bewohnt, ausgedehnte und ziemlich fruchtbare Aecker und Felder für den Anbau von Reis und Getreide. In der Luftlinie ist Rajur von Akola nur zehn Meilen entfernt; aber das mühsame Uebersteigen der Berge hatte uns den größern Theil des Tages gekostet.

Rajur liegt ungefähr in der Mitte der Akola-Taluka und scheidet die Kunbi- und Koli-Bevölkerung. Von hier ab nach Westen und Süden wohnen nur Koli. In Rajur selbst hausen diese beiden Kasten in ungefähr gleicher Stärke friedlich nebeneinander.

Weil der Polizei-Inspector Herr de Souza auf den folgenden Tag (23. März) hier erwartet wurde, beschlossen wir, hier zu bleiben. Da er schon seit Wochen in den Kolidistricten verweilte, konnte er mir voraussichtlich manche Rathschläge ertheilen. Unser Quartier schlugen wir der Stadt gegenüber unter einem schattigen Mangabaume auf. Ich hatte kein Zelt und band daher meine Decke an die Aeste der Bäume, um mich so den neugierigen Blicken der Leute etwas zu entziehen. Hinter diesem einfachen Verschlag las ich auch die heilige Messe.

Am folgenden Morgen besuchte ich den Patil, einen freundlichen Mann, der gegen Abend den Besuch erwiderte. Desgleichen besuchte ich die Regierungsschule und examinirte die Knaben. Die meisten Kinder, welche die Schule besuchen, sind Kunbi; nur wenige Koli fühlen das Bedürfniß, ihre Kinder unterrichten zu lassen. Sehenswürdigkeiten hat das Städtchen keine.

Am 24. März setzten wir unsere Reise bis nach Waki fort. Bald traten die niedrigern Ausläufer der Berge wieder sehr nahe an die Straße heran, so daß dieselbe sich in endlosen Krümmungen und Biegungen hindurchzuwinden hatte. Zwar mußten wir nicht mehr so hohe Kämme übersteigen, wie vor Rajur; aber in beständigem Wechsel ging es bald bergauf, bald bergab. Dabei boten sich dem Auge immer neue Scenen. Zuweilen schien es, die Straße vor uns sei vollständig versperrt. Aber kaum bogen wir um den nächsten Vorsprung, da sahen wir die Straße einen tiefen Abhang hinabführen, um gleich darauf wieder eine neue Anhöhe zu erklettern. Von Zeit zu Zeit traten rechts die Berge zurück und gestatteten uns wieder einen kurzen Blick auf die Prevera. Vor Ranad ging es plötzlich steil bergab, und wir fuhren nun zum letztenmal über die Prevera. Hier ist sie zur heißen Jahreszeit ein kleines, unscheinbares Bächlein; stellenweise scheint ihr weites, steiniges Flußbett ganz vertrocknet zu sein, da ihr Wasser unter dem groben Geröll und Sand voranschleicht. Nur zwölf Meilen von hier im Südwesten entspringt sie hoch oben in den Sahyadri-Bergen und bildet gleich nach ihrer Quelle einen Wasserfall von 60 m Höhe. Leider war jener obere Theil des Flusses augenblicklich ganz ausgetrocknet, so daß wir das Schauspiel nicht genießen konnten. Die Prevera hat eine Länge von 120 Meilen und nimmt kurz vor ihrer Mündung in den Godaveri die Mula auf, die ebenfalls auf den Sahyadri-Bergen — nur wenige Meilen von der Quelle der Prevera entfernt — ihren Ursprung hat. Bis kurz vor ihrer Vereinigung haben diese zwei Flüsse eine fast parallele Richtung. Die vereinten Wasser trägt dann der stolze, oder wie die Hindu ihn benennen, „heilige" Godaveri nach dem fernen Osten in das Bengalische Meer. Ueber diese drei Flüsse haben die Hindu ein Sprichwort, demzufolge das Wasser der Mula zum Trinken empfohlen wird, das Wasser der Prevera zum Baden, das Wasser des Godaveri zum Reinigen der schuldbeladenen Seele von jeglicher Sünde und Makel.

(Schluß folgt.)

Auf dem Kilima-Ndscharo.

(Aus dem Reiseberichte Mfgr Le Roys. — Fortsetzung)

4. Die Bevölkerung des Kilima-Ndscharo.

Zwei verschiedene Völkerfamilien bewohnen das Gebirge: die Massai den Norden und die Tschagas den Süden.

Das Wort Tschaga ist freilich im Lande selbst wenig gebräuchlich; sie nennen sich einfach nach den Bezirken: Wa-Motschi, Wa-Kilema u. s. w., d. h. Leute von Motschi, Leute von Kilema. Sie sind unter sich nur wenig verschieden. Im allgemeinen sind sie eher mittelgroß als groß, aber kräftig, munter, muthig und gut gewachsen. Die Hautfarbe ist sehr verschieden. Neben tiefschwarzen, rundköpfigen und gedrungenen Gestalten findet man heller gefärbte, schlankere und mit länglichem Schädel, was eine Rassenmischung vermuthen läßt. Wie man schon im Laufe dieser Reisebeschreibung bemerkt haben wird, ist es ein interessantes, geistig begabtes und entwicklungsfähiges Völkchen. Noch ist es dem Muselmann nicht gelungen, sich und seine schmachvollen

Sitten, die er sonst über Afrika ausbreitet, in diesem Berglande anzusiedeln. Die Tschagas treiben ausschließlich Landbau und nehmen unter den Bauern Afrikas eine hervorragende Stellung ein. Ihre Bewässerungsanlagen sind bemerkenswerth; leiten sie doch die Bäche manchmal vom obern Rande des großen Waldes an den Hängen der Hügel und an Abgründen entlang in sanfter Neigung bis an die Stellen, die sie bewässern wollen, sammeln das Wasser in große Teiche und vertheilen es durch zahllose kleine Kanäle, so daß jedermann es benutzen kann und man sich frägt, was denn europäische Ingenieure Besseres hätten einrichten mögen. Mit der Bewässerung geht die Düngung des Bodens und das Jäten, die Koppelwirtschaft und zweite Bestellung Hand in Hand. Kurz, abgesehen vom künstlichen Dünger und den Erfindungen der Chemie, scheinen sie in alle Geheimnisse des Feldbaues eingeweiht. Doch ist ihr Ackergeräthe höchst primitiv. Ihre Hacken, ja ihr Pflug ist aus hartem Holz gefertigt, und doch kennen sie das Eisen und verstehen sie es sehr gut zu bearbeiten! In ihren Schmieden, deren Blasbälge aus Ziegenfell gemacht sind, hämmern sie mit Hilfe von Holzkohlen Beile, zweischneidige Messer, gerade und starke Schwerter und namentlich Lanzen von so vortrefflicher Arbeit, daß manche Europäer an der Küste gar nicht glauben wollten, sie seien das Werk ihrer Hände. Ursprünglich bezogen sie das Eisen aus der Landschaft Para; jetzt aber bringen Händler es ihnen in der Form von Eisendraht von der Dicke eines Fadens bis zu der eines Bleistifts. Töpferarbeit lieben sie nicht sehr; statt dessen verstehen sie aus einer weichen Holzart sehr schöne Schüsseln, Näpfe und Tassen zu schnitzen, auch eine Art Löffel und Gabeln. Seitdem sie die Deutschen aus Pfeifen rauchen sahen, haben sie sich auch schöne Maserköpfe geschnitzt. Auch in der Art und Weise, wie sie ihre Wohnung herrichten, verrathen sie Kunstsinn. Wie gesagt, leben sie nicht in größern Dörfern, sondern in einzelnen Höfen zusammen. Zwei oder drei Hütten sind für den Mann, die Frau, die Kinder und die Sklaven bestimmt, eine für das Vieh, und etwas zur Seite steht ein kleinerer, sorgfältig ausgeführter Bau, rund wie alle übrigen und von einem auf Pfosten ruhenden Dache bedeckt. Das ist das Vorrathshaus, in dem Hirse, Bananen, Bohnen, Honig und Bier aufbewahrt werden. Um das Ganze zieht sich eine Art Garten, und alles ist mit einer lebendigen Hecke von einem stachligen Geißblatt oder Drachenbaum eingefaßt. Ueber dem Eingang bildet Schlinggewächs einen festlichen Bogen aus Blättern und Blumen, und gewöhnlich fließt ein murmelnder Bach vorbei.

Die Nahrung ist zunächst dem Pflanzenreich entnommen. Man pflanzt Hirse, Bananen, eßbaren Arum, eine Kohlart, verschiedene Erbsen und Bohnen, Ignamen, Mais, Maniok und ein wenig Zuckerrohr. Sie genießen weder Fisch noch Geflügel, und als wir bei Ngameni über die Errichtung einer Schule verhandelten, versprach man uns so viele Schüler als wir haben wollten, aber unter der einen Bedingung, daß wir sie nicht zwingen sollten, Geflügel zu essen. Nun, diese Zusage hatte keine Schwierigkeit! Am Fuße des Berges in Taveta genießt man Fische und fängt sie sowohl in Reusen als mit der Angelruthe.

Sie ziehen auch Tabak und rauchen, priesen und kauen ihn; er ist sehr stark. Milch und Butter wird viel gebraucht; leider hat die letztere von aromatischen Bergblumen einen Beigeschmack, der dem europäischen Gaumen nicht zusagt. Fleisch ist sehr geschätzt. Blut, heißes Blut gilt als ein leckerer Trank.

Die Kleidung ist sehr unvollkommen; eigentlich bekleidet sind nur die Häuptlinge, die Greise und die verheiratheten Frauen. Junge Männer ahmen die Massai nach und verachten Kleider; wenn sie einmal alt und reich sind, dann hüllen sie sich von Kopf bis zu Fuß ein. Das gewöhnliche Volk wirft einfach eine Ochsenhaut über die Schultern oder gürtet ein Lammfell um die Lenden. Doch fehlt es nicht an Schmuck. Die Männer pflegen ihre Haare und Ohren. Schon in früher Jugend wird das Läppchen durchbohrt und von Jahr zu Jahr das Loch erweitert; so bringen sie es dahin, daß der Ohrlappen bis auf die Schultern herabhängt. Ueberdies stecken sie in die Knorpeln ein langes Stück geschnitztes Holz, das ihnen von ferne den Anschein gibt, als ob sie gehörnt wären. Die Frauen verstehen aus kleinen, verschiedenfarbigen Glasperlen hübsche Ohrgehänge, Arm- und Halsbänder und Gürtel zu verfertigen. Eisenkettchen, Kupferzierat und Zinnspangen sind sehr beliebt.

An einigen Orten finden alle zwei oder drei Tage regelmäßig Märkte statt. Zu Motschi wird derselbe unter den großen Bäumen gehalten; da kommen von weit und breit die Hausfrauen mit ihren Vorräthen zusammen. Es ist einfach Tauschhandel, der sich vollzieht, wenn man nicht Glasperlen als Münze betrachten will. Ein unreines Salz, das man in der Wüste von Aruscha gewinnt und zum Kochen braucht, spielt auf dem Markte eine große Rolle. Es geht übrigens laut und lebhaft her: die Verkäuferin preist die Ware mit vielen Worten, die Käuferin tadelt sie; aber merkwürdigerweise kommt es selten zu einem Streite. Die Polizei hat bei diesen Märkten, die nur von Weibern besucht werden, gar nichts zu thun.

Was die politische Eintheilung angeht, zerfällt Tschaga in eine Reihe von Bezirken, wie man auf dem Kärtchen (S. 167) sieht. Sie erstrecken sich die Flüsse entlang bergauf. Ein jeder Bezirk hat seinen eigenen Häuptling und seine eigenen Gebräuche. Doch besitzen infolge von Kriegen und Bündnissen nicht alle denselben Grad von Unabhängigkeit. Die Häuptlinge, auch Sultane oder Manghis genannt, sind keine unumschränkten Herrscher; sie müssen sich nach dem Rathe der Aeltesten und der öffentlichen Meinung richten. Doch stehen sie in hoher Achtung, und man gehorcht ihnen genau. Die Erbfolge geht vom Vater auf den Sohn; im Falle der Minderjährigkeit bleibt aber der Regent unter der Gewalt der Mutter. Die Häuptlinge sind stets von drei oder vier Männern umgeben, die man ihre Minister nennen kann. Alle jungen Leute und im Falle der Noth überhaupt alle Männer sind Soldaten. Ihr Muth wird durch einen reichen Beuteantheil angespornt, der in Sklaven, Vieh und Vorräthen aller Art besteht. Die Kriege sind häufig; die Händler von der Küste, die Sklaven verlangen, treiben dazu. So kam es, daß z. B. der Bezirk Kindi neben Kiboscho ganz entvölkert ist. Die Nachbarschaft der deutschen Station wird hoffentlich den Sklavenhandel und damit den Krieg inskünftig verhindern; freilich ist bis jetzt weder Friede noch Eintracht eingebürgert. Die Tschagas sind ein muthiges Volk. Als Waffen führen sie eine prächtige Lanze, Pfeil und Bogen, den Sime (ein großes Messer) und den Streitkolben. Auch einen Schild tragen sie wie die Massai, deren Kriegsweise sie nachahmen. Bekanntlich fehlt es diesen nicht an Kriegszucht, und verstehen sie sehr gut, sich hinter Wall und Gräben zu verschanzen. Ueberdies haben sie noch eine eigenartige Kampfweise: sie graben sich in Löchern ein, aus denen hervor sie den vorüberziehenden Feind überfallen. In jüngster Zeit haben sie auch recht gut gelernt, mit den Feuerwaffen umzugehen; sie haben viele Gewehre, auch Schnellfeuergewehre, und genügenden Schießbedarf. Wie sie nach unserem Besuche eine Abtheilung des Lieutenants v. Bülow vernichteten, ist bekannt. Ihr Kriegsrecht erlaubt, die Männer zu tödten, Frauen und Kinder als

Sklaven wegzuschleppen, das Vieh zu rauben, die Bananenpflanzungen zu verwüsten, die Hütten niederzubrennen und die Kanäle zu durchstechen; aber es ist nicht erlaubt, einen Häuptling zu tödten oder gefangen zu nehmen, ebensowenig als einen Schmied. Wie gesagt, ist zu hoffen, daß diese greulichen Vernichtungskämpfe jetzt aufhören, daß sich folglich die Bevölkerung vermehre und die großen Strecken, welche noch nicht angebaut sind, cultivirt werden. Vielleicht werden hier sogar eines Tages deutsche Plantagen angelegt; ob das aber auf die Bevölkerung einen besonders günstigen Einfluß hätte, muß abgewartet werden. Das Land ist gesund, keine schlimme Krankheit einheimisch. Aber wenn die Tschagas in die Ebene hinabsteigen, werden sie auch nach kurzem Aufenthalte fieberkrank; sie steigen deshalb nicht gerne von ihren Bergen nieder. Europäer, die sich an die Sonnengluth Afrikas gewöhnt haben, leiden durch Kälte und Nebel.



Landschaft am Fuße des Kilima-Ndscharo. (Nach einer Zeichnung Mfgr. Le Roys. — S. 211.)
Bewässerungsdamm. Bienenkorb. Fischreuse.

Jetzt ein Wort über die religiösen Vorstellungen der Tschagas. Bekanntlich wollen gewisse Ungläubige den Ursprung der Religion in der Furcht vor den Naturerscheinungen finden. Die Frage läßt sich hier in Afrika unter diesen tiefstehenden Naturmenschen recht gut studiren. Nun, seit zehn Jahren lebe ich unter ihnen und habe die verschiedensten Völkerschaften kennen gelernt, und zu meinem großen Staunen habe ich noch niemals einen Afrikaner getroffen, den Naturerscheinungen in Furcht gesetzt hätten. Das Rollen des Donners hören sie ohne Zeichen von Furcht, und aus dem Leuchten des Blitzes machen sie sich nichts; wenn sie bei Nacht nicht gerne ausgehen, so ist die Furcht vor wilden Thieren und nicht die Angst vor Göttern, Gespenstern oder Teufeln die Ursache. Die afrikanische Religion will freilich sich vor dem Zorn übernatürlicher Wesen schützen oder dieselben versöhnen; aber sie bringt dieselben in keinen Zusammenhang mit Donner und Blitz. Nirgends in Ostafrika findet sich ferner eine Spur des Sterndienstes. Die Sonne ist ihnen ein Wesen in der Höhe, dem Gott in der zweiten Hälfte der Nacht befiehlt, den Tag zu bringen; der Mond ist „der Messer", weil er die Zeiten mißt; die Plejaden bedeuten ihnen, daß es Zeit sei, das Feld zu bestellen; die übrigen Sterne sind feurige Lichter, über deren Zweck sie nicht weiter nachdenken. Dennoch muß zugegeben werden, daß hier in Tschaga das Wort „Rua", welches auch Sonne bedeutet, für Gott gebraucht wird, während er sonst bei den meisten Bantustämmen den Namen Mulungu, d. h. „der Große", führt. Aber die Tschagas verwahren sich einmüthig dagegen, daß ihnen Gott und Sonne ein und dasselbe Wesen sei, wenn man sie darüber befragt. Die Aehnlichkeit des Namens Rua mit Raa oder Râ, dem Sonnengott der alten Aegypter, ist auffallend; auch bei diesen bedeutete er sowohl Sonne als Sonnengott. Doch das würde uns zu weit führen. Eines ist gewiß: die Neger erheben sich durch eigenen Fortschritt und ohne fremde Hilfe nicht vom Fetischdienste zu höhern Ideen, sondern sie sind umgekehrt von einer reinern Religion herabgesunken und sinken noch immer tiefer. Wenn die Tschagas etwas höher stehen als andere Stämme, so ist es dem Umstande zuzuschreiben, daß sie in ihren Bergen mehr gegen Entartung und Sittenverderbniß geschützt waren. Der Gott, an dessen Dasein sie glauben, ist ihnen ein persönliches Wesen, der Herr und Schöpfer aller Dinge.

Pflanzen, Thiere und Menschen sind sein Eigenthum. So oft man eine Ziege, ein Schaf oder einen Ochsen schlachtet, bittet man gewissermaßen Gott um Erlaubniß. Der Familienvater naht sich dem Thiere, nimmt eine Handvoll Kräuter, speit darauf wie auf das Thier selbst (der Speichel gilt ihnen als heilig) und sagt: „Nakupa Rua", d. h.: Ich weihe dich (oder schenke dich) Gott. Nun darf das Thier sich nicht mehr unter die Herde mengen.

Auch eigentliche Opfer bringen sie dar. In Matschame war ich eines Abends Zeuge eines solchen. Am folgenden Tage sollte Ngameni das Bündniß mit Mandara gegen Sina abschließen. Da sah ich fünf oder sechs seiner Minister eine Ziege an den Klauen nach einem Kreuzwege, wo sich drei Wege schnitten, schleppen und folgte ihnen. Sie spieen auf den Kopf der Ziege und sagten den oben angeführten Spruch; dann wurde das Thier geschlachtet und in drei Theile zerlegt: einen Theil, daß er im Feuer für Gott verbrannt werde; einen Theil für Ngameni und seine Leute, und endlich einen dritten Theil, der aus Stücken des Herzens, der Leber, des Kopfes, der Haut u. s. w. bestand. Dieser Theil wurde in kleine Riemen zerschnitten, genau auf zehn Häufchen vertheilt und auf großen Bananenblättern an den Dreiweg gelegt. Ich fragte nach dem Grunde dieser Ceremonie; sie antworteten: „Das ist für die Seelen unserer Väter, für die Vögel und Insecten und alles was lebt, damit die ganze Natur theil an unserem Opfer habe und Gott Ngameni beschirme." Der Gott, den man in Tschaga anbetet, ist endlich keine Gottheit nur dieses Ortes; er ist der Herr aller, „der Schwarzen und der Weißen", wie man uns sagte.



Wasserfall in einem Bergthale des Kilima-Ndscharo.
(Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys.)

Auch dem Msimu, d. h. der abgeschiedenen Seele, wird geopfert. Zu Kilema und Marangu findet dieses Opfer einmal im Jahre statt, und zwar an den Ufern eines geheimnißvollen Sees, der einen alten Krater füllt und in den der Sage nach sich der erste Häuptling des Landes gestürzt haben soll. Seine Seele soll da hausen, und ihr wird jedes Jahr ein Lamm geopfert, dessen Ueberreste in die tiefen Wasser versenkt werden. Amulette gegen verschiedene Krankheiten und Gefahren sind ebenfalls im Gebrauch. Merkwürdigerweise versichert man mir, sie kännten keinen Teufel, der doch sonst im Glauben der Neger eine so große Rolle spielt. Ueber das künftige Leben haben sie freilich sehr verschwommene Begriffe; doch glauben sie an die Fortdauer der Seele. Die Familienbande, die Ehrfurcht vor den socialen Gesetzen, der Unterschied zwischen Gut und Böse, die Verdammung des Mordes, des Ehebruchs, des Diebstahls u. s. w. gelten bei ihnen als selbstverständlich.

Traurig ist es, daß das Leben eines Kindes ihnen nichts gilt. Bei der Geburt spricht die Hebamme das Urtheil, ob das Kind leben soll oder nicht; doch kann der Spruch vom Vater umgestoßen werden. Jedenfalls darf das Kind die Hütte nicht verlassen, bevor es gehen, oder einen Namen empfangen, bevor es darauf antworten kann. Dieses Ereigniß wird übrigens durch keine religiöse Feier, sondern nur durch ein Festmahl und Lustbarkeit begangen. Dann werden die Kinder zur Arbeit angehalten; die kleinen Mädchen müssen das Getreide enthülsen, die kleinen Knaben die Herde hüten. Auch die Beschneidung im 14. Jahre hat keine religiöse Bedeutung und wird mit Tänzen und Festen begangen. Die Tschagas haben gewöhnlich

nur eine Frau, ausnahmsweise mehrere; immer aber wird die erste Frau als die eigentliche Gattin betrachtet, welcher die Nebenfrauen Achtung und Gehorsam schulden. Alle speisen für sich und nachdem der Mann gesättigt ist; jede bewohnt mit ihren Kindern eine eigene Hütte. Soll ein junges Mädchen heiraten, so wird es von einer ältern Tante oder Freundin, die hierfür erwählt wird, während drei bis fünf Monaten in den Pflichten einer Hausfrau unterwiesen. Während dieser Zeit trägt es bis zum Tage der Vermählung große Schellen an den Beinen. Die Ehe ist eine Art Kauf und gibt dem Bräutigam, sobald er die Summe erlegte, das Eigenthumsrecht über die Braut; der gute Ton fordert aber, daß diese sich etwas ziere und sträube, und so kommt es zu einer Raubkomödie, die sich bei vielen afrikanischen Stämmen findet. Todesfälle scheint man nicht wie anderswo dem bösen Zauber eines Feindes zuzuschreiben; der Tod ist ihnen ein Naturgesetz, dem alle unterworfen sind. Wenn ein Kind, ein Unverheirateter oder ein Kinderloser stirbt, so wird die Leiche nicht begraben, sondern weit weg in den Wald getragen, mit Blättern zugedeckt und ihrem Schicksal überlassen. Verheiratete, die Kinder haben, werden in der Hütte selbst begraben, der Mann rechts, das Weib links neben der Thüre.

Ihre Sprache gehört zu der großen Familie der Bantusprache.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Japan.

Diöcese Nagasaki. Die neuen Christengemeinden auf der Insel Oshima. Als kleine Ergänzung zu dem kürzlich mitgetheilten Bericht über die Bekehrungen auf der Insel Oshima theilen wir folgenden Brief des Bischofs von Nagasaki, Msgr. Cousins, vom 28. März d. J. mit: „Die Nachrichten aus Oshima sind sehr erfreulich. Es ist wirklich der Hauch der Gnade, der über diese fernen Eilande hinweht. Während ich aber dem lieben Gott für das Gute danke, das er durch uns zu wirken sich würdigt, bin ich doch nicht ohne Sorge, da es mir immer klarer wird, daß wir bei unsern beschränkten Mitteln nicht die ganze große Ernte, die sich uns hier darbietet, einzuheimsen im stande sein werden. Der letzte Brief des P. Ferrié zeigt mir an, daß die Zahl der Taufen, die in dem ersten Jahre gespendet wurden, bereits auf fast 900 gestiegen ist, und zwar all diese in vier nahe bei einander gelegenen Ortschaften. Außerdem sind sämtliche Katechisten mit der Unterweisung neuer Katechumenen beschäftigt, die lebhaft verlangen, bald an die Reihe zu kommen, und beständig gelangen an uns von andern, entferntern Dörfern dringende Bitten um Missionäre. Es ist mir unmöglich, diesen stets wachsenden Anforderungen zu genügen. Ich habe zwei Katechisten und später noch zwei Seminaristen zu Hilfe geschickt. Außerdem haben die Missionäre in Oshima selbst eine Anzahl Hilfskatechisten sich herangebildet. Aber dies alles reicht noch nicht aus. Ich brauche auch wohl kaum beizufügen, daß ich in großer Verlegenheit bin, woher ich die Mittel zur Unterhaltung eines so zahlreichen Personals nehmen soll, geschweige zu dessen Vermehrung."

Korea.

Apostol. Vicariat von Korea. Ein Missionär in der Gewalt eines Pöbelhaufens. 1886/87 wurde zwischen Frankreich und Korea der neue Handelsvertrag geschlossen. Obschon die Religionsfreiheit darin nicht ausdrücklich garantirt wird, so hat doch die Martyrerkirche dadurch einen gewissen schützenden Rückhalt gefunden, der ihrer ruhigen Entwicklung zu gute kam. Während damals die Zahl der Christen 14 000 nicht überstieg, ist dieselbe heute auf 20 840 herangewachsen. Der letzte Jahresbericht ergab 1443 Taufen erwachsener Heiden, 23 Missionäre wirken im Lande und dürfen aus dem neugegründeten Seminar bei Söul mit seinen 36 Alumnen bald auf weitere Verstärkung rechnen.

Daß auch in dieser Periode der Ruhe immer wieder von Zeit zu Zeit der fanatische Christenhaß der heidnischen Bevölkerung zum Ausbruch kommt, erfahren wir aus einem Briefe des hochw. Herrn Jozeau aus dem Pariser Missionsseminar. Vor nicht langer Zeit kam er auf einer Missionsreise durch den großen Marktflecken Kim-tscheyen an der Grenze der Provinz Tschyung-tshyeng und Kyeng-syang. Es war gerade Markt, der hier stark besucht ist. „Ich war zu Pferde," so erzählt der Missionär, „während ein chinesischer Baccalaureus und ein Diener mich zu Fuß begleiteten. Kaum erblickte mich die Menge, als sich der laute Ruf erhob: ‚Nieder mit dem Europäer! Tretet ihn unter die Füße.‘ Anfangs that ich, als ob ich das Geschrei gar nicht beachtete, und setzte ruhig meinen Weg fort. Als ich aber etwas weiter kam, versetzte einer aus der Menge meinem Pferde einen Schlag. Ich fragte, was er wolle, und wurde zur Antwort mit einem Schwall von Schimpfworten und Drohungen überschüttet, die bei der umstehenden Volksmenge lauten Beifall fanden. Wieder erscholl der Ruf: ‚Nieder mit dem Europäer! Zertretet ihn mit den Füßen.‘ Im Nu umringte uns der Pöbel und warf sich zunächst auf meine Begleiter. Ich stieg ab und faßte den Hauptanstifter des Aufruhrs, um ihn zu zwingen, mit mir nach der Mandarinenwohnung zu gehen. Statt dessen drang er auf mich ein und raufte mir unter dem lauten Hallo der Menge den halben Bart aus. Es gelang mir jedoch, mich loszumachen, und ich verlangte, zum Ortsmandarinen geführt zu werden. Aber niemand wollte mir Auskunft geben. Ich drohte mit einer Klage an den Statthalter der Provinz und zog dann mit meinen Gefährten wieder fürbaß, vermeinend, die Sache sei glücklich abgemacht. Wir passirten eine kleine Brücke nahe beim Marktplatz, waren aber noch keine 20 Schritte davon entfernt, als ein Volkshaufe von gewiß 500 Köpfen, aufgehetzt durch den obengenannten Rädelsführer und seine Helfershelfer, uns nachstürzte. Wieder wurden wir umringt. Man packte mich ein zweites Mal beim Barte und riß mir auch noch die andere Hälfte aus, warf mich dann zu Boden, trat mich mit den Füßen und versuchte in allem Ernst, mich unter dem Sand zu begraben. Zehnmal gelang es mir, mich wieder aufzurichten, zehnmal wurde ich wieder hingeworfen und mit Sand bedeckt. Wohl hundert Menschen arbeiteten abwechselnd mit ihren Fäusten und Füßen an mir herum. Mehrere zerschlugen außerdem ihre Stöcke auf meinem Rücken und meinen Beinen. Dem armen Baccalaureus erging es womöglich noch schlimmer, und auch der Diener trug einige tüchtige Schläge davon. Fast eine Stunde lang dauerte diese Scene, und ich glaubte allen Ernstes, mein letztes Stündlein sei gekommen; denn ich fühlte immer mehr, wie meine Kräfte abnahmen. Zuletzt jedoch ließ der Pöbel, der vor den Folgen eines Mordes, in Korea

immer eine ernste Sache, denn doch zurückschreckte, von mir ab und stob auseinander, während ich und meine Begleiter halbtodt auf dem Platze blieben. Wir wären auch sicher umgekommen, wenn wir die ganze Nacht unter freiem Himmel hätten liegen müssen und nicht glücklicherweise ein Unterkommen gefunden hätten. Ein Gastwirt hätte uns in dem Zustande, in dem wir uns befanden, sicherlich nicht aufgenommen. Aber etwa 500 m von der Stelle wohnte ein Christ. Wir schleppten uns mühsam zu seinem Hause, wo man uns mit liebevoller Sorge verband und pflegte. Ich hatte mehrere Wunden am Kopf, ein blaues Auge, eine Schulter zerquetscht, den Rücken wie gerädert, ein Bein halb zerschmettert, den Bart vollständig ausgerauft und die Hüften derartig zermartert, daß ich noch heute die Schmerzen fühle. Meinem Baccalaureus war der ganze Haarschopf abhanden gekommen; seine Arme waren lahm geschlagen und Rücken und Hüften erbärmlich zugerichtet. Nicht viel besser stand es mit meinem Diener. Drei Tage lang konnten wir uns weder regen noch bewegen und litten viele Schmerzen.

„Auf die Kunde von dem Vorfall schickte uns der hochw. Herr Robert von Tai-kon drei Sänften und ließ uns zu sich herüberschaffen; denn ich war nicht im stande, ein Pferd zu besteigen. Dank der guten Pflege sind wir jetzt alle drei auf dem besten Weg zur Besserung. Ich fange wieder an zu gehen; freilich hinke ich noch, hoffe aber, in 14 Tagen meine Arbeit wieder aufnehmen zu können, und denke, daß, wenn ich wieder heim nach Söul komme, bloß mein Bart mich noch verrathen wird. Wenn der liebe Gott mich diesmal mit dem Leben davonkommen ließ, so geschah es wohl, weil er noch einige andere Leiden für mich in Bereitschaft hat, zu denen ich mich jetzt schon von Herzen bereit erkläre."

Soeben erhalten wir auch von den Missionären in Korea ein Circular, das unsere Leser zu einem kleinen Beitrag auffordert für den Bau der neuen Kathedralkirche in der Hauptstadt Söul, der ersten größern Kirche des Landes. Sie ist der unbefleckt empfangenen Jungfrau geweiht und wird, einmal vollendet, der Stolz der koreanischen Christen sein.

Vorderindien.

Erzbisthum Verapoly. Propaganda-Seminar von Putempally. Ueber die Gründung und Einrichtung dieses Seminars hat uns sein Director, der hochw. P. Bonifaz Kurz O. Carm., bereits früher (Jahrg. 1891, S. 152) Bericht erstattet. Weitere erfreuliche Auskunft geben die folgenden Zeilen. „Unsere Cleriker, sowohl die vom lateinischen als auch die vom syro-chaldäischen Ritus, haben sich im verflossenen Studienjahre, welches zu Ostern d. J. seinen Abschluß fand, sehr gut gehalten. Namentlich verdienen die syro-chaldäischen Studenten ein ganz besonderes Lob wegen ihres außerordentlichen Fleißes, mit welchem sie sich dem Studium der Theologie und Philosophie widmeten. Fast alle Wissenschaften, welche für katholische Priester nothwendig sind, werden in lateinischer Sprache vorgetragen; und da für die Syrochaldäer die syrische Sprache die Sprache des Ritus ist und außerdem die englische Sprache für Gebildete hier als nothwendig erachtet wird, so hat jeder syro-chaldäische Cleriker außer seiner Muttersprache (Malayalim) drei Sprachen zu erlernen. Vor wenigen Jahren noch war man nicht selten der Meinung, die Syrochaldäer würden niemals allgemein sich zum Studium der lateinischen Sprache verstehen, so daß sie befähigt sein würden, philosophischen und theologischen Vorlesungen zu folgen. Man weiß ja, wie schnell die Orientalen von einem andern Ritus bei der Hand sind, über Unterdrückung ihres Ritus zu schreien, und die Gefahr, zu den Schismatikern überzulaufen, liegt oft sehr nahe, da dieselben die Ordinationen ganz unglaublich leicht zu machen pflegen und weder Wissenschaft noch Tugend verlangen, wohl aber mitunter Geld.

„In diesem Seminare waren auch damals schon, als es noch unter dem Apostol. Vicar von Verapoly stand, immer lateinische und syro-chaldäische Cleriker zusammen gewesen. Allein der weitaus größere Theil der syro-chaldäischen Studenten war in den Händen syro-chaldäischer Mönche. Da aber die Wirkung nicht größer sein kann als die Ursache, um philosophisch zu reden, so bestand die ganze Erziehung des syro-chaldäischen Clerus darin, daß sie syrisch lesen (selten verstehen) konnten und daß sie gewisse Ceremonien einlernten. Von philosophischer und theologischer Bildung hatten sie kaum eine blasse Ahnung.

„Diesen unhaltbaren Zuständen mußte ein Ende gemacht werden. Dies ist der vorzüglichste Zweck unseres Seminars. Die frühern Mißstände werden freilich noch auf viele Jahre hinaus sich bemerklich machen, bis endlich einmal die alte ignorante Generation im Clerus von der Oberfläche verschwinden wird. Leider lassen sich auch jetzt noch gar manche junge Leute, deren Talente den neuen Anforderungen nicht gewachsen sind, aber die aus andern Gründen abgewiesen werden müssen, verleiten, sich von Schismatikern weihen zu lassen, ja selbst zur jacobitischen Häresie überzutreten, nur um sich die heiligen Weihen zu verschaffen. Ich könnte da viele Beispiele erzählen, welche die verehrten Leser dieser Zeilen sicher mit Entrüstung und heiligem Zorn erfüllen würden über diesen schmählichen Mißbrauch, durch welchen die erbärmlichsten und in jeder Beziehung unwürdigsten Subjecte zu den heiligen Weihen gelangen. Zugleich werden die verehrten Leser ahnen, welche Schwierigkeiten hieraus für die hochwürdigsten Bischöfe und Apostolischen Vicare und für uns, denen die Leitung dieses Seminars anvertraut ist, entstehen. Die Entlassung eines unwürdigen Seminaristen aber die Nichtzulassung eines Studenten ins Seminar oder zu den Weihen bedeutet fast jedesmal den Abfall desselben und seinen Uebertritt zum Schisma. Da wird er dann sofort geweiht. Dieser Hohn auf alle gesetzmäßige Ordnung ist so recht das Brandmal Satans, das dem Schisma aufgeprägt ist.

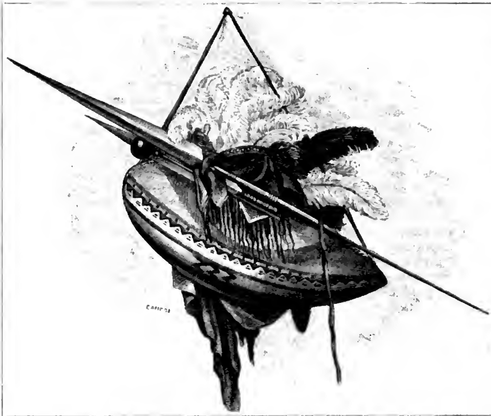
„Ich habe gegenwärtig außer 18 Lateinern im Seminare 73 syro-chaldäische Cleriker aus den beiden Apostol. Vicariaten Cottayam und Tritschur. Die Lateiner gehören fast alle zur Erzdiöcese Verapoly, 1 zur Erzdiöcese Goa, 2 zur Diöcese Mangalore. Alle zeigen sehr guten Willen und verlegen sich mit großem Fleiße auf das Studium der Philosophie und Theologie in lateinischer Sprache, welche zugleich innerhalb des Seminars für gewöhnlich die Umgangssprache ist. Viele von diesen syro-chaldäischen Clerikern haben erst, nachdem sie bereits 9—10 Jahre in einem syro-chaldäischen Seminar zugebracht hatten, die lateinische Sprache zu lernen begonnen. Dadurch wurden sie natürlich im Vergleich zu früher und zu ihren Altersgenossen um viele Jahre verzögert, und mehrere werden 32 Jahre und darüber alt werden, bis sie die Priesterweihe empfangen. Es fehlte nicht an Aufreizungen zum Ungehorsam und zum Schisma, und ihre Verwandten erklärten nicht selten, nichts mehr für sie bezahlen und sie nicht mehr unterstützen zu wollen. Allein sie blieben treu und thun nun ihr Bestes, um sich zu bessern Priestern auszubilden, als die frühern es waren. Es ist ein wahres Opfer, das sie bringen. Gewiß sind solche Männer unserer Liebe und Sympathie würdig und verdienen es auch, daß man sie unterstützt, wenn sie in Bedrängniß sind, was ja bei mehreren der Fall ist. Da von nun an die

jungen Leute schon gleich von Anfang an so erzogen werden, daß sie nach 7—9 Jahren Collegialstudien fähig sind, lateinisch Philosophie und Theologie zu studiren, so wird später jene Schwierigkeit mit Seminaristen so vorgerückten Alters von selbst aufhören. Jetzt sind wir eben noch im Uebergangsstadium, in welchem es heißt: klug sein und große Geduld haben. Nicht als ob dies später nicht mehr nothwendig wäre. Aber unter den jetzigen Umständen darf man nicht alles so vollkommen erwarten und verlangen, wie wir später es thun können.

„Die philosophischen und theologischen Prüfungen für das Studienjahr 1892/93, welche vor Ostern stattfanden und gewiß nicht leicht waren, fielen so gut aus, daß ich nicht umhin konnte, weit mehr Preise auszutheilen, als ich beabsichtigt hatte, und besonders den syro-chaldäischen Clerikern das höchste Lob zu spenden. Manche Leistungen könnten auch an einer europäischen Universität mit Ehren sich sehen lassen.

„Auch ist es ein sehr gutes Zeichen, daß unsere syro-chaldäischen Cleriker nicht die mindeste Abneigung mehr haben gegen den lateinischen Ritus. Sie assistiren bei lateinischen Hochämtern und Vespern und andern Verrichtungen sehr gern und rubrikengemäß, sei es als Diakonen oder Subdiakonen oder was immer. Wer z. B. den Ceremonien der heiligen Karwoche, welche im lateinischen Ritus gehalten wurden, in der Seminarkirche beiwohnte, hätte es kaum ahnen können, daß fast alle dabei betheiligten Cleriker einem andern als dem lateinischen Ritus angehörten. Von der frühern Abneigung gegen den lateinischen Ritus ist keine Spur mehr unter den jungen Clerikern. Auch sonst sind diese uns mit großer Liebe zugethan.

„Das verflossene Studienjahr hat uns viel Kreuz und Heimsuchung gebracht. Im Juli 1892 brach ein schreckliches Typhusfieber aus; 27 Seminaristen erkrankten, 7 starben. Auch einer der hochw. Patres-Missionäre erkrankte sehr bedenklich daran. Es war in der Regenzeit, die stärker als in andern Jahren sich einstellte und gegen Ende auch eine außerordentlich große Ueberschwemmung mit sich brachte, so daß fast ganz Malabar ein einziger großer See geworden zu sein schien. Viele Häuser, allerdings indische Hütten, ragten kaum mehr mit der obern Hälfte des Daches aus der Fluth heraus. Der Strom wälzte zwei todte Elefanten vom Gebirge herunter an uns vorbei. Um Weihnachten nahm die schreckliche Blatternkrankheit, die heuer in ganz Malabar entsetzliche Verheerungen angerichtet hat und noch immer anrichtet, Einkehr bei uns. Gleich fünf Fälle auf einmal stellten sich ein, von denen zwei im höchsten Grade gefährlich waren. Die Furcht vor dieser Krankheit ist bei den Malabaren ganz unglaublich groß, größer als jede Cholerafurcht in Europa. Wenn ein Blatternkranker da ist, so räumen nicht selten die Nachbarn ringsum ihre Häuser und fliehen. Heuer pflegten überdies fast alle Fälle tödlichen Ausgang zu nehmen. Natürlich bemächtigte sich auch meiner Seminaristen Furcht und Entsetzen; und obwohl die Kranken in einem eigenen, sehr geeigneten Gebäude weit abgesondert wurden, so konnten die übrigen dennoch sich nicht beruhigen. Ich war genöthigt, die Seminaristen an einen zwei Stunden entlegenen Ort überzusiedeln, wo uns durch die Güte des hochw. Herrn Erzbischofs von Verapoly eine sehr geeignete Villa mit Kapelle zur Verfügung gestellt wurde. Wie durch ein Wunder wurden alle Erkrankten gerettet. Es traten nachher noch mehrere Fälle, darunter ein schwerer, auf; und auch Schreiber dieses erhielt einen kleinen Antheil daran. Allein nun ist all dies glücklich vorüber, und sind wir alle überzeugt, daß diese Heimsuchung Gottes eine große Gnade war. Es haben die Seminaristen ihre übergroße Furcht vor dieser Krankheit ein wenig überwinden gelernt. Manche, die vorher voller Angst und Entsetzen waren, boten sich später freiwillig an, mit mir die Blatternkranken zu besuchen. Darüber bin ich sehr froh. Früher konnten solche Kranke in Malabar sehr häufig keinen Geistlichen finden, der ihnen die Sacramente reichte, wenn nicht gerade ein katholischer Missionär zu haben war oder ein solcher Geistlicher, der die Blattern bereits gehabt hatte. Ich möchte nicht, daß meine Seminaristen Feiglinge werden, welche lieber die Kranken ohne Sacramente sterben lassen, als sich selbst der Gefahr aussetzen, angesteckt zu werden.



Kriegstrophäen am Kilima-Ndscharo. (Nach einer Zeichnung Mfgr. Le Roys. — S. 211.)

„Außer jenen Kreuzen und Heimsuchungen brach auch eine sehr große Theuerung aus. Seit mehr als 1½ Jahren schon kostet z. B. ein Scheffel (ura genannt) Reis statt 8 Rupies 11 Rupies und noch mehr. Wenn man im Jahre gegen 300 Scheffel braucht, spürt man schon einen sehr empfindlichen Unterschied, um so mehr, als auch der Preis aller übrigen Lebensmittel in demselben Verhältniß gewachsen ist und die Pension der Seminaristen auch ohne die Theuerung nicht ausreicht. Andere Einkünfte aber sind nicht da. Ohne die Hilfe von Wohlthätern, denen der liebe Gott es tausendfach vergelten möge, hätten wir dieses Gott gewiß sehr angenehme und für diese Völker höchst nothwendige Werk wohl gar aufgeben müssen. Ich empfehle daher dasselbe neuerdings der Liebe und dem Wohlwollen aller Missionsfreunde, die gewiß gern eine Anstalt unterstützen, deren Zweck darin besteht, gute Priester heranzubilden, durch welche nicht bloß die Christen dieser Länder im wahren Glauben erhalten, sondern auch allmählich die Häresien und Schismen ausgerottet und die Heiden zum Glauben geführt werden können."

Nordafrika.

Erzdiöcese Algier. Die Hungersnoth unter der arabischen Bevölkerung. Die Hungersnoth hat dieses Jahr Afrika an verschiedenen Stellen, besonders aber in Algier, schwer heimgesucht. Ueber die dabei entwickelte Liebesthätigkeit der Weißen Schwestern und der Missionäre gibt uns die deutsche Schwester Maria Restituta einen weitern, zugleich traurigen und erfreulichen Bericht:

„Ich bitte um die Gunst, durch Vermittlung Ihres geschätzten Blattes den edeln Wohlthätern, die meinem Hilferuf [siehe Seite 87] Folge geleistet, danken zu dürfen, indem ich zugleich einen kurzen Ueberblick unserer gegenwärtigen Lage gebe. Möchten meine Worte im stande sein, unsern schwer geprüften Arabern deren fernere Theilnahme zu sichern und ihnen neue Gönner und Freunde zu gewinnen!



Hütten und verschiedenes Hausgeräth am Kilima-Ndscharo. (S. 211.)
(Nach einer Zeichnung Mfgr. Le Roys.)

„Seit dem Beginn der Hungersnoth wurden 160 Knaben unter zwölf Jahren in das von den Weißen Vätern in der Nähe des Spitals St. Elisabeth improvisirte Waisenhaus aufgenommen; 140 kleine Mädchen, deren Gesundheit weniger gelitten hat, wurden sofort dem der Schwestern von U. L. Frau von Afrika in St. Karl bei Kuba überwiesen, während ungefähr 50 Mädchen und 20—30 Knaben im Spital verblieben. Der sie besuchende Arzt war nicht im stande, eine Krankheit festzustellen. ‚Es ist der Hunger', lautete die Diagnose. Die Weißen Schwestern thun ihr möglichstes, um diese Opfer des Hungers dem Tode zu entreißen: sie betten sie weich auf ein gutes Lager und suchen mit mütterlicher Sorgfalt ihnen die stärkende Nahrung beizubringen, freilich in ganz geringer Menge, um sie nicht zu tödten. Aber diese Kinder haben so sehr gelitten, daß beim Anblick dieser so lang entbehrten Nahrung ein Ekel sie erfaßt, so daß der Magen nicht mehr im stande ist, sie anzunehmen, wenigstens nicht, sie zu behalten. Fünfzehn dieser Kinder sind dem Uebermaß der ausgestandenen Entbehrungen bereits erlegen. Unter ihnen befand sich auch der ältere der beiden Knaben, deren ich in meinem ersten Brief erwähnt, die zwei Tage lang auf der Landstraße

neben der Leiche ihrer Mutter ausgeharrt hatten. Er bereitete sich auf seinen Tod vor wie auf ein Fest, und seine frommen Fragen und Aeußerungen rührten den Missionär zu Thränen. Auch die übrigen haben dies Jammerthal nicht verlassen, ohne ihre Eintrittskarte für den Himmel mitzunehmen.

„Außerdem befinden sich im Spital an 50 alleinstehende Frauen mit ihren Säuglingen, die, wie unsere Schwestern berichten, Mumien ähnlicher sind als lebenden Wesen. Man begreift nicht, wie in dieser fleischlosen Hülle noch ein Hauch von Leben bleiben kann. Im ganzen werden 230 Kranke beider Geschlechter im Spital verpflegt. Rechnet man dazu die Scharen von ‚Meskin‘ (Armen), die täglich zuströmen, um an der Thür ein Stück Brod zu erhalten, so begreift man, daß das Spital, um all diesen Anforderungen zu genügen, seit Januar 8000 Fr. Schulden gemacht hat. Aber der geistige Gewinn ist um so größer. Schon seit Jahren haben die Schwestern den Trost, alle Sterbenden, auch die Erwachsenen, taufen zu dürfen. Es ist dies eine Frucht ihrer aufopfernden Hingabe und Krankenpflege. Die Araber sind infolge der Entbehrungen, des Klimas, der angebornen Unreinlichkeit und der durch ihre Religion sanctionirten Laster Krankheiten ausgesetzt, von denen man in Europa sich schwer einen Begriff macht. Die davon Befallenen werden von ihren Familien häufig verstoßen und verlassen; auch wenn dies nicht der Fall ist, finden sie nie auch nur annähernd entsprechende Pflege. Ist es da zu verwundern, daß der Anblick dieser weißgewandeten Schwestern, die ihr Vaterland, ihre Familie verlassen, um, selbst den verderblichen Einflüssen des Klimas ausgesetzt, sich liebend ihrer Pflege zu widmen, auf diese egoistischen Naturen einen niemals empfundenen Eindruck macht und das wärmste Dankgefühl erregt? Ein wenig Nachdenken bringt sie dann zu dem Schluß, daß eine Religion, die eine solche Barmherzigkeit lehre, besser sein müsse als die ihre. Viele verlangen aus eigenem Antrieb, in derselben zu sterben. Bei andern können die Missionäre ohne Anstand auf religiöses Gebiet übergehen, sobald sie die Kranken vom Arzt aufgegeben wissen, ohne die Freiheit des Gewissens im geringsten zu beeinträchtigen. Die liebevolle Pflege, die ihnen zu theil geworden, hat uns ihr Herz gewonnen. ‚Ihr fremde Marabus,‘ sagen sie, ‚ihr wißt alles; ihr wißt auch, welches die beste Religion ist. Ihr wollt uns nicht betrügen, denn die Lüge hat eure Lippen nie berührt. Ja, ich will leben und sterben wie ihr!‘ — Ein junges Mädchen befand sich seit 14 Tagen im Spital. Ihr Gaumen, ihr Hals waren vom Krebs zerfressen. Man fragte sie, ob sie nicht als Christin sterben wolle. ‚Aber darum bin ich ja hierher gekommen,‘ sagte sie einfach; ‚wenn ich nicht sterben wollte wie ihr, wäre ich bei meinen Eltern geblieben.‘ — Ihr Tod war außerordentlich erbaulich.

„Einer alten Frau hatte der Missionär bei Spendung der heiligen Taufe das Wasser allzu reichlich über das Antlitz gegossen. Ein anwesender Confrater wollte der Kranken das Gesicht abwischen, aber sie wehrte ihn ab, indem sie lebhaft ausrief: ‚Ich bitte dich, laß doch dieses Wasser, Vater, es sind ja lauter Rosen auf meinem Antlitz!‘

„Noch reichlicher ist die Ernte für den Himmel in den Gurbis der Stämme, wo die Hungersnoth wüthet; denn alle Kinder, welche seit Beginn derselben, ja selbst die im vergangenen Jahr geboren sind, werden eine Beute des Todes. Von Kindern unter 4—5 Jahren kann man sagen, daß ihr Leben nur noch an einem Faden hängt, der gewöhnlich bald zerreißt, nachdem das heilige Taufwasser über ihre Stirn geflossen. Kürzlich haben die Schwestern die Stämme der Beni-Marabba und der Beni-Mahrak, 6 Meilen vom Spital entfernt, besucht. Sie haben die traurigsten Entdeckungen gemacht. Die Hälfte der Bewohner dieser Dörfer sind vor Hunger und Elend gestorben oder den Krankheiten erlegen, welche die Hungersnoth stets begleiten. Die übriggebliebenen Glieder verschiedener Familien haben sich vereint und wohnen zusammen, so daß eine große Anzahl Gurbis leer stehen. Alle diese Hungernden sind entsetzlich mager. Selbst der Caïd leidet Hunger wie die übrigen. Die armen Leute sind fast nackt. Unsere Schwestern haben im Sinne, 5—600 Gandura's für die Frauen, das Stück zu 20 oder 30 Pf., zu verfertigen, um sie dort zu vertheilen. Vier große Stämme der Nachbarschaft sind ganz in derselben Lage. Andere haben in Scharen ihre Berge verlassen, um in der Ebene zu betteln.

„Eben bringt uns eine Mutter ihre zwei kleinen Mädchen, das eine sieben-, das andere neunjährig. Der Vater ist, fast sterbend vor Entbehrung, im Gurbi zurückgeblieben, mit ihm das kleinste Kind, dessen Zustand kaum besser sein mag. Das Aussehen der beiden Mädchen ist mitleiderregend: es sind wahre Skelette; ihre Arme sind nicht mehr menschlichen Gliedern ähnlich, die Knochen des Gesichtes stehen entsetzlich hervor; die gelbe, vertrocknete, runzelige Haut scheint die einer Achtzigjährigen zu sein. Indem uns die Mutter diese Kinder bringt, will sie uns ihren Sohn, den sie uns vor etwa zwei Monaten anvertraut hat, entführen. ‚O Mutter,‘ ruft der geängstigte Knabe, ‚du wirst mich doch nicht von hier fortnehmen? Willst du denn, daß ich so aussehe, wie meine Schwestern hier? O nein, ich will nicht Hungers sterben!‘ — Er bricht in Thränen aus, und die Mutter selbst kann ihr Schluchzen nicht unterdrücken. Endlich wird ein Abkommen getroffen. Der Knabe bleibt in der Mission bis zum Ende der Hungersnoth. Dann wird er seiner Familie zurückgegeben. Die Mädchen aber werden, sobald sie sich im Spital etwas erholt haben, nach St. Karl ins Waisenhaus geschickt und bleiben dort, bis sie 21 Jahre alt sind.

„Wieder und wieder bitten wir um Hilfe! Diese armen Araber betrachten uns als ihre Schutzengel; sollten wir da nicht alles versuchen, um nach Möglichkeit ihrem Elend zu steuern?“

Aequatorial-Afrika.

Ein protestantisches Zeugniß über die katholischen Missionäre von Uganda. Schon neulich theilten wir einige Stellen aus den Briefen des englischen Berichterstatters an die „Times“ vom 6. und 7. Juli dieses Jahres mit. Einige weitere Auszüge mögen hier folgen. „In der französischen Mission“, so urtheilt der gewiß vorurtheilslose Engländer, „herrscht die größte Ordnung und Regelmäßigkeit. Jeder hat sein bestimmtes ihm zugewiesenes Arbeitsfeld, wobei von den Untergebenen den Missionsobern stets der pünktlichste Gehorsam in bewunderungswürdigster Weise geleistet wird. Diese Männer, die hier in die Mission eintreten, thun dies in dem klaren Bewußtsein, daß für sie die Außenwelt praktisch zu existiren aufhört. Es handelt sich für sie um eine lebenslängliche Verbannung, der sie sich freiwillig und freudig unterziehen, ohne die hoffnungsfreudige Aussicht einer Rückkehr in die Heimat und zu ihren Freunden, wie dies mit den englischen Missionären der Fall ist. Indem sie so ganz auf sich selbst angewiesen sind ohne irgend einen Nebengedanken, der sie von ihrem Wirken abzieht, ist ihre ganze Energie darauf gerichtet, ihr Leben so nützlich und segensreich zu gestalten, als es unter den Umständen möglich ist, indem sie darin zugleich den einzigen Weg erkennen, die strenge Abgeschlossenheit ihrer Existenz

erträglicher zu machen. Neben einem unerschütterlichen Muthe und hingebendem Opfersinn erfordert solch eine Aufgabe außerdem Männer, die in besonderer Weise dafür herangebildet und befähigt sind. Es dürfte vielleicht unter diesen Umständen nicht ganz billig sein, Vergleiche zu ziehen zwischen diesen Männern, die in ihrem Colleg von Algier, dem Mittelpunkt ihrer Mission, den Vortheil einer langen und besondern Schulung genossen haben, und jenen, die in den Reihen der Church Missionary Society wirken und die, in den meisten Fällen aus einem gewöhnlichen kaufmännischen Berufsleben herangezogen, nach einem kurzen Vorbildungscurs für die religiöse Seite ihres neuen Berufes auf das Missionsfeld entsendet werden mit einer sehr unvollkommenen Kenntniß der Aufgabe, für die sie bestimmt worden." (Dieser letzte Satz ist in einer folgenden Nummer von der protestantischen Mission dahin berichtigt worden, daß unter ihren Sendlingen in Uganda eine Reihe auf der Universität gebildeter Herren sich befänden, wodurch der Vergleich freilich nicht günstiger wird.) Im folgenden unterwirft der Berichterstatter die englische Missionsorganisation einer ziemlich strengen Kritik und läßt unter anderem den völligen Mangel der Subordination ihrer Missionäre „in schreiendem Gegensatz stehen zu der vertrauensvollen, bereitwilligen Hingabe der französischen Priester an ihr leitendes Oberhaupt". „Eine andere Beobachtung, die ich machte," so fährt er fort, „ist die, daß die französischen Priester eine Haltung einnehmen, die sie hoch über ihre Neubekehrten stellt, und ich gewahrte nichts von jener Vertraulichkeit und jener Sucht, sich den Eingeborenen gleichzustellen, die so viel Schaden anrichtet und in diesen Gegenden so ganz und gar nicht am Platze ist. Der Missionär soll stets trachten, dem Volk gegenüber eine achtunggebietende Haltung einzunehmen, und dies kann nur geschehen, wenn er den Eingeborenen ein Beispiel gibt, das ihn in jeder Beziehung hoch über ihre eigene Lebensart stellt. Ich halte es für einen großen Irrthum, wenn man meint, man werde durch Anpassung an die landesübliche Einfachheit und durch Erniedrigung seiner socialen Lebensstellung größern Einfluß über ein solches Volk gewinnen." Auch für die Abneigung der protestantischen Missionäre gegen jede glanzvolle Entfaltung des kirchlichen Cultus, der bei der englischen Mission bis zu völligem Mangel eines religiösen und heiligen Charakters ihrer Cultstätten geführt, kann sich der Berichterstatter keineswegs erwärmen und stellt den einfachen und doch andachtsvollen Gottesdienst der katholischen Missionskapellen in rühmlichen Gegensatz.

Südafrika.

Apostol. Vicariat Ost-Kapland. Ein Nothruf der deutschen Dominikanerinnen in King-Williams-Town. Heuschreckenplage. In einem Briefe vom 19. Juni spricht Schwester M. Eleonora O. S. D. zunächst unsern Lesern ihr herzliches „Vergelt's Gott!" aus für die milden, durch die „Kathol. Missionen" ihnen zugegangenen Gaben.

Täglich halten die armen Waisenkinder eine eigene Betstunde für ihre lieben Wohlthäter in Europa. „Die hellen Stimmen der 2—13 Jahre alten Kleinen tönen dann laut durch unsere Missionskirche und durchdringen sicherlich die Wolken. Auch unsere Schwarzen zeigen große Freude am Gebete; jeden Morgen nach der heiligen Messe und jeden Abend nach dem feierlichen Segen beten sie mit uns den Rosenkranz in der Kaffirsprache. Oft kommen ganze Trupps Schwarzer aus der Umgegend, um unsere Klosterkirche zu sehen, und zeigen die größte Freude, wenn wir ihnen das liebe Jesuskindlein in der Krippe zeigen. Um die Bitten der armen Kaffern zu erfüllen und ihre Kinder in unsere Missionsanstalt aufnehmen zu können, haben wir eine große Farm jenseits des Buffalo-Flusses gekauft, die zum Feldbau vorzüglich geeignet ist. Da sie über die weite Ebene sich ausdehnt, kann sie vom Missionskloster, das auf dem Berge liegt, genau übersehen werden. Wir haben nun aber durch diesen Kauf eine neue Schuldenlast von 1450 Pfd. St. (29 000 M.) uns aufgeladen, vertrauen aber fest, daß Gottes Vorsehung in Deutschland gütige Herzen erwecke, die uns durch ihre Almosen helfen, diese große Summe abzuzahlen. Die neue, aus massivem Sandstein von dem zur Mission gehörigen Steinbruch erbaute Kirche und das neue Kloster werden bald vollendet sein, und so werden wir dem im allerheiligsten Sacrament verborgenen Gott und Heiland eine bessere Wohnung anbieten können, als eine kleine Stube.

„Leider suchte uns Gott dieses Jahr mit einer schrecklichen Plage heim. Wie einst zu Moses' Zeiten über Aegypten, so fielen über Südafrika ungeheure Heuschreckenschwärme her, die jeden grünen Halm verzehrten. In Myriaden durchwanderten sie die Länder und lagen da, wo sie sich niederließen, fußhoch über dem Boden, so daß nicht selten die Eisenbahn stehen bleiben mußte. Wenn dann jedes grüne Blättchen verzehrt war, flogen sie auf und wanderten durch die Luft wie schwarze Staubwolken. Wehe dem Lande, wo sie sich lagerten! Auch unsere Farm haben diese gefürchteten Gäste heimgesucht. An allen Ecken zündeten wir große Feuer an, um sie durch den Rauch zu vertreiben. Aber alles war umsonst. In wenigen Stunden lagerten sie über der ganzen Gegend in so dichten Massen, daß es kaum möglich war, auf einem Pferde durch sie hindurchzukommen. Unsere ganze Farm: Wiesen, Felder und Gärten, sind ein Raub dieser gefräßigen Insecten geworden, und die Arbeit und Mühe unserer Schwestern von vielen Monaten war binnen weniger Stunden zerstört.

„Unsere Schwester M. Agnes, der als Schaffnerin die Hauptsorge für die Farm obliegt, weinte bitterlich. Aber unsere liebe Mutter Subpriorin, die ein unerschütterliches Gottvertrauen hat, tröstete sie und sprach allen Schwestern Muth ein.

„Woher sollen wir nun aber Brod nehmen für unsere vielen Waisen und armen Kinder? Wo sollen unsere Kühe und Geißen Futter finden? Die Preise der Lebensmittel steigen mit jedem Tage, und bald wird es so weit kommen, daß wir selbst um theures Geld uns kaum Getreide kaufen können, da eine schwere Hungersnoth über Südafrika hereinzubrechen droht.

„In dieser großen Bedrängniß bitten wir unsere lieben Freunde und Wohlthäter in Deutschland dringend um ein gütiges Almosen."

Die Schwester schließt mit einem Hinweis auf den empfindlichen Priestermangel im Kapland, der um so fühlbarer ist, da die katholischen Farmer vereinzelt und viele Tagreisen auseinanderliegen. Außerdem wohnen im Ost-Kap allein an die 10 000 Kaffern. „Möge Gott recht vielen jungen, tüchtigen Männern in Deutschland die Gnade des Priesterberufes verleihen und sie mit Opfermuth erfüllen, das mühsame Leben eines armen Missionärs in Südafrika zu wählen!"

Nordamerika.

Apostol. Vicariat des Indianer-Territoriums. Wirken bei den Comanchen und andern Stämmen. Einige Nachrichten aus dieser Mission der Benediktiner, deren Geschichte und Entwicklung wir in diesem Jahrgang erzählten, dürften willkommen sein. Die Mission umfaßt, wie wir damals sahen, über

30 verschiedene Stämme und Stammreste, die zum Theil bereits mehr oder weniger civilisirt, zum Theil noch in wildem Zustande leben.

Eine große Schwierigkeit in der Missionirung der noch unseßhaften Indianerstämme ist deren unstätes Wanderleben und der Umstand, daß sie nicht in größern Dörfern, sondern meist in kleinen Clans von 3 bis 4 Familien zusammenwohnen. Um sie zu erreichen, muß der Missionär oft ungeheure Strecken zu Roß zurücklegen, und oft genug hemmen die zahlreichen reißenden Ströme des Landes seinen Wanderpfad.

Wie leicht bei einer hinreichenden Anzahl von Missionären die meisten dieser zerstreuten Stammreste dem wahren Glauben zu gewinnen wären, kann man aus folgendem Berichte entnehmen, in welchem P. Willibrord Voegden O. S. B. einen seiner apostolischen Wanderzüge beschreibt.

„Während meiner Wanderungen durch den westlichen Theil des Indianer-Territoriums traf ich öfters mit den Stämmen der Comanchen, Wichita- und Kiowa-Indianer zusammen. Leider haben diese Wilden noch fast gar keine Kenntniß von unserem Heiland. Wir könnten unter ihnen eine blühende Mission haben, wenn wir die Mittel hätten, unter ihnen Schulen zu errichten. So aber müssen wir traurig den Untergang so vieler Seelen mit ansehen.

„Unser Unvermögen ist um so bedauernswerther, als in den letzten Jahren zwei protestantische Secten unter den genannten Stämmen Missionen und Schulen gegründet haben. Diese Missionäre thun in ihrer Weise ihr möglichstes, um die Indianer zu unterrichten und ihnen ihr Christenthum beizubringen. Wenn ich sie uns so weit voraussehe, geht mir ein Stich durchs Herz.



Fischer in einem Bergflusse am Kilima-Ndscharo. (Nach einer Zeichnung Msgr. Le Roys. — S. 211.)

„Hätten wir die reichen Mittel jener Secten, wir würden ganz andere Erfolge erzielen. Diese armen Indianer würden sich viel eher unserer heiligen Religion zuwenden und ihr treu bleiben, jenem Glauben, den sie jetzt noch im Spanischen ‚la fe de nuestros Padres' nennen. Denn Sie müssen wissen, daß diese armen Rothhäute, namentlich die Comanchen, der bedeutendste Stamm, mehr mexicanisches als indianisches Blut in ihren Adern haben. Vor einigen Jahrzehnten drangen die Comanchen auf ihrem Kriegspfad bis nach Mexico vor, von wo sie auf ihren Mord- und Raubzügen eine Menge Gefangener, besonders Frauen und Kinder, nach Neu-Mexico, ihrem damaligen Wohnsitz, mit fortschleppten. Diese Gefangenen wurden als Stammesangehörige aufgenommen und nahmen so allmählich die Sitten und die Lebensweise ihrer neuen Herren an. Die Vollblutmexicaner, die sich mit Comanchefrauen verheiratet, haben die Liebe zu ihrer Religion beibehalten und wollen von keiner andern etwas wissen. Aber auch die Indianer selbst haben noch einige Spuren des alten Glaubens bewahrt. Oft sieht man unter ihnen Männer, Frauen und Kinder ein Kreuzlein oder eine Medaille an ihrem Halse tragen. Ich sah sogar einige das Kreuzzeichen machen. Das ist aber auch so ziemlich alles.

„Unter den zahlreichen mexicanischen Gefangenen, die ich traf, war eine Frau, die bereits 25 Jahre bei den Comanchen lebte. Die rothen Räuber hatten sie damals ihrem Mann entrissen und sie gezwungen, ihr kleines Kind von sich zu werfen. Während

all diesen Jahren hat sie nie aufgehört, Gott zu bitten, sie doch aus der Hand der Rothhäute zu befreien, und ist ihrem Glauben stets treu geblieben. Sie lebt jetzt bei ihrer Tochter, und als diese zögerte, mich ihre Kinderchen taufen zu lassen, beruhigte sie die alte Mama mit den Worten: ‚Weißt du's denn nicht? das ist der Glaube unserer Väter.'

„Ich taufte eine gute Anzahl Kinder und wiederholte an einigen das von dem akatholischen Missionare durch Besprengung gespendete Sacrament. Mehrere Erwachsene vertröstete ich auf später, bis sie besser unterrichtet wären; bloß eine alte Frau ließ ich auf die Bitte der ganzen Sippe zum Empfange der Taufe zu in Anerkennung ihres lebendigen Glaubens, der sie den Katechismus mit rührendem Eifer lernen ließ.

„Manche dieser Leute waren auf die Kunde, daß ein katholischer Schwarzrock zu ihnen gekommen sei, an die 30 Meilen weit herbeigeeilt. Ich las vor ihnen die heilige Messe und hielt Unterricht. Am Abend beteten wir alle zusammen kniend den Rosenkranz und die Litanei der allerseligsten Jungfrau für die abgestorbenen Seelen ihrer Vorfahren.

„Bevor ich sie verließ, erhielten wir den Besuch eines Predigers, der in Anadarka stationirt ist. Sie empfingen ihn sehr freundlich und boten ihm ihre bereitwilligen Dienste an. Was aber die Religion angehe, so erklärten sie ihm offen, daß sie keinen andern Glauben wollten als ‚la fe de nuestros Padres'.

„Eines Tages nach der heiligen Messe sagte ein Apache, der mit seiner zahlreichen Familie dem Gottesdienst beigewohnt hatte, zu den andern Indianern: ‚Dieser Priester, dieser lange Rock, diese Gewänder und diese Gebete, das ist das Richtige, das ist die wahre Religion.' Seine Eltern hatten ihm als Knaben von dem katholischen Gottesdienst erzählt. Er versprach mir dann, so oft ich es wünschen sollte, mich auf meinen Missionstouren zu begleiten, um mich bei seinem Stamme einzuführen.



Die neue Kirche von Mua (Oceanien. — S. 223).

„Das Gesagte wird genügen, um zu zeigen, wie leicht unsere heilige Religion vor allen andern bei diesen Stämmen Aufnahme fände. Es ist aber die höchste Zeit, daß wir uns an die Arbeit machen."

Eine Reihe anderer erbaulicher Züge berichtet Dom Berengier O. S. B. nach den Briefen der Missionäre seines Ordens. Ein alter Comanchenhäuptling lag krank und blind in seinem Wigwam. Als der Missionär ihn unterrichtet und auf die Taufe vorbereitet hatte, dankte ihm der Alte in herzlichen Worten und sagte: „Bis jetzt wußte ich nicht, woher ich komme und wohin ich gehe; heute aber weiß ich es. Ich bin aus nichts gekommen und bin geschaffen von dem allmächtigen großen Geiste; und ich soll zurückkehren zu ihm, der mich gemacht hat."

Ein anderes Mal, als der Missionär vor einer Gruppe von Comanchen und Mexicanern sich zur Feier des heiligen Opfers anschickte, drängte sich ein Indianer vor, fiel dem Priester zu Füßen und dann, als dieser ihn freundlich aufhob, um den Hals mit den Worten: „O mein Vater, es sind schon 20 Jahre her, daß ich keinen katholischen Missionär mehr gesehen habe. Sei gesegnet. Denn ich weiß, daß du ein Diener des großen Geistes bist."

Besonders zeigt sich die Anhänglichkeit der Indianer in ihrer Todesstunde. Eine Indianerin, die als Mädchen bei den Schwestern in der Schule gewesen, kam, 12 Meilen vom Kloster des heiligsten Herzens entfernt, zum Sterben. Ihre protestantische Umgebung rief also den Methodistenprediger, der ihr denn auch seine Dienste anbot. Sie aber rief statt aller Erwiderung einen Indianerjungen zu sich heran und sagte: „Nimm rasch ein Pferd, reite so schnell du kannst zur Mission und bitte den Priester, daß er mir die heilige Wegzehrung bringe; denn ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht." Bald sah sie den katholischen Priester

an ihrer Seite und sprach, laut und freudig ihren Glauben bekennend: „O Gott, ich glaube an die heilige katholische Kirche."

Es ist für die wackern Missionäre keine Kleinigkeit, bei diesen plötzlichen Krankenrufen oft mit beflügelter Eile 20 und mehr Meilen weit durch Nacht und Sturm, durch Wald und weglose Strecken zu reiten. Es ist aber auch ein süßer Trost für sie, wenn diese armen Kinder der Wildniß dem scheidenden Schwarzrock noch einmal die Hand drücken mit den Worten: „O wie danke ich dir, mein Vater, daß du gekommen bist."

Der eigentliche Schwerpunkt der Mission liegt vorderhand naturgemäß unter den bereits civilisirten Stämmen. Auf mehreren großen Pastoralreisen hat der eifrige Apostolische Vicar Mgr. Theophil Meerschaert die verschiedenen Stämme besucht und das Sacrament der Firmung gespendet. Die Benediktinerinnen, die Franziskanessen und die Barmherzigen Schwestern wirken bereits von acht Klösterchen aus für die Erziehung und Heranbildung der Indianermädchen und die Kinder der weißen Kolonisten in Oklahama. Auch für die Neger, die ziemlich zahlreich vertreten sind, ist in der Nähe des Klosters vom göttlichen Herzen eine Schule errichtet und wird von einem Laienbruder geleitet. Zu unserer Freude ersehen wir aus der neuen Klosterstatistik, daß unter den Benediktinermissionären nunmehr auch das deutsche Element ziemlich stark vertreten ist, ein Umstand, der die Mission unsern Lesern noch näher bringen wird.

Südamerika.

Chile. Tod des P. Theodor Schwerter S. J. Aus Chile erhalten wir die Nachricht vom Tode eines deutschen Jesuiten, des P. Theodor Schwerter S. J., der im Alter von 74 Jahren in der Stadt Ancud zur ewigen Ruhe eingegangen. P. Schwerter aus Werl, in der Diöcese Paderborn, war einer der zwei ersten deutschen Jesuiten, die 1858 nach Chile gingen, um sich dort der zahlreichen, aller Seelsorge beraubten deutschen Kolonisten anzunehmen. Er ist der Gründer der Hauptniederlassung der deutschen Mission in Puerto Montt. Mit seltener Thatkraft ausgerüstet, hat der wahrhaft apostolische Mann 35 Jahre lang unermüdlich nicht bloß unter seinen Landsleuten, sondern auch unter den spanisch redenden Eingeborenen mit außerordentlichem Segen gearbeitet. Wenn man bedenkt, daß 1857 der Gesamtclerus von ganz Chile bloß aus 9 Weltpriestern bestand, daß manche Pfarreien den Umfang ganzer deutscher Diöcesen überstiegen, und daß die Handvoll deutscher Jesuiten, an ihrer Spitze P. Schwerter, schon in den ersten 21 Jahren nicht weniger als 400 Volksmissionen über das ganze Land hin gaben, so gewinnt man einen Begriff von der apostolischen Thätigkeit dieser Männer, zumal angesichts der Größe der Entfernungen, die meist zu Roß zurückgelegt werden mußten. Wie nothwendig diese Wiederbelebung des katholischen Glaubens war, kann man aus der einen Thatsache entnehmen, daß manche Chilenen ihre letzten Beichten noch en tiempo del rey, d. h. noch in der Zeit der spanischen Herrschaft (bis 1810) gemacht hatten und die meisten höchstens zwei- bis dreimal im Leben zu den heiligen Sacramenten kamen. (Siehe die interessante Schilderung Pater Schwerters im Jahrg. 1874, S. 245; vgl. Jahrg. 1883.) Das waren die Folgen der Aufhebung der Gesellschaft Jesu, die hier in Chile einst so segensreich gewirkt hatte. Dank der Bemühungen ihrer jetzigen Nachfolger, die auch durch Gründung eines Collegs, zahlreicher Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten sich hoch verdient gemacht haben, sind heute die Verhältnisse bereits unvergleichlich besser geworden.

In den letzten Jahren wirkte P. Schwerter, der trotz seines Alters und seiner apostolischen Strapazen sich eine rüstige Gesundheit bewahrt hatte, als Spiritual im Priesterseminar von Ancud. Ein schmerzliches rheumatisches Leiden führte ihn rasch dem Grabe zu. Er starb eines gottseligen Todes am 24. Mai dieses Jahres. Die große Theilnahme der Bevölkerung bei seinem Tode zeigte, wie theuer der greise Missionär den Chilenen geworden war. Zwei Nummern des El Católico waren fast ausschließlich seinem Andenken gewidmet, und ein einheimischer Dichter widmete ihm eine rührende Todtenklage. Seine Leiche wurde feierlich auf einem Dampfer nach der Residenz der deutschen Patres in Puerto Montt übertragen, damit er dort ruhe, wo er seine Thätigkeit begonnen. R. I. P.

Oceanien.

Apostol. Vicariat Central-Oceanien. Besuch am Grabe des sel. Martyrers P. Peter L. Chanel auf der Insel Futuna. Gewiß werden sich unsere Leser noch an die kleine Insel Futuna erinnern, den Schauplatz des so glorreichen heil. Lebens und Leidens des ersten Martyrers der Südsee, Peter Ludwig Maria Chanel S. M. (vgl. das Lebensbild im Jahrg. 1890), und mit Freuden der Einladung folgen, in Begleitung eines Mitbruders des Seligen, des P. E. Thomas, eine kleine Wallfahrt nach der heiligen Stätte zu unternehmen.

„Endlich", so schreibt derselbe, „kam auch Futuna in Sicht, das vom Blute unseres glorreichen Mitbruders bethaute Eiland. Unsere Herzen schlugen schneller, als wir in der Ferne seine schroffen Felszacken vor uns aufsteigen sahen. Wir wurden von den guten, heute fast ganz katholischen Insulanern aufs herzlichste empfangen. In brüderlichen Gesprächen mit P. Quiblier, dem Missionär von Sigawe, wo wir landeten, verstrich die Nacht. In der Frühe des andern Morgens schlugen wir über Alo den Weg nach Poï (der Stätte des Martyriums) ein. In Alo empfing uns der alte Musulamu, einer der Mörder P. Chanels, und bewirtete uns mit einem Festgerichte von gebratenen Schweinen und andern Speisen. Musulamu ist gegenwärtig der König dieser Seite der Insel; denn wie Sie wissen, hat Futuna zwei voneinander unabhängige Könige, den von Sigawe, ‚den König der Besiegten', und den von Alo, ‚den König der Sieger'.

„Während wir dann an den wild zerrissenen Berghängen, die uns von Poï trennten, hinanstiegen, steuerte der Duchaffoult (das französische Kriegsschiff, das die Missionäre gebracht) seewärts um die Insel, um auch seinerseits die Wallfahrt zu machen, und legte sich gerade im Angesicht der schönen Wallfahrtskirche vor Anker. Dieselbe erhebt sich in der Nähe von Poï genau auf der Stelle, wo der Selige am 28. April 1841 gemartert wurde. Die gefährlichen Riffe, welche rings die Ufer der Insel einfassen, machen das Landen für größere Schiffe fast unthunlich. Das war der Grund, weshalb wir den beschwerlichen Landweg über Alo eingeschlagen hatten. Ein zweistündiger angestrengter Marsch über diese steilen Berghöhen, mit nüchternem Magen und unter den Strahlen der Tropensonne, und das alles nach einer Fahrt, die uns mit den traurigen Wirkungen der Seekrankheit gründlich bekannt gemacht hatte, — das hieß sterben vor Durst und Ermüdung. Aber wir wollten nun einmal um keinen Preis auf das Glück verzichten, am Grabe unseres Seligen die heilige Messe zu lesen. Endlich um 9 Uhr morgens erreichten wir unser Ziel. Ich will Ihnen nicht lange erzählen, was wir in Poï gesehen haben. Gesehen haben wir wenig, aber um so mehr gefühlt. Das Herz hatte hier zu thun, weniger das Auge. Nur einige Stunden waren uns an der

geweihten Stätte vergönnt, und doch — wie viel hatten wir dem Seligen zu sagen und von ihm zu erbitten! Sie haben früher eine Abbildung der achteckigen Wallfahrtskirche (Jahrgang 1890, S. 191) gesehen, welche P. Quiblier, der Nachfolger des seligen P. Chanel, zu Ehren des Seligen errichtet hat. Was für ein frommer, liebenswürdiger Mitbruder! Die Kirche ist in ihrer Art ein Meisterwerk der Baukunst und des guten Geschmackes. Einen solchen Bau an einem einsam gelegenen Orte, acht Stunden von der Residenz des Paters entfernt, aufzuführen, war ein wahres Kraftstück. Gott weiß, welch unsägliche Geduld dazu erforderlich war. Aber wie gut man hier beten kann! Man fühlt sich wie im Familienkreis, da der Selige ja uns Maristen und Missionären von Oceanien doppelt und dreifach ein Bruder ist. Während der zweiten heiligen Messe des P. Olier gab der Duchaffault zur heiligen Wandlung auf ein Signal hin eine Salve von sieben Kanonenschüssen ab, die an den hohen Bergwänden donnernd widerhallten und gewiß auch im Himmel oben dem Seligen zu Ehren ein freudiges Echo fanden.

„Nun mußten wir wieder von Poï Abschied nehmen. Es geschah mit schwerem Herzen, und mehr denn einmal wandten wir uns auf dem Rückweg wieder um, um einen letzten Blick auf den Ort zu thun, wo wir so gerne ganz geblieben wären. Wieder ging es die steilen Höhen hinauf, die P. Chanel so oft mit seinem Schweiße benetzt. Es war uns, als ob wir seine Fußstapfen noch sähen und in den Lüften einen Widerhall des Ave Maria vernähmen, das fast unaufhörlich für die Bekehrung seiner lieben Futunier von seinen Lippen tönte."

Central-Oceanien. Besuch eines französischen Offiziers auf der Insel Wallis. „Ich habe", so lautet der Bericht, „ein gutes Andenken an die Walliser und an ihre herzliche Gastfreundschaft mitgenommen. Kaum hatte der ‚Mistral' in der Rhede von Uvea Anker geworfen, als ich auch schon ans Land stieg, um die Gegend zu erforschen. Nach einstündigem Marsch fand ich mich in offenem Felde auf einem Fußpfad, den die Kanaken durch das mannshohe Gras gebahnt hatten, als urplötzlich folgende, in gutem Französisch gesprochenen Worte an mein Ohr schlugen: ‚Potztausend! meine Kinder, ihr exercirt ja wie Rekruten.' Erstaunt beschleunigte ich meine Schritte und sah nach wenigen Augenblicken auf eine freie Lichtung tretend vor mir wohl hundert braune Kanaken, die in der Uniform der alten Nationalgarde steckten und sich in der Handhabung ihrer Gewehre übten. Der Anblick dieser improvisirten Miliz rief mir unwillkürlich ein bekanntes Bild Granvillas in Jérôme Paturot ins Gedächtniß. Nur die Uniform des einübenden Rekrutenmeisters entsprach hier nicht derjenigen des Bürgerhauptmanns — es war ein Europäer in Priesterkleidung, die Rechte mit einem Stock bewaffnet, den er statt eines Säbels über seinen Truppen schwang. Ich stellte mich vor und nannte meinen Namen, worauf die Kanaken in ein begeistertes Hurra ausbrachen und eine Salve abgaben, und zwar in einer Weise, daß es einem für sein Leben bange machen konnte. Darauf reichte mir der Missionär die Hand mit den Worten: ‚Willkommen, lieber Landsmann! Ihr seid mithin mein Gefangener und verurtheilt, mit mir und meinen Pfarrkindern zu Mittag zu speisen.' Weitere Fragen und Gegenfragen ergaben, daß beide, Missionär und Offizier, sogar nähere Landsleute aus der guten alten Bretagne seien, was die Freude erhöhte. Diese originelle Einladung bedeutete ein Todesurtheil für die fettesten Bewohner des pfarrhoflichen Schweinstalles, und in der That war das Festmahl Pantagruels (Hauptperson eines satirischen Romans Rabelais') würdig ...

„Jedes Dorf auf der Insel hat seine eigene Kirche. Dieselben sind aus schönkörnigen Granitblöcken gebaut, welche die Insulaner auf ihrem Rücken aus dem Innern herbeigeschleppt und mit nicht geringer Mühe zurechtgehauen haben. Die Kirche von Mua z. B. ist eine wahre Kathedrale (siehe Bild) und setzt mit ihrem schönen architektonischen Detail, Wasserspeiern 2c. den Reisenden, der in diese weltentlegene Ecke kommt, nicht wenig in Erstaunen. Sie zeugt ebensosehr für den Kunstsinn und die geduldige Ausdauer der französischen Missionäre, wie für den lebendigen Glaubensgeist ihrer Neubekehrten. Natürlich machen die Maristen selbst die Baumeister, während die Kanaken ihnen als Werkleute und zwar frei und gratis helfen. Die Gemeinden suchen sich dabei gegenseitig in der Ausführung und Ausschmückung ihrer Pfarrkirchen, die ihren ganzen Stolz bilden, zu überbieten.

„Der Einfluß der Missionäre ist geradezu unbeschränkt, und ebenso, was man sich in Frankreich gar nicht vorstellen kann, die Verehrung, in welcher sie bei den Kanaken stehen, und welche sie durch ihr wahrhaft exemplarisches Leben verdienen.

„Am Vorabend meiner Abreise von Wallis hatte ich Gelegenheit, der Empfangsfeierlichkeit des Apostol. Vicars von Central-Oceanien, Msgr. Lamaze im District Uvea, beizuwohnen. Man glaubte sich ganz ins Mittelalter versetzt, etwa in das Dorf eines geistlichen Lehensherrn, der eines seiner Dörfer besuchte.

„Ein sonderbares Schauspiel bot namentlich auch die eingeborene Miliz, die, einen Wappenherold an der Spitze, unter dem freilich wenig musikalischen Klang der Trompete vor dem Bischof einherzog. Die Volksmenge hatte sich zu beiden Seiten des Weges auf die Kniee geworfen, und die Frauen hielten ihre Jüngsten über ihren Kopf empor, um auch auf sie den heiligen Segen herabzuflehen.

„Nachher machte der Kawa (das Nationalgetränk), von der Hand eines Häuptlings, des muthmaßlichen Thronfolgers der Königin Amelia, bereitet, die Runde und begeisterte zu zahlreichen Ansprachen. Ueber 100 mit gebratenen Schweinen und Ignamen gefüllte Körbe hatten die Bürger Hihifos, wo die Feier stattfand, für das Festmahl gestellt, an dem außer dem Bischof und seinen Missionären auch die französische Schiffsmannschaft theilnahm. Die Zahl der Flintenschüsse aber, die bei der Gelegenheit abgefeuert wurden, entzog sich jeder Berechnung. Frauen sangen in Chören ihre heimischen Weisen, die von den Männern auf dem vaterländischen primitiven Musikinstrument begleitet wurden. Dasselbe ist ein einfaches, auf der einen Seite offenes Bambusrohr, auf dessen Kopfende mit aller Kraft geschlagen wird. Der Kapellmeister gab den Tact, indem er mit zwei Stäbchen aus Eichenholz auf eine Latte trommelte. Es war ein Lärm, als sollte er die Todten erwecken. Die ganze Zuhörerschaft aber spendete begeisterten Beifall, indem sie unaufhörlich in den landesüblichen Hochruf: ‚Marié! Marié! Mariahiva!' ausbrach. Die ganze Scene spielte am Meeresufer unter den Kronen hundertjähriger Stämme und trug ein unvergeßliches Gepräge."

Welch eine glückliche Aenderung hat das Christenthum auf diesen Inseln gebracht, wo vor kaum 50 Jahren noch der roheste Cannibalismus herrschte!

Miscellen.

Passionsdarstellung bei den Indianern in Britisch-Columbien. Dem Berichte eines Oblatenmissionärs aus Britisch-Columbien entnehmen wir folgendes: Zu Ehren mehrerer Bischöfe und Erzbischöfe von Canada, die sich zu einem Besuche in der Mission U. L. Frau bei Neu-Westminster, der Hauptstadt Columbiens, zusammenfanden, führten die bekehrten Indianer u. a. ein Passionsspiel auf, das die höchste Bewunderung und tiefen Eindruck bei den Zuschauern hervorrief. Dasselbe bestand aus neun lebenden Bildern, die längs der breiten, mit Bäumen eingefaßten Straße, welche zu der eine Anhöhe krönenden Missionskirche emporführt, gruppirt wurden. Sie stellten die Todesangst im Oelgarten, die Gefangennahme Christi, Christus vor Pilatus, die Geißelung, die Dornenkrönung, den Fall unter dem Kreuze, die Liebesthat der hl. Veronika, die weinenden Frauen von Jerusalem und endlich die Kreuzigung dar. Die nichtmitspielenden Indianer und Zuschauer zogen in Procession langsam unter Psalmengesängen die Straßen entlang und machten vor den einzelnen lebenden Bildern Halt. Schon die ersten acht Scenen waren außerordentlich lebenswahr dargestellt. Die Indianer, in recht passende Kostüme gekleidet, hatten sich trefflich in den Geist der Geheimnisse hineingelebt und brachten sie ergreifend zum Ausdruck. Den Höhepunkt erreichte dies eigenartige Passionsspiel bei der letzten Darstellung. Auf der abgeplatteten Spitze des kleinen Hügels, der auf dem Platz vor der Kirche sich erhebt, ragte ein hohes Kreuz empor, an welchem der Leib des Gottmenschen hing, aus Wachs recht naturgetreu nachgebildet. Durch die vorausgegangenen Scenen schon war die ernste feierliche Stimmung vorbereitet, welche die Zuschauer jetzt lebhaft auf die Höhen von Golgatha versetzte. Die Indianer fielen alle andächtig auf die Kniee und beteten leise; die übrigen Zuschauer standen im Hintergrund mit ehrfurchtsvoll entblößtem Haupte und in tiefem Schweigen. Selbst eine Schar wilder Cowboys von einem nahen Weideplatz schien ganz ergriffen und hielt sich mäuschenstill. Kein Schauspieler der Welt, so urtheilt ein Augenzeuge, hätte die Rollen dieses stummen Trauerspieles wirkungsvoller gespielt. Es war der Genius religiöser Begeisterung, der diese Naturkinder beseelte. Die Arme innig um den Fuß des Kreuzes schlingend kniete die indianische Maria Magdalena; langsame Blutstropfen fielen von oben herab auf ihr glänzend schwarzes, in langen Flechten über die Schultern wallendes Haar. Daneben stand die seligste Jungfrau, unsäglichen thränenlosen Schmerz in ihren Zügen. Soldaten mit Schwertern und Lanzen bildeten eine weitere Gruppe. Einer von ihnen schickte sich an, dem leidenden Erlöser den Schwamm am Ysopstengel zu reichen. St. Johannes stand etwas abseits am Rand der obersten Plattform und schaute kummervoll zu seinem Meister empor; ein schlanker hübscher Sacheltindianer stellte ihn dar.

„Es war“, so fassen die News, eine protestantische Zeitung von Victoria, den Eindruck zusammen, „nur eine Stimme darüber, daß diese Passionsdarstellung das bewunderungswürdigste und ergreifendste Schauspiel gewesen, welches der Nordwesten jemals gesehen habe. Es verband mit dem feierlichen wundervollen Charakter der alten Sacramentspiele die Kraft und das Pathos der antiken Tragödie.“

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat August eingegangenen Gaben.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
O. A. M. D. G.	100.—
Von N. N., Trier	160.—
H. und G. E. M.	30.—
Von A. L. in Bamberg	10.—
Von A. Höhne in Crefeld	3.—
Von Heidr, emerit. Lehrer in Merzdorf	50.—
Durch die Pfarrei Hebamberg	16.18
„Deus benedicat nobis“	107.30
„In honorem SS. cordis Jesu“	50.—
„Ave Maria“ aus Görz, Ungarn	16.20
Von W. J. in D. H. M.	10.—
Von kathol. Erstcommunicanten des Gymnasiums und der höhern städtischen Töchterschule in Dortmund	10. 5
Von Pfarrer Schneider in Banov, Mähren	80.60
Für nothleidende Missionspriester zur Persolvirung von heil. Messen:	
Von S. Lorck, Lehrer in Jülz	24.—
Von Pfarrer Kana in Altbach	50.—
Von Franz Bregler, Stadtpfarrer in Forchheim	400.—
Von H. Ez in Sch. bei Essen	24.10
Von Vicar Kunze in Oberglogau	160.—
Aus der Pfarrei Pottenstein	171.—
Von F. G.	10.—
Von Ungenannt, Gengenbach	36.—
Von Pfarrer Krüll in Rosellen	17.85
Von P. B. Greiner in Obermonschour, Rußland	15.75
Durch Carl Schwertschlager, Kaplan in Vilsingen	100.—
Für die Missionen in China u. Japan:	
Von Pfarrer Schneider in Banov, Mähren	48.36
Für die Mission in Rio Grande do Sul (Brasilien):	
Von einem freiresignirten Pfarrer der Diöcese Würzburg: „Gott segne es“	150.—
Für die Missionen in Afrika:	
Von Erd. Waldo in Millersville, O.	14.35
Von Rev. M. Dechant in Millersville, O.	47.15
Von C. R. Z.	—.75
Von N. N. in Fürstenfeld	1.63
Aus der Pfarrei Rumberg	19.56
Aus der Pfarrei Vordernberg	6.52
Von Pfarrer Schneider in Banov, Mähren	32.24
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):	
„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae“	20.—
Von J. P. in Troppau	16.12
„Ave Maria“ aus Görz, Ungarn	8.11
Von R. A. B. H.	3.—
Für das Trappistenkloster Mariannhill (Natal):	
Von Johannes Löffler, Kaplan in Hausen	51.50
Von Christina Heid in Hausen	—.50
Von Leopoldine Mattes in South Easton, Pa.	8.20
Für das Apostol. Vicariat auf Madagascar:	
Von Ungenannt: „In Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria und des hl. Joseph“	4.—
Für die Schwestern vom guten Hirten in Port Said (Aegypten):	
Von N. N., Korsfeld	1.30
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Aus Herxheim	12.—
Von Pfarrer Dreier in Hugstetten	21.—
Von Jos. Niederhuber in Reischach	21.—
Von P. B. in Ingolstadt	21.—
Durch Pfarrer Frisch in Holbach von Jos. Niederm.	400.—
Von P. B. Greiner in Obermonschour, Rußland	9.45
Von W. J. in D. H. M.	5.—
Von Karl Beutel in Cleveland, O.	20.50
Von Pfarrer Schneider in Banov, Mähren	80.60
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
„Ad majorem Dei gloriam“	100.—
Von Pfarrer Dreier in Hugstetten	5.—
Von Pfarrer Schneider in Banov, Mähren	80.60
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Von zwei Wohlthätern, durch P. M. Obermayr O. S. B. in Ottobeuren	4.50
Durch P. Leo	2.—
Von Ungenannt: „Zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria und des hl. Joseph“	1.—
Für den Bonifacius-Verein:	
Von Gymnasiasten in Ellwangen	49.80
Pro Papa:	
„O Unbefleckte Empfängniß! bitte für den Heiligen Vater und die ganze katholische Kirche“	15.—
Von Gymnasiasten in Ellwangen	30.—
Für verschiedene Zwecke:	
Von R. A. B. H.	8.—
Von N. N., Ellwangen	5.—
Durch die „Ermländ. Zeitung“ in Braunsberg	12.84
Durch das „Tiroler Volksblatt“ in Bozen	8.20
Von J. Stark, Bierbrauer in Offenbach	9.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von P. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: B. Herder, Verlag, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Josef Gratz, Wien.
Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionsschluß und Ausgabe: 15. September 1893.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 11. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, 2—3 Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Jahr 4 Mark = fl. 2.40 ö. W., unter Kreuzband fl. 2.52 ö. W. **November 1893.**

Der dritte Congreß katholischer Sioux-Indianer.

(Mitgetheilt von Fr. Hillig S. J.)

Vom 4. bis zum 6. Juli d. J. fand in der von deutschen Jesuiten besorgten St. Francis-Mission in Süd-Dakota die dritte Katholikenversammlung der Sioux-Indianer statt. (Vgl. Jahrg. 1892, S. 16. 256).

Ein Augenzeuge soll uns dieses für die Indianermission so bedeutungsvolle Ereigniß schildern, das kürzer und überzeugender als viele Worte uns die Erfolge dieser noch neuen Missionen zeigt. Derselbe berichtet:

Mit Windeseile trägt uns das Dampfroß durch das weite Blachfeld der Prärie, wo stellenweise noch die letzten Reste der einst so zahlreichen Büffelherden grasen. (Siehe Bild 229). In Crookston, hoch oben im Norden Nebraskas, empfängt uns der Obere der St. Francis-Mission, P. Jutz S. J., mit seinem Wägelchen, und nun geht es durch eine wellenförmige, baum- und strauchlose Hochebene nach Dakota hinein, dessen südwestliche Ecke, ein Gebiet etwa so groß wie Belgien, man den Rothhäuten noch gelassen hat. Endlich taucht am nördlichen Horizont ein weißes Kirchlein auf und heißt uns willkommen. Das ist die Mission vom hl. Franz, wo die Versammlung tagen wird. Bald nach uns kam auch schon die erste Karawane der rothen Gäste angefahren. Nachdem wir ihnen Zeit gelassen, ihre Zelte aufzuschlagen, begaben wir uns in Begleitung eines Missionärs an ihren Lagerplatz. Sobald die Indianer der Schwarzröcke ansichtig wurden, traten sie hinter den Wägen und Zelten hervor und stellten sich am Eingang auf, grüßten uns mit einem freundlichen: Hau kola, hau kola! d. h. guten Tag, mein Freund, und reichten uns die braune Hand zum Druck. Wohl selten habe ich in einem ganzen Jahr so vielmal die Hände geschüttelt, als an diesem und dem folgenden Tage.

Am Abend wurde die große Karawane von Standing-Rock erwartet. Es war gegen Sonnenuntergang, als dieselbe am nördlichen Horizont sichtbar wurde. Eine Staubwolke war das erste, was man sah. Aus der Wolke erhob sich allmählich der obere mit Zelttuch überspannte Theil der Wagen. Da nun die Wagen dicht aufeinander folgten, so sammelten sich diese weißen Wölbungen von weitem zu einem einzigen Eindruck, und es kam einem vor, als ob eine weiße Riesenschlange sich langsam durch den Staub dahinwälzte. Je mehr aber das Ungethüm sich näherte, desto mehr lösten sich die Ringe in selbständige Theile auf, die auf Rädern liefen und von Indianerponies gezogen wurden. Das war ein langer Zug, wohl 70 Wagen stark. Und neben der Karawane lief noch ein ganzes Rudel von Pferden, Füllen und Hunden einher. Der Indianer nimmt bei solchen Reisen immer seinen ganzen Viehstand mit. Hau, hau! schallte es wiederum aus jedem Wagen uns zu, als sie vorbeifuhren. Hau, hau! war unsere Antwort. Diese indianischen Reisekarren erinnern auffallend an unsere Zigeunerwagen. Auch die Insassen haben in Hautfarbe und Gesichtszügen einige Aehnlichkeit mit jenem euro-

päischen Wandervolk. Auf dem Bocke sitzen er und sie. Er führt die Zügel. In dem hintern Theil des Wagens, dem eigentlichen wandelnden Zelte, macht es sich der Rest der Familie zwischen allerlei Koffern, Bündeln und Töpfen bequem. Auf beiden Seiten des Wagens sind die Stangen für das zu errichtende Zelt angeschnallt. Ein Pferd, das nebenherläuft, trägt das Zelttuch. In weniger als einer halben Stunde sind alle Zelte auf dem Halteplatz aufgeschlagen, und schon hängt auch der Kaffee- oder Fleischkessel über dem lustig brennenden Feuer. Alles das hat die sorgsame Hausfrau allein gethan. Der Herr Gemahl hat unterdessen die Pferde ausgespannt, und führt sie zur Tränke. Es fragt sich jetzt nur, wohin? Und da haben wir einen wunden Punkt berührt: die Wasserfrage. Die Mission hat einen Brunnen graben lassen, und dieser Brunnen ist über 200 Fuß tief. Ein Windmotor pumpt das Wasser herauf. Dieses ist der einzige Brunnen für anderthalb Stunden im Umkreis. Jetzt kam die Frage: Soll man den Pferden — es waren deren in diesen Tagen ein halbes Tausend um die Mission herum — von diesem Wasser geben oder sie zu dem anderthalb Stunden entfernten Bache treiben? Es wurde natürlich für das letztere entschieden, aber das war den Indianern nicht recht; immer und immer kamen sie und fragten um Erlaubniß, ihre Thiere am Reservoir zu tränken. Man suchte ihnen klar zu machen, daß es doch besser sei, die Pferde etwas weiter zu treiben, als im Falle einer Windstille Koch- und Trinkwasser für 1000 Menschen aus dem entfernten Bach zu holen. Das half aber alles nichts — immer hörte man wieder die alte unvernünftige Bitte. Es scheint, als ob manche von ihnen nicht weiter als 3 Fuß in die Zukunft hineinschauten.

Am Nachmittag des 3. Juli wurde zum Empfang des Bischofs gerüstet. Auf ein frühzeitiges Glockenzeichen hin kamen alle Indianer aus ihrem Feldlager zur Kirche. Gegen 3 Uhr nahm man Aufstellung zum Zuge. Zuerst kamen die Frauen und Jungfrauen, alle geschmückt mit einem breiten grellblauen Brustkragen und einem langen Kopftuch von derselben Farbe; von weitem hätte man sie für blaue Nonnen halten können. Die Männer, welche in der Aufstellung zunächst folgten, trugen breite, feuerrothe, mit Stickereien versehene Schärpen und eine rothe Feder auf dem Hut. Dakotatracht war nicht geduldet. Die meisten Männer trugen auch kurzgeschnittenes Haar. Noch am selbigen Morgen hatten verschiedene sich ihres prächtigen schwarzen Haarschmuckes entäußert. Das bedeutet mit der Wildheit brechen, aber es ist ein hartes Opfer für den Dakota. Auf die Doppelreihe der Männer folgt die Blechmusik, bestehend aus 15 jungen Mitgliedern, meist Indianerknaben. Die Kapelle ist eine Schöpfung des P. Perrig S. J., der sie von der Pine Ridge Reservation zum Feste herübergebracht. Ihr Spiel fand bei allen musikliebenden Zuhörern gerechte Anerkennung. Den Schluß des Zuges bildeten die Missionäre, Benediktiner und Jesuiten. Wie ihre Herden, so hatten sich auch die Hirten von allen Theilen Dakotas hier eingefunden, und jetzt zogen sie aus, den Oberhirten und Begründer der Dakota-Missionen, Bischof Martin Marty O. S. B., feierlich zu empfangen. Nun setzt sich der Zug in Bewegung, alle folgen dem Kreuze, dem hellstrahlenden Zeichen der Erlösung, das vorausgetragen wird. Möchten sich doch alle Dakotas diesem Kreuzzuge anschließen! so betete ich im Stillen.

Nach einer halben Stunde kehrte der Zug zurück, diesmal mit dem Oberhirten in seiner Mitte. Die Glocken läuteten, und in der Kirche folgten die üblichen Empfangsceremonien. Den Schluß bildete ein kräftiger Volksgesang, angestimmt von mehrern Hundert Dakotas. Das war ein Singen! Eine Art Schlachtengesang, dem herbstlichen Sturmwind vergleichbar. Ja, da auf dem Grunde wühlt noch die alte, wilde Indianernatur. Stieg die Melodie, so klang es, als wollte der heraufbrechende Strom die Gewölbe spalten. So müssen wohl die alten Germanen gesungen haben, als Tacitus sie zum erstenmal hörte.

Der erste der drei Festtage wurde mit einem Hochamt coram Episcopo eröffnet. Das war ein Anblick von der Gallerie herab! Rechts auf der Epistelseite die Frauen, mit denselben himmelblauen Kopftüchern, die sie gestern getragen, links nur Männer, einer gekleidet wie der andere, ein Kopf pechschwarz wie der andere. Nun beginnt die heilige Messe, welche der hochw. P. van Rossum, der Obere der deutschen Jesuiten in Nordamerika, celebrirt. Wie andächtig sie sich benehmen, diese Söhne der Prärie, die noch vor 7—10 Jahren nichts von unserer heiligen Religion gewußt! Man kann in Ländern, die über tausend Jahre dem Christenthum angehören, weit gehen, um eine bessere Ordnung und Andacht zu finden als in dieser abgelegenen Indianerkirche.

P. Digmann, bei den Indianern nur als „Putinhin-sapa", d. i. Schwarzbart, bekannt, hielt die Festpredigt in der Dakotasprache über die beiden Wege zur Ewigkeit. Alle folgten gespannt seinen Worten und ließen sich nicht aus der Fassung bringen, wenn auch von Zeit zu Zeit ein unbotmäßiger Säugling seine hellen Klagelieder anstimmte, und nicht ruhte, bis die besorgte Mutter mit ihm die Kirche verließ. Am Ende des Gottesdienstes ertheilte der Bischof den Segen, worauf sich alle in schöner Ordnung nach ihrem Zeltdorfe begaben, wo bald aus zahlreichen Friedenspfeifen dichte Rauchwolken aufstiegen.

Nachmittags 3 Uhr begann die erste öffentliche Festversammlung. Der Bischof wurde feierlich zum Versammlungsplatz geleitet, und während er die Reihen der Indianer entlang schritt, fielen alle andächtig auf ihre Kniee, um den Segen des Oberhirten zu empfangen. Den Plan der Festhalle hat Peter „der Große Truthahn" entworfen. Ein künstlicher in Octogonform sich herumwindender Laubengang, der aber nur oben mit grünen Reisern bedeckt ist, birgt die Sitze für die activen Mitglieder. Innerhalb des Octogons steht eine Reihe Bänke ohne Lehnen: das sind die „reservirten Sitze" für die Missionäre. In der Mitte vor diesen Bänken steht ein Stuhl für den Ehrenpräsidenten, den hochwürdigsten Herrn Bischof, und ein anderer für den Berichterstatter. Ein Tisch dient dem letztern zugleich als Schreibpult und den kommenden Rednern als etwaiger Stützpunkt. Beeilen wir uns jetzt, daß wir hineinkommen; denn schon sind alle an ihren Plätzen und haben ihr Haupt zum Gebet entblößt, draußen reiten bereits die Ritter der Ehrenwache dienstеifrig auf und ab.

Nach einem kurzen Eingangsgebet erhält Bischof Marty zuerst das Wort. Zu seiner Linken steht der Dolmetsch, in dessen Zügen die Eigenthümlichkeiten der weißen und rothen Rasse sich zu einem angenehmen Gesichtsausdruck vereinigen. Wann immer der Bischof am Ende eines Gedankens innehielt, erfolgte unmittelbar die Wiedergabe desselben in der Dakotasprache, so daß es fast klang, als sei die Uebersetzung auswendig gelernt, was durchaus nicht der Fall war. Aus der schönen Rede können wir nur einige für die Lage der Indianer bezeichnende Stellen ausheben. „Wir freuen uns sehr," begann der Oberhirte, „euch hier von allen Theilen Dakotas vereinigt zu sehen, besonders, daß die von Standing-Rock in so großer Anzahl erschienen sind, nicht scheuend die lange Reise (die armen Leute waren eine volle Woche auf

dem Weg) bei dieser Sommerhitze, allein eure Liebe zur Kirche hat euch all die Mühsale der Reise vergessen lassen. — Es gab eine Zeit, wo es schien, als ob ein Katholik und ein Dakota sein sich nicht miteinander vertrüge; aber heute sehen wir hier vor uns lauter katholische Dakotas, ein Beweis, daß die Kirche für alle Völker gestiftet ist. Die Abgesandten Christi zogen hin über die ganze Welt und bekehrten die Völker, und in diesen letzten Tagen kamen sie auch zu den Dakotas. Nun haben viele von euch gesehen, wie die Weißen in gar manchen Dingen den Dakotas voraus sind; allein bevor die Abgesandten Christi bei ihnen sich niedergelassen, waren sie gerade wie die Dakotas; ihren Fortschritt haben sie nur dem Christenthum zu verdanken.

„Die Lehre des Christenthums bestimmt, daß die Ausübung der Religion nicht blos in der Kirche, sondern auch zu Hause in der Familie stattfinden soll. Das ist der Wille Gottes, daß jeder Mensch, der geboren wird, einen guten Vater und eine gute Mutter habe, die ihn zu Hause schon lehren, Gott zu dienen, Gott zu gefallen. Ferner soll der Mann die Frau mehr lieben als sonst irgend jemand auf Erden."

Diese Bemerkung ist für den Indianer überaus wichtig, da nach seiner Anschauung die Frau mehr die Magd als die Gefährtin des Mannes ist. Der heidnische Dakota ißt nicht an demselben Tische mit der Frau. Die Frau muß alle Arbeit thun: Holz holen, kochen, das Zelt aufschlagen.

„Ein anderer Vorzug des Christenthums", so fuhr der Bischof fort, „sei, daß Mann und Frau arbeiten, und nicht durch Betteln sich ihren Lebensunterhalt verschaffen. Ihr sollet euren Unterhalt von eurer eigenen Anstrengung und nicht vom großen Vater (Präsidenten) erwarten. Der große Vater hat euch ein Stück eures Landes abgekauft und gibt euch dafür die Rationen, aber das geht nicht lange mehr so. Daher müßt ihr lernen, euch euren Lebensunterhalt mit der Hände Arbeit zu erwerben. Früher, als noch die Büffelherden hier die Prärie erfüllten, war das anders, aber jetzt wird es das Beste sein, wenn ihr eure Prärie für die Viehzucht ausnützet. Wenn ich Gelegenheit habe, werde ich mit dem großen Vater sprechen, daß er euch in diesen Bestrebungen unterstütze. Arbeitet also, wie Jesus und Joseph gearbeitet haben, für euch selbst und für andere.

„Drittens wollte ich euch ans Herz legen, daß ihr alles thut, was nöthig ist, um eure Kinder für Gott zu erziehen. Das ist auch der Grund, weshalb ich, als ich kam, den Dakotas das Evangelium zu verkünden, so viele Schulen gegründet habe, als mir möglich war. Diese Missionäre hier könnten ein viel bequemeres Leben haben; aber Gott hat es ihrem Herzen eingegeben, daß sie für euch arbeiten um Gottes willen und zu seiner größern Ehre. Deshalb müßt ihr ihnen immer dankbar sein" u. s. w.

Es wurde jetzt bestimmt, daß die folgenden Redner aufgerufen werden sollten, um über den Fortschritt ihrer bezüglichen Gemeinden zu reden, es solle aber keiner länger als 10 Minuten sprechen. Da erhob sich jedoch die Schwierigkeit, daß die guten Indianer keinen rechten Begriff von einem Zeitraum von 10 Minuten hatten. Dieselbe wurde dahin gelöst, daß dem Redner durch ein Zeichen bedeutet wurde, wann seine Zeit abgelaufen war. Dieser Umstand, sowie der Mangel an Vorbereitung — abgesehen vom nächstfolgenden Redner war es vorher keinem mitgetheilt worden, daß er zu sprechen habe — hatten zur Folge, daß die echt indianische Beredsamkeit nicht zur vollen Geltung gelangte.

Der erste indianische Redner, der auftrat, war der „Wolkenstier". Er war vorbereitet. Ich selbst war Zeuge, als er seine Begrüßungsrede einem Missionär hersagte, aber ach! gerade er hatte das Geschick, schon nach den ersten zwei Sätzen stecken zu bleiben, und nach dem dritten wieder, und abermals nach dem vierten. Das leichte Zucken um den Mund und das Zittern der zum ersten Gestus erhobenen Hand verriethen gleich, als er auftrat, daß die rings auf ihn gerichteten Blicke seinen Muth und seine Erinnerungskraft hemmten. Er sprach u. a. folgendes: „Ich habe mein Herz zu Gott erhoben und will es bestärken auf dem rechten Weg. Früher war ich ein Dakota, aber ich habe von den Weißen das Gebet erhalten, und in ihm will ich wandeln. — Ihr seid hierher gekommen, um die Fortschritte zu sehen, die wir in der Religion gemacht. — Ich hoffe, ihr werdet manches Erbauliche hören."

Die „Weiße Pfeife" sprach: „Wir wollen gern arbeiten und zu Gott gelangen, aber ich will euch etwas sagen: Wir sind ohne Kirche und ohne Priester; wie können wir da Fortschritte machen?"

Das „Junge Feuerherz" wird aufgerufen und sagt unter anderem: „Ich bin von Standing-Rock, wo wir eine Schule haben. Ich möchte euch folgendes mittheilen: Ich habe mein Volk bewogen, das Haar abzuschneiden und die Schule zu unterstützen dadurch, daß alle ihre Kinder hinschicken."

„Der Große Bär" ruft aus: „Gebt gut acht! Einem großen Werk für Gottes Sache habe ich mich hingegeben: Ich sage, was ich denke. Der Schwarzrock hat sich drunten am stehenden Fels niedergelassen. Ueber zehn Jahre bin ich bei ihm. Er sendet mich her zu euch. Nun höret, ihr Sicangu! Habt acht auf die Worte, die zu euch gesprochen wurden. Bringet eure Kinder zur Schule, zu dieser Schule. Schauet auf mich, ich meine es gut mit euch."

Der nächste Redner ist ein Halbindianer, Anton Claymorr ist sein Name. Noch nie habe ich eine Stimme gehört, die dem Klang der Trompete so nahe kam, wie die des Redners. Meine Ohren waren fast taub, nachdem sie so für fünf Minuten aus unmittelbarster Nähe angeschmettert worden waren. Und mit welcher Ueberzeugung und hinreißendem Feuer die Rede hervorströmte! Ein Missionär erzählte uns, daß dieser Mann durch seine Redegewalt schon eine ganze Versammlung in wirkliche Furcht versetzt habe. Er sprach: „Unser Bischof ist hier, und für noch zwei Tage wird uns seine Gegenwart erfreuen. Wir verstehen sein Werk und die Worte, die er zu uns geredet. Lasset uns diese Worte befolgen, auch wenn er nicht bei uns ist; wir müssen ja auch die Gebote Gottes befolgen, und doch sehen wir Gott nicht. Aber lasset uns muthvoll seinen Worten folgen; sagt ja der hl. Paulus, daß wir uns das Himmelreich erkämpfen müssen. Allein es wird nicht zu viel verlangt. Halten wir nur fest am Glauben und den Satzungen unserer Sodalität, so werden wir siegen. Gott, der allmächtig ist, wird uns seine Hand reichen, folgen wir nur seinen Geboten" u. s. w.

Der „Einsame Mann" spricht: „Ich habe den Glauben angenommen und habe meine Kinder zu demselben Schritt bewogen. Gottes Werk wird nicht zu Grunde gehen, so haben wir gelernt; laßt uns daher Muth fassen. In diesem Lande versucht der Teufel, die Menschen in die Hölle zu ziehen; allein wenn wir immer unserer Taufgelübde eingedenk bleiben und unsere Kinder in die gute Schule schicken, werden wir in den Himmel eingehen und dort einander wieder treffen. — Ich sehe hier einen Zweig der Kirche Gottes versammelt, und mein Herz ist froh."

Die „Gelbe Eule" ließ sich vernehmen: „Höret mich an! Ich reiche euch die Hand. Wir schauen nicht zurück auf das,

was wir weggeworfen, sondern gehen muthig voran. Wir gehen zu den heiligen Sacramenten und hören auf das, was der Schwarzrock sagt. Ich denke oft an die beiden Wege, den weißen und den schwarzen, und das macht, daß ich immer glücklich bin."

Der „Gute Schild": „Ich reiche euch die Hand. Wir haben unser Land verkauft und haben nichts mehr; aber wir haben die wahre Religion gefunden, und wir wollen sie behalten."

Nun kam die Reihe an die Frauen, und da eröffnete den Reigen:

Anna „Schießt-die-Katze": „Unsere Gemeinde ist klein, aber wir mühen uns ab und beten. Unser Volk ist zahlreich, allein es wandelt noch in der Dunkelheit, doch allmählich bekehrt es sich. Vertrauen wir nur auf Gott, er wird uns helfen." Susanna „Schönes-Haus", ein schüchternes Mädchen von 20 Jahren, wird als Vorsteherin ihrer Sodalität aufgefordert zu reden. Ein halblautes Lachen geht durch die Runde. Sie spricht in ähnlichem Sinne wie die Vorrednerin. Es ist eine große Ehre für diese armen Indianerinnen, öffentlich reden zu dürfen. Im Heidenthum hätten sie das nicht gedurft. Vielleicht möchte sich jemand stoßen, daß überhaupt Frauen als Sprecher auftreten; allein unter den obwaltenden Umständen dürfte ein solches Zugeständniß, das dazu dient, den Männern mehr Achtung vor den Frauen, und den letztern mehr Selbstgefühl einzuflößen, wohl am Platze sein. Noch verschiedene andere Indianerinnen, wie Magdalena „Springt-über-den-Hagel", „Gute Adlerin", Luise „Fliegt-vorbei", „Schöngesicht" traten auf und berichteten in ruhiger Sprache, den Blick bescheiden gesenkt, über den Stand der Sodalitäten, deren Vorsteherinnen sie waren, oder berührten in einigen Sätzen schon in andern Reden erwähnte Thatsachen. Merkwürdig war, daß, während die Männer durchschnittlich mit einer reichen Auswahl höchst bezeichnender Handbewegungen ihre Worte begleiteten oder vielmehr illustrirten, die Frauen sich lediglich darauf beschränkten, von Zeit zu Zeit ihr blaues Kopftuch zurechtzuzupfen. Den Schluß der weiblichen Redner machte Skeluta hinapewin oder „Der auftauchende rothe Vogel", eine Frau, der man auf den ersten Blick ansah, daß sie sehr leidend war. „Ich reiche euch die Hand," sprach sie; „ich schäme mich, hier zu sprechen, und bin auch krank. Wir sind hart an der Arbeit. Vor sieben Monaten hat man den Samen ausgesäet, und jetzt sieht man schon, wie es wächst. Wir haben zwar noch keine Kirche, aber wir machen muthig voran."

Während so die Reden dahinflossen, nahte sich ein Wagen mit zwei großen Fässern dem umzäunten Sitzungsplatz. Sie enthielten Erfrischungen der besten Art: krystallklares Wasser für Zuhörer und Sprecher. In kleinern Gefäßen wurde es herumgereicht. Vom hochwürdigsten Bischof und den andern Missionären angefangen bis herab zum schmutzigen Indianerbaby, das auf dem Boden herumkroch, wurde derselbe Becher herumgereicht.

Nun erhebt sich der hochwürdigste Bischof zum Schlußwort. Er verkündet dann die Ordnung des nächsten Tages, und wie man unter Anrufung des Allerhöchsten die Versammlung begonnen, so wird sie auch in seinem Namen beschlossen.

Allen denen, die sich etwas für das Missionswerk der Kirche interessiren, wünsche ich, sie wären Zeugen der heutigen Versammlung gewesen. Wenn ich mich auch bemüht habe, die Hauptsache aus den verschiedenen Reden im obigen zusammenzustellen, so sehe ich mich durchaus nicht im stande, den tiefern Eindruck, besser gesagt, den begeisternden Eindruck wiederzugeben, der bei dieser Gelegenheit sich unser bemächtigte. Die alte Kirche lebt noch. Der beinahe zweitausend Jahre alte Stamm hat hier wieder einen neuen Zweig angesetzt. Man fürchtet, daß auch die rothe Rasse Nordamerikas in nicht allzu ferner Zukunft aussterbe; hoffen wir, daß sie wenigstens vorher sich zum wahren Gott bekehre. Wir haben die besten Gründe, es zu hoffen. Möge der Glaube für diese armen Indianer wenigstens ein ihr Erlöschen verklärendes Abendroth werden, wie er vielen europäischen Stämmen das Morgenroth einer neuen Entwicklung war.

Es scheint im Plan der göttlichen Vorsehung zu liegen, daß die Weißen, die so viel dazu beigetragen, diese armen Völker an den Abgrund zeitlichen Elendes zu bringen, bestimmt sind, dieselben Völker vor dem ewigen Abgrund zurückzureißen. Während wir, mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigt, uns anschickten, den Festplatz zu verlassen, brachte man große Blechkessel, die mit Fleischstücken gefüllt waren, herein. Ich errieth die Idee: es galt, die gute Stimmung und Festesfreude auch nach der mehr materiellen Seite hin zu sichern. Alle, welche bleiben wollten, blieben; mir war es aber unmöglich, dem fernern Verlauf der Festversammlung beizuwohnen. Wahrscheinlich lautete der Speisezettel für dieses Indianerdiner: Fleisch, Brod, schwarzer Kaffee. Aber das Fleisch ist die Hauptsache. Was dem Chinesen der Reis, dem Westerwälder die Kartoffel, das ist dem Indianer das Fleisch. Morgens, mittags und abends erscheint dieses Nahrungsmittel auf seiner Tafel, wenn er es hat. Und hat er seinen Vorrath von Rindfleisch aufgezehrt, dann schlachtet er den treuen Phylax und ißt Hundefleisch. Er kann gar nicht begreifen, warum wir Weiße, die sonst einen so guten Geschmack haben, ihm hierin nicht folgen wollen. Ein sonderbarer Kauz ist er aber doch, der Indianer. Findet er nämlich ein rothes Fäserchen im Fleisch, so meint er, rohes Fleisch sei gut für die Weißen, aber nicht für die Rothhaut; bietest du ihm aber einen Kuhmagen oder die Leber an, frisch und roh, wie es vom Metzger kommt, so nimmt er es, geht zum nächsten Bach, fährt ein- oder zweimal damit durchs Wasser und verzehrt es alsdann mit dem gesundesten Appetit.

Am Abende des ersten Tages wurde unter der allgemeinen Bewunderung der Dakotas ein schönes Feuerwerk veranstaltet.

Der erste Tag war nun vorüber. Als wir uns zur Ruhe begaben, schaute ich noch einmal hinüber ins Lager der Indianer: das war ein fesselnder Anblick. Die weißen Zelte, von innen erleuchtet, erschienen wie riesige, pyramidenförmige Lampions; um dieselben schwärmte eine Schar funkentragender Johanniswürmchen und umspannte sie mit leuchtenden Silberfäden. Im Hintergrunde, aber weit, weit weg, lagerten ein paar tiefschwarze Gewitterwolken, die sich von Zeit zu Zeit elektrisch entluden und dann für einen Moment sich in Gluthberge verwandelten. Mit diesem Feuerwerk konnte freilich das soeben abgebrannte an Großartigkeit und Poesie sich nicht messen.

Der zweite Tag forderte harte Arbeit. Um 8 Uhr celebrirte der hochwürdige P. Jutz S. J. ein feierliches Hochamt; die Predigt über die katholische Kirche hielt in begeisterten Worten der hochwürdige P. Bernard Straßmaier O. S. B.

Gleich nach der Messe sollte die nächste Versammlung stattfinden. Der hochwürdigste Bischof und die Missionäre begaben sich zum Vereinslocal; wer aber nicht erschien, waren die Indianer. Was war denn geschehen? An diesem Morgen waren den versammelten Indianern sechs Ochsen zum Geschenk gemacht worden, da dachten die guten Leute, sie könnten nicht ruhig berathen, bevor sie nicht ihren gerechten Antheil in Sicherheit gebracht. Das war denn auch bald geschehen, und nun begann die Sitzung.



Flüchtende Büffel auf der Prärie. (S. 225.)

In derselben fand die jährliche Rechnungsablage statt. Die Kassierer der einzelnen Vereine berichteten über Mitgliederzahl, wieviel Geld sie eingenommen, wieviel und zu welchem Zwecke sie es ausgegeben. Da die Indianer in unserem Zahlensystem noch nicht sattelfest sind, so hatten sie manche wunderliche Dinge in ihren Listen niedergeschrieben, z. B. 1000 Dollars statt 10 Cents; wenn sie es aber vorlasen, so sprachen sie es aus, wie sie es meinten. Den Zweck, den der hochwürdigste Bischof bei diesen unscheinbaren Rechnungsablagen hat, ist, diese unbesorgten Kinder der Prärie an Ordnung im Geldwesen zu gewöhnen, die sie von Hause aus absolut nicht kennen. Es war auch erbaulich, von den Geldspenden und Unterstützungen zu hören, die Kranken und Gotteshäusern zu theil geworden. Mit freudestrahlendem Gesicht legte ein Indianer einen Beutel mit circa 500 Mark auf den Tisch vor den Bischof; das sei zum Bau einer Kirche zu verwenden. Ein jeder, der die Indianer kennt und weiß, wie blutwenig bares Geld sie besitzen, muß sich mit Recht wundern über die herrlichen Früchte der Mildthätigkeit, welche die christliche Liebe so schnell gezeitigt.

Nun wurde noch eine Frage erledigt: Wo soll der nächste Congreß gehalten werden? Der Bischof schlug den Indianern vor, in Zukunft nicht mehr einen allgemeinen Congreß zu halten, sondern vier getrennte Versammlungen der einander näher liegenden Stationen; er werde dann jedes vierte Jahr bei jeder Versammlung erscheinen. Die Indianer hörten diese Rede ernst und schweigend an. Endlich erhob sich ein baumstarker Indianer; man sah es ihm am Blinzeln seiner Augen an, daß er anderer Meinung sei. Keine Trennung, sondern Zusammenhalten, war der Kern der Rede: „Wir müssen von einander lernen. Wie kann das aber geschehen, wenn wir uns nicht sehen? Was wird aus unsern Kindern werden, wenn du nur alle vier Jahre zur Firmung kommst?“ Kaum hatte er geendet, so stand schon ein zweiter Redner da: „Sieh da das Seil, welches das Zelt festhält; es ist stark und niemand kann es zerreißen. Trenne es aber auf und du wirst sehen, wie die einzelnen Fäden sich leicht zerreißen lassen.“ So folgte ein Redner auf den andern, alle traten für den allgemeinen Katholikentag ein. „Nun gut,“ sagte der Bischof lächelnd, „wenn ihr die Strapazen nicht scheut, bin ich mit euch einverstanden.“ Es wurde nun abgestimmt. Der Sieg der Indianer war vollständig. Auch über den Platz einigte man sich bald, obgleich jeder Häuptling meinte, bei ihm sei es am schönsten.

Der übrige Theil des Tages war der Vorbereitung auf den Empfang der heiligen Sacramente gewidmet. Die ganze Mission athmete Sammlung und Seelenfrieden. Die Beichtstühle waren umlagert und das Mittelschiff der Kirche gefüllt von still betenden Indianern, die ihre Danksagung machten. Die Werthschätzung dieser hohen Gnade und die freudige Erwartung der noch werthvollern Gaben des heiligen Sacramentes des Altars und der Firmung, die der morgige Tag bringen wird, haben sich von der Kirche aus über die Mission und das Indianerlager wunderbar verbreitet. Man fühlt sich überaus gehoben in dieser Atmosphäre.

Der dritte und letzte Tag des Congresses bildete die religiöse Krönung des Ganzen. Dieser Tag war für die Generalcommunion und die Spendung der heiligen Firmung anberaumt. Wiederum war die Kirche dicht besetzt, wiederum herrschte die musterhafteste Ordnung, nur die Andacht der Gemeinde schien heute noch mehr hervorzutreten als an den beiden verflossenen Tagen; waren ja fast alle gekommen, nicht bloß, um wie gestern und vorgestern dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, sondern um den Heiland in der heiligen Communion zu empfangen, und viele, um der Gaben des Heiligen Geistes theilhaft zu werden. Der ersehnte Augenblick erschien. Kaum war das letzte: „O Herr, ich bin nicht würdig!“ von den Lippen des Priesters verklungen, da erhoben sie sich langsam von ihren Bänken, die dunkeln Gestalten, und ernst und demüthig schritten sie hinan zum Altar, die Nachkommen der gefürchteten Sioux, um den König des Friedens und der wahren Liebe zu empfangen. Eine Bank leerte sich nach der andern; zuerst kamen die Männer, dann die Frauen. Merkwürdig berührte es mich, als ich sah, wie Mütter mit ihrem Kinde auf dem Rücken sich dem Tisch des Herrn nahten; sollte da der Heiland, wo er bei der Mutter einkehrte, nicht auch das kleine Wesen in besonderer Weise segnen?

Bei der Firmung, die nach der heiligen Messe ertheilt wurde, waren es wiederum meistens Erwachsene, die man den Stufen des Altars sich nahen sah: Männer und Frauen von allen Altersstufen. Die haben es nöthig, die Kraft des Heiligen Geistes zu empfangen, zum Kampfe mit dem Heidenthum, das in ihrer nächsten Umgebung, vielleicht unter demselben Dache mit ihnen wohnt.

Nun ist die heilige Handlung vorüber. Aus einer früher wilden Indianerhorde ist eine Streiterschar Christi geworden. Der Bischof verrichtet die letzten Gebete, und wie der Ausdruck einer lang zurückgehaltenen Begeisterung schallt es, von Trompeten- und Posaunenklang getragen, durch die heiligen Hallen: „Großer Gott, wir loben dich, Herr, wir preisen deine Stärke!“

So schloß in ergreifender Weise der Congreß der katholischen Sioux-Indianer.

Auf dem Kilima-Ndscharo.

(Aus dem Reiseberichte Msgr. Le Roys. — Fortsetzung.)

5. Auf der Rückreise.

Am 7. September, einem Sonntag, den wir dem Gebete und der Ruhe weihten, kam die Nachricht, daß Sina auf ein neues alles mit Feuer und Schwert verheerend in Matschame eingefallen sei. Er hatte ein verschanztes Lager erobert und eine Menge Weiber und Kinder als Sklaven fortgeschleppt. H. v. Elz begab sich sofort zu Mandara, und der Krieg wurde beschlossen; alle verfügbaren Streitkräfte aus Tschaga, Pare und Kahe sollten zusammengezogen werden, um den schrecklichen Menschen mit einem Schlage zu vernichten.

Was sollten wir nun thun? Nach reiflicher Ueberlegung beschloß Msgr. de Courmont, auf den Wunsch des H. v. Elz den P. Gommenginger dazulassen, daß er die Mission eröffne, womöglich in Matschame, sonst bei unserem Freunde Fumba in Kilema. Von Motschi selbst kann keine Rede sein. Der Bischof und ich kehren durch Kahe, das Land der Massai, das Thal des Ruvu nach Bagamoyo zurück, um ihm eine neue Karawane mit allem zur Gründung einer Missionsstation Nothwendigen zu senden.

Wir schieden also von Mandara und stiegen die Hänge des Berges hinab. Nach vierstündigem Marsche durch eine wüsten-

ähnliche Ebene erreichten wir den von Kilema herabkommenden Deufluß. Da steht ein herrlicher Wald. Riesensäulen tragen sein Laubdach, in dessen Schatten das Wasser von dem wilden Laufe bergab und den schäumenden Stürzen über Felswände rasten kann. Stellenweise herrscht die Raphiaspalme mit ihren 6—10 m langen Blättern vor. Ihre in langen Trauben niederhängenden Früchte sind das Leibgericht zahlloser frecher, neckischer Affen, während in den Morästen Rhinocerosse, Elefanten und Büffel ein sorgloses Leben führen. Wir lagerten da. Keines Menschen Wohnung ist in der Nähe, nur die Thiere der Wildniß; um 5 Uhr morgens weckten uns die Affen mit ihrem höhnischen Geschrei von den Bäumen herab. Nach Ueberschreiten des Deu betraten wir die Landschaft Kahe, eine Oase, ähnlich der von Toveta, ausgezeichnet durch einen fetten, fruchtbaren Anschwemmungsboden, den die Bergflüsse hier ablagerten. Die Bevölkerung beträgt kaum 2000 Seelen; sie sind in Gestalt, Sprache und Sitten mit den Leuten von Toveta verwandt. Die Männer bekleiden sich mit Leinwand, die Weiber mit gegerbten und durch Glasperlen und Muscheln verzierten Häuten. Sie treiben Landwirtschaft und sind ein verständiges, friedliches Völkchen. Ueberall erblickt man Bananen-, Pataten-, Ignamen-, Erbsen-, Bohnen- und Maispflanzungen. Die Bewässerung wird gut besorgt, und man sieht Beete in allen Formen wie in einem europäischen Garten. Auch Vieh halten sie, aber, wie in Toveta, in den Stallungen. Die religiösen und staatlichen Verhältnisse gleichen denen der Nachbarstämme; doch sind sie nicht so strenge Republikaner wie die Bewohner Tovetas; sie haben zwei fast gleich mächtige Häuptlinge.

Wir lagerten auf einer Lichtung im Urwalde. Bäume mit Stämmen so schlank wie die Masten eines Schiffes spreiten ihr grünes Dach über uns aus. Wir durchstreiften den tropischen Wald mit seinen Wundern; er spendet Kühlung und Schatten; aber man fühlt dennoch die Nähe der Sonne; es ist eine ganz andere Natur als die großartige, finstere, neblige des Gebirgswaldes. Nicht weit von den Wohnungen der Menschen trifft man großes Wild in Menge, namentlich Büffel. Aber es ist gefährlich, sich tiefer in den Wald vorzuwagen; denn die Jäger haben zahllose Elefantengruben angelegt. Ein Sturz in diese 2 m tiefen und 3 × 4 m ins Geviert messenden Gruben, die sorgfältig mit Laub bedeckt sind, wäre keine angenehme Ueberraschung. Wenn der Elefant auf seiner nächtlichen Wanderung in eine solche Grube einbricht, so muß er ruhig warten, bis der Jäger kommt und den Wehrlosen mit einem vergifteten Pfeile erlegt. Am meisten fallen aber in diesem Walde die zahlreichen Affen auf mit ihren weißen Krägen und weißen Schwänzen. Dr. Baxter erlegte einige davon. Aber da kam ein armer Mensch und bat mit Thränen in den Augen um Mitleid für die Affen, die niemals einem Menschen etwas zuleid gethan hätten. „Sie stehlen nicht", sagte er, „und nähren sich von den Früchten ihrer Waldbäume, und wenn sie auf den Boden herabkommen, so geschieht es nur, um im Bache zu trinken. Dann kommen sie familienweise, die Mutter hinter dem Vater und die Kinder hinter der Mutter, und damit sie sich auf dem Boden nicht beschmutzen, hebt jedes den Schwanz seines Vordermannes auf. Und dann behaupten unsre Alten, die Seelen unsrer Väter liebten es, in diesen Affen weiterzuleben, den Wald zu durchziehen und von den Bäumen herab die Arbeiten ihrer Kinder anzusehen. Wenn ihr nun alle Affen tödtet, wo sollen dann unsere Seelen hingehen?"

Nach etwa einer Stunde Marsch erreichten wir am andern Morgen das Ende des Waldes, der hier ebenso plötzlich in die Wüste übergeht wie in Toveta. Kurzer, magerer Rasen, da und dort Akazien, Gestrüpp, wie man es sonst nur in den Salzlagunen am Meere trifft, runde Kiesel, Kalk, salpetrige Salze in langen weißlichen Linien abgelagert — wir sind an der Stätte eines frühern Binnenmeeres, dessen Spuren man noch in zwei Salzseen antrifft. Doch fehlt es der Wüste nicht ganz an landschaftlichem Reize; im Norden erhebt sich die Masse des Kilima-Ndscharo, im Osten steht die blaue Mauer von Pare und im Westen reckt sich der gewaltige Kegel des Meru, ebenfalls ein erloschener Vulkan, dessen Haupt der Schnee manchmal deckt, in die Wolken. Welche Einsamkeit! welche Entfernungen! welch großartiger Anblick!

Um Fleisch für unsere Mahlzeit zu bekommen, vertheilten wir uns über die Ebene. Bald hörten wir die schwere Kugelbüchse des H. v. Eltz zweimal rasch hintereinander knallen; wir eilen zur Stelle und finden ihn im Kampfe mit einem tödtlich verwundeten Büffel; glücklicherweise gelingt es ihm, nochmals zu laden und das Thier mit der dritten Kugel zu fällen. Rasch haben unsere Träger ihre Lasten abgelegt und ihre Messer gezogen. Weiterhin trafen wir Zebras, Antilopen, Elefantenspuren, und nachdem wir auf elenden Brücken drei bedeutende Bäche überschritten, erreichten wir Nieder-Aruscha.

Die dortige deutsche Station steht unter Leitung des H. v. Eltz und eines Unteroffiziers Kaiser mit etwa 20 Soldaten, Sudanesen und Suaheli. Auf der einen Seite steht für die Europäer ein geräumiges neues Haus, auf der andern sind die Hütten für die Soldaten. Eine starke, doppelte und gekreuzte Palissade aus Baumstämmen dient als Verschanzung. Die kleine Festung ist in gutem Stand und alles sehr reinlich gehalten. Ein gewaltiger Haufe verschiedener Thierschädel von Gazellen, Antilopen, Wildschweinen, Giraffen, Zebras, Flußpferden, Büffeln und Rhinocerossen gibt uns gleichzeitig einen Begriff vom Wildreichthum der benachbarten Wüste und von dem Jagdgeschick der Herren. Das Land ist niedrig und gut bewässert, wiederum eine Oase wie Kahe und Toveta, welche von drei Wasseradern des Kilima-Ndscharo befruchtet wird. Die Einwohner leben familienweise und nähren sich von Landbau und Viehzucht. Früchte und Herden gibt es im Ueberfluß. In der trockenen Jahreszeit ist das Leben ganz angenehm; in der Regenzeit aber verwandelt sich das Land in einen Sumpf, und die Muskitoplage ist fast unerträglich. Im Westen erheben sich die unbewohnten Berge von Litema, wo es fast niemals regnen soll. Die Bedeutung des Postens beruht darin, daß alle Karawanen durch Nieder-Aruscha kommen und sich daselbst mit Vorräthen versehen, bevor sie in das Land der Massai ziehen oder nach der Küste aufbrechen. Der Wildreichthum der Umgegend ist eine große Annehmlichkeit für die Besatzung; man kann sich einen Begriff davon machen, wenn ich sage, daß wir uns vier Tage daselbst aufhielten und daß während dieser Zeit zwei Jäger für 60 Mann Wildpret genug erlegten.

Am 13. September brachen wir auf und wandten uns südöstlich dem Ruvu zu, der hier schon fast alle Zuflüsse des Kilima-Ndscharo vereinigt. Ueberall zahlreiche Antilopenherden. Am Flusse, dessen Ufer außerordentlich unfruchtbar sind, trennten wir uns von H. v. Eltz und seinen Leuten. Jenseits wurde der Boden hügelig und mit Büschen bewachsen. Ich schritt mit meiner Flinte den andern voraus, um für das Abendessen etwas zu erbeuten. Zebras zeigten sich und verschwanden. Da mit einemmal erhebt sich vor mir mit zornigem Brüllen ein ungeheures Rashorn. Es wühlt den Boden auf und scheint sich auf mich stürzen zu wollen. Wer war froher als ich, da es

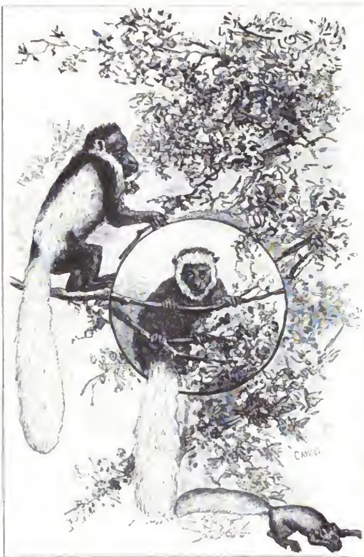
kehrt machte? denn mit meiner Schrotladung hätte ich ihm kaum seine dicke Haut kitzeln können!

Nachdem wir eine von Dornen und Stachelpflanzen aller Art starrende Wüste durchwandert, erreichten wir den Westabhang der Pare-Berge, deren Osthängen wir auf dem Wege nach dem Kilima-Ndschara gefolgt waren. Große baumförmige Euphorbien wachsen auf den Vorbergen. Als wir Mabua erreichten, feuerten wir einen Schuß ab, und die Bewohner dieses Ortes stiegen vom Berge zu uns hernieder, anfangs wenige und uns mißtrauisch aus der Ferne beobachtend. Bald aber faßten sie Muth und brachten uns Mehl, Zuckerrohr, Bohnen und Mais zum Kaufe. Das Land macht einen traurigen Eindruck; aber weiter oben im Gebirge sollen schöne und fruchtbare Hochebenen, viele Herden und eine immer noch zahlreiche Bevölkerung sein, wenn sie auch durch die vielen Kriege stark gelichtet ist und ihre Wohnungen hinter Felswänden versteckt. Wir sahen etwa 20 Männer mit großen Bogen bewaffnet zur Jagd ausziehen. In der Nähe hatten sie eine Art Verhau aus Stangen und Baumästen errichtet, in dem sich da und dort Durchgänge und hinter diesen Fallgruben befanden. An bestimmten Tagen halten sie auf der Ebene ein großes Treiben. Das Wild, das sie auf diesen Verhau zujagen, will durch diese Durchgänge entkommen und stürzt in die Gruben.

Zu Mabua trafen wir zwei Massaifrauen mit einem Knaben. Sie waren damit beschäftigt, drei oder vier Esel mit Mais zu beladen, und wir erfuhren von ihnen, daß ein starkes Massailager in der Nähe war. „Wir sind im Unglück“, sagten sie. „Die Krankheit hat unser Vieh so hingerafft“ — und sie streuten eine Handvoll Sand in den Wind. In der That machte eine Viehseuche von Abessinien aus quer durch ganz Afrika bis an den Senegal einen Verheerungszug.

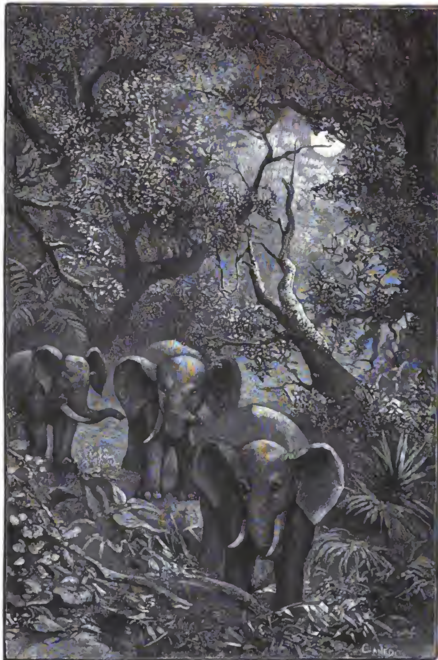
Sechsthalb Marschtage benöthigten wir, das Paregebirge südwärts zu umgehen. Nur Massai durchstreifen diese Wildniß und sie kümmern sich nicht um Anlage von Wegen. Mit einer starken Sandale aus Ochsenleder unter dem Fuße und der großen Lanze in der Hand ziehen sie ohne Sorgen umher. Uns war es ein peinlicher Pfad; einmal waren wir so im Dorngebüsch verirrt, daß wir lange nicht wußten, wie entkommen, und wer nicht ein Stück seiner Kleidung hängen ließ, mußte wenigstens einen Fetzen seiner Haut opfern. Zur Rechten in der Ferne fließt der Ruvu; darüber hinaus erheben sich die Massaiberge, die Gruppe von Sogonoi, und weiterhin die öden Wüstenhügel von Masimani und Lassitti; links die Bergwand von Pare und vor uns unendliches Dorngestrüpp, dazwischen eine Akazie oder Leuchtereuphorbie — eine öde, aber nicht abstoßende Landschaft! (Vgl. das Bild S. 241.)

Täglich hatten wir irgend eine interessante Begegnung. Einmal trafen wir drei junge Leute, die sich von ihrem Lager verirrt hatten; ein andermal Ziegenherden, die von kleinen Knaben gehütet wurden; dann mußten wir erst ein Rudel Wildschweine verjagen, um unser Zelt aufschlagen zu können, oder sahen uns von Antilopen umringt, während in der Ferne lange Reihen schwarzer Punkte von der Weide heimkehrende Büffel verriethen. Zu Same, einer Schlucht in der Bergkette, am Ufer eines Bächleins und im Schatten großer Akazien, befanden wir uns endlich im eigentlichen Massailande. Das Wasser zieht diese Nomadenhirten an, wie die Antilopen und Zebrarudel. Auch Tauben, Wachteln, Haselhühner lieben diesen Platz, und wir verbrachten daselbst gemüthliche Stunden. Schon unterwegs hatten wir die Bekanntschaft einiger alten Massai gemacht, die uns höflich zu sich einluden. Im Lager machten uns andere ihre Aufwartung und fragten über woher und wohin. Gegen Mittag kamen die Ochsen, wohl 2000, von der Weide zurück. Es war ein interessanter Anblick, wie sie sich in langen Reihen an die Tränken stellten, dann den andern Platz machten und schließlich alle sich in den Schatten der Bäume niederlegten, wo sie die heißen Stunden des Tages verbleiben, käuend, die Mücken mit dem langen Schwanz verscheuchend und philosophisch mit den großen schwarzen Augen ins Leere schauend. Die Kälber bilden eine eigene Herde und werden von Knaben gehütet; Prachtsbuben sind es, hager, sehnig, flink; sie scheinen die Absichten ihrer Pfleglinge zu wittern, und kaum will eines der Kälber einen Seitensprung machen, so saust ihm auch schon der lange Hirtenstab auf die Rippen. Auch große graue Esel haben sie; diese stehen unter der Pflege der Weiber, die sich ihrer bedienen, um



Schwanzaffen im Walde von Kahe. (S. 231.)

Wasser und Lebensmittel in die Zelte zu bringen. — Am andern Tage machten wir einen Abstecher in das Paregebirge. Durch eine Schlucht aufwärts erreichten wir nach anstrengendem Marsche ein bedeutendes Siguas-Dorf, dessen Häuptling Mwana-Mata uns wahrhaft königlich aufnahm; er schickte uns einen Ochsen zum Mittagsmahl, Bohnen, Citronen, Mehl u. s. w. gar nicht gerechnet. Er ist reich, aber seine Schätze bringen ihm viele Sorgen; die Massai belagern ihn förmlich und stehlen ihm, was ihnen dienen kann. Er ist daher auch entschlossen, auf die andere Seite des Berges zu ziehen, um sich einer solchen Nachbarschaft zu entledigen. In der That bedecken die Massailager ringsum alles. Ueberdies war es ein Markttag, und der Platz vor dem Dorfe war mit Gestalten in dem drolligsten Aufputze und mit Waren aller Art angefüllt: Pare, Siguas, Massai, Ndorobos, Greise, Krieger, Weiber, Kinder, Esel, Ochsen, Ziegen, Fleischstücke, die einen entsetzlichen Wildpretgeruch verbreiten, Körbe voll Mais, Haufen Citronen, Gemüse aller Art u. s. w.



Die Elephantengrube im Walde von Kahe. (S. 231.)

Während unsere Mahlzeit zubereitet wurde, besuchte ich ein nahes Ndorobodorf. Es bestand aus etwa 20 elenden Strohhütten, die ohne jede Ordnung erbaut und von einem schwachen Holzzaune umschlossen waren. Die Leute gehören nicht zur Bantufamilie; sie sind schlank gewachsen, mit sehnigen Gliedern, einem länglichen Schädel; doch haben sie schwarze Hautfarbe und Kraushaar. Das Gesicht bemalen sie sich roth, reiben sich den Leib mit Fett ein und tragen Thierfelle. Sie sind mit den Massai verwandt und reden ihre Sprache. Diese gestatten ihnen aber weder den Besitz von Herden noch das Tragen einer Lanze. Mit großen Bogen und vergifteten Pfeilen pflegen sie der Jagd, und sie liefern fast alles Elfenbein aus dem Massailande. In kleinen Gruppen zersprengt, findet man sie auch hier im Süden; zahlreicher sind sie im Norden am Bavingosee und am Fuße des Kenia. Sie nahmen uns gut auf, schienen sanft, traurig und ergeben, und stellten manche Frage, die ihre äußerste Einfalt bekundete. Aber welcher Geruch! Das Fett, das sie einreiben, das Fleisch, das sie trocknen, die Knochen, die umherliegen und um die sich einige rothe Hunde zanken — puh!

Die folgenden Tage trafen wir noch verschiedene Massailager. Einer der Häuptlinge, ein hochgewachsener Greis, wurde so gut Freund mit dem Bischof, daß er ihm seinen Stab, welchen er seit vielen Jahren trug, also einen echten Hirtenstab, zum Geschenke machte. Glücklicherweise hatte Msgr. de Courmont seinen Bischofsstab nicht bei sich, so daß die Versuchung eines Tausches ausgeschlossen war. Die Nähe eines Massailagers wird von den Geiern verrathen, die, träge auf den Akazien sitzend, ihren Antheil am Mahle erwarten. Im Schatten spielen einige Alte das „Bao“-Spiel, eine Art afrikanischen Brettspiels, mit schönen Elfenbeinkugeln. Das Lager ist kreisförmig und wird von einer Dornhecke umschlossen. Die Zelte bestehen aus Ochsenhäuten, die über gebogene Gerten gespreitet sind. Die Einrichtung ist höchst einfach: weder Fußteppich noch Toilettespiegel, ja nicht einmal ein Strohsack. Ich wurde wie ein Weltwunder angestaunt und staunte auch meinerseits über diese herrlichen, kriegerischen Gestalten, die freilich der Schrecken Afrikas, aber auch sein edelster Stamm sind. Die Worte Gregors des Großen fielen mir ein: „Schade, daß diese Menschen keine Christen sind!“ Nach und nach wurden die Leute zutraulicher, und endlich reichte mir eine

Mutter ihr Kind, das sie in einem Sacke auf dem Rücken trug, mit der Bitte, „ihm auf den Kopf zu speien". Es ist das, wie schon bemerkt, eine Weihehandlung, und ich vollzog sie buchstäblich, während mich der Kleine mit seinen Augen wie Karfunkelstein anschaute. Dann aber machte ich ihm ein Kreuz auf die Stirne, und als das die andern Mütter sahen, wollten alle für ihre Kinder den gleichen Segen.

(Schluß folgt.)

Sangamner und Akola.

(Mitgetheilt von P. Otto Weishaupt S. J. — Schluß)

3. Bei den Koli.

Endlich spät nachmittags erreichten wir den Regierungsbangalow von Wali. Derselbe ist auf einer mäßigen Anhöhe, dem Dorfe gegenüber, anmuthig gelegen und von einer Gruppe außerordentlich großer Mangobäume herrlich beschattet. Abends besuchte ich das Dorf, ein unvermischtes Koli-Dorf. Dasselbe war reizend am Fuße eines Hügels gelegen und im Schatten von Mango- und Nimbbäumen wie versteckt. Die Männer waren eben in ihrer Zaudi, die zugleich Tempel war, friedlich versammelt. Im Hintergrund der Zaudi war das häßliche Bild des Maruti, eines der vielen Hindugötter, in eine etwa 4 Fuß hohe, massive Steinplatte grob eingehauen und der Sitte gemäß blutroth angestrichen. Ihm den Rücken zugedreht, saßen die Männer, in die Abendluft hinausstarrend. Eine mächtige Pfeife, die sogen. Zilam, machte die Runde. Dies ist eine lange Röhre aus Holz; von oben wird sie mit Tabak gestopft und eine glühende Kohle darauf gelegt. Unten hat sie eine kugelartige Erweiterung mit einer kleinen Oeffnung an der Seite. Jeder der Anwesenden hat der Reihe nach seinen Mund an diese Oeffnung zu bringen, gestattet sich ein paar mächtige Züge aus der Pfeife und gibt sie dann unter entsetzlichem Husten und Räuspern, der Wirkung des narkotischen Genusses, dem Nachbar weiter. So kreist die Pfeife von Mund zu Mund unter der Versammlung, und bald ist der ganze Raum mit Qualm angefüllt, und allgemeines Husten und Räuspern und Spucken ersetzt die Conversation. Ich begrüßte zunächst den Patil, einen einfachen, fast scheuen Mann, und darauf machte ich meinen Salam der Versammlung. Sofort wurden in der Mitte der Zaudi ein paar Decken ausgebreitet, und ich hatte mich auf denselben niederzulassen. Zunächst erkundigte ich mich nach den Verhältnissen der Leute und fand, daß die meisten von ihnen kleine Aecker besaßen. Dieselben waren, wie ich mich während der letzten Fahrt mit eigenen Augen überzeugen konnte, unter unsäglicher Mühe an den Abhängen der Berge und in den engen Thälern und Schluchten angelegt. Nach jeder Regenzeit erfordern sie große Arbeit, da die Regengüsse gar oft die mangelhaften Schutzdämme niederreißen und die mit Mühe zusammengetragene Ackererde entweder fortschwemmen, oder mit Geröll tief bedecken. So können die armen Leute nur mit Mühe und Noth dem steinigen Erdboden den nöthigsten Unterhalt abringen. Hier in Indien wird der Reichthum eines Landbebauers gewöhnlich nach der Höhe der Steuern geschätzt, die er für seine Felder zu entrichten hat. Während die bestgestellten Kunbi um Wallan herum oft 150—200 Rupien Steuern per Jahr zu zahlen haben, finden sich unter den Akola-Koli nur äußerst wenige, die 40 Rupien zu erlegen haben; vielfach haben sie nur 5 Rupien zu bezahlen; 10—20 Rupien zahlende Koli werden schon zu den Bessergestellten gerechnet. Dies, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß in Indien die Steuern übermäßig auf dem Ackerbau lasten, ist ein deutlicher Gradmesser von der Armuth der Akola-Koli. Im Verlaufe des Gespräches fragte ich die Leute, ob sie nicht gerne eine Schule hätten, in welcher die Kinder Lesen und Schreiben und die Kenntniß Gottes lernten. Nach echter Art der Eingebornen stellten sie die Gegenfrage, ob dadurch ihre Steuern vermindert würden. Ich versicherte sie, daß ich mit Steuern nichts zu thun habe; ich sei kein Regierungsbeamter, und beabsichtige nicht, ihnen Geld abzupressen. Ich sei vielmehr gekommen, ihnen Gutes zu erweisen, ihre Kinder unentgeltlich zu erziehen, damit sie gegen ihre Eltern folgsam und hier auf Erden und später nach dem Tode glücklich würden. Ein allgemeiner Schnalzer gab mir zu verstehen, daß mein Vorschlag ihnen nicht so übel erscheine. „Wohin geht unsere Seele nach dem Tode?" fragte ich. „Nach oben", antworteten sie, wie alle Hindu überhaupt diese Frage beantworten. Da hatte ich nun die beste Gelegenheit, über Himmel und Hölle, die Bestimmung des Menschen und den einen wahren Gott meine Zuhörer zu belehren. Die Männer hörten aufmerksam zu und versprachen, über meinen Vorschlag eine Berathung zu halten und mir am folgenden Tage das Ergebniß derselben mitzutheilen.

Auf meinem Rückweg traf ich einen etwa zehnjährigen Knaben, der eine Ziege hütete. Ich erkundigte mich nach seinem Namen und seinen Eltern. Dann fügte ich bei: „Weißt du etwas über Gott? Wie viele Götter gibt es?" Der Kleine antwortete: „Mass" (= dem deutschen „eine Masse"). „Ach nein; es ist nur ein Gott, der Parmeschwar" (= das höchste Wesen), antwortete ich; „Vitoba, Rama, Maruti sind gar keine Götter." Und dann erklärte ich dem lauschenden Knaben einiges über Gott und erzählte ihm vom göttlichen Heiland, und willig folgte der Kleine meiner Einladung, mit mir sein erstes Gebet zum göttlichen Heiland zu verrichten. Weiter traf ich ein Mädchen, ebenfalls etwa zehn Jahre alt. Ich stellte dieselben Fragen, erhielt aber zur Antwort: „Was weiß ich von Gott? Niemand hat mich so etwas gelehrt. Ich bin ja nur ein armes Mädchen, das ‚nanden' muß." Das Wort „nanden" gebrauchen hier die Leute, um auszudrücken, daß ein Mädchen schon im Hause seines Mannes bezw. der Schwiegermutter leben muß. Ist einmal die Zeit des „Nanden" (eigentlich = verweilen) gekommen, dann gibt es für solch ein armes Geschöpf keine andere Aufgabe als eben das „Nanden", das Ausharren und geduldige, oder besser gesagt, stumpfsinnige Ertragen aller Scherereien von seiten einer bösen Schwiegermutter und eines Mannes, der die Frau als seine Magd ansieht und dementsprechend behandelt. Das größte Lob für ein verheiratetes Mädchen bei den Hindu ist: „Sie nandet", d. h. sie hält es aus. Der größte Tadel aber auch, der dem Mädchen seine Ehre raubt und Eltern und Geschwister in Verruf bringt: „Sie nandet nicht", d. h. sie hält die Plackereien nicht aus, sondern entläuft zu ihren Eltern. Auch dieses Kind verrichtete sein erstes Gebet mit mir zum göttlichen Heilande. Vor meiner Herberge sah ich ein anderes Mädchen stehen. Ich rief dasselbe und fragte es: „Kind, soll ich dir etwas Schönes von Gott erzählen? Weißt du, wo Gott wohnt, und hast du gehört, wieviele Götter es gibt?" — „Ja," antwortete das Mädchen zu-

traulich, „es gibt nur einen Gott.“ Ueber diese Antwort war ich höchst erfreut, belobte das Kind und sagte: „Du hast richtig geantwortet, darum hast du eine kleine Belohnung verdient.“ So gab ich ihm eine Kupfermünze. Ermuthigt fuhr das Kind nun fort: „Ja, das hat mir meine Mutter immer gesagt, es gebe nur einen Gott, den Maruti, und wir beide opfern jeden Tag unserem Maruti.“ Gründlich enttäuscht sagte ich: „Ach Kind! Maruti ist gar kein Gott. Es gibt freilich nur einen Gott, das ist aber der Parmeschwar.“

Der folgende Tag, der 25. März, war das Fest Mariä Verkündigung. Ich flehte in der heiligen Messe ganz besonders die Fürsprache der seligsten Jungfrau für mein Vorhaben an, damit diese erste Verkündigung der frohen Botschaft unter den Räubern Akolas doch ihrer Zeit reichliche Früchte tragen möge. Nachdem ich das heilige Opfer vollendet hatte, sprach der Patil von Waki vor, um mir mitzutheilen, daß die ganze Mandali (= Versammlung) gestern Abend einstimmig beschlossen habe, auf meinen Vorschlag einzugehen, falls zu gleicher Zeit sich noch das eine oder andere Dorf mir anschließe. Das war auch eine frohe Botschaft für mich, und ich versprach dem Patil, abends dem Dorfe noch einmal einen Besuch abzustatten. Unterdessen war unser Fuhrwerk bereit gemacht worden, und wir stiegen auf, um noch einige Dörfer zu besuchen. Da wir nachmittags wieder hierher zurückzukehren beabsichtigten, ließen wir den Tragaltar und alles Gepäck hier, so daß wir auf unserem Karren etwas bequemer sitzen konnten. Zunächst fuhren wir auf unserer Straße weiter nach Bari, in der Luftlinie etwa fünf Meilen von Waki entfernt. Bari ist das letzte Dorf der Akola-Taluka in der Richtung nach Igatpuri, das von hier aus nur etwa zwölf Meilen entfernt ist. Hart hinter Bari erheben sich die über 1600 m hohen Kalsubai-Berge, welche wie eine steile Felsenmauer das Collectorat Nasik vom Collectorat Ahmednagar scheiden. Die Fahrt war so ziemlich wie am vorhergehenden Tage: beständiger Wechsel der Scenerien, schon binnen kurzem Ermüdung und Durst meiner Gefährten. Am meisten fesselten unsere Aufmerksamkeit die kühnen, hochaufstrebenden Kalsubai-Berge mit ihren ins Wunderlichste geformten Spitzen. Ein Ausläufer, kaum minder hoch als die Hauptkette selbst, erstreckte sich links von unserer Straße bis über Waki weit zurück. Von ihm pflanzten sich niedrigere Nebenzweige bis hart an unsere Straße heran, theilweise über dieselbe hinweg, so daß wir auch heute das Steigen und Senken der Straße in all seinen Reizen und Mühen reichlichst genießen konnten. Auf dieser Strecke konnten wir uns mit eigenen Augen von der den indischen Gebirgsbewohnern eigenen Art, die Felder zu düngen, überzeugen. Ist ein Feld vollständig umgeackert oder umgegraben, dann sucht der Eigenthümer mit Weib und Kind auf Meilen in der Runde herum kleines dürres Reisig. Was noch grün ist, wird umgehauen, damit die sengenden Sonnenstrahlen es möglichst bald austrocknen. Auf ihren harten Köpfen tragen sie dann schwere Bündel Reisig auf ihr Feld. Dasselbe wird gebrochen und geschickt lose über das ganze Feld gelegt. Darauf kommt eine ziemlich dichte Schichte dürres Laub und Gras, das ebenfalls oft weit hergeschleppt wird. Schließlich wird die ganze Fläche mit guter Ackererde dünn übersät. Die geschäftigen Hände der Frau, der Söhne und Töchter bringen einen Korb solcher Erde nach dem andern, die schon zuvor von dem Feld zusammengescharrt worden war, und schweigend nimmt sie der Vater in Empfang, um sie kunstgerecht auf das lose Laub und Gras zu streuen. Ist der ganze Acker mit dieser dreifachen Schichte überdeckt, dann wird das Brennmaterial auf der Windseite zugleich an mehreren Stellen angezündet. Und da beim Legen der untern Schichten auf gute Ventilation besonders Rücksicht genommen war, glimmt das Feuer langsam unter der aufgelegten Erde über das ganze Feld voran, bis alles Holz, Gras und Laub zur reinsten Asche verbrannt ist. Der Proceß dauert oft den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch. Selbstverständlich müssen während der ganzen Zeit Wachen ausgestellt sein, namentlich wenn Gestrüpp und trockenes Gras in der Nähe sind, um ein Unglück zu verhüten. Die obere Erdschichte hat zum Theil auch diesen Zweck, das lichterlohe Auflodern des Feuers unmöglich zu machen. Ihr Hauptzweck ist jedoch ein anderer: sie soll sofort die Asche decken, damit der Wind sie nicht nach allen Richtungen vertreibe und so den Düngungsproceß vereitle. Diese Arbeit geschieht einige Monate vor Einbruch der Regenzeit. Sobald die ersten schweren Regen niedergegangen sind, wird der Samen in die Asche gestreut, und bald sprossen die zarten Keime aus dem befruchteten Erdreiche hervor. Vielleicht scheint manchem Leser diese Art zu düngen sehr einfach und praktisch zu sein. Jedoch sie hat sehr große Uebelstände im Gefolge, zu deren Verhütung die englische Regierung schon einigermaßen Schritte gethan hat; aber vieles bleibt noch zu thun übrig. So kann es nämlich nie zu einem gedeihlichen Baumwuchs und zu Wäldern kommen, die doch diesen größtentheils unfruchtbaren Gebirgsgegenden Indiens im Verlaufe der Zeit den größten Reichthum verleihen und selbst die klimatischen Verhältnisse zum Bessern wenden würden. Jedes aufkeimende Sträuchlein, jede Staude wird alljährlich niedergehauen, um einem augenblicklichen Vortheil zu dienen. In andern Gebirgsgegenden Indiens, welche Wälder besitzen, kommen nicht selten infolge dieser Düngungsmethode ausgedehnte und sehr verderbliche Waldbrände vor.

Endlich erreichten wir Bari. Das Dorf liegt ungefähr eine Meile nach links von unserer Straße ab, und besteht aus zwei ungleichen Theilen, die etwa 400 m voneinander getrennt sind. Der kleinere Theil ist in eine scharfe Kluft zwischen der Kalsubai-Bergkette und ihrem oben erwähnten Ausläufer, der hier fast in einem rechten Winkel vorspringt, wie eingeklemmt, während der größere Theil südlich am Abhange des Berges gemächlich ausgebreitet ist.

Nach Besichtigung der Regierungsschule, die ich im elendesten Zustande fand, ließ ich mich vom Patil durch das Dorf geleiten. Er zeigte mir sein Haus und führte mir seine Kinder und Neffen vor. Auch die andern Koli kamen und zeigten sich bald sehr zutraulich. Auch hier sprach ich von den wichtigsten ewigen Wahrheiten, wie ich es tags zuvor in Waki gethan hatte. Gegen Schluß unserer Besprechung waren fast alle Kinder erschienen, auch jene, welche sich von der Schule ferngehalten hatten, und beim Abschied begleiteten mich Männer und Knaben eine weite Strecke, und die Väter baten mich, doch bald wieder zu kommen und ihre Kinder glücklich zu machen, wie ich es versprochen hätte.

Auf dem Rückwege nach Waki besuchten wir ein anderes Dorf, Warangusi. Dasselbe liegt halbwegs zwischen Bari und Waki, dicht am Fuße eines hohen Berges, ungefähr eine Meile von der Straße ab. Der Berg gehört zu einem andern Ausläufer der Kalsubai-Kette, läuft fast parallel mit dem früher erwähnten auf der andern Seite der Straße und bildet gerade vor Warangusi einen vollständigen Halbkreis. In diesem Halbkreis zwischen dem Fuße des Berges und einem mäßig hohen Hügel, der sich in der Lücke des Kreises erhebt, windet sich Warangusi hindurch und schiebt einzelne Häuserreihen wie Arme in die verschiedenen tief ausgewaschenen Einschnitte des Berges

vor, so daß eigentlich das ganze langgestreckte Dorf mit all seinen Seitenarmen nur von der Spitze des Hügels aus überschaut werden kann. Das Dorf zählt gegen 200 Häuser, gehört somit zu den größern Koli-Dörfern. Der Patil, welcher wegen seiner Rechtschaffenheit und seines Ansehens vom Mamlatdar mir besonders empfohlen worden war, ist ein Mann in den besten Jahren, stark gebaut, etwas korpulent, und macht eher den Eindruck, daß er ein wohlhabender Kunbi sei. Ich sagte ihm dies offen heraus, weil ich aus Erfahrung weiß, daß diese Leute so etwas gerne hören. Er schmunzelte und klopfte mir auf die Schulter und erwiderte: „Das sagen mir alle; aber ich bin ein echter Koli." Im allgemeinen ist der Körperbau der Koli nicht so stark wie der der Kunbi, wohl eine Folge ihrer ärmlichen Verhältnisse, aber auch des Malariafiebers, das hier alljährlich haust. Auf meine Bitte ließ der Patil alle Männer zusammenrufen, und nun beriethen sie über meine Vorschläge. Der Patil ergriff das Wort: „Was meint die Mandali (= Versammlung)? Dieser Herr sagt, Warangusi sei ein großes, stolzes Dorf und zähle viele Kinder. Es sei jammerschade, daß für dieselben keine Schule existire. Dieser Herr ist bereit, uns einen Lehrer zu geben und unsere Kinder zu unterrichten, um sie brav und gut und glücklich zu machen. Was sagt die Mandali?" Alle erwiderten: „Was meint unser Patil? Seine Ansicht ist unsere Ansicht." Der Patil antwortete: „Ich glaube, wir sollen auf den Vorschlag eingehen." Und sofort waren alle einverstanden. Ich muß gestehen, daß dies Dorf mir am meisten gefiel, und ich wäre



Im Walde von Kahe. (S. 231.)

sofort bereit gewesen, hier zu bleiben, um von hier aus das Bekehrungswerk unter den Koli zu beginnen. Dies sagte ich den Leuten, und sogleich boten sie mir den Hügel vor dem Dorfe an, von wo aus ich sie und ihre Kinder alle übersehen könnte. Nachdem ich auch hier das erste Samenkorn ausgestreut hatte, verabschiedete ich mich von den guten Leuten. Sie ließen es sich aber nicht nehmen, mich mit ihren Knaben eine Strecke weit zu begleiten. Nachmittags um 3 Uhr endlich kamen wir wieder in Waki an.

Schon nach einer Stunde machte ich mich wiederum auf den Weg und besuchte zu Fuß ein anderes Dorf, Manhere, von Waki aus etwa zwei Meilen tief in den Bergen gelegen. Mein Führer, ein Koli, eilte voraus, um mir den äußerst romantischen Fußpfad, der über zahlreiche Hügel und durch kleine, reizende Thälchen führte, zu weisen. In den Mulden und an den Seiten der Hügel hatten die Hände der Gebirgsbewohner manche Strecken Landes urbar gemacht. Aber wie undankbar dieses großentheils steinige Erdreich ist, kann man schon aus dem Umstande schließen, daß die meisten dieser Felder höchstens 30 Schritte lang und 10 bis 20 Schritte breit sind. Und doch, kaum ist es dem armen Mann gelungen, im Schweiße des Angesichtes ein Aeckerchen sich zurechtzumachen, da erscheint schon der Kulkarni, um im Namen der Regierung die Steuer abzufordern. In den Rinnen der kleinern Wildbäche, die den größern Theil des Jahres hindurch nur wenig Wasser enthalten, werden von Zeit zu Zeit große Stein- und Erddämme durchgebaut, um die Ackererde, die mit großer Mühe hierher zusammengetragen wird, und die nöthige Feuchtigkeit fest zu bannen. Solche stets feuchten Bachbette sind die günstigsten

Stellen für Anpflanzung von Reis. Selbstverständlich sind auch diese Reisfelder, oder besser Reisbeete, nur sehr klein. In den erwähnten Steindämmen sind Lücken und Oeffnungen gelassen, um, wenn zu viel Wasser nachströmen sollte, demselben sofort freien Abzug zu gewähren. Auch Weizen wird hier theilweise in solchen Rinnsalen gezogen. Aber derselbe sieht weit ärmer und geringer aus als der europäische Weizen. Wir sahen Manhere nicht, trotzdem es auf Anhöhen liegt, bis wir nahe vor demselben standen, so war es verdeckt und versteckt unter dem üppigen Grün der Mango-, Nimb- und Bokanbäume. Auch hier fanden wir die männliche Bevölkerung, die Zilam rauchend, in ihrer Zaudi, die wiederum zugleich Marutitempel war. Sofort erhoben sich alle bei meinem Erscheinen, mich zu begrüßen. Der Patil war ein Neuling in seinem Amte; erst seit gestern führte er das Dorfscepter, und war darum sehr verlegen. Bis dahin war sein Bruder Patil gewesen, sah sich aber genöthigt, wegen fortgeschrittenen Aussatzes sein Amt niederzulegen. Das Gespräch drehte sich natürlich um denselben Gegenstand wie in den andern Koli-Dörfern, die ich besucht hatte, und auch hier war ich von dem Resultat meines ersten Besuches vollständig befriedigt. Zum Schluß ward ich im ganzen Dorfe umhergeführt, und nun erst gewahrte ich, daß das ganze Dorf eigentlich aus drei sehr großen Häusercomplexen besteht, die alle, dicht mit Bäumen umgeben, auf verschiedenen Hügeln, durch Mulden getrennt, liegen. Fast jeder Koli wollte mir sein Haus zeigen, und um die Leute zu gewinnen, mußte ich natürlich an allem Interesse bekunden. Ueberall wurden mir die Kinder, Knaben und Mädchen, zugeführt, damit ich sie sehe und einige Worte zu ihnen spreche,



Das Rhinoceros (S. 231.)

und dies kleine Völklein ward bald so vertraut, daß, als ich bei herannahender Dunkelheit dem Dreihügeldorf Lebewohl sagte, sie mit Gewalt zurückgehalten werden mußten. Auf dem Rückwege beeilten wir uns sehr; denn die Dämmerung in Indien dauert ja nur kurze Zeit, und im Dunkel würde auf dem halsbrecherischen Pfad ein Fehltritt und infolge davon ein Sturz in einen Abgrund nicht gerade zu den Unmöglichkeiten gehören. In Waki angelangt, ließ ich mir rasch ein Glas Wasser reichen; so kühl und erfrischend ist das Waki-Quellwasser, wie ich es in Indien nirgends getrunken habe. Der gefällige Mamlatdar von Akola hatte nicht verfehlt, mich darauf aufmerksam zu machen, daß in der Nähe von Waki ein kleiner Quell sei, dessen Wasser unmittelbar zwischen den Felsen durchsickere und wegen seiner Vortrefflichkeit und Kühle weit und breit berühmt sei. Noch mußte ich, meinem Versprechen gemäß, den Leuten von Waki einen Abschiedsbesuch machen. Da es schon vollständig dunkel geworden war, nahm mein Begleiter eine Laterne, und so konnten wir, freilich nach vielem Stolpern auf dem rauhen, unebenen Pfade, das Dorf erreichen. Wiederum saßen die Männer, genau wie gestern, in ihrem Tempel, dem „göttlichen" Maruti den Rücken zugewandt, die Zilam rauchend. Man hätte meinen können, sie hätten seit gestern ihren Platz nicht gewechselt. Sie waren sehr erfreut, daß ich mein gegebenes Wort löste, und baten mich beim Abschied dringend, ja bald wieder zu kommen.

So hatte ich denn wenigstens ein paar Koli-Dörfer gesehen, und ich glaubte nun im stande zu sein, mir einigermaßen ein Urtheil zu bilden. Die Koli schienen mir trotz ihres wilden Charakters und der großen Ausschreitungen, zu denen sie sich zeitweilig hinreißen lassen, zutraulich und lenksam; und ich glaube die Hoffnung hegen zu dürfen, daß, wenn ein Missionär sich

ihnen vollständig widmen, unter ihnen wohnen, tagtäglich mit ihnen verkehren und sich namentlich ihrer Kinder annehmen wird, sie sich vielleicht nach einigen Jahren dem Christenthum unterwerfen werden.

Auf der Heimreise besuchte ich Undirgao, das wir am 30. März in der Mittagshitze erreichten. Durch die Unterstützung großmüthiger Leser der „Katholischen Missionen" waren wir in stand gesetzt worden, unter der Leitung des um die Heidenmissionen sehr verdienten Br. Jos. Dilschneider S. J. hier eine Kapelle mit Priesterzimmer zu bauen. Bei meinem Besuche war eben der Dachstuhl auf die Mauern gesetzt worden. Hier und in dem Dorfe Podhegao, das ich am folgenden Tag (31. März) besuchte, waren die seelsorglichen Arbeiten dieselben wie in den Dörfern der Sangamner-Taluka. Podhegao gehört zur Rehuri-Taluka und liegt an dem linken Ufer der Prevera, während Undirgao kaum ein paar Meilen diesseits des Godaveri ist. In Podhegao haben wir eine katholische Schule schon seit fast einem Jahre. Die Leute in Podhegao und Undirgao sind uns sehr anhänglich und treu. Am 1. April endlich erreichten wir Wallan. In den beiden Dörfern, die wir zuvor zu passiren hatten, Malunja und Khudsargao, begnügte ich mich, unsern Christen und unserer Schule einen kurzen Besuch abzustatten. Da die Dörfer nur sieben bezw. fünf Meilen von Wallan entfernt sind, werden sie fast allwöchentlich von uns besucht.

Schon nach wenigen Tagen erhielt ich von meinen Oberen die Mittheilung, daß in diesem Jahre wenigstens an eine gleichzeitige Eröffnung zweier Missionsstationen nicht gedacht werden könne. Indessen sei es beschlossene Sache, die Gründung einer Station wenigstens zu versuchen. Nach ernstlicher Ueberlegung entschieden die Vorgesetzten, Sangamner solle an erster Stelle in Angriff genommen werden. Gelingt es uns, in dieser Stadt von 10000 Einwohnern dem Christenthum Eingang zu verschaffen, dann werden voraussichtlich binnen wenigen Jahren die meisten Dörfer der Taluka dem Beispiele der Hauptstadt folgen, und wir haben die beste Aussicht, eine zahlreiche Christengemeinde erstehen zu sehen; dies um so mehr, als keine protestantischen Missionäre sich bisher hier dauernd niedergelassen haben. Ich erhielt demnach die Weisung, möglichst bald die nöthigen Schritte zu thun, um selber bis auf den 1. Juli nach Sangamner übersiedeln zu können. Wallan sollte unter der Leitung meines bisherigen treuen Mitarbeiters, des hochw. P. Kräig S. J., verbleiben. Ihm gesellte sich aus Puna der hochw. P. F. Trenkamp S. J. zu. Leider ward meine endgiltige Uebersiedlung von Wallan verzögert. Zunächst brach in den meisten unserer Dörfer um Wallan die Cholera aus, so daß P. Kräig und ich vollauf zu thun hatten, um tagtäglich die von der Seuche ergriffenen Dörfer zu besuchen. Auffallenderweise starben nur wenige unserer Christen, während der Tod unter den Heiden eine unverhältnißmäßig reiche Ernte hielt. Bei dieser Gelegenheit hatten wir den Trost, ziemlich vielen Heidenkindern in der Todesgefahr die heilige Taufe spenden zu können.

Leider starb in dieser Zeit ganz unerwartet der hochw. P. H. Daling S. J., der als Generalvicar von Puna der Heidenmissionen sich ganz besonders angenommen hatte. Mit unglaublicher Energie lernte er noch in bereits vorgerückten Jahren das schwierige Marathi; und daß er es darin weit brachte, mag der Leser aus dem Umstande schließen, daß er vor einem Jahre die Uebersetzung des Neuen Testaments der größern Biblischen Geschichte von Schuster im Druck veröffentlichen konnte. Wenige Wochen vor seinem Tod war es ihm vergönnt, sein zweites Marathi-Werk im Druck veröffentlicht zu sehen, die kleinere Ausgabe der Biblischen Geschichte von Schuster.

Infolge all dieser Verzögerungen war der Umzug nach Sangamner erst am 27. Juli möglich. Die bisher erzielten Resultate müssen großentheils der christlichen Charitas der Leser der „Katholischen Missionen" zugeschrieben werden. Sollen sich unsere Missionen gedeihlich entfalten, dann sind wir in Zukunft noch mehr als bisher auf die Großmuth anderer angewiesen, weil ja das Arbeitsfeld immer bedeutendere Ausdehnung annimmt. Gebe Gott, daß unsere Pläne in betreff Sangamners sich verwirklichen, damit wir dann bald den Räubern in der Akola-Taluka unsere Thätigkeit widmen können!

Nachrichten aus den Missionen.

Palästina.

Jerusalem. Die Feier des Eucharistischen Congresses und ihr Eindruck auf die nicht-unirten Kirchen des Orients. Unsere Leser werden gewiß in den Tagesblättern und Zeitschriften dieser großartigen Kundgebung des katholischen Glaubens mit Spannung gefolgt sein. Immerhin dürften einige Ergänzungen aus weniger zugänglichen Berichten willkommen sein.

Ein nordamerikanischer Bischof, Msgr. de Goesbriand von Burlington (Vt.), der an dem Congreß theilgenommen, nennt die Idee, den diesjährigen Sitz dieser in ihrem Zweck und Wesen so schönen Versammlungen in die heilige Stadt zu verlegen, einen von Gott eingegebenen Gedanken. In der That „kann es für eine solche Versammlung", so schrieb der Heilige Vater in seinem Zustimmungsbreve an den Bischof von Lüttich, den ständigen Vorsitzer des Congresses, „keinen geeignetern Ort geben, als die heilige Stadt, in welcher Christus der Herr jenes wunderbare Pfand der Liebe eingesetzt hat, und man kann mit Recht erwarten, daß die Gläubigen des Orients mit neuem heiligen Eifer für die Verehrung des allerheiligsten Sacraments erfüllt werden". Die Hoffnung auf die Wiedervereinigung der schismatischen Orientalen mit der katholischen Kirche ist hier nicht direct ausgesprochen, obschon dieser Gedanke zweifellos im Hintergrunde stand und auch die Gebete und Reden des Eucharistischen Congresses davon getragen waren. Außerdem galt es, eine „neue Belebung der Beziehungen und des Gefühls der Zusammengehörigkeit mit den unirten Kirchen der verschiedenen Riten herbeizuführen, und das ist in einer hocherfreulichen Weise gelungen". Lassen wir uns von dem Berichterstatter des „Heiligen Landes" zunächst den Einzug des päpstlichen Delegaten, Sr. Eminenz des Cardinal-Erzbischofs von Reims, Msgr. Langénieux, erzählen, der am 14. Mai stattfand. Am Bahnhof ließen alle in Jerusalem vertretenen europäischen Mächte den Cardinal durch ihre Kawasse begrüßen und machten ihm am folgenden Tage persönlich ihre Aufwartung. „Nach den Empfangsfeierlichkeiten stieg der Cardinal zu Pferde und ritt, voran ein Musikcorps, welches aus Beirut herübergekommen war, von einer unabsehbaren Menschenmenge begleitet, zum Jaffathor. Im Innern der Stadt, nahe dem Thore, hatte unter dem Baldachin der Patriarch von Jerusalem, Ludwig Piavi,

mit dem Weihbischof Pascal Apodia, seinem gesamten Clerus und den Seminaristen des Priesterseminars Aufstellung genommen. Er war umgeben von den Patriarchen und deren Generalvicaren der verschiedenen unirten Riten der Griechen, Armenier, Maroniten, Chaldäer, Syrier, Bulgaren. Aus Aegypten, vom Libanon her, aus Mesopotamien, Armenien, aus dem nördlichen Syrien und Bulgarien waren sie in den verschiedensten Trachten dahergekommen. Weiter standen hier Bischöfe aus Canada, Mexico, England, Belgien, Italien, der Schweiz, sowie die Directoren der Pilgerhäuser in Jerusalem, namentlich des österreichischen und deutschen Pilgerhauses, mit den Priestern aus Deutschland, welche zum Congreß gekommen waren, alle mit Rochette bekleidet. Es war ein Schauspiel, wie es wohl selten in dieser Farbenpracht, Eigenart und Lebhaftigkeit zu sehen ist. Da stand das aus mächtigen Quadersteinen erbaute Jaffathor mit seinen mittelalterlichen Zinnen, links daneben die Davidsburg, weiter links zurück der Sionsberg; die Straßen waren dicht gedrängt von Menschen aus allen Nationen und Ländern mit den buntesten und verschiedensten Trachten, wie nur der Orient sie kennt. Pechschwarze Negergesichter, dunkle Arabergestalten, gelbe Judentypen, weiße Europäer, bis tief hinein in die engen Gassen standen sie Kopf an Kopf. Dort oben saßen Araber mit ihren in der Luft baumelnden Beinen auf den Zinnen des Jaffathores und auf der Plattform der Davidsburg. Die Dächer und Balkone aller Häuser waren von Zuschauern bis zur Gefahr des Einsturzes belastet. Musik erschallte, Fahnen wehten, Evvivas ertönten: der Cardinal, feierlich einherschreitend, naht sichtlich bewegt dem Patriarchen von Jerusalem. Derselbe hält seine Begrüßungsrede; der Cardinal antwortet in einer begeisterten Ansprache mit dem Hinweis auf die Aufgaben des Friedens, welche der Congreß zu lösen habe, und auf die geistige Schönheit der Stadt Jerusalem, deren heilige Stätten er betrete. Nun stimmt der Chor das Ecce Sacerdos magnus an. Wie lange mag das auf den Straßen Jerusalems nicht mehr gesungen worden sein! Dann setzt sich der Zug in Bewegung, der Patriarch geht neben dem Cardinal-Legaten unter dem Baldachin. Der Legat segnet feierlich die dichten Scharen, welche sich namentlich in den Querstraßen weit hinauf aufgestellt haben. Das türkische Militär bildet ein weitgezogenes Spalier; die Offiziere sind emsig beschäftigt, Ordnung zu halten. Und es gelingt musterhaft. So bewegt sich der Zug unter fortwährendem Chorgesang die engen Gassen hinab bis zur Kirche des heiligen Grabes. Der türkische Tempelwächter steht selbstbewußt und doch voll Erstaunen auf dem Tempelplatz. Der Cardinal begibt sich zu kurzer Verehrung in das heilige Grab und besteigt dann den vor dem Katholikon der Griechen, deren Popen neugierig von oben herunterschauen, aufgeschlagenen Thron. Umgeben von den Patriarchen und Bischöfen, ertheilt er den päpstlichen Segen, worauf er nach Ablegung der Pontificalgewänder unter den Klängen der Musikkapelle vom Clerus zu seiner Wohnung ins Patriarchat geleitet wird. Es hatte sich mit seinem Einzug ein Act vollzogen, dem man eine historische Bedeutung nicht absprechen kann. Seit sechs Jahrhunderten hat kein Cardinal mehr die heilige Stadt betreten. Papst Pius IX. konnte erst wieder das lateinische Patriarchat in Jerusalem errichten. Jetzt zog ein Cardinal-Legat seines Nachfolgers mit allen Ehren, von Tausenden Katholiken begleitet, in die heilige Stadt. — Sion, freue dich!"

Am folgenden Morgen fand die erste Sitzung des Eucharistischen Congresses statt. Die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorträge — die Sprache war das den meisten orientalischen Bischöfen geläufige Französisch — waren ein großer Lobeshymnus auf das heiligste Sacrament.

Msgr. Gregor I., der griechisch-unirte Patriarch von Jerusalem, faßte die zeugnißkräftigen Ausdrücke der Anbetung und der Liturgie der griechischen Kirche in einer gehaltvollen Studie zusammen. Besonders interessant waren seine Ausführungen über die Liturgie der „Präsanctificata", die bei uns bloß in der Karfreitagsmesse noch üblich, während der Priester der griechischen Kirche an den meisten Tagen der Fastenzeit nur die heilige Hostie communicirt, die am vorausgegangenen Sonntag consecrirt und dann aufbewahrt wurde.

Der lateinische Patriarch Msgr. Piavi sprach über die Liturgie des heiligen Apostels Jacobus, die Grundlage der meisten orientalischen Secten. Msgr. Giragiri, griechisch-melchitischer Bischof von Paneas in Syrien, untersuchte im Anschluß an das Thema des griechischen Patriarchen die drei Varianten der griechischen Liturgie: die des hl. Basilius von Cäsarea, des hl. Chrysostomus und die der „Präsanctificata". Msgr. Kandalafta, syrischer Bischof von Tripolis, hielt einen Vortrag über die syrische Liturgie, Dr. Athanasius Aben-Saïd, der Vertreter des Apostol. Provicars der unirten Kopten, über die Liturgie des koptischen Ritus, die im wesentlichen diejenige der altberühmten Kirche von Alexandrien ist und auf den hl. Marcus und die hll. Basilius und Gregor von Nazianz zurückführt. Ihren eigenartigen Charakter erhält sie dadurch, daß sie einen fast ununterbrochenen Dialog zwischen dem Celebranten, Diakon, dem Dolmetscher und dem Volke bildet, welches am heiligen Opferritus bis in die Details hinein theilnimmt. Abbé Martin, Pfarrer von Ausage (Drôme) sprach über den slavischen Ritus, wie er heute noch bei den unirten Bulgaren (ca. 60000) im Gebrauch ist. Msgr. Rahmani, Erzbischof von Bagdad, folgte mit einer meisterhaften Darlegung des syrischen Ritus. Er wies unter anderem darauf hin, daß die Sprache seiner Kirche dieselbe sei, deren sich der Heiland bediente, als er Simon zum Felsen (Kephas) seiner Kirche machte, bei seinen Wundern, z. B. wo er das Töchterlein des Jaïrus zum Leben erweckte mit den Worten: Talitha cumi! (d. h. Mädchen, stehe auf!) und endlich als er sein Opfer vollendend ausrief: Eli, Eli, lamma sabakthani? (Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?) P. Michel von der Genossenschaft der Weißen Väter, die das griechisch-melchitische Seminar von St. Anna in Jerusalem leiten, führte in vortrefflicher Ausführung den geschichtlichen Nachweis, mit welcher Sorge und Liebe die Päpste von jeher die Riten der orientalischen Kirchen zu erhalten gesucht. Msgr. Debs, der maronitische Erzbischof von Beirut, brachte einen Aufsatz über das Dogma der Gegenwart Christi im heiligsten Sacrament in der syrisch-unirten und -nicht-unirten Kirche. Msgr. Nikolaus Cadi, griechisch-melchitischer Erzbischof von Bostra und dem Hauran, legte die in der griechischen Liturgie enthaltenen, die Verehrung des heiligsten Sacramentes betreffenden Zeugnisse vor. Msgr. Tazian, Bischof von Adana, endlich verbreitete sich über die Liturgie des armenischen Ritus u. s. w.

Diese und andere zum Theil meisterhaften Vorträge bildeten nicht bloß eine großartige Verherrlichung dieses hehren Geheimnisses, sondern brachten im Verein mit den herzlichen, durch keinen Mißton gestörten Verkehr der Bischöfe aus Westen und Osten die Einheit im Glauben und das Gefühl der Zusammengehörigkeit der morgen- und abendländischen Kirche zum schönsten Ausdruck. Dazu kam eine in Jerusalem seit den Tagen der Kreuzzüge nie mehr gesehene Entfaltung des kirchlichen Cultlebens, das, durch das Zusammenwirken der verschiedenen Riten, ein jeder mit

der ihm eigenthümlichen Schönheit sich doppelt glanzvoll gestaltete, und endlich die heilige Weihe der Andacht, welche durch die Tag und Nacht in allen Conventen, Kirchen und geweihten Stätten fortgesetzte ewige Anbetung in allen Pilgern genährt und gehoben wurde.

Ergreifend schön war, wie der oben genannte amerikanische Bischof erzählt, namentlich die Feier des hohen Pfingstfestes. Der Platz, wo einst der durch die Einsetzung des heiligsten Sacramentes und die Herabkunft des Heiligen Geistes den Christen so heilige Abendmahlssaal gestanden, ist heute leider in den Händen des Islam, und die an der Stelle erbaute Moschee den Christen nur gegen ein Trinkgeld zugänglich. Da kamen die PP. Assumptionisten, die Leiter des Pilgerzuges, auf die glückliche Idee, dicht daneben einen geräumigen Platz zu miethen. Hier wurden am Feste unter einem Riesenzelt die heiligen Geheimnisse gefeiert und wohl an die hundert heilige Messen gelesen. Der Platz ist wahrscheinlich derselbe, wo einst Petrus am ersten christlichen Pfingstfest zu den Tausenden von versammelten Juden gesprochen.

Der Bischof schließt seinen Bericht: „Wie keiner, der dem Eucharistischen Congresse beigewohnt, jemals vergessen wird, was er in diesen Tagen in Jerusalem gesehen, so wird auch Jesus Christus nicht die Gebete und Bußübungen vergessen, die ihm für die Wiedervereinigung der orientalischen Christen mit ihren Brüdern im Westen unter dem einen wahren Hirtenstabe dargebracht wurden."

In der That hat das Ereigniß im Orient einen tiefen Eindruck hinterlassen. Möge Gottes allmächtige Gnade das angefangene Werk fördern!

Hinterindien.

Apostol. Vicariat von Siam. Stand der katholischen Mission. Die Spannung, mit der gegenwärtig die europäischen Mächte auf die Vorgänge in diesem hinterasiatischen Kaiserreiche hinschauen, das Frankreich wenigstens theilweise seinem indo-chinesischen Kolonialreich angliedern möchte, dürfte einen kurzen Ueberblick über die Verhältnisse der katholischen Mission in Siam wünschenswerth erscheinen lassen.



Der Meruberg (4000 m) von der Ebene Nieder-Arousha aus gesehen. (S. 231.)

Dieselbe umfaßt außer dem eigentlichen Siam die Tributärstaaten von Tringanu, Kalatan, Patani, Quedah, sämtlich auf der Halbinsel Malakka, und das Laosland im Osten des Kaiserreichs. Das herrliche Land ist trefflich bewässert und überreich an den werthvollsten Producten des tropischen Ostens. Die Bevölkerung besteht zunächst aus den eigentlichen Siamesen, die sich stolz die „freien Männer", Thai, nennen, ein kleiner aber gedrungener Menschenschlag mit hervorstehenden Backenknochen, schiefgeschnittenen Augen und olivengelber Farbe. Sie halten schwarzgefärbte Zähne für eine besondere Schönheit, und die Reichern lassen sie außerdem in Gold fassen. Höflich, verschlagen, gewandt und habsüchtig, ähnlich den Chinesen, sind sie, wie diese, leidenschaftliche Spieler und setzen oft, nachdem sie ihr letztes Kleidungsstück verpfändet, schließlich sich selbst und ihre Kinder aufs Spiel. Neben den Siamesen sind auch die Annamiten, die Abkömmlinge von annamitischen Kriegsgefangenen, sehr zahlreich. Ueber 300 000 Chinesen suchen hier, meist als Krämer und Kaufleute, ihr Glück. Der Rest der Bevölkerung bildet ein buntes Gemisch von Einwanderern aus Kambodscha, Birma, Vorderindien und — da Siam seit mehreren Jahrhunderten schon dem Verkehr offen steht — Europäern aus allen möglichen Nationalitäten. Eine große Verschiedenheit in Sprache, Sitte und Körperbau zeigen die Laosvölker des Nordens und Ostens und der aus Sumatra eingewanderten, meist mohammedanischen Malaien der Malakkahalbinsel. Die Staatsreligion der Siamesen ist ein eigenartig zugestutzter Buddhismus. Die Pagoden sind reich und prachtvoll geschmückt; in ihrem Heiligthum machen sich die monströsen, dickbäuchigen Buddhastatuen breit. Die Priester, Talapoine, stehen in hohem Ansehen, und jeder siamesische Knabe muß wenigstens eine Zeitlang die siamesische Mönchstonsur und

den safrangelben Banzenrock tragen. Besonders eigenthümlich ist in Siam der Cult des „heiligen weißen Elefanten", der neben dem Kaiser, dem „Herrn des Lebens", dem „Beherrscher der Erde" und „Herrn des weißen Elefanten", seinen eigenen prachtvollen Palast oder Tempel besitzt und hier als Schutzgeist des Landes von zahlreichen Dienern und Priestern bedient wird. Täglich erkundigt sich der kaiserliche Leibarzt nach dem Befinden des hohen Thieres, dem die Diener knieend in silbernen Schüsseln das Futter reichen, und vor dem auch die ersten Kronbeamten huldigend sich verneigen müssen. Jeder arme Sterbliche, der sich diesem einzigen Vierfüßler nähern will, um die Fransen der kostbaren Schabracke zu küssen, muß erst eine Rupie als Opfer entrichten. Allmorgendlich wird der göttliche Elephant, dessen Riesenleib von Gold und edlen Steinen ganz überladen ist, von Priestern hoch auf die obere Schwelle des Tempels hinausgeführt. Sobald der Koloß sich würdigt, seinen von Diamantenschmuck blitzenden Rüssel emporzuheben — das Zeichen zum Gebete — sinken alle Anwesenden auf die Kniee, ein Knabenchor fällt ein mit heiligen Gesängen, und die Bonzen haben genug zu thun, all die Opfergaben einzusammeln, wobei ihnen der Elefant getreulich hilft, indem er mit seinem Rüssel gewandt die für ihn bestimmten Leckerbissen sich aussucht.

Auch sonst ist die Religion der Siamesen von dem geschmacklosesten und lächerlichsten Zauber- und Geisterwahn beherrscht (vgl. die Aufsätze im Jahrgang 1883). Die Verfassung ist der denkbar strengste orientalische Despotismus. Der Thron ist in der Herrscherfamilie erblich; die Wahl des Kaisers fällt gewöhnlich auf den ersten nach seiner Thronbesteigung geborenen Prinzen. Indes dürfte das siamesische Despotengeschlecht seine schönsten Tage gesehen haben. Das Land ist in drei große, wieder in mehrere Provinzen getrennte Statthalterschaften eingetheilt. Die ganze männliche Bevölkerung ist zu einem sechsmonatlichen Militärdienste verpflichtet. Die Soldaten erhalten keinen Sold und sind ähnlich gekleidet wie die annamitischen Truppen. Deutsche und englische Offiziere haben seit Kaiser Mongkut, der die europäische Cultur sehr begünstigte, eine völlige Reorganisation der Land- und Seemacht durchgeführt.

Die Missionsgeschichte von Siam, deren Anfänge wir früher (Jahrg. 1883) ausführlich erzählten, ist, wie die der andern hinterindischen Reiche, eine lange Tragödie voll blutiger Zwischenspiele.



Die Wüste von Same und die Sogonoi-Berge im Massailand. (S. 232.)

Nur langsam hat sich die Mission in diesem Jahrhundert aus den Trümmern herausgearbeitet. Folgendes ist der gegenwärtige Stand der Mission: Unter einem Apostolischen Vicar, Msgr. Ludwig Vey, wirken 48 Missionäre, wovon 11 eingeborene Priester sind. Das Priesterseminar bei Bang-sang zählt 52 Alumnen. Bangkok, das siamesische Venedig und Residenz des Apostolischen Vicars, zählt allein unter 400 000 Einwohnern 6000 Christen, besitzt 5 Gemeinden mit ebenso vielen Kirchen, ein Colleg mit 212 einheimischen Zöglingen, ein Pensionat der Schwestern vom Kindlein Jesu, ein Hospital und mehrere andere Anstalten. Die Gesamtzahl der Katholiken beträgt über 20 000, die sich auf 43 Gemeinden vertheilen. Die Mission erzieht in 57 Schulen 2737 Kinder, hat 17 Waisenhäuser mit 433 Knaben und Mädchen, 4 Spitäler mit ca. 500 Kranken, ein Katechistenhaus mit 39 Zöglingen und eine landwirtschaftliche Schule. Was die Neugestaltung der politischen Verhältnisse der Mission bringt, ist noch abzuwarten.

Südafrika.

Mission am portugiesischen Unter-Sambesi. Fortschritte der Mission in Borama. Im Anschluß an den Artikel „In und um Boroma" (S. 115 ff.) werden unsere Leser gewiß mit Freuden den folgenden ausführlichen Bericht des nunmehrigen Obern P. Ladislaus Menyhardt S. J. über den gegenwärtigen Stand dieser Centralstation lesen.

Nach einem kurzen Rückblick über die Missionsgeschichte des Untern Sambesi und einer Schilderung der Verhältnisse in der Provinz Mozambique überhaupt fährt er fort:

„Was unsern Gesundheitszustand anbelangt, so wissen Sie bereits, daß im ersten Jahre nach unserer Ankunft infolge der ungesunden Wohnungen und anderer wenig günstiger Umstände vier unserer Laienbrüder dem Klima und den Entbehrungen zum Opfer fielen, und daß eine Schwester auf der Reise nach Boroma starb. Gegenwärtig hat sich alles das geändert. Unser neues Haus, zwar noch provisorisch, aber sehr gesund, steht auf dem Plateau eines Hügels, der von allen Seiten isolirt ist und von einer erfrischenden Brise vom Strome her bestrichen wird. Auf demselben Plateau ist auch ein großes Haus aus Holz für unsere schwarzen Zöglinge erbaut, zwei Werkstätten, mehrere andere kleine Bauten und ein Kalksteinbau, der die Küche unserer zukünftigen Niederlassung bilden wird, deren Ziegelmauern schon bis zum ersten Stockwerke reichen. (Inzwischen wohl vollendet.) Wir haben vor, neben unserer Residenz eine große Kirche zu erbauen

und andere nothwendige Gebäulichkeiten. Dies wird noch geraume Zeit in Anspruch nehmen; denn die Bauten sollen solid und dauerhaft sein. Kalk, Ziegel, Bretter, Balken, alles dies verfertigen und zimmern unsere Neger unter Leitung der Missionäre. Am Fuße des Hügels erheben sich schon die ersten Hütten eines christlichen Dorfes, das wir unter den besondern Schutz der hl. Anna gestellt haben und das später den Namen seiner glorreichen Patronin führen wird. Rings um den Hügel in etwas weiterer Entfernung, besonders in einem sehr hübschen Thale, liegen zwölf Dörfer zerstreut mit 2000 Seelen. Obwohl ich bereits oben von unserem Gesundheitszustande gesprochen habe, so halte ich es doch für nothwendig, noch einmal auf diesen Punkt zurückzukommen. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung glaube ich, daß wir nach allen Regeln der Hygiene, praktischen sowohl wie theoretischen, gegenwärtig in einer sehr gesunden Gegend leben. Ich darf diese Behauptung aufstellen, da ich einiges von der Hygiene verstehe und viele Jahre Professor in diesem Fache war. (P. Menyhardt war längere Jahre Professor an der Universität von Kalocsa.) Ja, zufolge der meteorologischen und klimatologischen Beobachtungen, die ich anstelle, dürften in ganz portugiesisch Ost-Afrika wenige Gegenden sein, die sich, was hygienische Vortheile betrifft, mit unserem Prazo vergleichen ließen. Ein anderer Beweis für meine Behauptung ist der ausgezeichnete Gesundheitszustand, dessen sich das ganze Personal der Mission jetzt erfreut.

„Nun wissen Sie also, wie wir hier in Afrika leben. Aber wir arbeiten auch. Unsere Hauptaufgabe besteht in der Civilisirung dieses armen Negervolkes, die wir durch seine Bekehrung zum Christenthum erreichen. Das einst in Heidenthum versunkene Europa verdankt seine Civilisation ja auch dem Christenthum — und ohne Christenthum wird man vergebens an der wahren Civilisirung eines Volkes arbeiten.

„In unserer kleinen Kirche haben wir bereits alle jene Andachten eingeführt, die in den Kirchen Portugals üblich sind. Predigt und Unterricht wird fleißig gehalten. Es hatte dies zur Folge, daß die Bevölkerung des Prazo sich vielfach in unserer unmittelbaren Nähe niederließ. Im verflossenen Jahre durchwanderten wir viermal das große uns anvertraute Gebiet, um die auf dem Prazo zerstreut wohnenden Schwarzen in der christlichen Religion zu unterrichten und den Kranken beizustehen. In einem der größern Dörfer, Mutatadzi Superior genannt, hielt ich während eines halben Jahres fast jeden Sonntag regelmäßigen Unterricht, ohne die übrigen größern Dörfer: Mnta-Mussiampusse, Maral, Shamba, Kaiacha, Msidizi, Mussanangue, Komadzi, Nhaonbue rc., zu vernachlässigen.

„Die Schule bildet unsere zweite Hauptbeschäftigung. Hier zu Lande begegnet die Errichtung einer Schule zahlreichen Schwierigkeiten. Die Schwarzen sind nämlich voll von Vorurtheilen gegen unsere Schule, und daher kam es, daß alsbald mit der Eröffnung derselben sich auch falsche Gerüchte in Umlauf setzten. Alle, welche die Schule besuchten, sagten, die Schwarzen seien unsere Sklaven, und eines schönen Tages werde ein Dampfer den Sambesi heraufkommen und alle Kinder nach Quelimane bringen. Die in die Schule gehen, sagten andere, müssen später Soldaten werden, u. dgl. mehr. Dessenungeachtet haben wir gegenwärtig in unserer Schule 85 (jetzt 90) Knaben, wovon 77 Interne und 8 Externe, größtentheils aus der Sklaverei erlöste Kinder; einige wenige sind nach Festsetzung für uns recht günstiger Bedingungen uns von den Eltern auf längere Zeit übergeben. Sämtliche Schüler sind in zwei Hauptklassen getheilt, deren jede wieder mehrere Unterabtheilungen hat. Wir unterrichten die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Katechismus, in der Biblischen Geschichte, in der portugiesischen Sprache, erklären ihnen die Grammatik ihrer eigenen Sprache und bringen ihnen einige Principien aus der Geographie, der Naturkunde u. s. w. bei. Bei einigen machen sich recht befriedigende Fortschritte bemerkbar. Wir haben den Gebrauch eingeführt, daß aus einem portugiesischen Buche vorgelesen werde, während wir zu Tische sitzen. Die Vorleser sind kleine Schwarze aus unserer Schule. Wir halten in zweierlei Sprachen Schule, in der portugiesischen und in Chinhungue, der Sprache der Eingeborenen in der Umgebung von Tete. Die Schwestern der Mission unterrichten in ihrer Schule mit recht trostreichem Resultate 76 (jetzt 120) Mädchen, alle Interne, und fast alle ehemalige Sklavenkinder, wovon ein guter Theil aus Zumbo kam. Viele der Mädchen lesen, schreiben und rechnen schon ganz correct. In den verschiedenen Werkstätten haben wir 22 Lehrlinge: Maurer, Schmiede, Tischler und Schneider; andere lernen den Ackerbau und die Veredlung der einheimischen Fruchtbäume. Viele haben ihre Lehrzeit schon überstanden und sind jetzt geübte Maurer, Tischler, Ziegel- und Kalkbrenner u. s. w. Viele Verdienste hat sich hierin der hochw. P. Hiller S. J. erworben, ein unermüdlicher Arbeiter und ein Meister in allen möglichen Handwerken und Künsten. Er hat es bereits dahin gebracht, daß wir unsern Schwarzen den Betrieb der Wasserpumpen, der Dampfmühle und anderer Maschinen ohne Besorgniß überlassen können.

„Der Kampf, den wir gegen den Sklavenhandel aufgenommen haben, hat sich recht erbittert und gehässig gestaltet. Es ist bekannt, daß ein organisirter Sklavenhandel in der Provinz Mozambique nicht existirt, da die gegenwärtigen Gesetze Portugals einen solchen, die Menschenwürde herabsetzenden Handel so strenge verbieten. Allein die ganze Regierungsform der Schwarzen mit ihrer vollkommensten Abhängigkeit von den Häuptlingen ist eine wahre Sklaverei. Die großen und kleinen Fürsten dieser Schwarzen kaufen und verkaufen unter sich Menschen, hauptsächlich Weiber und Kinder, wie man in Europa das Vieh verkauft. Für eine Sklavin zahlen sie 4—5000 Reïs (16—20 Mark). Solange die Sklavenbesitzer ihre Sklaven ausnützen können, behandeln sie dieselben nicht schlecht. Aber gar vielmals ist das Leben eines Sklaven bedroht und preisgegeben. Die Flucht ist ihnen von allen Seiten unmöglich gemacht, da ihre Besitzer die Flüchtlinge auch in den verborgensten Winkeln aufzufinden wissen. Dem armen Sklaven fehlt daher vor allem ein sicherer Zufluchtsort; der weiße Mann, dessen Sprache er nicht versteht, und dessen Treulosigkeit er vielleicht schon erfahren hat, flößt ihm auch kein Vertrauen ein, und die Regierung kann hier zu Lande nicht so viele Beamte und Soldaten unterhalten, um alle diese Mißstände beseitigen und die Durchführung ihrer Gesetze wirksam genug betonen zu können. Kaum waren daher die Missionäre angekommen, so sahen die Schwarzen alsbald, daß sie Vertrauen zu uns haben könnten, und daß sie bei uns Schutz und Hilfe finden würden. Deshalb fingen die flüchtigen Sklaven bald an, ihre Zuflucht in dem Asyle zu suchen, das die Schwestern unserer Mission zu diesem Zwecke errichtet haben und leiten. Es halten aber so viele Flüchtlinge um Aufnahme an, daß wir nur mit größter Auswahl dieselben aufnehmen können. Die Besitzer der entlaufenen Sklaven spüren sie hier auf und fordern von uns die Auslieferung der Sklaven als ihres Eigenthums; und wenn wir ihnen zur Antwort geben, daß die Sklaverei aufgehört habe und das portugiesische Gesetz sie verbiete, so können sie sich ob dieser Sprache gar nicht genug wundern. Einige versuchten alle

möglichen Mittel, uns die Flüchtlinge zu entreißen; wir aber bleiben bei unserer Weigerung, da unser Gewissen uns dazu verpflichtet. Um diese Leute einigermaßen zu befriedigen und zu entschädigen, geben wir ihnen fast regelmäßig den Kaufpreis, den man für eine Sklavin zu bezahlen pflegt. Obgleich nun unser Vorgehen in solchen Fällen von möglichster Schonung und Milde begleitet ist, so hat es doch immer seine unangenehmen und gehässigen Seiten, und so mußten wir schon viele Drohungen hören, deren gewöhnlichste die ist, daß sie Feuer an unsere Station legen wollen, was bei den Holzbauten und Strohdächern mancher unserer provisorischen Häuser eine ernste Gefahr werden könnte. Im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung müssen wir aber einmal so handeln und können die Sache nicht ändern. Wir haben viel Geld für den Loskauf dieser armen Sklaven ausgegeben; unser Asyl birgt gegenwärtig 130 solcher Flüchtlinge, worunter sich 30 losgekaufte Frauen aus der Umgebung von Boroma und Zumbo befinden.

„Und wie steht es mit den Bodenerzeugnissen des Landes? werden Sie mich fragen. Gleich nach meiner Ankunft in Boroma trachtete ich, mir einige Kenntnisse über die Flora des Landes zu erwerben. Die verschiedenen herrlichen Bäume und Früchte brachten mich zur Ueberzeugung, daß wir wahrscheinlich auf die Anpflanzung europäischer Nutzgewächse ganz verzichten können. Ich fand über 20 Baumarten, die durch Veredlung recht nützliche und schmackhafte Früchte liefern werden. Aber das wird noch Zeit brauchen, und Jahre können verstreichen, bis wir ein schönes Resultat erzielen. Für unsere Plantagen haben wir manches Geld ausgegeben und viel Zeit geopfert. Kaffee und Cacao gaben bislang eine nur wenig befriedigende Ernte, da infolge des ausgetrockneten Bodens der Same nur spärlich aufging. Die Kaffeepflanzungen müssen, wenigstens im ersten Jahre, reichlich mit Wasser versehen werden; wir haben daher jetzt ein großes Stück dieser Plantagen so eingerichtet, daß es leicht bewässert werden kann.

„Unsere Baumwollcultur berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; in zwei oder drei Jahren gedenken wir eine Dampfmaschine zur Verarbeitung der Wolle aufzustellen. Die Weinberge sind ebenfalls in gutem Zustande. Mit Kanalisirung und Bewässerung kann man hier alles erreichen. In Nhaondue haben wir Zuckerrohrpflanzungen angelegt, und wo der Boden viel Salzgehalt aufweist, werden wir einige Tausend Dattelbäume pflanzen, die hier vortrefflich gedeihen. Man würde uns durch Uebersendung tropischer Sämereien einen großen Gefallen erweisen; die Samen müssen aber in gut verschlossene Gläser verpackt sein, sonst verderben sie auf der Reise.

„Am 20. Mai 1892 wurde die Filiale Zumbo gegründet. Hätten wir nicht, wie bereits oben bemerkt, im ersten Jahre nach unserer Ankunft vier unserer Mitbrüder durch den Tod verloren, so hätte die Gründung keine Schwierigkeit gehabt. Uebrigens hat der hochw. P. Czimermann S. J. dort schon recht erfreuliche Erfolge erzielt.

„Es dürfte dem Zwecke meines Briefes nicht ferne liegen, auch unserer wissenschaftlichen Arbeiten Erwähnung zu thun. Wir haben schon an mehrere Naturaliencabinette in Europa viele Exemplare aus unserer Flora und viele Mineralien versandt, und wir werden mit unserer Sammlung fortfahren."

So ist z. B. im Laufe dieses Jahres dem botanischen Museum der Universität Wien eine bedeutende Sendung von Naturalien aus dem Gebiete des Mittlern Sambesi zugekommen, welche der von dem genannten Museum ausgerüstete Missionär P. Menyhardt S. J. zusammenbrachte. Die Sendung umfaßt ca. 1300 Arten Herbarpflanzen, Früchte, Samen, Zwiebeln, Pilze, Flechten &c. (Oesterr. Bot. Zeitschrift XLIII, 1). „Ich habe das nöthige Material für eine geographische Arbeit über dieses Land bereits gesammelt und eine hinlänglich genaue Karte zu verfertigen begonnen; doch ob der vielen Arbeit habe ich noch keine Zeit gefunden, sie zu beendigen.

„Wir besitzen auch ein meteorologisches Observatorium, für welches Se. Eminenz Cardinal Haynald die nöthigen physikalischen Instrumente angeschafft hat. Wir haben sieben Thermometer mit Psychrometer, einen Aneroid-Barometer mit Controlleur, einen Hypsometer, einen Theodolit, einen Sextanten, Kompaß, Pedometer, eine nometrische Uhr &c., nicht zu erwähnen eines Quecksilberbarometers, vor drei Jahren gekauft und noch immer nicht angekommen. Von großem Werthe sind die registrirenden oder schreibenden Instrumente, deren wir zwei besitzen, einen Barographen und einen Thermographen. Schon seit zwei Jahren arbeiten diese beiden Instrumente unausgesetzt und notiren jede Minute den atmosphärischen Druck und den Wärmegrad. Seit zwei Jahren stelle ich auch genaue Beobachtungen über Winde, Regen und hydrographische Bewegungen des Flusses u. s. w. an. Im ersten Jahre (1891—1892) schickte ich meine meteorologischen Beobachtungen an das Haynaldsche Observatorium ein; im zweiten Jahre sandte ich sie nach Portugal, und mit der heutigen Post gehen meine sämtlichen Beobachtungen an die ‚Geographische Gesellschaft' in Lissabon ab. Unser Observatorium ist das einzige portugiesische in dieser Provinz und dürfte wohl das erste sein, das mit so vollkommener Einrichtung im Innern Afrikas existirt. Ich denke daher, daß wir damit eine die Kirche ehrende und für die Wissenschaft nützliche Aufgabe unternommen haben.

„Nach all diesem darf ich wohl hoffen, daß man unserer Mission weitere Unterstützung nicht versagen werde. Sie wissen, daß das Leben im tropischen Afrika sehr theuer ist, und wir haben alljährlich große Ausgaben zu machen, um das Ziel, das wir uns vorgesteckt, zu erreichen. Selbstverständlich reicht das Einkommen der Prazo bei weitem nicht hin, um alle diese Ausgaben zu bestreiten."

Wir fügen diesem Briefe noch die Meldung hinzu, daß die Mission am Unter-Sambesi einen kräftigen Zuzug erhält, indem am 15. Juli sieben Patres aus der Gesellschaft Jesu, darunter vier Franzosen, ein Holländer, ein Engländer und ein Deutscher, P. Platzer aus Augsburg, von Lissabon dahin absegelten.

Mission im Maschonaland. P. F. J. Richartz S. J. schickt dem hochw. P. Provincial der deutschen Ordensprovinz mitten aus der Aufregung und der Gefahr eines Matabele-Ueberfalls unter dem 10. August 1893 von der Missionsfarm Chishawasha bei Fort Salisbury aus den folgenden interessanten Brief:

„Am Feste des hl. Jacobus habe ich Ew. Hochwürden, wiewohl unter sonderbaren Umständen, doch nach besten Kräften im Gebete gedacht. Ich konnte die heilige Messe nicht lesen, habe sie aber in den folgenden Tagen für Ew. Hochwürden gelesen.

„Fangen wir mit diesem denkwürdigen Jakobstag an. Ein Häuptling eines uns von Anfang an befreundeten entferntern Kraals hatte mich kurz vorher einladen lassen, ihn doch einmal zu besuchen. Obwohl wir über und über in der Arbeit stecken, so dachte ich dennoch dieser Einladung folgen zu sollen und wählte das Fest dieses heiligen Apostels, um eine kleine apostolische Excursion zu machen unter seiner Führung und zu seiner Ehre.

Ich brach am Vorabende mit einem kleinern Wagen (Scotchcart) und sechs Ochsen unter Führung Leos auf. Der Kraal (Chinutse) mag wohl 14—15 englische Meilen von hier entfernt sein. Ich kam abends bis in die Nähe. Da ich seine Lage aber nicht genau wußte, spannten wir aus, um am folgenden Morgen früh unser Ziel aufzusuchen. Es war eine recht kalte und sehr windige Nacht — und so war es nicht schwer, früh aufzuwachen. Wir kochten Kaffee und waren bald wieder auf der Reise. Gegen 8 Uhr erreichten wir die Fußpfade zum Kraal, die gewöhnlich durch ihre Zahl und Richtung Vorhandensein und Lage der Kafferndörfer verrathen. Bis hierher waren wir nämlich der Umtali-Straße gefolgt, die bald Salisbury mit der neuen Beira- oder Pungwe-Bahnlinie verbinden wird. Ich fand endlich den Kraal unter wildromantischen Felsblöcken förmlich versteckt wie ein Nest. Ich rief bei der nächsten Hütte: „Wakomana?" (Leute, wo seid ihr?) und alsbald kamen mehrere Schwarze, die mich sofort an der Stimme erkannt hatten, aus ihrer niedrigen Hütte hervor, begrüßten mich freudig und führten mich zum Häuptling Donalere, der mir noch unbekannt war. Wir waren bald dicke Freunde; ich nahm seinen Platz am Feuer ein, und alsbald begann ein förmlicher Empfang. Alle Bewohner des Dorfes kamen nacheinander und wurden mir vorgestellt; ich mußte allen die Hand geben, und es machte den einfachen Leutchen große Freude, daß ich die Namen so vieler wußte, welche schon bei uns gearbeitet hatten. Die Frauen waren oft ganz verdutzt und vergaßen, mich zu grüßen; dann sagten ihnen die Frauen des Häuptlings: ‚Du mußt den Umfundisi auch begrüßen', und dann kam ihr to morro Umfundisi heraus, und sie reichten mir freundlich die Hand, nachdem sie vielleicht schon eine Zeitlang den weißen Mann mit dem schwarzen Bart staunend angeschaut hatten. Dann wurde mir ein Topf Kafferbier gebracht und das werthvollste Schöpfgeschirr — eine emaillirte Blechtasse — dazu. Ich trank mit dem Häuptling und reichte dann den Gästen auch zu trinken. Die kleine, niedere Hütte war beständig angefüllt. Während ich nun vom Zweck meines Kommens sprach, daß ich einen Platz für eine Hütte suchen wolle, wo ich wohnen und ihre Kinder unterrichten könnte, zeigten sie großen Beifall, und waren sehr aufmerksam, als ich von Gott sprach, ihnen mein Kreuz zeigte u. s. w. Die Frauen des Häuptlings bereiteten unterdessen den Reis, der für meine Mahlzeit bestimmt war, indem sie denselben in großen hölzernen Mörsern stampften. Es fiel mir auf, daß sie ihrer Freude über mein Kommen unter anderem besonders durch häufige Wiederholung von baba wedu Umfundisi (der Umfundisi ist unser Vater) ausdrückten. Ich sagte, ich freue mich, so viele Kinder zu haben. Nach einiger Zeit bat ich Donolere, mich durch das Dorf zu führen. Der Vater eines mir bekannten Knaben bat mich, letztern zu besuchen, da er schon lange krank sei. Ich mußte förmlich in seine Hütte kriechen, fand Gudiva, so hieß der Knabe, auf einer Matte beim Feuer sitzen. Er litt an einem langwierigen Fieber. Ich gab ihm die betreffenden uns wohlbekannten Medicinen und hatte noch eine längere Unterhaltung in der Hütte. Die Mutter des Knaben kochte eben Bier und war sehr redselig, bald kam die ‚andere Mutter' (zweite Frau) oder ‚kleine Mutter' hinzu, und nun ging's erst recht los. Es hat etwas recht gemüthliches dieses Herumsitzen ums Feuer, man vermißt nicht Stuhl und Tisch und fühlt sich bald behaglich unter diesen muntern, zutraulichen Leuten. Nachher führte mich ein Mann, der längere Zeit bei P. Hartmann war, noch weiter im Dorfe herum und schließlich auf den Versammlungsplatz der Männer, der wie gewöhnlich außerhalb des Zaunes auf einer etwas erhöhten, gegen Wind geschützten Stelle liegt. Auch dort fehlte das Bier nicht. Der Häuptling recitirte in einer Art Erzählung mit vielen Wiederholungen das Hauptereigniß des Tages, indem er nach jedem kurzen Satz leicht in die Hände klatscht, während ein Mann neben ihm fortwährend eine Beifallsbezeugung gibt, so daß sich das Ganze etwa wie das Abbeten einer Litanei anhört. Dann wurde das Bier herumgereicht, d. h. einer der Senioren schöpfte mit einem löffelartigen Flaschenkürbiß das Bier aus dem Topf, der beim Häuptling steht, nennt den Namen dessen, der an der Reihe ist, und reicht diesem den Löffel. Nachdem alle Männer getrunken, werden die Knaben gerufen, die in der Nähe um meinen Wagen spielen. Sie bilden neben dem Kreis der Männer einen zweiten Kreis, und einer der erstern theilt ihnen in ähnlicher Weise Bier aus. Nach diesen Ceremonien kam ich auf meinen Gegenstand zurück und bezeichnete eine Stelle in der Nähe, welche mir geeignet schien zum Bau einer Hütte oder Kapelle. Während wir darüber sprachen, kommt ein Mann von einem andern Dorf gelaufen, den Assegai und das Beil in der Hand, bleibt in einiger Entfernung stehen und ruft hastig den Männern zu, daß sie sich bereit halten und rüsten sollen, die Matabelen seien im Anmarsch, hätten bereits die Straße besetzt und seien in das anstoßende Gebiet Seckes, eines Oberhäuptlings, eingefallen. — Große Bestürzung. — Da die Matabelen schon seit einiger Zeit um Victoria herum grausam gewüthet hatten, so schien mir die Nachricht nicht unwahrscheinlich. Ich dachte, unsere Furcht, daß die Matabelen einen großen Gewaltstreich auch gegen die verhaßten Weißen unternehmen würden, habe sich bestätigt. Im Augenblick hatten alle ihre Waffen zur Hand, auch manche Flinten, und viele Männer liefen mit dem Häuptling nach der Richtung, woher der Feind kommen sollte, kehrten dann wieder zurück und ordneten allgemeine Flucht auf einen benachbarten, sehr felsigen Berg an. Sogleich sah ich die Frauen mit ihren Körben voll Mehl und allerlei Geräthen auf dem Kopf, die kleinen Kinder auf dem Rücken, erst vereinzelt, dann in ganzen Reihen fliehen. Das Vieh wurde eingebracht und auch nach dem Versteck getrieben. Es war ein seltsames Schauspiel. Da stand ich auf einmal allein mit meinem Wagen und Leo. Wir überlegten, was zu thun sei. In den Felsen konnten wir den Wagen nicht verstecken, also muß er bleiben. Nur langsam entschloß ich mich zur Flucht, als die Sache drohend zu werden schien. Ich steckte einige Lebensmittel ein, Leo nahm meinen Ueberrock und Revolver und sonstige Sachen. Alles übrige, Decken, Tauschartikel u. s. w., wollte ich schon zurücklassen, weil sie mich nur gehindert hätten. Da kam der Häuptling zu mir und sagte, er wolle meine Ochsen mit seinem Vieh treiben. ‚Gut', sagte ich und schickte mich zum Aufbruch an. ‚Aber deine Sachen hier, willst du die zurücklassen? die werden ja alle weggenommen', sagte der Häuptling. ‚Gewiß,' sagte ich, ‚aber ich kann sie ja nicht alle mitnehmen.' Ich dachte nicht im geringsten daran, die armen Leute damit zu behelligen, und glaubte, sie würden nur an ihre eigene Rettung denken. Aber nein, der Häuptling, der schon einen jungen Mann mit der Aufsicht über meine Ochsen beauftragt hatte, rief mehrere andere herbei, gab ihnen meine Sachen zu tragen und nahm selbst meine Decken auf den Kopf, und nun ging's voran in Eile, durch verdeckte Fußpfade, durch zwei oder drei sumpfige Arme eines Baches und den steilen Berg hinauf. Ich weiß nicht, wie sie die Ochsen da hinaufbrachten, kurz, sie waren oben, und wie alle fest glaubten, in Sicherheit.

„Diese ganze Flucht war in größter Ordnung und nicht viel mehr als einer Viertelstunde bewerkstelligt. Unterwegs überdachte

ich die fatale Lage und machte mich auf das Schlimmste gefaßt, da mir der Zufluchtsort nicht sicher genug schien. Mit Entsetzen dachte ich an unser Haus — was wird daraus werden oder geworden sein? Es war eine fürchterliche Angst, die sich meiner bemächtigte — sollte die Mission so rasch zerstört werden u. s. w. Ich wollte auf einem kürzern Wege nach Hause, weil ich keine Ruhe hatte, zumal da auch Flüchtlinge von der entgegengesetzten Seite und aus der Nähe unserer Farm eintrafen und die gefährliche Lage noch wahrscheinlicher machten. Doch alle riethen mir ab, ich würde den Weg nicht finden u. s. w. Ich entschloß mich also, zu bleiben, und dachte im stande zu sein, manche Taufe in Todesgefahr spenden zu können.

„Das war ein seltsames Leben in den Felsen, ein Schreien und Lärmen der Kinder nach ihren Eltern, der Männer nach ihren Angehörigen. Alles war durcheinander, Kinder, Ziegen, Ochsen. — Jeder hatte seine wenigen Habseligkeiten in einem Bündel beisammen, wobei ich manche Decke und manches Hemd sah, welches sie sich bei uns verdient hatten. Sie waren alle voll Aufmerksamkeit für mich, riefen mir zu, da sei ein besserer Platz für mich u. dgl. Ich schaute fortwährend mit dem Fernrohr nach der Richtung, von wo der Feind erwartet wurde, sah aber nur Flüchtlinge. Hie und da stiegen junge Männer vom Berge herunter, um solche Flüchtlinge auszufragen, und mit Spannung wartete man auf deren Berichte. Trotz aller Angst waren die Leute dennoch nicht außer Fassung, machten sogar Scherze und fanden sich bald in der neuen Lage zurecht. Als keine Matabelen in Sicht kamen, begann ich Nachforschungen über die Berichte anzustellen. Viele Einzelheiten wurden vorgebracht, aber ich konnte nicht herausbringen, daß die Matabelen von irgend einem wirklich gesehen worden waren. So begann ich allmählich zu vermuthen, daß falsche Gerüchte vorlägen und wir ohne Grund in Schrecken gejagt worden seien. Ich sagte dem Häuptling, ich glaube nicht an eine Gefahr und vermuthe, daß diese Gerüchte von den Scenen bei Victoria herrührten. Als ich ihm letztere beschrieb und die Maßregeln der Regierung schilderte, glaubte er auch, daß diese die Veranlassung seien. Nachher erfuhr ich aber, daß doch etwas an der Sache war, indem sich entweder eine Anzahl hier früher beschäftigter Matabelen zusammengerottet hatten und die furchtsamen Schwarzen an irgend einem Orte angriffen, oder ein Trupp Matabelen wirklich einen Raubzug begonnen hatten; denn noch nach mehrern Tagen waren unsere Nachbarkraale flüchtig, und am folgenden Samstag und Sonntag hatten wir vier oder fünf Kraale in den Felsen unserer Farm als Flüchtlinge, die alle denselben Platz angaben, wo Matabelen gesehen worden seien. Es war eine allgemeine Panik. In Salisbury liefen viele Schwarze weg. Ich hatte nur Last mit zwei Kleinen, die mit Gewalt nach Hause wollten. Ich war in nicht geringer Verlegenheit mit all unserem Vieh ꝛc. Ich besuchte die Flüchtlinge auf unserer Farm mit dem hochwürdigen P. Superior und beruhigte sie.

Die Gegend südlich vom Kilima-Ndscharo.

(Der Lauf des Ruvu und die Pare-Kette.)

„Doch zurück zu unsern Felsen. Während meiner Untersuchungen und Berathungen mit dem Häuptling sahen wir einen Wagen die entfernte Straße passiren. Das gab mir Gewißheit, daß

keine augenblickliche Gefahr vorhanden sei, und ich schlug vor, zurückzugehen. Es folgten uns auch allmählich alle. Nun kam noch ein anderer interessanter Zwischenfall. Beim Heraufsteigen hatte ich zwei Männer eine Art länglicher Hölzer, wie Würfel, werfen sehen. Es sind dies etwa 14 cm lange, 3—4 cm breite, verzierte Hölzer, aus deren Zusammenstellung nach dem Wurf sie die Zukunft lesen. Es ist dies ein abergläubischer Unfug, der mir bekannt war. Ich hatte den Männern ernst ihr schlechtes Spiel untersagt. Beim Zurückgehen fand ich statt der wenigen Zauberhölzer einen geschnitzten, großen, hölzernen Topf voll solcher Hölzer und anderer Zauberinstrumente, einen kleinen Topf mit einer öligen Substanz, in welcher verschiedene Perlen lagen, Knochen und allerlei Säckchen. Das war mir zu viel. Ich frug ernst nach dem Eigenthümer. Keiner meldete sich. Dann fuhr ich den Häuptling und alle, die in der Nähe waren, an, es sei sehr verkehrt, an solche Zaubereien zu glauben und aus den Würfeln die Zukunft lesen zu wollen u. s. w., ich werde den Topf verbrennen oder mitnehmen. Dagegen protestirte der Häuptling und mehrere Männer, während die jüngern Leute Freude an meinem Benehmen zu haben schienen. Ich rief alle zusammen und redete den Häuptling feierlich an, verbot ihm, ferner dergleichen zu dulden, falls ihm meine Freundschaft lieb sei. Gott verbiete solches zu thun, und wir seien gerade deswegen hierher gekommen, um sie von diesem Schwindel zu befreien und sie die Wahrheit zu lehren. Als ich dann noch Widerrede vernahm, hob ich den Topf auf, um ihn mitzunehmen, und frug: ‚Wer hat etwas dagegen einzuwenden, wer? der melde sich; wenn der Topf einigen Werth hat, so bezahle ich den Eigenthümer, aber ich nehme den Topf mit.' Als dann keiner wagte, mich daran zu hindern, sagte ich nochmals: ‚Was ihr mit dem Topf treibt, ist schlecht und zieht euch nur den Zorn Gottes zu; ich liebe euch aber viel zu sehr, als daß ich dulden könnte, daß ihr euch dieser Gefahr aussetzt.' Ich frug mehrere, ob sie denn nicht wüßten, daß dies bös sei. Einige wollten sagen, es sei nichts Schlimmes daran, andere gaben es aber zu, und ich merkte, daß keiner ein gutes Gewissen hatte. Die Frauen und jungen Leute erhoben ein wahres Triumphgeschrei, als ich mit dem Zauberkübel den Berg herabstieg; wahrscheinlich hatte ihnen dieser Aberglaube manche Unannehmlichkeit bereitet. Ich habe den Topf nicht verbrannt, sondern verwahrt, um ihn einer Sammlung einzuverleiben. Ich brauchte nichts von meinen Sachen zu tragen, alle boten sich an, mir zu helfen, nur für den Zaubertopf fand sich niemand; den mußte ich tragen. Alle meine Sachen kamen hübsch wieder auf den Wagen, nichts kam fort. Die Flucht hatte etwa von 11 Uhr vormittags bis 1 oder 2 Uhr nachmittags gedauert. Gleich darauf ließ ich anspannen und fuhr nach Hause, indem ich versprach, bald wieder zu kommen. Alle wollten, ich sollte doch noch einen Tag bleiben. Ich hatte aber keine Ruhe, und zu Hause wartete viel Arbeit. Ich lud Donolere ein, zur feierlichen Grundsteinlegung für das neue Haus, welche am Ignatiusfeste stattfand, hierher zu kommen, glaubte aber nicht, daß er kommen würde, wegen der Matabelenfurcht und meines Verfahrens gegen ihn wegen der Zauberdinge. Er kam aber trotzdem, und wir sind die besten Freunde. Er brachte mir sogar den Reis, den ich wegen der Flucht nicht genommen hatte.

„Das war der Jakobstag! Möchte diese Furcht und Flucht nicht das Vorzeichen einer wirklichen Gefahr werden, welche allerdings schon besteht. Um Victoria haben die Matabelen schrecklich gehaust. Alle Kraale der Nachbarschaft, welche P. Prestage schon besucht und für Missionsthätigkeit auserseheu hatte, sind verbrannt. Victoria selbst ist in ein Fort verwandelt. Die Schwestern schlafen im eigentlichen Fort wie alle Frauen und Kinder. Die Weißen sind alle unter Waffen, weil man immer eine Rückkehr der Matabelen erwartete. Sie werden aus den Zeitungen die Vorgänge kennen. Ein Matabele-Impi (Regiment) verfolgte die Eingeborenen bis nach Victoria hinein. Von dem Magistrat, Captain Lundy, befragt, ob sie einen Brief von Lobengula hätten, übergaben sie einen solchen, worin dieser sagt, daß diese Truppe nur gekommen sei, um Mashonas zu bestrafen, welche ihm Vieh gestohlen hätten, und daß seine Leute keinen Weißen behelligen würden. Trotzdem stahlen sie doch Vieh von den Weißen, und wie es scheint, haben sie auch sieben von unsern Ochsen gestohlen. Der Administrator, Dr. Jameson, der eigens nach Victoria gegangen war, bedeutete einer Deputation der Matabelen, daß sie binnen einer Stunde sich über die Grenze verfügen sollten, widrigenfalls er einschreiten werde. Als sie dann im Rückzug säumig waren, ging Captain Lundy mit 30 Mann Polizeisoldaten ihnen nach; es kam zum Gefecht, und 30 Matabelen und 1 Induna fielen, worauf die andern schleunigst flohen. Das war Mitte Juli. Sie begreifen, wie seither alles in Spannung ist, welche Handel und Goldsucherei lähmt. Lobengula hat zwar sehr demüthige Abbitte geleistet, aber deswegen ruhen die Weißen hier nicht, bis die seit Jahren drohende Gefahr ein für allemal beseitigt ist. Es bildet sich augenblicklich ein Freiwilligen-Corps, und ich glaube, man wird Lobengula auf den Leib rücken und diesen wüsten Schlächtereien der armen Mashonas von seiten seiner Regimenter ein Ende machen und zugleich das goldreiche Land der Unternehmungslust der Weißen und, was wichtiger ist, endlich dem Missionär öffnen. Die protestantischen Missionäre, die dort lebten, ohne etwas ausrichten zu dürfen, sind alle weggegangen; kein Weißer ist mehr sicher dort. Es ist ein Glück, daß etwa 8000 der besten Krieger Lobengulas nach dem Barotseland gezogen sind und daß im Lande selbst viele mit Lobengula, andere mit diesen Raubzügen unzufrieden sind. Der Gouverneur der Kapkolonie hat eine scharfe Note an Lobengula gerichtet.

„Ich danke immer Gott, daß wir hierher gekommen sind, sonst hätten die Anglikaner rein alles beschlagnahmt.

„Wann kommt Hilfe? Wir haben hier Arbeit für 20 Brüder, und dennoch wird von den fünf einer wohl in Salisbury bleiben müssen, wo wir hoffentlich am 15. August die neue Residenz vollenden und einweihen, ein Haus von etwa 17 m Länge und 6 m Breite mit zwei flügelartigen Anbauten. Zwei Brüder und zeitweilig auch ich waren seit zwei bis drei Monaten dort beschäftigt. Nun beginnen wir ein großes Haus auf der Farm mit sieben Räumen, welche alle durch einen geschlossenen Gang (nicht offene Veranda) zugänglich sind. Es hat sich nämlich gezeigt, daß die Morgenluft sehr fieberbegünstigend ist, und deshalb soll es unnöthig gemacht werden, morgens früh nach 5 Uhr ins Freie zu gehen, um zur Kapelle &c. zu kommen. Das Fieber hat uns allerdings tüchtig zugesetzt. Doch jetzt hört's allmählich auf. Die gar schlimmen Prophezeiungen von der Bösartigkeit des Fiebers auf der Farm haben sich nicht bewährt. Wir hätten überhaupt nicht so viel Fieber gehabt resp. wären schneller damit fertig geworden, hätten wir die richtigen Medicinen und Kenntniß der Behandlung gleich von Anfang gehabt, welche wir jetzt haben."

„In einem Berichte über das vergangene Jahr werde ich auf die Einzelheiten näher eingehen und hoffentlich Ihnen auch einige Skizzen machen können."

Westafrika.

Apostol. Präfectur Kamerun. Plan zur Gründung eines Sanatoriums. „Lange schon“, so schreibt uns einer der Pallottiner-Missionäre, „haben die geehrten Leser dieser Blätter nichts mehr gehört von dem Wirken und dem Fortgange der Missionsthätigkeit in Kamerun. Der Grund hierfür liegt und lag in der übergroßen Anstrengung und den vielseitigsten Pflichten und Berufsarbeiten der Missionäre, welchen häufig genug die von der Natur erheischte Zeit zum Schlafe abging.

„Voriges Jahr im Monat November ging eine auserlesene Schar von Missions-Schwestern nach Kamerun unter Segel. Nach 33tägiger Fahrt landeten sie, die ersten deutschen Missionsschwestern, glücklich an der Küste der neuen Heimat. Kribi war der Bestimmungsort. Um dahin zu gelangen, bedurfte es noch einer längern Kahnfahrt auf dem Flusse, welcher Kamerun durchschneidet. Die ehrw. Schwestern fanden die Kapelle und das Missionshaus in dem ärmlichsten Zustande vor. Die Kirche oder Kapelle, wenn ich diesen Ort also benennen darf, sieht der ersten katholischen Kirche, dem Stalle von Bethlehem, sehr ähnlich. Es ist weiter nichts, als eine offene Scheune mit einfachem Altar und einfachen Holzleuchtern; im Hintergrund vollendet ein roth eingefaßtes weißes Tuch mit schwarzem Kreuze den Schmuck des Gotteshauses. Und doch läßt sich hier so gut beten, ebenso gut, wie im stolzen Dome mit himmelanstrebenden Pfeilern und wolkenragenden Thürmen; denn der liebe Gott gießt eine überströmende Fülle von innerer Freude in die Herzen derjenigen, die, bereit zu allen Entbehrungen, auf Tod und Leben sich ihm angeboten und geweiht haben.

„Nach unsäglichen Schwierigkeiten und schweren Opfern ist es den Patres in kürzerer Zeit gelungen, unter Gottes sichtlichem Schutze und Segen drei Stationen zu gründen, nämlich: Kribi, Marienberg und Edea. Der apostolische Präfect hat sich Kribi zu seinem Sitze ausersehen, da dasselbe, am Meere gelegen, die Küstenstation bildet, von welcher aus die Lebensmittel leichter an ihren Bestimmungsort transportirt werden können. Kribi zählt jetzt 60 schwarze Zöglinge, zwei Patres und einige Schwestern, Marienberg 50 Zöglinge, die sich recht gut anlassen, Edea endlich, am Fluß Sanaga, der Hauptverkehrstraße des Landes gelegen, 30 Kinder. Es ist in der That keine leichte Sache, für eine so beträchtliche Anzahl Kinder Tag für Tag Brod zu beschaffen und dieselben zu Christen und wahren Menschen heranzuziehen.

„Zum größten Nachtheile der noch jungen Mission sind die Missionäre, namentlich in den beiden letztgenannten Stationen, dem heimtückischen, lästigen und höchst gefährlichen Fieber ausgesetzt. Begleitet von totaler Appetitlosigkeit, beginnt es gewöhnlich mit zuckendem Schmerze in den Fingerspitzen, den Kniegelenken und dem Kreuze. Gelingt es auch meistens der ärztlichen Kunst, vorausgesetzt, daß eine solche zur Verfügung steht, diese Anfälle zu überwinden, so bleibt doch eine allgemeine, lange andauernde Schwäche des ganzen Körpers zurück, eine Schwäche, die sich bis zu einem solchen Grade steigern kann, daß nur in der Rückreise nach Europa und der Erholung in der Heimat Rettung und Heil für die also Betroffenen zu suchen ist, — der denkbar unglückseligste Zustand eines seeleneifrigen Missionärs: dem Tode nahe, herausgerissen aus der Stätte seines Wirkens und seiner Leiden, heimkehren zu müssen! Will man daher nicht die erkrankten und erschöpften Missionäre entweder rasch dahinsterben, oder nur unter großen Kosten und zu ihrem größten Kummer heimkehren sehen, so muß als eine Lebensfrage für die weitere Entwickelung der Mission Kameruns bezeichnet werden: die Errichtung eines Hauses in gesunder Gegend, in reiner Luft, in gemäßigter Temperatur, auf einem Boden, welcher keine Fieberkeime enthält, wo die vom Tode bereits bedrohten Arbeiter im Weinberge des Herrn sich wieder erholen können. Der hochw. Herr Superior, P. Georg Walter, warf daher seinen Blick auf den sogen. Götterberg bei Victoria, ganz in der Nähe der Küste.

„Die Temperatur dieses etwa 4000 m hohen Berges ist äußerst günstig. Es gedeihen daselbst fast alle europäischen Producte. Schafe, Ziegen, Ochsen und Kühe können daselbst leicht großgezogen werden. Nach den Aussagen vieler Europäer, die lange Zeit dort gelebt haben, ist die Luft durchaus fieberfrei. Schon vor Jahren waren von seiten der Väter vom Heiligen Geiste die ersten einleitenden Schritte gethan worden, um auf dem Götterberge eine Reconvalescenten-Station zu bauen, ein Umstand, aus welchem zur Genüge hervorgeht, daß dieser Ort sich wirklich für den geplanten wichtigen Zweck eignet. Große, sehr große Mittel aber sind nöthig, wenn der im Herbste dieses Jahres beginnende Bau seiner Vollendung entgegengehen soll. Es werden sich die Kosten, da ja die Hindernisse anfangs doppelte, ja dreifache sein werden, auf mindestens 20000 Mark belaufen. Im Sinne des hochwürdigen Apostolischen Präfecten wende ich mich an alle Gönner und Freunde unsrer Mission mit der angelegentlichen, innigen Bitte, ihr Scherflein beizusteuern für einen Zweck von so dringender, unabweisbarer Nothwendigkeit.“

Südamerika.

Argentinien. Arbeiten der Jesuiten in Argentinien. Ein kurzer Ueberblick über die Wirksamkeit der spanischen Jesuiten unter der civilisirten Bevölkerung zeigt uns, daß die religiösen Verhältnisse in der großen südamerikanischen Republik doch lange nicht so hoffnungslos sind, als man nach manchen Darstellungen glauben möchte. Wie in der alten Mission von Tucuman, so ist auch heute Cordoba, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, der Mittelpunkt ihrer Thätigkeit. „Sie war“, so schreibt der Protestant J. E. Wappäus, „während der spanischen Herrschaft, und besonders zur Zeit der Jesuiten, als Sitz hoher geistlicher und weltlicher Würdenträger, durch treffliche wissenschaftliche Anstalten und feine Sitten in Südamerika weit berühmt, und bildet, obgleich diese Glanzperiode längst verschwunden, auch noch heute durch die vielen und zum Theil großartigen Baudenkmäler aus jener Zeit die interessanteste Stadt der Republik.“ Die vom Jesuitenbruder Primoli zu Anfang des 17. Jahrhunderts erbaute Kathedrale erklärte Tschudi für die schönste, die er in Südamerika gesehen. Erst in den letzten Decennien hat sich die Stadt aus ihrem ruinenhaften Zustande wieder erhoben und zählt gegenwärtig etwa 40000 Einwohner. Im ehemaligen Colegio maximo de San Carlo der alten Jesuiten, einem ausgedehnten, prachtvollen Gebäude, befindet sich die neu aufblühende Staatsuniversität. Die spanischen Jesuiten sind heute auf eine kleine Niederlassung und ein Exercitienhaus beschränkt, wirken aber recht segensreich. Das ganze Jahr hindurch, die Sommermonate ausgenommen, werden, am 1. und 13. jedes Monats beginnend, öffentliche Exercitien für Clerus und Laien, Männer und Frauen gegeben. Das Exercitienhaus faßt 200 Personen und ist sehr oft ganz gefüllt. In dem einen Jahre 1890 fanden sich hier und in der Umgebung 50 verschiedene Gruppen ein, zweimal bis gegen 800 Mann stark. Die geistlichen Uebungen dauern jedesmal volle acht Tage, Anfang- und

Schlußtag nicht gerechnet, mit täglich vier Betrachtungen und einem Unterricht. Auf seinen Pastoralreisen nimmt der Bischof gewöhnlich zwei Patres mit, die während der Visitation an den betreffenden Orten Mission halten. Dieselben werden sehr gut besucht, und das Volk strömt oft 20—30 Meilen weit aus der Umgebung zusammen.

In Buenos-Ayres besteht gleichfalls ein Exercitienhaus, wo regelmäßig sich Gruppe um Gruppe einstellt. Der Erzbischof selbst nimmt jährlich an den Priesterexercitien theil, ebenso wie in seiner Stadt der Bischof von Cordoba, ein Sohn des hl. Dominicus. Außerdem haben die Erzbischöfe von Buenos-Ayres und die Bischöfe von Santa-Fé und Montevideo (Uruguay) den Patres der Gesellschaft ihre Priesterseminare anvertraut. Daneben haben die spanischen Patres Collegien in Santiago (Chile), Montevideo, Santa-Fé und Buenos-Ayres. Letzteres zählt 700 Zöglinge. Die untern Klassen stehen unter der Leitung der christlichen Schulbrüder, die selbst im Collegium wohnen und vorzüglich wirken. Die Collegskirche, kunstvoll restaurirt und reich vergoldet, kann, abgesehen von der Stilvollendung, mit den schönsten Prachtkirchen Europas wetteifern. Der Hochaltar, der in Paris fertiggestellt wurde, kostete allein 20 000 Fr., Transport- und Aufstellungskosten eingerechnet, ein Beweis der großmüthigen Freigebigkeit der Bewohner. Als 1873 das Colleg abbrannte, wurde acht Tage nach dem Brande eine Subscription eröffnet, und bald erhob sich der Neubau, ungleich schöner als der alte. In Santa-Fé bewohnen die Patres dasselbe Haus, das einst die alten Missionäre bewohnten. Nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu und der Reductionen von Paraguay ging das Haus an die Mercedarier über. In den 50er Jahren kehrten die Jesuiten wieder zurück, und die Regierung ließ das Haus erweitern, so daß der gewaltige Bau heute bequem das Colleg und Seminar umfaßt. Der Unterrichtsplan ist frei und unbehindert — der Statthalter der Provinz und mehrere Minister sind selbst alte Zöglinge — und die vom Colleg ertheilten Diplome haben in der ganzen Provinz Geltung. In großer Blüthe stehen in den genannten Städten das Gebetsapostolat und die Andacht zum göttlichen Herzen. In der Jesuitenkirche von Cordoba werden an den ersten Freitagen des Monats oft bis zu 2000 heilige Communionen ausgetheilt. Außerdem treten die Männer an ihrem Communiontag, am ersten Sonntag des Monats, regelmäßig zu mehreren Hunderten an den Tisch des Herrn; entsprechend ist der Zudrang an den Communiontagen der Damen von der Bruderschaft des hl. Joseph, am 19. jeden Monats, und der Männer von derselben Bruderschaft, am dritten Sonntag jeden Monats.

Eine große Schwierigkeit für die Seelsorge des ungeheuren Landes bilden immer noch die riesigen Entfernungen und schlechten Verbindungswege, obschon dieselbe durch die allmählich weiter sich ausdehnenden Bahnlinien bedeutend verringert ist. Mußte doch vor nicht gar zu langer Zeit der Superior der Mission zum Besuche der vier Häuser in Chile den ungeheuern Umweg durch die Magelhaensstraße machen, eine Reise, ungleich schwieriger als die nach Europa. Ueber die Thätigkeit der Franziskaner, die hier am zahlreichsten vertreten sind, wollen wir ein andermal berichten.

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat September eingegangenen Gaben.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
Von Wenzel Cizka in Smichow	3.24
Aus Königshütte: „Zum Troste der armen Seelen“	20.—
Von Otto Hermann, königl. Oberamtsrichter in Straubing	5.—
Von Professor Dr. C. Gutberlet in Fulda	20.—
Von Religionslehrer Schuster in Auspitz	1.—
Von Peter Ueh, Propst in Rudolfswerth	16.22
Von Aloys Büche, Coiffeur in Montreux	2.97
Ein Opfer ex voto	10.—
Ein Opfer zu Ehren des Herzens Jesu	1.—
Durch Markus in Tyrnau	1.—
Utting. M. B. M.	7.—
Von B. M. in Luzern	47.64
Von Ungenannt	100.—
Von Joh. Karl von Kelz in Bückenberg	17.—
Für nothleidende Missionspriester zur Persolvirung von heil. Messen:	
„Mein Jesus Barmherzigkeit!“	60.—
Von Pfarrer Uhlemayr in Scheffau	100.—
Von H. J. Leuchter, Vicar in Stoppenberg	90.—
Von Gg. Käsbohrer, Pfarrer in Wött	37.40
Von G. K. in Abg.: „O Maria, bitte für uns!“	25.50
Von P. B. Gertner in Obermonschour	14.77
Von H. Sz. in Sch. bei Essen	5.10
Von Pfarrer Freundt in Deutsch-Leippe	71.—
Von Pfarrer H. Ring, Jedlownik	22.20
Von A. Meinert in Zottwitz	12.—
Von Katharina Pfeiffer in Blumenthal, Südrußland	58.50
Von J. Ed. Hermann in Breslau	74.—
„Für Johann Baier“	100.—
Für nothleidende Priester in Sibirien:	
Von C. B. in K.	5.—
Für die Missionen in China u. Japan:	
Von Joh. Schneider, Pfarrer in Seßlach	6.—
Utting. M. B. M.	5.—
„Zur größern Ehre Gottes, mit der Bitte für uns alle um einen guten Tod“	48.30
Für die Aussätzigen in Molokai:	
„Zur größern Ehre Gottes, mit der Bitte für uns alle um einen guten Tod“	80.50
Für die Missionen in Afrika:	
Mariaschein: „SS. Cor Jesu, adjuva nos!“	19.35
Durch W. Schmidt, Pfarrverwalter in Wehrheim	12.60
Utting. M. B. M.	5.—
Von K. A. B. H.	10.—
„Zu Ehren der Unbefleckten Empfängniß“	3.—
„Zur größern Ehre Gottes, mit der Bitte für uns alle um einen guten Tod“	48.30
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):	
Von Aloys Büche in Montreux	8. 8
Durch Karl Siebert, Weinhändler in Nemet-Boly	11.90
Von Aloys Büche in Montreux	8.85
„Zur größern Ehre Gottes, mit der Bitte für uns alle um einen guten Tod“	48.30
Für die Hungernden in Algier:	
„Zur größern Ehre Gottes, mit der Bitte für uns alle um einen guten Tod“	48.30
Für die Missionen in Nordaustralien:	
Von Otto Schwab in Königshofen	22.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von Stadtmissionär Schweling in Warendorf	87.20
Von A. Müllendorff, Gymnasial-Director in Diekirch	10.—
Durch Pfarrer Flamm in Elberfeld	569.—
Utting. M. B. M.	5.—
Von Schulkindern aus Olpe, Westfalen	21.—
Von P. Ernst, Kapuziner in Mariahilf bei Passau	50.—
Von P. Hilarion Lucas in Godesberg	21.—
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Vom kathol. Gesellenverein Ujest durch die Aufführung des Theaterstückes: Tim, der Negerknabe	30.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Erlös aus einem Armband von zwei Damen in Baden-Baden	12.—
Von Rev. Dr. Jörger in Oshkosh, Wis.	4.10
Von Herrn Bischof Anton Zerr in Saratow	211.—
Utting. M. B. M.	8.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Aus B. D. G.	50.—
Von M. aus Trier	10.—
„Zur größern Ehre Gottes, mit der Bitte für uns alle um einen guten Tod“	48.30
Für eine nordische Mission:	
Von H., durch A. Boreiß in Freiburg i. Br., einige kleine Kirchenparamente.	
Pro Papa:	
„O Unbefleckte Empfängniß! bitte für den Heiligen Vater und die ganze katholische Kirche“	15.—
Für verschiedene Zwecke:	
Durch Pfarrer Flamm in Elberfeld	11.—
Von Wenzel Cizka in Smichow	3.24
Von Schulkindern aus Olpe, Westfalen	2.10
Von Pfarrer Vogt in Hondingen	15.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: B. Herder, Verlag, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Josef Kralik, Wien.
Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionsschluß und Ausgabe: 14. October 1893.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 12. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, 2—3 Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Jahr 4 Mark = fl. 2.40 ö. W., unter Kreuzband fl. 2.52 ö. W. December 1893.

Eine Reise des Apostol. Delegaten Msgr. Zaleski längs der Malabar- und Fischerküste.

(Nach den Mittheilungen des P. Benziger O. Carm., Privatsecretärs des Delegaten.)



Nirgends hat in Indien das Christenthum so früh und so bleibend Fuß gefaßt als längs der Malabar- und der Fischerküste, nirgends ist das Wort des hl. Franz Xaver auf fruchtbarern Boden gefallen und hat sein Andenken tiefere Spuren hinterlassen. Der folgende kurze Reisebericht wird uns zu unserer Freude zeigen, daß das Land hier vielleicht mehr denn anderswo in Vorderindien ein christliches Gepräge trägt, welches auch durch das traurige malabarische Schisma nicht ganz verwischt werden konnte.

Msgr. Zaleski verließ am 27. September 1892 das reizend gelegene Kandy, die zweite Hauptstadt Ceylons, wo er als Apostolischer Delegat für Indien seit einem Jahre seinen Sitz aufgeschlagen hat. Er war begleitet vom hochw. P. Grosjean S. J., Generalvicar von Calcutta, welcher seit einiger Zeit in Kandy weilte, um mit Msgr. Zaleski die Vorbereitungen zum Bau des großen Generalseminars für ganz Indien zu treffen, das bekanntlich auf Anordnung des Heiligen Vaters in dieser Stadt errichtet wird.

Nach einer stürmischen sechstägigen Ueberfahrt von Colombo, der Hauptstadt Ceylons, ankerte man in der Rhede von Tuticorin am Meerbusen von Manaar. Gern wären die müden Reisenden hier abgestiegen. Aber die Ankunft war leider nicht angemeldet, und so war keine Zeit, einen feierlichen Empfang des Delegaten vorzubereiten. Ohne Palankine, Trommeln und Festgepränge geht es aber in diesem Lande der Paraver nicht.

In Quilon mußte das Schiff wieder halten, um einen vollen Tag lang Waren einzuladen. Da die heftige Strömung es tüchtig schaukelte und man sich auf dem Verdeck nicht halten konnte, entschlossen sich unsere Reisenden, ans Land zu fahren. Es war nicht leicht, die ungeheuren Wellen zu durchschneiden, und die Sandbank von Quilon ist als gefährlich bekannt. Bald befand sich das kleine Ruderschiff auf der Höhe eines Wogenberges, um im nächsten Augenblick mit schwindelerregender Schnelle wieder hinabzugleiten, bis die Brandung es nach dem mit weißem Schaum bedeckten Strand hinwarf.

Bereits hatte man den hohen Besucher erkannt, und noch ehe das kleine Fahrzeug ans Land stieß, war der hochw. Herr Bischof Msgr. Ossi C. D. benachrichtigt und ein Ochsenwagen bestellt. Unterdessen versammelte sich eine große Menge Christen, welche neugierig den Apostol. Delegaten betrachtete, der einen Knaben um den andern zu sich rief und sie die Gebete hersagen ließ. Der Ochsenwagen kam endlich und brachte Msgr. Zaleski und P. Grosjean zur bischöflichen Residenz.

Da das Schiff erst am Abend seine Reise fortsetzte, zeigte ihnen der Bischof von Quilon die Stadt und seine Anstalten. Quilon war zur Zeit der Portugiesen ein sehr wichtiger Platz;

auch der hl. Franz Xaver hielt sich dort mehr denn einmal auf, und noch heute ist es einer der bedeutendsten katholischen Städte Indiens. Das blühende Bisthum, welches den südlichen Theil des heidnischen Königreiches Travancore umfaßt, zählt 86 000 Katholiken.

Am Abend stand ein buntgeschmücktes und mit einem Thronhimmel versehenes Boot am Ufer bereit, um den hohen Besucher, welcher sich mit Mühe einen Weg durch die am Strande versammelte Menge bahnen mußte, an Bord des Dampfers zu bringen. Zahlreiche gezierte Barken mit einer einheimischen Musik begleiteten ihn und kehrten nicht eher zurück, als bis der Herr Delegat vom Verdecke herab die kleine Flotte noch einmal gesegnet hatte.

Aehnliche Gründe wie in Tuticorin hinderten die Landung auch in Alleppey, einem der Hauptorte auf der Malabarküste, wo das Schiff vom frühen Morgen bis zum Einbruche der Nacht wieder Halt machte. Die zahlreichen Katholiken lateinischen und syrischen Ritus hätten sich zu gedemüthigt gefühlt, wenn der Repräsentant des Heiligen Stuhles ohne feierlichen Empfang bei ihnen abgestiegen wäre. So mußten denn unsere Reisenden hier wieder auf dieses Vergnügen verzichten. Von Alleppey bis Cochin dauerte die Fahrt noch eine Nacht. Der Kapitän des Hafens selbst holte sie hier ab. Am Landungsplatze harrten bereits der Clerus mit den katholischen Führern und einer zahlreichen Menge Katholiken und Heiden der Ankunft des Apostol. Delegaten. Kaum hatte Msgr. Zaleski den Fuß aufs feste Land gesetzt, fing man sofort an, eine Bewillkommnungsadresse zu lesen. Ja, man ließ dem gefeierten Besucher nicht einmal die Zeit, recht zu landen und hielt ihn so dicht am Rande an, daß ihn ein Schritt rückwärts ins Meer gestürzt hätte.

Hierauf zog man processionsweise zur Kirche, und nach den gebräuchlichen Ceremonien nahmen der Herr Delegat und der hochw. Herr Bischof von Cochin, Msgr. G. Ferreira, in einem Push-Push Platz — man nennt so eine Art Schiebwägelchen. Die Procession, die sich nun bildete, muß einen sonderbaren Anblick geboten haben; eine Musikbande, welche ohne Unterbrechung die portugiesische Nationalhymne ertönen ließ, eröffnete den Zug. Verschiedene Bruderschaften in Chorhemd folgten mit ihren Fahnen, dann die Chorknaben und hierauf die beiden Prälaten im Push-Push unter einem Traghimmel, vom Clerus in andern Push-Pushes gefolgt, und schließlich von einer großen Menschenmenge. Msgr. Zaleski war zwar bereits an diese indischen Processionen oder Festzüge gewöhnt; doch mußte ihm diese besonders komisch erschienen sein. Das Rituale hatte den Fall nicht vorausgesehen, wo ein Bischof unter einem Baldachin in einem Wägelchen für Gichtbrüchige zu fahren hätte.

Kaum war der Apostol. Delegat in der Bischofsresidenz angelangt, kam auch schon Bittschrift auf Bittschrift geregnet. Die Malabaren haben eine wahre Manie, Bittschriften zu schreiben, und zwar begnügen sie sich nicht mit einer, sondern überreichen täglich eine neue Copie.

Interessanter war die Kahnfahrt, die den Apostol. Delegaten nordwärts nach Verapoly brachte. Da die ganze Malabarküste von zahlreichen Kanälen, Strömen und Sümpfen in viele kleinere und größere Strandinseln zertheilt ist, reist man hier in kleinen Booten oder Nachen. Und auf diese Weise kann man im Innern des Landes vom Kap Comorin bis nach Calicut gelangen.

Der Herr Erzbischof von Verapoly, Msgr. Leonhard Mellano, ließ uns in seinem großen Boot in Cochin abholen. Dieses Fahrzeug hatte eine Kabine und sieht einer venetianischen Gondel ziemlich gleich; doch ist dasselbe viel größer, denn es kann ganz bequem 15 Personen fassen. In Begleitung des Generalvicars von Verapoly und zweier Karmelitermissionäre stiegen wir ein. Die Ufer der breiten Kanäle, welche von einem Wald von Palmbäumen besetzt sind, in deren Schatten zahlreiche Dörfer mit schönen Kirchen liegen, bieten einen reizenden Anblick. Die erste Kirche, der wir auf dem linken Ufer begegneten, ist ganz von Holz und hat ihre eigene Geschichte. Das Gesetz verbietet nämlich, ohne Erlaubniß des Radschah von Cochin, des Fürsten des Landes, das wir durchfuhren, Kirchen zu bauen. Da sich nun in der Nähe eine Pagode befand, fürchteten die königlichen Beamten, es könnte dem Teufel mißfallen, wenn man dort eine christliche Kirche errichten würde, und so verweigerten sie die Erlaubniß. Aus diesem Grunde muß sich die dortige Christengemeinde seit vielen Jahren mit einer hölzernen Kirche begnügen. Diese fing man an zu errichten, ohne die Absicht merken zu lassen, daß es eine Kirche werden sollte. Als der Bau schon bis zum Dach vorgerückt war, machten die Christen eine letzte Anstrengung, und mit vereinten Kräften brachten sie den Bau in einer Nacht zu Ende. Als die überraschten Heiden am nächsten Morgen die fertige Kirche sahen, wagten sie nicht, dieselbe niederzureißen, aus Furcht, den Gott der Christen zu sehr zu erzürnen.

Die unbeschuhten Karmeliter, welche die verapolytonische Mission seit 250 Jahren versehen, bewahrten jedoch stets freundschaftliche Beziehungen mit dem Radschah von Cochin. Er war ihnen zur Zeit der Holländer so gut gesinnt, daß diese, um ihm zu gefallen, den Apostol. Vicaren von Verapoly große Rücksicht erwiesen und sie sogar mit militärischen Ehren empfingen, während sonst die Holländer überall die Katholiken verfolgten.

Von einem dieser heidnischen Radschahs empfingen die Karmeliter unter anderem das sonderbare, ganz einzige Vorrecht, ungestraft Kühe schlachten zu dürfen. Die Kuh ist nämlich für die Hindu der heiligste Gegenstand in der Welt. Wer nun in den Königreichen von Cochin und Travancore eine Kuh schlachten wollte, mußte sie nach Verapoly führen. Um aber der Todesstrafe zu entgehen, ohne sich so viel Mühe zu geben, führt man heute die Kuh einfach bis an die Kniee ins Wasser; denn auf diese Weise tödtet man die Kuh ja nicht auf dem Lande des Radschah!

Vor wenigen Tagen fand die Krönung des Königs von Travancore, eines der mächtigsten Fürsten Indiens, statt. Da er nicht aus der Kaste der Brahmanen stammt, muß er, um diesen einigermaßen gleichzukommen, aus einer Kuh wiedergeboren werden. Zu diesem Zwecke wird eine goldene Kuh geformt, welche groß genug sein muß, um den König aufzunehmen. Da nach der Ceremonie das ganze Gold unter die Brahmanen vertheilt wird, so sind diese sehr begierig, die Krönung so oft wie möglich zu wiederholen.

In dem Maße, als wir uns Verapoly näherten, vermehrte sich die Zahl der verschiedenartigen Barken, die uns mit lärmender Musik das Geleite gaben. Sie trugen die Bruderschaften der benachbarten Pfarreien in festlichem Costüm und mit ihren silbernen Kreuzen. Jede Bruderschaft hatte einen ungeheuern Sonnenschirm aus rothem Damast mit goldenen Fransen. Er wurde von einem auf dem Dache der Kabine sitzenden Knaben aufgespannt gehalten. Der Gebrauch dieser Sonnenschirme ist ein Vorrecht, das sonst dem Radschah allein vorbehalten ist und nur durch besondere Gunst den katholischen Gemeinden bewilligt wurde.

Lange, schmale Nachen — Schlangenboote genannt —, welche nur zu festlichen Begleitungen dienen und von einer großen

Zahl Ruderer besetzt sind, bewegten sich mit erstaunlicher Schnelligkeit um uns herum.

Auf diese Weise fuhren wir zwischen grünen Reisfeldern und Palmwäldern dahin. Ueberall begegneten wir katholischen Dörfern und Kirchen, deren Geläute den Apostol. Delegaten festlich begrüßte, während die frommen Bewohner am Ufer niederknieten, um den heiligen Segen zu empfangen.

Verapoly liegt auf einer Strandsee-Insel. Ihr Hauptgebäude ist die schöne Kathedrale mit dem alten Karmeliterkloster. Als die ersten Karmelitermissionäre vor bald 250 Jahren sich hier niederließen, war die Insel ganz unbewohnt. Heute zählt sie etwa 10 000 Katholiken, die in kleinen Hütten im Schatten der Cocosbäume um die Kirche herum wohnen. Verapoly hat sonst ein ganz ländliches Aussehen und ist deshalb, trotz seiner bedeutenden Einwohnerzahl, gewöhnlich auf den Karten nicht als Stadt zu finden.

Von Verapoly ging es in Booten nach Alleppey (Aulapolay) zurück, am südlichen Ende des großen gleichnamigen Strandsees, der trotz seiner Seichtigkeit durch gefährliche Stürme, und bis vor wenigen Jahren durch seine Piraten berüchtigt war.

Alleppey ist durch einen ziemlich engen Kanal mit diesem See verbunden. Am Eingange desselben wurden wir von zwei Schiffchen angehalten, und hier gab es eine Scene, die recht anschaulich den Wetteifer der beiden in Malabar nebeneinander bestehenden Riten zeigte. Das eine Schiffchen trug den Pfarrer der lateinischen, das andere den der syrischen Kirche der Stadt. Beide Herren drängten sich in unsere Kabine. Sie hatten, jeder in seiner Kirche, einen feierlichen Empfang vorbereitet, und jeder wünschte den Apostol. Delegaten zuerst empfangen zu können. Msgr. Zaleski entschied sich für den lateinischen Pfarrer, da seine Ankunft diesem angemeldet worden war, während die syrische Gemeinde ganz unvermuthet einen Extra-Empfang vorbereitet hatte. Der syrische Pfarrer gab aber nicht nach.

„Wir sind“, erwiderte er, „so gut Katholiken als die Lateiner und haben gleiches Recht, den Repräsentanten des Heiligen Vaters zu empfangen.“

„Allerdings,“ antwortete dieser, „aber ich bin genöthigt, mich zuerst zur lateinischen Kirche zu begeben.“

„Die unsrige ist näher; wir haben deshalb mehr Recht, Sie zuerst zu empfangen.“

„Aber ich habe den Lateinern bereits versprochen, diesen Abend zu ihnen zu kommen. Morgen werde ich eure Kirche besuchen.“

„Msgr. Agliardi hat gerade so gesprochen und ist doch nicht zu uns gekommen.“

„Msgr. Agliardi war durch Unwohlsein gehindert; ich aber befinde mich ganz wohl.“

„Wer weiß, vielleicht sind Sie morgen ebenfalls krank.“

Als der Herr Delegat sah, daß all dies die Hartnäckigkeit des Pfarrers nicht überwinden konnte, suchte er einen andern Ausweg.

„Aber Herr Pfarrer, was würden Sie thun, wenn man Sie drängte, die heilige Messe zugleich in zwei Kirchen zu lesen?“

„Ich habe“, erwiderte er, „die Erlaubniß, an einem Tage zwei Messen zu lesen.“

„Wenn es aber zur gleichen Stunde sein sollte?“ . . .

Schließlich ließ er sich doch beruhigen.

Während dieses Wortwechsels waren die lateinischen Bruderschaften in großen Booten herangekommen, gefolgt von denen der syrischen Gemeinde und einer Menge Neugieriger. Die große Zahl der Schiffe füllte den engen Kanal ganz, und wir konnten nur mit Noth und sehr langsam noch Alleppey gelangen.

Am folgenden Nachmittag besuchte der Herr Delegat die Syrier. Sie wollten den Empfang ihrer Nachbarn durch Entfaltung von Pracht übertreffen. Ein Einspänner holte den hohen Besucher ab. Als jedoch das Pferd vor dem bunten Gedränge scheu wurde, hielt dieser es für gerathener, auszusteigen, und setzte zum großen Verdruß des Festpräsidenten den Weg zu Fuß fort. Am Eingange des syrischen Stadtviertels wurde die Procession geordnet: die Bruderschaften in den buntesten Anzügen gingen mit Hunderten von kleinen Fähnchen voraus. Msgr. Zaleski nahm seinen Platz unter einem Traghimmel. Rechts und links begleitete ihn eine Schar wackerer Trommelschläger. Hinter ihm schritten einige Männer einher, welche ihre ungeheuern Fächer mit einem solchen Eifer handhabten, daß die Kopfbedeckung des Herrn Delegaten wiederholt ernstlich gefährdet wurde. Von vorn aber verjagten ihm zwei Chorknaben mit langen Roßschweifen die Fliegen; näherte sich seinem Kopfe eine Fliege, so setzte es gewöhnlich einen Schlag ins Gesicht ab. Die Procession dauerte über eine Stunde.

Am Eingange der Kirche wurde Se. Excellenz vom Apostol. Vicar von Kottayam, Msgr. Lavigne S. J., empfangen. Der ganze Abend und der folgende Morgen wurde inmitten der Syrier zugebracht. „Syrier“ ist in Malabar die Bezeichnung der Katholiken syrischen Ritus, deren Vorfahren ihrer Tradition gemäß vom heiligen Apostel Thomas bekehrt und getauft wurden.

Wegen der großen Hitze und um Zeit zu gewinnen, kehrten wir nachts von Alleppey nach Cochin zurück. Bei Sonnenaufgang machten wir auf dem Wege vor einer Kirche Halt. Das Geläute der Glocken hatte bereits die Einwohner der umliegenden Ortschaften am Ufer zusammengerufen. Die lebhafte Jugend befand sich zuvorderst. Msgr. Zaleski, welcher als großer Freund der Kinder bekannt ist, fand sofort etwas, ihnen Freude zu machen. Er zog eine Schachtel Pariser Bonbons hervor, die er tags zuvor erhalten hatte mit der Absicht, sie den Kindern zu vertheilen. Es war köstlich, zu sehen, mit welcher Ehrfurcht die glücklichen Kinder mit beiden Händchen die Gaben empfingen und dieselben wie ein heiliges Andenken vom Repräsentanten des Heiligen Vaters voll Andacht küßten. Der letzte Knabe erhielt die Schachtel, die er ebenfalls mit rührender Andacht küßte.

Der nächste Besuch galt dem Priesterseminar in Puttenpally (vgl. S. 215). Auf dem Wege hielten wir in Ernaculam, der Hauptstadt des kleinen Königreiches Cochin. Der Radschah war leider abwesend, und so konnte der geplante Besuch nicht stattfinden. Die Radschahs dieses Königreiches beobachten noch mit der größten Gewissenhaftigkeit die Gebräuche der Hindu. Die Mahlzeit besteht aus Reis mit den verschiedensten, sehr stark gepfefferten Brühen. Statt in Tellern wird der Reis auf frischen Bananenblättern auf dem königlichen Tische ausgebreitet. Es ist deshalb buchstäblich wahr, daß der König von Cochin nie mehr als einmal aus dem gleichen Teller speist. Ich habe bereits oben angedeutet, welch freundliche Stellung die Radschahs von Cochin der katholischen Mission gegenüber einnehmen. Sie haben den Apostol. Vicaren ein besonders schützendes Vorrecht verliehen, infolge dessen jede Unehrerbietung gegen einen Karmeliter-Missionär für ebenso strafbar angesehen würde, als wenn jemand eine Kuh am Ufer des heiligen Ganges tödten wollte. Und das will etwas bedeuten! In Ernaculam besuchten wir noch die Waisenanstalt mit Schule, die von eingebornen Karmeliterinnen geleitet wird.

Es war bereits Nacht, als wir von etwa 100 Clerikern mit Kerzen am Landungsplatze des Seminars in Puttenpally em-

pfangen wurden. Unter feierlichen Gesängen geleitete der Rector P. Bonifaz den Herrn Delegaten zur Kirche. Auch die Gegenwart des Apostol. Vicars von Trichur, Msgr. Medlycott, erhöhte die Feier des folgenden Tages; es war das schöne Fest der hl. Theresia.

Von Puttenpally fuhren wir nach Magnamey, der Residenz des Erzbischofs von Verapoly. Der Herr Bischof von Cochin traf einige Stunden später ebenfalls dort ein. Zwei Tage wurden hier gewisse Fragen bezüglich der Ausführung des Concordates verhandelt, welches 1886 zwischen dem Heiligen Stuhle und der königlichen Regierung Portugals geschlossen worden war. Am 17. October wurde das Decret der Ausführung unterzeichnet, und damit war der eigentliche Zweck der Reise des Herrn Delegaten in Malabar erreicht. Das Gleiche sollte nun auch in Madura, an der Südostspitze Indiens, zu stande gebracht werden. Wir kehrten daher nach Cochin zurück, um dort mit dem ersten Dampfer die Weiterreise anzutreten.

Cochin ist eine alte, interessante Stadt, und es wäre viel darüber zu berichten. Ich erwähne hier nur einen Besuch im berühmten Judenviertel. Die Söhne Israels haben hier die gleiche Hautfarbe wie in Europa und bewahren sehr deutlich ihre charakteristischen Züge. Sie tragen die zwei langen Locken über den Ohren, welche besonders ihre Brüder in Polen kennzeichnen. Einige Geschichtschreiber machen diese weißen Juden Malabars sogar zu Nachkommen der Söhne Israels, welche zur Zeit der assyrischen Herrschaft ausgewandert und sich auf dieser Küste niedergelassen hätten. Der Oberrabbiner in Cochin antwortete jedoch auf eine diesbezügliche Frage des Herrn Delegaten, sie seien, ihrer Ueberlieferung gemäß, erst vor etwa zehn Jahrhunderten nach Cochin gekommen, und dies ist wohl wahrscheinlicher.



Indischer Radschah. (S. 250.)

Nicht ohne einige Abenteuer gelangte der Apostol. Delegat nach Calicut, dem Ausgangspunkte der nach Madras und Trichinopoly führenden Bahnlinie. Erst wenn man wieder in einem bequemen Eisenbahnwagen sitzt, kommen einem das mühsame Reisen mit den landesüblichen, plumpen Ochsenkarren und auf engen Flußkähnen und die damit verbundenen Strapazen der Missionäre recht zum Bewußtsein.

In Trichinopoly wurde dem Apostolischen Delegaten von Msgr. Barthe S. J., seinen Missionären und den wackern Heidenchristen wieder ein glänzender Empfang bereitet. Der Radschah von Puducottah hatte dem Abgeordneten des Heiligen Vaters seine eigene prachtvolle Karrosse geschickt. Andere Wagen standen für das Gefolge bereit. Die unvermeidlichen Musiker und eine Schar tanzender Männer gingen voraus, und rings um den Galawagen drängte sich eine ungeheure Volksmenge. Glücklicherweise waren die weißen Prachtrosse des Radschah dergleichen gewohnt und schauten mit stolzer Verachtung auf die Menge. Ja sie erregten sich selbst dann nicht, als ihnen von Zeit zu Zeit einige krachende Petarden unter die Füße geworfen wurden. Trotz der schrecklichen Mittagshitze ging der Zug nur langsam voran, und der gefeierte Kirchenfürst konnte nur mit Mühe seine große Erschöpfung verbergen.

Nachmittags folgten dann wieder die üblichen Bewillkommnungsadressen, darauf feierlicher Segen mit dem Allerheiligsten

und schießlich eine großartige Procession mit der Statue des Schutzheiligen, die unter einem mächtigen Thronhimmel auf reich verziertem Wagen gezogen wurde.

Trotz der äußersten Ermüdung war es dem Delegaten doch tröstlich und erfreulich, zu sehen, mit welch lebendigem Glauben die Katholiken hier unserer heiligen Religion anhängen. Die Gemeinde der heiligen Erlöserkirche war natürlich besonders stolz auf ihren Vorzug, den Apostol. Delegaten vor allen empfangen zu dürfen. Die Inder lieben große Worte, und so hörte man diese guten Leute zu den Mitgliedern der andern Gemeinden selbstbewußt sagen, der Papst sei geradewegs zu ihnen gekommen. In den folgenden Tagen fanden mit den versammelten Bischöfen die Verhandlungen bezüglich der Ausführung der Concordatsbestimmungen statt, die aber wegen verschiedener Umstände für den Augenblick nicht zum Abschluß gelangen konnten. Somit war die Aufgabe des Apostol. Delegaten vorderhand beendigt, und er trat den Heimweg nach Kandy an.

In Tuticorin, dem Mittelpunkt der alten, vom hl. Franz Xaver gegründeten Mission an der Fischerküste, verbrachte er noch einen halben Tag inmitten der lebhaften treukatholischen Palaver. Sie hatten diesmal gleichfalls einen rauschenden Empfang vorbereitet; denn ohne das, und namentlich ohne endlose Bewillkommnungsadressen, geht es in Indien nun einmal nicht ab. Msgr. Zaleski antwortete in liebevollster Weise und wiederholte, so oft die Rhetorik es erlaubte, die Palaver seien Kinder des hl. Franz Xaver.

Eine große Volksmenge gab dem scheidenden Kirchenfürsten das Geleite, und eine Schar kastanienbrauner kleiner Inder wußte sich sogar ein Plätzchen auf dem Tender zu erobern, der den hohen Gast an Bord seines Schiffes brachte. Als Msgr. Zaleski einstieg, begannen alle aus voller Kehle das Ave Maris Stella zu singen, das mit seinem echt katholischen Klang so schön den Eindruck dieser Reise zusammenfaßte.



Katholische Kirche in Tutikorin.

Auf dem Kilima-Ndscharo.

(Aus dem Reiseberichte Msgr. Le Roys. — Schluß.)

6. Im Lande der Massai.

Doch das Volk der Massai verdient eine etwas eingehendere Beschreibung. Ihr Gebiet erstreckt sich vom 1.—5.° südl. Breite zwischen dem 36. und 37.° östl. Länge von Greenwich und mag also etwa 3000 Geviertmeilen oder nahezu 150 000 qkm betragen, etwa die Hälfte des Königreichs Italien. Ihre Raubzüge aber erstrecken sich noch viel weiter, vom Victoria-Nyanza bis an die Flüsse der Ostküste und von Abessinien südwärts bis zum Lande Gogo. Im Süden ihres Landes sind die schönsten Berge freilich von andern Volksstämmen besetzt, so der Kilima-Ndscharo, Guru, Para; im Norden erhebt es sich zu einer Hochebene von 1800 m Höhe mit

fast europäischem Pflanzenwuchs, Heidekraut und Wacholder. Das Volk zerfällt in zwei große Familien, die eigentlichen Massai und die Kwawis. Diese sind nach einem langen Kampfe ihren ältern Brüdern unterlegen. Man findet sie auf dem Hochlande Leikipia zwischen dem Keniaberg und dem Baringo-See, in Ober-Aruscha, Toveta und Nguru; sie haben das Nomadenleben mit dem Landbau vertauscht und nehmen mit der Zeit mildere Sitten an. Die eigentlichen Massai zerfallen wiederum in verschiedene Clane, die nach ihrem Standorte genannt werden, so die des Kilima-Ndscharo u. s. w. Nebenbei bemerkt, nennen sie diesen Berg Danyo Ebor (Montblanc) oder auch Engadi Engai (Gotteshaus). Sie sind ein eigentliches Hirtenvolk und treiben weder Handel noch Gewerbe oder Landbau. Sie sind freilich ebenso gefürchtete Krieger; aber sie ziehen nicht, um Sklaven zu erobern, sondern um die Herden ihrer Nachbarn wegzutreiben, in den Krieg. Man sagte uns, alle anerkännten einen gemeinsamen Häuptling Namens Mbatian, einen hochbetagten und sehr reichen Mann, der ein gewaltiger Zauberer sei; er habe nicht nöthig, seine Herden durch Hirten hüten zu lassen, es genüge, der Herde seinen Stab vorzutragen, dem das Vieh willig folge. Er bewohnt den Nordabhang des Kilima-Ndscharo. Sein Name wird hundertmal im Tage genannt; beim Kriegsgesang lautet die Kehrstrophe: „Wir bitten Gott, wir bitten Mbatian!"

Jeder Clan hat sein patriarchalisches Regiment. Nicht so sehr das Erbrecht, als Reichthum, Muth, Verstand, auch wohl medicinische Kenntnisse und die Kunst, das Wetter zu prophezeien, berechtigen zur Häuptlingswürde. Der Clan vertheilt sich in Lager, wie Weidegründe und Wasser es für die Herden benöthigen. Früher waren die einzelnen Clane in beständigen Fehden; jetzt leben sie freundschaftlich nebeneinander und besuchen sich öfter. Das Land, das sie bewohnen, eignet sich freilich auch nicht zum Anbau, und so kann man sagen, daß sie es durch ihre Herden nach Möglichkeit ausnützen. Sie führen durchaus kein müßiges Leben; ein Massai-Hirtenbub muß sich sauer plagen. Die Weiber müssen Wasser und Vorräthe oft weit herholen, die Kühe melken, kochen und beim Lagerwechsel die Häute falten und sammt den Zeltstangen auf die Esel packen. Selbst die Kriegsübungen der jungen Männer sind kein Kinderspiel. Nur die Männer des gesetztern und reifern Alters sind weniger geplagt. Sie vertreiben ihre Muße durch Plaudern, Besuche und das Aufsuchen neuer Weidetriften.

Gestalt und Sprache machen die Massai zu Stammverwandten einiger Völker am obern Nil, wie die Latuka und Bari. Aber das eigenartige Leben, das sie seit Jahrhunderten führen, hat sie auch zu einem ganz eigenen Volke gemacht. Die Kinder sind oft schmutzig, fettig und triefäugig. Ganze Schwärme von Mücken verfolgen sie. Auch die ausgedörrten Greise sind keine Gestalten, denen man ansieht, was sie waren. Aber die jungen Männer von 17 bis 30 Jahren sind das wahre Bild eines wilden Kriegers. Sie haben meist 6 Fuß, und manche mehr; ihre Glieder sind von einem vorzüglichen Ebenmaß, ihre Muskeln von Stahl, ihre Haltung ist ebenso kühn als edel. Dazu haben sie eine prächtige fließende Sprache und ein Geberdenspiel, um das sie mancher Redner beneiden könnte. Die Hautfarbe ist chokoladebraun, die Haare sind lang und geordnet und die Züge ganz von der Negerrasse verschieden. Der Kopf ist bald rund, bald oval; die Nase gerade und gut entwickelt, die Lippen oft schmal, das Kinn wohlgeformt; aber die Kinnbacken treten vor, und die Augen stehen etwas schief wie bei der mongolischen Rasse. Auch die tadellos weißen Zähne stehen etwas vor, was sich vielleicht durch die Gewohnheit erklärt, das nur halb geröstete Fleisch von den Knochen abzunagen.

Die gewöhnliche Kleidung besteht aus sorgfältig gegerbten Ochsenhäuten, die eine gelbliche Farbe haben und fast so biegsam sind wie grobes Tuch. Man versteht sie ordentlich zurechtzuschneiden und mit Glasperlen zu verzieren. Kinder und junge Männer geben aber dem Schneider wenig zu verdienen; höchstens hängen sie sich einen Fetzen um die linke Schulter. Die Greise hüllen sich in einen langen, sehr würdevollen Mantel. Auch die Frauen sind immer sehr anständig bedeckt, aber an Armen und Beinen auf sonderbare Weise mit Eisenringen und Draht umschlossen. Große Metallringe umgeben wie ein Schildbach den Hals, und in die Ohren werden so schwere Gehänge gesteckt, daß man sie oft mit einem Lederriemen über den Kopf befestigen muß. Der ganze Metallschmuck kommt auf mindestens 12 kg, Perlen und Gewänder nicht gerechnet. Auch die Massaifrauen müssen also der Mode ihr Opfer bringen. Weiber, Kinder und verheiratete Männer verwenden keine Sorge auf den Haarwuchs, um so mehr die Krieger. Man sehe nur die beigegebenen Bilder. Die sorgfältig mit Fett eingeriebene und geflochtene Frisur zerfällt in vier Theile: vorn der Schopf, dann die beiden Theile über den Ohren und der Theil am Hinterkopfe, der an Lederriemen zu einem Zopf gewickelt wird. In der Massaitoilette verdienen die Ohren ein besonderes Kapitel. Schon in frühester Jugend werden die Ohrläppchen durchbohrt, und nach und nach wird die Oeffnung so erweitert, daß man den Arm durchstecken kann. Die Männer hängen Kettchen darein, die im ganzen hübsch aussehen. Jedermann trägt gut gearbeitete und mit Riemen befestigte Sandalen. Bärte sieht man keine. Der Massai rasirt sich oder rupft die Barthaare aus. Rother Ocker, eine weiße Thonerde, Butter und Fett spielen endlich auf dem Putztisch eine große Rolle. Kurz, jeder thut sein Bestes, um sich schön zu machen.

Ihr Hausgeräthe besteht in verschiedenen Schalen und Näpfen, in denen sie süße und saure Milch, Butter, Fett und Fleisch aufbewahren. Sie verfertigen Säcke und Schläuche aus Häuten, Zeltdecken und für die Esel ganz hübsches, mit Schildchen verziertes Saumzeug. Im Gegensatze zu der Sitte der benachbarten Stämme tragen die Weiber die kleinen Kinder in Säcken auf dem Rücken, die mit Lederriemen über die Schultern gehängt sind wie die Tornister unserer Soldaten. Ein Mann trägt nie etwas, er schleift es höchstens über den Boden hinter sich, wie z. B. die Haut eines Ochsen, den er geschlachtet. Etwas auf seinem Rücken, meinen sie, sei wohl eines Esels, aber nicht eines Mannes würdig, und so beehren sie denn auch unsere Träger mit diesem Namen. Die Greise tragen an einer Schnur um den Hals oft ganz merkwürdig geformte Tabaksdosen. Die Krieger führen Keulen, lange Messer und die prächtige, massiv aus Eisen geschmiedete Lanze, welche wie Silber blinkt und welche sie vorzüglich zu handhaben wissen. Die Schilde sind aus Leder und groß; sie tragen in rother, schwarzer und weißer Farbe die Abzeichen ihres Clanes. Aber diese Waffen sind nicht das Werk der Massai; sie werden in Tschaga, El-Konono oder von den Ndorobos angefertigt.

Noch ein Wort über die Sitten, Gebräuche und Religion dieses Volkes. Die Geburt eines Kindes wird nicht festlich begangen. Ein Knabe ist erwünschter als ein Mädchen: jener raubt die Kühe, dieses kann sie nur melken. Kindsmord scheint bei ihnen nicht gebräuchlich, höchstens wenn das Kind ein Krüppel ist. Der Säugling wird sofort in den Sack gesteckt, den die Mutter auf dem Rücken trägt. Sobald er gehen oder wenigstens

auf allen Vieren kriechen kann, wird er sich selbst überlassen. Gewaschen aber mit andern Zärtlichkeiten behelligt wird das Kind nie. Später macht sich der Knabe Pfeil und Bogen, wird ein Hirtenbub und übt sich vor seinen Ziegen in kühnern Stellungen, den rechten Fuß am linken Knie, wie er es bei den jungen Kriegern sieht; endlich wird er Troßbube und Küchenjunge bei diesen. Um diese Zeit, da der Knabe in die Flegeljahre tritt, wird die Beschneidung vorgenommen, die keinen religiösen Charakter hat. Dann rüstet ihn der Vater mit Schild und Lanze aus, und er zieht in den Kraal der jungen Leute. Seine Einweihung und kriegerische Bildung beginnt. Alle jungen Leute leben gemeinsam und sind einer strengen Ordnung unterworfen. Nur Fleisch, Blut und Milch dürfen sie genießen, durchaus keine Pflanzenkost; sie dürfen kein berauschendes Getränke und keinen Tabak gebrauchen. Sie haben die Lagerwache und werden in den verschiedensten militärischen Bewegungen geübt, in Scheinangriffen, Stürmen auf ein Dorf, Wegnahme einer Viehherde, Kriegstänzen, Laufen, Eilmärschen u. s. w. Leider ist ihnen aber andererseits vor der Heirat große sittliche oder vielmehr unsittliche Freiheit gestattet, und das dürfte ein Haupthinderniß ihrer Bekehrung werden. Sie beginnen diesen Lebensabschnitt mit einer Milchkur, indem sie, so lange sie es aushalten können, nur Milch trinken. Nach einem kräftigen Reinigungsmittel gehen dann ihrer fünf oder sechs an einen einsamen Ort, schlachten einen Ochsen und zehren ihn auf. Zur Fleischnahrung ist ihnen als Getränk nur Wasser und Blut gestattet. Warmes Blut, unmittelbar aus den Adern eines Ochsen, ist ihr Lieblingstrank. Im Kraal wählen sich die „Morans" (Krieger) einen General und einen Redner. Ist ein Beutezug beschlossen, so gehen ihm Tänze, ein Festschmaus und Gebete voraus. Dann legen sie den Kriegsschmuck an, um den Kopf ein unter dem Kinn befestigtes Lederband mit großen Straußenfedern, über die Schultern einen weißen Mantel mit rothem Streifen, vorn über den Leib ein Ziegen- oder Affenfell, rechts Messer und Keule, in der einen Hand den Schild, in der andern die blitzende Lanze. Eine tüchtige Lage Ocker und Fett vollendet den Kriegsputz. Es ist wirklich der Mühe werth, ein Bataillon dieser wilden Krieger zum Kampfe ausziehen zu sehen; ein einziger von ihnen genügt oft, die feindlichen Neger in die Flucht zu treiben. Sie kämpfen schweigend, bewahren Kriegszucht und kaltes Blut, vereinen List mit Tollkühnheit und geben oft Beweise großer Tapferkeit. Glücklicherweise haben sie vor den Feuerwaffen eine heilsame Furcht, und wenn sie einmal geworfen sind, so ist es auch ein Spaß, sie laufen zu sehen. Schild und Lanze, Kapfputz und Mantel werfen sie dann von sich und behalten überhaupt nur mehr die Sandalen am Leibe. Sie sind jedoch der Meinung, beim Viehraub nur ihr gutes Recht zu üben; denn Gott habe ihren Vätern alles Rindvieh zur Hut übergeben, und weil die Herde gar zu groß gewesen, hätten sie einige Stücke den Nachbarstämmen überlassen, und so seien es nur die Nachkommen dieser geliehenen Kühe, die sie wieder an sich brächten.

Mit dem Alter wird der Krieger auch bedächtiger. Wenn er ausgetobt hat, heiratet er, und zwar nach der Zahl seiner Kühe ein, zwei oder drei Weiber. Jetzt ist ihm auch Pflanzenkost erlaubt; er priest, er kaut Tabak, er trinkt Honigbier; er wird friedfertig, zählt zu den Rathsherren und weiß sich mit Würde und Anstand zu geben.

Gott nennen die Massai „Ngaï". Man sagt, sie beten öffentlich am Thore des Kraals jeden Morgen zu ihm um Wasser, frische Weide, zahlreiche Nachkommenschaft, das Aufhören einer Seuche, Kriegsglück. Ihre Glaubenslehren sind übrigens nicht sehr entwickelt. In großer Achtung stehen bei ihnen eine Art Priester, denen sie außerordentliche Kräfte zuschreiben. Auch sind sie voll abergläubischer Meinungen; die Kühe dürfen z. B. nur nachts gemolken, die Milch unter keinen Umständen gekocht werden. An ein Fortleben der Seele glauben sie; wenn jemand gestorben ist, darf man seinen Namen nie mehr aussprechen, damit nicht der Geist zurückkehre und als Gespenst umgehe. Sie haben ferner Bitt- und Sühnopfer. Will man etwas erbitten, so schlachtet man ein Schaf, wickelt einige Stücke in sein Fell und trägt es auf einen Berggipfel oder an einen Kreuzweg. Wenn ein Kind stirbt, begräbt man es im Lager oder im Zelte selbst; beim Tode eines Erwachsenen wird mittels der Eingeweide eines Ochsen, den man zu diesem Zwecke schlachtet, eine Art Reinigung des Kraals vorgenommen. Dann tragen sie die Leiche unter einen Baum in der Umgegend, bringen dieselbe in sitzender Stellung in eine kleine Grube und decken sie mit Steinen und grünen Kräutern zu. Man stellt neben den Todten eine Schale Milch und überläßt alles andere den Hyänen in der folgenden Nacht. Amulette finden sich sonst bei den Massai nicht, auch keine Gespensterfurcht oder Fetischhütten. An einen Teufel scheinen sie nicht zu glauben.

Die jungen Leute zeigen große Ehrfurcht vor den alten. Sonst gibt es Streit und Schlägerei genug. Wenn bei einem solchen Streite ein Todtschlag vorkommt, so betrachtet man das als einen Unfall und sieht durch die Finger; Meuchelmord wird aber streng bestraft. Man findet also auch bei diesen Wilden die Kenntniß von Gut und Bös, den Glauben an einen persönlichen und für uns sorgenden Gott, den Glauben an eine Seele, an ein anderes Leben, an die Kraft des Opfers, der Sühne und des Gebetes, mit einem Worte die Grundzüge der Naturreligion. Es ist ein wahres Glück, daß dieses wilde Kriegervolk nicht den Islam angenommen hat; wenn sich dessen Fanatismus noch in seine Adern ergösse, so wären sie unbändig. So ist doch die Hoffnung nicht ganz ausgeschlossen, daß sie dereinst die besänftigende Lehre Christi aufnehmen.

7. Sambara und Heimkehr.

Maboga bezeichnet ungefähr den Endpunkt der Bergkette von Pare. In der weißen Granitmauer von Mwala stürzt sie da plötzlich in die Ebene des Ruvuflusses ab. Wir lagerten an den klaren Wassern des Mkomasi, den wir bei Gondja, nahe seiner Quelle, schon getroffen hatten. Hier betreten wir die Landschaft Sambara.

Kaum haben wir nämlich Pare verlassen, so erhebt sich etwas zur Linken eine neue gewaltige Bergkette mit Spitzen von 1000 bis 1800 m Höhe steil aus der Ebene. Oben sind Wälder und Weidetriften, wo die Mbugus große Herden züchten. Da sind wir in Masinde, der Residenz des berüchtigten Sembodya. Derselbe war im letzten Kriege ein Verbündeter Buschiris gegen die Deutschen. Er hat die Karawane des Dr. Hans Meyer, die nach dem Kilima-Ndscharo bestimmt war, angehalten und ausgeraubt und die Deutschen als Gefangene nach Pangani geschleppt. In der Nähe des Dorfes dieses „Helden" lagerten wir. Bald kam ein Mensch und fragte, ob wir Sembodya nicht unsere Aufwartung machen wollten. „Wozu?" fragten wir. „Wenn dein Herr etwas mit uns zu reden hat, so mag er zu uns kommen." Eine halbe Stunde später nahte sich uns eine Schar in weiße Leinwand gekleideter Menschen, und unter ihnen ein großer, fetter Bursche mit Hut, Kleid und Hose, etwa wie ein Pflanzer ge-

kleidet: das war Sembodya. Die Zeiten hatten sich etwas geändert; sein Freund Buschiri war gefangen und zu Pangani gehenkt worden; der Sultan von Sansibar hat sich fügen müssen, und so hat auch Sembodya die deutsche Flagge in seinem Dorfe gehißt. Der alte Spitzbube war die Höflichkeit selber; wir mußten ein Schaf, Honig, Mehl und Salz annehmen.

Später besuchte ich sein Dorf, das in einer malerischen Lage am Fuße der grauen Bergwand von Sambara erbaut ist und die fruchtbare, von den zwei Flüssen bewässerte Ebene überschaut. Der Sultan bat mich, seine Wohnung zu betreten und eines seiner Kinder, das an einem Gallenfieber litt, zu heilen. Welch eine Unordnung traf ich in seinem Privatzimmer! Teller, Leinwand, Geld, Schreibzeug, Kisten, alles drunter und drüber. Am meisten wunderte ich mich über einige Nummern aus „Petermanns Mittheilungen", die ich in einem Korbe sah. Ich fragte ihn, ob er auf diese geographische Zeitschrift abonnirt sei. „Ach", sagte er ganz unverfroren, „das ist ein Andenken an Hans Meyer!"

Am andern Morgen waren wir zu Maurwi, einer Insel des Ruvu. (Vgl. die Karte S. 143.) Jetzt ging unser Weg südwärts durch die Landschaft Sigua auf die Missionsstation Mandera zu, und nach kurzer Rast in dieser blühenden Niederlassung durch Udoë nach Bagomoyo. Da diese letztern Landschaften aus andern Beschreibungen unsern Lesern hinlänglich bekannt sind, wollen wir lieber eine kurze Bemerkung über die Früchte unserer Reise



Junger Massai im Kriegskostüm. (S. 254.)

nach dem Kilima-Ndscharo beifügen, wie sie sich in den letzten zwei Jahren entwickelten.

Zu Mombassa, wo wir unter den Mangobäumen, welche die Stadt begrenzen, gelagert haben (vgl. oben S. 143), würden wir jetzt eine kleine Gemeinde von etwa 60 Katholiken treffen. Von dort werden spätere Karawanen nach dem Kilima-Ndscharo den kürzern Weg über Taita nehmen. Halbwegs, auf den schönen Bergen von Guru, hat Msgr. de Courmont soeben eine Missionsstation gegründet, mit deren Leitung P. Mével betraut ist.

In Tschaga mußte Major Wißmann mit H. von Eltz eine militärische Expedition gegen Sina, den Häuptling von Kiboscho, unternehmen. Der alte Bergleu hat sich tapfer geschlagen; aber schließlich mußte er doch den bessern Schußwaffen und Maximkanonen erliegen und klein beigeben. Da dennoch die Herrschaft Ngamends in Matschame auf schwachen Füßen steht, hat P. August Gommenginger die Missionsstation bei Fumba in Kilema gegründet. Treu seinen Versprechen hat mein vortrefflicher Blutbruder einen großen Bananenhain, ausgedehnten Grundbesitz, Wald und Wasser dazu geschenkt. P. Rohmer, P. Flick und Br. Blanchard haben später mit 20 jungen Christenfamilien, die aus unserem Waisenhause von Bagamoyo hervorgingen, sich bei ihm als Kern der ersten Christengemeinde auf dem Kilima-Ndscharo angesiedelt. Heute künden eine vom Kreuze überragte Kirche, große, aus Backsteinen aufgeführte Gebäude, Gärten, in



Auf dem Marsch.
Ein Alter von vorne.

Massai-Typen. (S. 254.)
In der Ruhe. — Ein kleiner Schäfer.

Eine beliebte Haltung.
Ein Alter von rückwärts.

denen Gemüse und Blumen aus Europa wachsen, dem Reisenden, dass das Werk der christlichen Civilisation begonnen hat. Die Station liegt 1400 m über dem Meere (fast Rigihöhe). Fieber gibt es keine, allein die Kälte macht sich fühlbar. An Sonntagen, aber auch die Woche über hat „Manpera" (so nennen die Leute nach dem französischen Mon père den Missionär) zahlreichen Besuch. Die Eltern tragen ihm die Kinder zu mit der Bitte, sie mit dem „Wasser Gottes, das die Seelen reinigt", zu übergießen. Die Schule ist eröffnet; die ersten Schüler waren die Knaben des Häuptlings, Mbaruku mit einer Schnur blauer Glasperlen um den Hals, und der kleine Kiriti, der Zuckerklümpchen den Glasperlen vorzieht. Viele andere folgten ihnen. Auch von den angrenzenden Bezirken, von Marangnu und Kirua, schicken die Häuptlinge ihre Kinder. Selbst der berüchtigte Sina, der uns damals beinahe ermordet hätte, wenn unsere großen Hüte ihm nicht Angst eingejagt hätten, bittet jetzt um eine Missionsstation. P. Gommenginger, der ihn besuchte, schrieb: „Welch ein Unterschied zwischen meiner jetzigen und unserer vorigjährigen Aufnahme! Man muss durchaus bei ihm eine Station eröffnen. Von Kindern wimmelt es wie in einem Ameisenhaufen. Das wird ein Werk des Segens!"

Die Deutschen, deren Wohlwollen gegen die katholische Mission sich jederzeit bewährt hat, haben inzwischen ihre Station von Motschi nach Marangnu zum Häuptling Mirale verlegt. Mandara ist gestorben; sein Sohn Meli folgte ihm. Er hat die freundschaftlichen Beziehungen zu den Deutschen gebrochen und bekanntlich die Expedition des Lieutenant von Bülow überfallen, und wurde in jüngster Zeit gebührender Weise dafür gezüchtigt. Die anglikanische Mission wurde aus dem deutschen Gebiete verwiesen. Wir haben uns in allen diesen Wirren behauptet.

Die Massai hatten Unglück. Eine schreckliche Viehseuche hat fast alle ihre Herden weggerafft und sie in das äußerste Elend versetzt. Da sie hörten, dass Mitbrüder jener Weißen, die sie in ihrem Lager aufgenommen, sich in Kilema niederließen, kamen sie und baten um Unterstützung. Sie suchen in der Umgegend etwas zu verdienen und so ihr Leben zu fristen. Ja sie haben 20 Kinder bei uns gelassen, dass wir sie ernähren, erziehen und unterrichten möchten. Wer weiß? Das ist vielleicht der Ausgangspunkt zur Bekehrung dieses prächtigen Menschenschlages.

Und somit sage ich den weiten Savannen, den schattigen Flüssen, den stolzen Bergen Lebewohl! Beim Scheiden habe ich wenigstens den Trost, das Licht des Glaubens an eurem Gesichtskreise aufleuchten zu sehen, der Morgenröthe ähnlich, die den majestätischen Gipfel des Kibo verklärt. Ehre sei Gott und seinem Christus, Lob der unbefleckt empfangenen Jungfrau Maria, Friede den Menschen, die eines guten Willens sind, auch im dunkeln Lande Afrika!

Nachrichten aus den Missionen.

Balkan-Halbinsel.

Rumänien. Besuch in einem rumänisch-schismatischen Kloster. „Gestern", so schreibt uns Schwester Camilla (Josephine Köstler) aus Rumänien, „machten mehrere unserer Mitschwestern mit der ehrw. Frau Oberin einen Besuch in einem rumänischen Frauenkloster, zwei Stunden von Bukarest. Man fährt in sogenannten caruten, in denen 6 Personen mit Mühe Platz haben. Es sind dies eine Art schwererer, gedeckter Bauernwägen, mit vier kleinen elenden Pferdchen bespannt. Hier zu Lande gebraucht man weder Wagensperre noch Radschuh, und unser Kutscher trieb die armen Thierchen im Galopp den Berg hinauf, wobei er durch ein wiederholtes brrr sie anspornte. — Die Thierchen verstanden diese Sprache und sausten mit höchster Anstrengung die Anhöhe hinauf. Wir saßen in drei Wagen, einer hinter dem andern. Zuerst fuhren wir nach Cernica, einem Männerkloster, um es wenigstens von außen zu besichtigen. Daselbst angekommen, begegneten wir gleich einem Mönche, der einen langen Schleier trug, da er eben in dieser Woche die Kirche zu versorgen hatte. Er begleitete uns bereitwillig in das Gotteshaus. Doch muss ich Ihnen vorher sagen, dass es eigentlich zwei Klöster mit zwei Kirchen, auf Hügeln gebaut, sind. Diese rumänischen Kirchen enthalten kostbare Schätze.

„Zuerst betritt man eine Art Vorhalle; hier finden sich in Fresko gemalte biblische Darstellungen, auch verschiedene Heiligenbilder. Ebenso sind der Plafond und die Wände der Kirche bemalt. Längs der Mauer laufen Chorstühle hin; vorne haben in den Frauenklöstern die Jungfrauen ihren Platz, danach kommen die früher verheiratet gewesenen calugerite (Klosterfrauen). Ebenso ist es im Männerkloster. Die Mönche heißen caluger; es sind hier deren 280. Sie kennen sich nicht alle; einige haben nämlich ihr Häuschen für sich, andere leben im großen Kloster zusammen, doch hat jede Zelle ihren eigenen Eingang. In diese Zellen darf man nicht eintreten; doch hat die ehrw. Frau Oberin vor zwei Jahren Gelegenheit gehabt, eine zu sehen. Es befindet sich darin nur eine Pritsche, ein hölzerner Stuhl, ein Tisch, einige Bücher und Bilder. An die Zelle stößt die Werkstätte, größer oder kleiner, je nach der Beschäftigung, die einer hat. — Während wir uns die Kirche ansahen, kam ein zweiter Mönch herzu, der Bruder des Metropoliten, welcher in Abwesenheit des Superiors die Obsorge für alles hatte. Er war sehr freundlich und zeigte uns das Absteigequartier des Metropoliten, welches zugleich das des Königs ist, wenn die Herrschaften auf Besuch dahinkommen. Es befinden sich dort sehr schöne Freskomalereien aus dem Alten Testament oder aus dem Leben und Leiden Jesu. Aber auch Spiegel sind dort, wie in den Privatwohnungen der wohlhabendern Mönche. Die Kirchen sehen leer aus. Nur ungefähr in der Mitte befinden sich rechts und links auf Tischen aufgestellte Tafeln, die sehr schön sind. Es sind dieses meist Bilder der lieben Mutter Gottes und der übrigen Heiligen, von Gold und Silber strahlend. Wir sahen auch zwei Bilder, welche, von drei Seiten gesehen, immer eine andere Figur zur Darstellung brachten. So zeigte das eine, in der Mitte gesehen, den lieben Heiland, von der rechten Seite aus die liebe Mutter Gottes und von der linken wieder eine andere Darstellung des lieben Heilandes. Im vordern Theil der Kirche steht ein schöner Armleuchter, und die den Chor vom Schiffe abschließende Wand ist oben besonders schön bemalt. Rechts und links befinden sich mit Vorhängen gezierte Thüren. Dieselben sind gewöhnlich offen, und man kann durch sie ins innerste Heiligthum hineinschauen, wo auf einem ziemlich hohen, breiten viereckigen Tische das Allerheiligste steht und ein ewiges Licht brennt. Man darf aber nicht hineingehen. In dem Männerkloster war das Heiligthum weniger schön als im Frauenkloster.

„Der Bruder des Metropoliten führte uns dann in sein Häuschen, welches sehr nett und reinlich gehalten war. In seinem

Schlafzimmer stand außer seinem Bett (hier zu Lande ein Divan) ein sehr einfacher Tisch mit einigen Büchern, ein kleiner Schrank und viele Bilder. Ein zweites Zimmer enthielt ebenfalls wenige Möbel, aber viele Bilder. Auch hatte der Mönch eine sehr schöne Hauskapelle, wie sie nur die reichern Herren haben können. Was sie nämlich verdienen, gehört ihnen. Wenn einer Glück hat und es versteht, kann er es zu etwas bringen. Uebrigens bekommt jeder täglich vom Staat 35 Pfennig. Sie essen kein Fleisch, nur Fische, und selbst diese nicht zu jeder Zeit; ebenso die Klosterfrauen, welche eine Stunde weit entfernt wohnen, je eine, zwei oder drei in einem Raum zusammen, der ärmlicher oder reicher ausgestattet ist, je nach dem Vermögen der Insassen. Auch in den Frauenzellen sieht man allerhand kleine Ziersachen, Bilder, Rähmchen u. dgl.

„Nachmittags beteten oder vielmehr sangen die Klosterfrauen die Vesper in der Kirche, wobei ein popa (griechisch-schismatischer Priester) vorstand. Aber nur jene, die wollen, finden sich ein; die Oberin immer. Ich habe von der Vorhalle aus zugesehen. Bald singt der popa, bald die jüngern, bald die ältern Klosterfrauen. Es gibt sowohl unter den Mönchen als unter den Nonnen viele von hohem Alter und auch manche von großer Tugend. Wie bedauernswerth sind sie! — Sie stehen uns so nahe, und theilen doch nicht unsere Güter! Ein popa zeigte uns das Bild eines Mönches, der sich sein Leben lang gänzlich der Fische enthielt und von seinem ersparten Geld das ganze Kloster baute, wie es jetzt steht.

„Die ältern Klosterfrauen haben jüngere bei sich zur Unterweisung im geistlichen Leben. Manche treten noch sehr jung ins Kloster, andere aber auch wieder in vorgerückterem Alter."

Syrien.

Fortschritte in der griechisch-melchitischen Diöcese von Paneas (Cäsarea Philippi). Recht beachtenswerthe Aufschlüsse über die Strömungen innerhalb der nichtunirten Kirchen gibt uns der folgende Brief des griechisch-melchitischen Bischofs von Paneas, Msgr. Giragiri. Als er eben im Begriffe war, so erzählt er darin, einer Einladung des griechisch-katholischen Patriarchen von Jerusalem, Gregor I., zum Eucharistischen Congreß in Jerusalem Folge zu leisten, wurde seine Abreise durch einen unangenehmen Zwischenfall verzögert. In einem kleinen Städtchen, Al-Kiam, und im Dorf Kuraihas wurden zwei seiner Priester von einflußreichen, feindseligen Schismatikern in einen Proceß verwickelt. Der Bischof mußte ihnen zu Hilfe kommen; er schickte ihnen das für die Fahrt nach Jerusalem ersparte Reisegeld und begab sich persönlich nach Gedaïdah und Hasbaïa, um vor den dortigen Tribunalen Recht zu verlangen. In Hasbaïa sollte er unerwartet eine große Freude erleben. Die Stadt, am südwestlichen Abhang des großen Hermon, ist einer der Hauptorte im Gebiete des Anti-Libanon mit reger Industrie und Obst- und Weinbau. Sie zählt nur wenige Katholiken; doch sind die Schismatiker im Augenblick recht günstig gestimmt. Ihr Bischof, Msgr. Missaël, begrüßte den katholischen Oberhirten bei seiner Ankunft aufs freundlichste. Msgr. Giragiri erwiderte am folgenden Tag den Besuch. Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er im Empfangszimmer des schismatischen Bischofs die Porträts Leos XIII., Sr. Eminenz des Cardinals Rampolla und des letztverstorbenen Präfecten der Propaganda, Cardinals Simeoni, und anderer römischer Prälaten. Auf seine verwundernde Aeußerung erklärte Msgr. Missaël: „Ich habe diese Porträts mir kommen lassen, weil ich die römische Kirche und ihre Oberhirten liebe." Beiläufig gesagt ist es keine Kleinigkeit, hier zu Lande, selbst in größern Städten, sich dergleichen Porträts zu verschaffen.

„Im Laufe der Unterredung", so erzählt nun Msgr. Giragiri, „sagte ich scherzend zum schismatischen Bischof: ‚Sie haben gewiß Angst, daß ich Ihnen keine Schäflein mehr übrig lasse. Wissen Sie was, Monseigneur, treten Sie mit Ihrer ganzen Herde zu uns über, und bleiben Sie dann in der katholischen Gemeinschaft deren Hirte. Ich selbst lege dann mein Amt nieder, oder werde, falls es Ihnen recht ist, Ihr Coadjutor.' Der Bischof erwiderte lächelnd: ‚Es wird wohl schließlich dazu kommen, nur mit dem Unterschied, daß ich dann Ihr Coadjutor werde und Sie selbst die ganze Sorge für unser geistliches und zeitliches Wohl übernehmen.'

„Ich predigte dann vom Tage meiner Ankunft (Freitag vor Passionssonntag) an bis zum Montag in der Karwoche täglich zweimal, am Morgen und am Abend. Die Kirche konnte die Menge nicht fassen. Mehrere angesehene Personen sagten zu mir: ‚Es ist ausgemachte Sache, wir werden alle katholisch.'

„Andere verlangten eine zweite Reihe von Predigten, um sich vor ihrem Uebertritt noch besser zu belehren. Von allen Seiten wurde ich gedrängt, in der Stadt jährlich mein Absteigequartier zu nehmen und einige Wochen bei ihnen zuzubringen. Ich dankte Gott für die Wendung dieser Dinge; denn gerade in Hasbaïa hatte ich früher die heftigste Anfeindung gefunden. Ich glaube, ich habe Ihnen früher, vor fünf oder sechs Jahren schon, einmal erzählt, welches Ränkespiel gegen den katholischen Pfarrer des Ortes ins Werk gesetzt und wie schmachvoll er damals behandelt wurde. Jetzt ist die Stimmung ganz verändert, und die Bekehrung dieser Stadt, des Hauptbollwerks des Schismas in meiner Diöcese, scheint nur mehr eine Frage der Zeit. Ist aber einmal Hasbaïa gewonnen, so würde sofort auch die umwohnende Landbevölkerung folgen. Dieselbe scheut bis jetzt den Einfluß der reichen Schismatiker in der Stadt, die ihr Geld leihen und ihr in ihren Processen helfen, und so den guten Willen dieser Leute hemmen."

Nach Gedaïdah, seiner Residenz, zurückgekehrt, hielt Msgr. Giragiri in seiner mit Unterstützung des Heiligen Vaters neu erbauten Kathedrale die Feier der heiligen Woche nach dem herrlichen Ritus der griechischen Kirche ab, unter zahlreicher Betheiligung der Bevölkerung aus nah und fern. Am Karsamstag langte beim Bischof auch P. Hawa S. J. an, der während der Fastenzeit die Christengemeinden der Diöcese geistig aufgefrischt hatte. Er war halbtodt von den ausgestandenen Entbehrungen, da er trotz der anstrengenden Arbeit und trotz des feuchtkalten Wetters die Fasten in ihrer ganzen orientalischen Strenge mitgemacht hatte, um den Neophyten ein gutes Beispiel zu geben. Seine ganze Nahrung hatte fürs gewöhnliche aus Gemüse, einigen Oliven und wildem Salat bestanden. Um so tröstlicher waren die reichen Erfolge seiner Mission und die Meldung von der sehr günstigen Stimmung der Schismatiker an den Orten, wo er gewirkt. Ein Almosen, das die Vorsehung sandte, ermöglichte es dem Bischof, seine geplante Reise nach Jerusalem doch noch aufzunehmen und jener wundervollen Feier des Eucharistischen Congresses beizuwohnen, dessen glänzender Verlauf im Orient so tiefen Eindruck hinterlassen hat.

Msgr. Giragiri erzählt dann weiter seine Reise nach Rom, die er im Namen des griechisch-unirten Patriarchen von Jerusalem mit zwei andern orientalischen Bischöfen unternahm, um dem Heiligen Vater die Glückwünsche seiner Kirche darzubringen. Mit dem größten Interesse erkundigte sich der Papst nach der Be-

wegung, die sich unter den Schismatikern zu Gunsten der Wiedervereinigung bemerkbar mache. „Machen Sie es nicht", sagte er dem Bischof beim Abschied, „wie Gregor der Wunderthäter, der bei seinem Einzug als Bischof von Neo-Cäsarea dort 17 Gläubige vorfand, bei seinem Tode aber 17 Heiden hinterließ. Sie werden die Katholiken zu Hunderten vorfinden und dürfen keinen einzigen Schismatiker hinterlassen. Ich werde Gott recht inständig darum bitten." — „Der innige Wunsch des Heiligen Vaters", so schreibt Msgr. Giragiri, „scheint sich denn auch wirklich allmählich zu erfüllen. Fast von allen Dörfern meiner Diöcese sind inzwischen Gesandtschaften zu mir gekommen mit der Bitte, sie in die katholische Gemeinschaft aufzunehmen. So lautet z. B. eine dieser Bittschriften wie folgt: ‚Unser Herr und Meister und hocherlauchter, hochverehrter und mildester Vater! Nachdem wir die Füße Ew. Herrlichkeit geküßt und Ihren Segen für uns und unsere Familien erfleht haben, kommen wir, Schafe ohne Hirten, eine versprengte Herde, mit der flehentlichen Bitte, mit uns Mitleid zu haben und uns aufzunehmen in die katholische Gemeinschaft. Sie sind der Herr Petrus (so heißt der Bischof), und nicht umsonst tragen Sie diesen Namen. Nehmen Sie uns auf in Ihre Herde, lassen Sie uns eintreten in Ihre Hürde, geben Sie uns einen Priester, der für unsere Seelen Sorge trägt. Wir haben keinen Pfarrer, oder wenn wir einen haben, so besitzt er doch nicht die hingebende Liebe Ihrer Priester. Geben Sie uns einen Lehrer für die Schule unserer Kinder. Zwar fehlt es uns nicht an Unterweisern, aber leider sind dieselben, wie Sie wissen, Protestanten, die den Kleinen den Sauerteig des Glaubens nehmen wollen. Wir wagen es kaum, Ew. Herrlichkeit auch noch um eine Lehrerin, eine Klosterfrau zu bitten, die unsere Mädchen unterrichte und unsern Frauen die Christenlehre halte, und doch wäre dies so nothwendig &c. Andere unter uns sprechen den Wunsch nach einem Haus des Gebetes aus. Lassen Sie uns eine kleine Kirche bauen. Wir haben kein Geld, das wissen Sie, allein wir wollen gern Gemeindefrohne leisten und die nothwendigen Erdarbeiten, die Bereitung des Kalkes und Mörtels, die Maurerarbeit übernehmen und die Pappelbäume liefern. Und wenn Sie größere Gewähr wünschen, so wollen wir unser Land Ew. Herrlichkeit zum Pfande geben u. s. w.' Was soll ich auf solche Bittgesuche erwidern? Soll ich die armen Leute auf später vertrösten? Leider habe ich das thun müssen, weil mir die nöthigsten Mittel zur Anstellung eines Priesters und Schullehrers mangeln. Was wird die Folge sein? Die Leute können es nicht glauben, daß mir die nöthigen Geldmittel fehlen. Viele Dörfer werden, wenn der Augenblick der Gnade einmal verpaßt ist, nicht mehr zu uns zurückkehren. Sie wenden sich schließlich an die Protestanten, um eine Schule zu erhalten; oder sie wählen einen aus ihrer Mitte und lassen ihn vom schismatischen Bischof zum Priester weihen. Bisweilen spalten sie sich in zwei Parteien, und derer, die im guten Willen beharren, sind dann so wenige, daß wir ihnen keinen eigenen Priester geben können.


Ein Massai-Ohr, zwei Massai-Damen und ein Massai-Kraal. (S. 254.)

„Und doch, es braucht so wenig, um einen Basilianermönch anzustellen, der im Dorf die Seelsorge übernimmt. Er begnügt

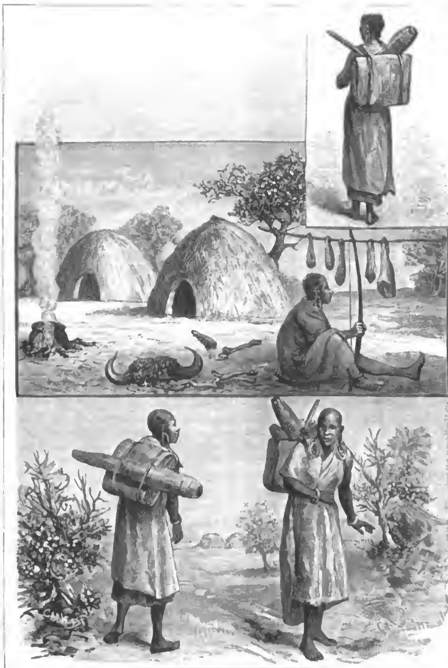
sich mit seinen Meßstipendien und einer kleinen Unterstützungssumme. 300 Fr. genügen, um in einer Landgemeinde eine Mädchenschule zu errichten. Und das wäre so nothwendig. Die schismatischen Frauen wissen so gut wie nichts von der Religion. Der Pfarrer kann nur sehr schwer zu ihnen gelangen. Ihr Katechist ist die Schullehrerin. Eine Knabenschule kommt auf 400 Fr. Und welch große Stütze ist hier nicht ein guter Schullehrer! Er ist zugleich Küster und Vorsänger, er hilft dem Missionär im Katechismusunterricht, ist sein unzertrennlicher Begleiter und Helfer und schützt ihn vor Isolirung."

Der hochwürdigste Herr Bischof schließt seinen Bericht mit einem schmerzlichen Hinweis auf das Wirken der protestantischen Secten mit ihren reichen Geldmitteln und zahllosen Schulen in diesem Weinberg, an den sich für uns Katholiken so heilige Erinnerungen knüpfen, und mit einem inbrünstigen Appell an die Katholiken des Abendlandes.

Japan.

Erzdiöcese von Tokio. Die Aussätzigenanstalt von Gotemba. Wir haben schon früher (Jahrgang 1892, S. 102) die Theilnahme unserer Leser für diese Anstalt, das Erbe des japanischen Aussätzigenapostels P. Testevuide, wachgerufen. Dem Jahresbericht, den uns sein Nachfolger, P. Vigroux, gleichfalls Priester des Pariser Missionsseminars, zugeschickt, entnehmen wir folgendes:

„1. Gegenwärtiger Stand der Anstalt. Das Spital zählt augenblicklich 75 Kranke, 60 Männer und 15 Frauen, alles Erwachsene mit Ausnahme eines Kindes von 13 und eines von 7 Jahren. Das Gesamtpersonal besteht aus 90 Personen. Die ins einzelne gehende Beschreibung, die uns P. Vigroux von seinen Pfleglingen entwirft, wollen wir dem Leser ersparen. Ihr Gesichtsausdruck wird durch den Aussatz in wenigen Monaten bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und es ist besonders traurig, diesen Fortschritt an den armen Kindern zu beobachten. Die größere Zahl der Aussätzigen kommt von Kusatsu. Dieser Ort liegt 50 Meilen von der Hauptstadt auf den Bergen, die im Westen die Ebene von Tokio umfassen. Hier strömt aus den Felsen eine Schwefelquelle von sehr hoher Temperatur und fließt, von mehrern kleinern Quellen derselben Art gespeist, durch eine Schlucht thalabwärts. Die Speculation hat sich gleich der Entdeckung bemächtigt, und so entstand ein ziemlich bedeutender Badeort. Im Winter liegen die Badehotels fast leer, im Sommer steigt die Zahl der Kurgäste bis auf 3000. Unter ihnen befinden sich durchschnittlich 80 bis 100 Aussätzige. Früher stand es diesen frei, zu baden, wo sie wollten, jetzt sind sie auf einen bestimmten Platz am untern Ende des Dorfes beschränkt. Hier wohnen sie in elenden Hütten, die von andern Aussätzigen als Gastwirthe gehalten und vermiethet werden. Diese dulden ihre Gäste so lange, bis sie die kleine Pension nicht mehr bezahlen können, dann werden sie ohne Erbarmen entlassen, um andern Platz zu machen, die nach kurzem gleichfalls weichen müssen. Nur ungern verlassen diese Unglücklichen Kusatsu, da die Bäder, wenn sie eine Zeitlang regelmäßig gebraucht werden, eine wirkliche Besserung ihres



Dorf der Ndorobos. Weiber auf dem Marsche. (S. 254.)

traurigen Zustandes herbeiführen. In den ersten Tagen der Kur kommt das Uebel in seiner ganzen abstoßenden Häßlichkeit zum Vorschein. Das verdorbene Blut wird ausgeschieden und sucht durch alle Poren einen Ausweg. Die Wunden erweitern sich und bekommen ein widerwärtiges Aussehen. Rothe mit Eiter gefüllte Pusteln und Blutknoten bedecken den ganzen Leib. Nun wird die moxa angewandt, ein in der alten Arzneikunde vielfach gebrauchter, aus leicht brennbaren Stoffen geformter Brennkegel, der bei der Verbrennung auf der Haut einen kräftigen Hautreiz erzielt. Der Leib erscheint jetzt mit schwarzen Flecken ganz besäet. Das Feuer hat die Eiterbeulen von ihrer Fäulniß gereinigt, aber nun gleichen die Pusteln glühenden Kohlen, ein schrecklicher Anblick. Wird die Behandlung fortgesetzt, so kommt es zwar nicht zur völligen Heilung, doch genießt der Kranke auf längere Zeit eine verhältnißmäßig gute Gesundheit.

„Ich bin zweimal in Kusatsu gewesen," erzählt P. Vigroux. „Als ich das erste Mal hinkam, erschienen 10 Aussätzige, die von meiner Ankunft erfahren hatten, mich zu begrüßen. Sie hofften, in der Anstalt von Gotemba Aufnahme zu finden. Ich hielt es aber noch nicht für angezeigt, ihrem Verlangen zu entsprechen. Denn hätte ich einigen die Erlaubniß gegeben, so wäre sicherlich der ganze Haufen nach Gotemba gelaufen, und unsere Anstalt hätte sie aus Mangel an Raum doch nicht aufnehmen können. Ich begnügte mich also für den Augenblick damit, in Kusatsu ein Haus zu miethen und einen Katechisten anzustellen, daß er an Ort und Stelle alle diejenigen unterrichte, die unsere heilige Religion kennen lernen wollten. Seit jener Zeit wohnten täglich etwa 20 Aussätzige dem Unterrichte bei.

„Als ich zum zweitenmal nach Kusatsu kam, konnte ich 4 Personen taufen; 15—16 andere, die auf die Taufe vorbereitet worden und sie zu empfangen verlangt hatten, konnten leider aus Mangel am nothwendigen Kostgeld die Ankunft des Missionärs nicht abwarten und waren traurig fortgezogen, um ihr Leben als herumziehende Bettler zu fristen. Einer der Armen hatte beim Weggehen zum Katechisten gesagt: ‚Ich nehme den Katechismus und das Gebetbuch mit; denn ich will sie vom ersten bis zum letzten Blatt auswendig lernen. Darf ich dann wohl hoffen, daß, wenn ich später den Missionär treffe, er mich taufen wird?' Und er war weinend fortgegangen. Diese Nachricht gab mir einen Stich ins Herz. Was sollte ich thun? Ich trug den Katechisten auf, Erkundigungen einzuziehen, wo die armen Katechumenen, die des Mitleids so würdig waren, sich befänden, und alle nach Gotemba zu schicken. Mehr noch, ich hieß ihn einfach, in Zukunft alle Aussätzigen, die aus Mangel an den nöthigen Mitteln Kusatsu verlassen und zum Bettelstabe greifen mußten, nach Gotemba zu weisen. Natürlich wird unsere Anstalt in kurzem überfüllt sein, und es wird unumgänglich nothwendig, sie zu vergrößern, um für alle Raum zu schaffen. Ich fürchtete aber, gegen das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung zu sündigen, wenn ich diesen unglücklichen heimatlosen Menschen im Augenblicke, wo es sich um die Rettung ihrer unsterblichen Seele handelte, die Aufnahme verweigerte. Bereits sind einige in Gotemba eingetroffen. Sie hatten mehr als 100 Meilen zurückgelegt; allein so lang und beschwerlich die Reise war, sie wäre noch viel länger und mühseliger gewesen, wenn sie ihr Bettlerleben hätten fortsetzen müssen."

„2. Die Arbeiten der Aussätzigen. Diejenigen Kranken, die noch ihre Hände gebrauchen können und nicht allzu leidend sind, bieten sich freiwillig zur Handarbeit an. Wir haben unter den Frauen Näherinnen, die sich selbst ihre Kleider verfertigen und diejenigen ihrer Leidensgenossen ausbessern. Von den Männern beschäftigen sich die einen mit der Verfertigung von Sonnen- und Regenschirme aus geöltem Papier; andere machen Pfeifenröhren aus Bambus, andere Zori, d. h. Strohsandalen, oder Kokera, d. h. Dachschindeln. Auch einige Schreiner, Klempner und Schmiede sind darunter. Wieder andere verrichten die Arbeiten im Haus, kehren die Säle, die Gänge und die Hofräume, und sorgen, daß alles im Spitale reinlich aussieht; andere unterhalten das Feuer für die warmen Bäder, die alle Kranken wenigstens einmal im Tage nehmen, andere endlich gehen aus, um in der Umgegend Reis einzukaufen ꝛc. Augenblicklich sind einige mit der Zucht von Seidenwürmern beschäftigt, zu welchem Zweck wir ein Stück Land mit Maulbeerbäumen bepflanzt haben. Es ist nämlich unser Plan, in der Anstalt die landesüblichen Gewerbs- und Erwerbszweige auf einen höhern Fuß zu bringen und so eine Einnahmequelle zu schaffen.

„Freilich kommt die Arbeit unserer Pfleglinge nur für einen kleinen Bruchtheil unserer Auslagen auf, da eben nur die minder Kranken und auch diese nur wenige Stunden des Tages arbeiten. Immerhin ist diese kleine Hilfe uns sehr willkommen, weil sie die Opfer einigermaßen verringern, welche unsere Wohlthäter unsertwegen sich auferlegen. Unsere Kranken wissen das und arbeiten darum gern und bereitwillig.

„3. Der moralische Eindruck unserer Anstalt nach außen. Anfangs konnten die Heiden unser Werk gar nicht begreifen. Sie dachten, es handle sich um eine Speculation. Allmählich erst ging ihnen ein Licht auf, und heute wissen sie sehr gut, daß der Zweck unserer Anstalt kein anderer ist als die Linderung des zeitlichen und die Hebung des geistigen Unglücks der armen Aussätzigen. Unsere heidnische Nachbarschaft weiß auch sehr gut, welche Opfer wir uns bei der Pflege unserer Kranken auferlegen müssen und mit welcher Sorge und Hingabe wir uns ihrer annehmen. Und nicht bloß in die Nähe, sondern auch in die Ferne ist heute der Ruf und das Lob unseres Aussätzigenspitals gedrungen. So besuchte z. B. ein Arzt, der von der Regierung in einem der größten Spitäler von Tokio angestellt ist, unsere Anstalt, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, was die Großmuth christlicher Mildthätigkeit hier für die Aussätzigen Japans gethan hat, und er sprach sich über dieses Werk wahrer Humanität voll Bewunderung aus. Er bot sich sogar an, unsere Kranken ein- oder zweimal im Monat unentgeltlich zu besuchen. Mehr noch, er bat um genauere Angaben über unsere Anstalt, um dieselbe, wie er sagte, in den Kreisen seiner Bekanntschaft in der Hauptstadt bekannt zu machen und die Sympathie dafür zu wecken.

„Am Schlusse dieses Jahresberichtes danke ich von Grund des Herzens all unsern Wohlthätern. Es ist ihrer unversieglichen Liebe zu danken, daß das Werk gegründet wurde und sich entfalten konnte. Dank ihrer Freigebigkeit wächst die Anstalt immer mehr und tröstet, lindert und rettet bereits eine große Zahl von Unglücklichen. Möge ihnen Gott ihre Liebe hundertfach vergelten! Dafür beten unsere Kranken jeden Tag, und ihr Gebet, das kann ich versichern, ist ebenso inbrünstig wie beharrlich."

China.

Apostol. Vicariat der Mandschurei. Ueberblick über die Mission; Pastoralreise des Apostol. Vicars. Die Mission der Mandschurei umspannt ein Gebiet von über 1 765 000 Quadratkilometer, ist also etwa so groß als Frankreich, das Deutsche Reich und Oesterreich zusammengenommen.

Sie faßt in sich die stark bevölkerte chinesische Provinz von Leao-tong, zunächst an Petscheli angrenzend, die beiden Mandschu-Provinzen Ghirin und Tsi-tsi-kar und die russischen Provinzen vom Amur und Primorskaia (ca. 800 000 Quadratkilometer.) Das Land ist von vielen Bergketten durchzogen, deren Hauptzug, der Tai-pai-chan oder „Weiße Berg", die Richtung von Süden nach Nordosten verfolgt und mit seinen schneebedeckten weißen Kalksteinfelsen bis zu 3000 m aufragt. Dazwischen dehnen sich unabsehbare Ebenen, die im Westen und Nordwesten durch wildes Steppenland, im Osten durch undurchdringlichen, herrlichen Urwald ihren Charakter erhalten. Das Land ist überreich an Pelzwild, Panthern, Tigern, Bären ꝛc., an Metallen und trefflichen Hölzern. Das Klima ist, namentlich in der nördlichen Hälfte, sehr rauh, und der nordasiatische Frosthauch läßt das Thermometer im Winter, der vom October bis in den März hinein dauert, bis auf — 45° R. sinken, während es im Sommer bis auf 40° und 45° steigen kann. Die Gesamtbevölkerung, deren Hauptmasse im Südwesten sich zusammendrängt, beträgt zwölf Millionen und theilt sich in die eingewanderten Chinesen, die weniger zahlreichen eingebornen Mandschu und die Nomadenvölker der Tungusen, Mongolen, Khalkhas, Ghilaks, Solons und der bunten Mischrassen aus diesen Stämmen.

Die Provinz Leao-tong und die Mandschu-Provinzen haben ihre eigene getrennte Verwaltung; die Mongolen stehen unter 48 mongolischen Tributärkönigen, und die wilden Horden unter eigenen Häuptlingen. Die chinesische Bevölkerung bekennt sich zu einem mit Confutse-Elementen gemischten Buddhismus, während die Mandschus und Tungusen größtentheils zum Geisterglauben der Schamanen sich bekennen, oder dem Islam sich zuwenden.

Die Anfänge der Mission reichen in die Tage der alten Jesuitenmission zurück. Seit 1840 bildet die Mandschurei ein eigenes Apostolisches Vicariat unter der Leitung des Pariser Missionsseminars. Mittelpunkt der Thätigkeit bildet die Südprovinz Leao-tong, in deren wichtigster Hafenstadt Ing-tze der Apostol. Vicar residirt. Die Eroberungen und die Nähe der Russen hat den Fortgang der Mission sehr gehemmt und den Fremdenhaß wiederholt auch über die Missionäre heraufbeschworen. Nur langsam, aber stätig bringt die Evangelisation in dem ungeheuren Gebiet vor. Gegenwärtig zählt die Mission etwa 14 000 Katholiken, die sich auf 21 Districte und 151 Gemeinden vertheilen, 27 Missionäre und 7 eingeborene Priester, 2 Seminare mit zusammen 42 Alumnen, 88 Schulen, 16 Waisenhäuser, 2 Spitäler, 1 Landbauschule mit 250 Zöglingen u. s. w. Einen kleinen Einblick in die Missionsthätigkeit gibt uns der folgende Brief des Apostol. Vicars Mfgr. Guillon vom 3. Mai 1893: „Ich bin eben von einer strapazenreichen viermonatlichen Rundreise (vom 1. December bis zum 1. April) zurückgekehrt, auf welcher ich mehr denn 2000 km mitten in der Winterkälte, die hier so furchtbar empfindlich werden kann, durchmessen. Es waren die beiden Nordprovinzen, die ich diesen Winter zum erstenmal besuchte. Ich hatte das Glück, über 700 Neophyten das Sacrament der Firmung zu spenden, zwei neue Kirchen einzuweihen und einen neuen Distriet zu gründen, dem ich den Namen ‚Stern des Erlösers' gab zur Erinnerung an das schöne Weihnachtsfest, das ich inmitten der 400 Neophyten zugebracht. Dieselben hatten noch niemals ihren Bischof gesehen, noch je der Feier einer heiligen Christmette beigewohnt.

„Auf dieser Rundreise kam ich auch durch unsere beiden Priesterseminare (in Scha-lim und Pa-kur-tse) und hatte die Freude, zwei einheimischen Priestern die Hände aufzulegen, zweien die Diakonatsweihe und fünfen die Tonsur zu ertheilen. Unsere Seminare sind die Hoffnung dieses ungeheuren Missionsfeldes. Wegen der großen Entfernungen und um die Kosten der Reisen zu ersparen haben wir zwei Seminare gegründet, eines im Norden, das andere im Süden. Letzteres zählt 30, ersteres 12 Alumnen. Ich darf vorderhand aus Mangel an den nothwendigen Subsistenzmitteln diese Zahl nicht überschreiten. Die Heizung und die Kleidung, besonders in den sechs langen, strengen Wintermonaten, reißt gewaltig ins Geld. Und doch kann ich für den einzelnen Alumnen jährlich nicht mehr als 40 *M.* auslegen. Die Missionäre, denen die Leitung der Seminare übertragen ist, müssen sehen, wie sie damit auskommen, und Mittel und Wege ausfindig machen, um andere Hilfsquellen sich zu erschließen. Sie haben ein Stück Land unter den Pflug gebracht, um für sich und ihre lieben Schüler den nothwendigen Unterhalt zu gewinnen. Ich habe gegenwärtig im ganzen 27 europäische Missionäre und 7 eingeborene Priester. Wenn ich einem jeden von ihnen sein Weggeld fürs Jahr verabreicht habe, bleiben mir von der Summe, die der Verein der Glaubensverbreitung mir zuwendet, noch ganze 11 200 *M.* übrig. Damit soll ich alle andern Unternehmungen und Werke des unermeßlichen Missionsgebietes im Gange erhalten und u. a. unsere Seminaristen ernähren. Jährlich kommen neue Anmeldungen, auf die ich aber bloß eingehen kann, wenn wieder ein Platz frei wird. Die Folge ist der Mangel an einer hinreichenden Zahl einheimischer Priester und Katechisten, die doch den Hauptnerv der hiesigen Missionsthätigkeit bilden. Ich zähle zur Stunde 2500 Katechumenen; aber mein großes Herzeleid ist, daß ich nicht genug Kräfte habe, um sie alle gut zu unterrichten."

Apostol. Vicariat der Central-Mongolei. Ein ergreifender Nothruf. „Seit zwei Jahren", so schreibt der Apostol. Vicar der Central-Mongolei, Msgr. Bax, „ermüden meine Missionäre durch ihre beständigen Hilferufe die mildthätigen Seelen zu Gunsten ihrer armen hungernden Christen. Unsere Lage ist derart, daß ich nun trotz des innern Widerstrebens auch selbst meine Stimme mit den ihrigen vereinige und laut ausrufe: Domine, salva nos, perimus. Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde." Der schwergeprüfte Oberhirte schildert dann kurz die schreckliche Lage, wie sie unsere Leser bereits kennen (vgl. S. 153), und erzählt einige wirklich ergreifende Züge, welche die Größe des Elendes kennzeichnen.

„Gestern traf der hochw. Herr Rubbens beim Besuche eines Dorfes ein kleines christliches Mädchen von 11—12 Jahren. ‚Habt ihr noch etwas zu essen?' fragte der Missionär. — ‚O ja,' sagte die Kleine, ‚wir haben noch etwas Mehl und essen auch Fleisch.' — ‚Wie, ihr armen Leute habt noch Fleisch, wie kommt ihr denn dazu?' — ‚Pater, es ist das Fleisch von den Leichen, die wir auf dem Wege finden. Wir haben bereits drei aufgegessen.' Gott sei Dank, steht dieser Fall bei unsern Christen vereinzelt da, kommt aber sehr häufig unter den Heiden vor. Noch kürzlich kam ein heidnisches Bettelweib an unsere Pforte. Sie trug einen Armkorb, dessen Inhalt durch einige Lumpen verdeckt war. Der Pförtner schöpfte Verdacht, hob die schmutzigen Fetzen auf und fand — den bereits halb abgenagten Arm eines Kindes.

„Immerhin sind von unsern Christen bis jetzt noch wenige Hungers gestorben. Aber welche Opfer hat es uns gekostet, ihr Leben zu fristen! In der einen Niederlassung von Si-ing-dse haben wir, ganz abgesehen von Einzelalmosen, monatlich 100 tans

Getreide vertheilt, den tan zu 24 *M.* Das macht für die hungernden Christen dieses einen Punktes eine monatliche Auslage von 2400 *M.* Es handelt sich eben um das Leben unserer Christen, und daher dürfen wir kein Opfer scheuen. Ich hoffe zu Gott, daß er großmüthige Seelen erwecke, die mir in meiner Bedrängniß zu Hilfe kommen. Soll ich des weitern von den Spitälern für die Erwachsenen reden? Soll ich Ihnen sagen, daß die Anstalt der heiligen Kindheit (das Findelhaus), deren höchste Ziffer sonst nie 1000 überstieg, jetzt 2500 Waislein birgt? Und doch mußten wir unsern Herzen Gewalt anthun und Hunderte von Kindern abweisen, die von ihren aufs äußerste gebrachten heidnischen Eltern uns angeboten oder einfach an den Eingängen unserer Häuser niedergelegt wurden. Als die Zeit zur Bestellung der Aecker kam, war von tausend unserer Christen kaum einer, der zu diesem Zwecke noch ein einziges Haferkorn oder eine Kartoffel übrig hatte. Außerdem waren natürlich alle Zugthiere längst geschlachtet und aufgezehrt. Was sage ich? Selbst die Hunde sind fast alle getödtet. Auch die drei Hunde, die unsere Niederlassung in Si-ing-dse bewachten, wurden gestohlen und sind geschlachtet worden.

„Beklagenswerth ist unsere Lage vom materiellen Standpunkt aus. Was aber mein altes Herz vor allem aufseufzen läßt, ist, diese vor kurzem noch so herrlich blühende Mission der Central-Mongolei mit dem Untergang bedroht zu sehen. Seit 1872 hatten wir allein in diesem Vicariate 40 neue Christengemeinden gegründet, 45 Kirchen und Kapellen gebaut, 10 Niederlassungen eingerichtet, 6 Asyle der heiligen Kindheit und 10 Katechumenenhäuser geschaffen. Mit welchen Mühen und Opfern sind diese tröstlichen Erfolge erkauft worden! Mehrere Missionäre haben ihr Leben geopfert. Und nun kommt diese **malesuada fames**, das böse Hungergespenst, und vernichtet die Früchte der Vergangenheit und die Hoffnungen der Zukunft. Große Scharen unserer Katechumenen sind, um den Qualen des Hungers zu entgehen, nach andern Gegenden Chinas ausgewandert. Was wird aus diesen hirtenlosen Schäflein werden? Wird ihr junger Glaube den Verführungen des Heidenthums widerstehen können? Dieser Gedanke läßt mich beinahe wünschen, daß diese Kinder meiner Seele eher Hungers sterben möchten, aber doch als Christen. Habe ich nicht Grund, zu rufen: **Domine, salva nos, perimus.** O nein, Herr, nicht wahr, du wirst nicht zugeben, daß der alte Bischof, der diese Christengemeinden der Mongolei geboren werden und wachsen sah, sie jetzt hoffnungslos hinschwinden sehen soll, ehe er noch selbst ins Grab gestiegen."



Dörflein und Landschaft in den Bergen von Sambara. (S. 255.)

Dieser Brief eines ehrwürdigen alten Missionsbischofs spricht wahrlich genug für sich, ohne daß wir etwas beifügen müßten.

Auch aus den andern Theilen der schwergeprüften Mission, besonders aus der Südwest-Mongolei, kommen ähnliche Jammerrufe, obgleich stellenweise die ziemlich gute Ernte dem Elend etwas abgeholfen hat.

Bei dem drohenden Zusammenlauf von Tausenden armer Hungrigen ließ der Großmandarin von Pao-t'on in Riesenkesseln eine Art Suppe kochen und austheilen. Aber alle, die davon aßen, starben unter schrecklichen Magenkrämpfen. Die Kessel hatten zuvor zum Kalkbrennen gedient; manche meinten auch, es sei absichtlich Kalk beigemischt worden. Wer diese chinesischen Großen kennt, wird sich nicht allzusehr über eine so ungeheuerliche Beschuldigung wundern.

Apostol. Vicariat Kiangnan. Weihnachten unter chinesischen Neophyten. Wir entnehmen einem schon ältern Bericht eines Jesuitenmissionärs aus Heu-kia-tschoang folgende Schilderung:

„Unsere kleine Weihnachtsfeier war wirklich herrlich trotz der Armut unserer Nothkapelle. Zu mehrern Hunderten hatten sich die Katechumenen unter Anführung der Katechisten schon am Abend zuvor eingefunden, und der enge Raum konnte sie lange

nicht alle fassen. Glücklicherweise aber war die Witterung sehr trocken und der Mond sehr hell, und so wurde es ermöglicht, daß die Mehrzahl draußen im Freien auf Matten knieend der Christmette beiwohnte. Die Kinder sangen die chinesischen Weihnachtslieder mit einer Frische und Begeisterung, daß es zum Verwundern war. Von der Zeit ab wollten alle Christen jene Weisen lernen und hört man die jungen Leute überall auf dem Lande die leicht ins Gehör gehenden Melodien vor sich hinsingen.

„Vor der Mitternachtsmesse stimmte ich das ‚L'écho des montagnes' und während der dritten Messe des P. Gain das andere: ‚Il est né, le divin enfant' an. Dem guten Pater kamen darüber die Thränen in die Augen. O daß Sie hier gewesen wären! Nach einer kurzen Ruhe von zwei Stunden begann ich um 6 Uhr meine drei heiligen Messen. Alles war wieder gesteckt voll. Selbst im Chor vorn knieten die Leute und beteten. Im Laufe des Tages drängten sich die Heiden scharenweise herzu, angelockt durch das Knattern des Feuerwerkes, das natürlich wie bei keinem chinesischen Feste fehlen durfte. Ein Katechist benutzte geschickt diese Gelegenheit, um den Leuten 2—3 Stunden lang über unsere heilige Religion zu erzählen und die Menge hörte in tiefem Schweigen zu. Dieser Katechist, der neulich von Tsche-ly herüberkam und gewohnt ist, öffentlich zum Volke zu reden, versicherte, er habe noch nie so ruhige und aufmerksame Zuhörer gehabt. Die Wirkung blieb nicht aus. Von allen Seiten kommen seither die Leute und erklären, sie wollten Christen werden. Kurz, dieser Weihnachtstag war ein Tag voll des Segens und der Hoffnungen."



Ein Dörflein in der Landschaft von Sigua. (S. 256.)

„Seither hat sich", wie der freundliche Uebersender des Briefes hinzufügt, „der Zudrang zum Christenthum so erfreulich in Bewegung gehalten, daß der P. Superior der Mission beschloß, in dem Missionsgebiete des P. Gain drei neue Districte zu gründen und dorthin ebenso viele Missionäre zu schicken. Die künftigen Niederlassungen sind bereits im Bau begriffen."

Aegypten.

Die katholische deutsche Schule in Alexandrien. Seit der Mitte der achtziger Jahre haben deutsche Borromäerinnen in Alexandrien eine deutsche Schule gegründet, über deren segensreiche Wirksamkeit wir bereits im Jahrg. 1890, S. 109, berichtet haben. Die Gründung führt einen schweren Kampf ums Dasein, weil sie bisher sich nicht wie die Anstalten anderer Nationen der thätigen Theilnahme aus der Heimat erfreut.

„Wir haben immer gehofft," so schreibt uns die deutsche Oberin, Schwester Katharina, „es würden sich wieder edle Wohlthäter finden, welche in Ihren ‚Missionen' etwas für unsere Anstalt hinterlegten, jedoch bis jetzt umsonst.

„Und doch sind so oft Pilger aus der Heimat angekommen und haben mit Theilnahme die Anstalten unserer deutschen Schwestern hier in Aegypten gesehen. Unter ihnen zeichnen sich besonders die zwei hier in Alexandrien (Schule und Asyl) durch Armseligkeit vor allen Anstalten anderer Nationen aus, da wir einzig auf die Unterstützung unserer Landsleute angewiesen sind, indem die Franzosen von den Beiträgen, die nach Lyon

kommen, unsern Armen und Kindern hier sicher nichts zuwenden. Wir wollen versuchen, diese Ferien wieder mit einigen Bettelbriefen in der Heimat anzuklopfen; aber helfen auch Sie mit, daß wir aus den Schulden herauskommen. Die heilige Familie, zu deren Ehre wir hier arbeiten, möge uns Wohlthäter erwecken!"

Belgisch-Kongo.

Eine Schlangengeschichte. „Letzthin", so schreibt P. Van Ronslé von der Scheutvelder Missionsgesellschaft aus der an der Vereinigung des Kassai und Congo gelegenen Station Berghe-Sainte-Marie, „schlief P. Garmyn in einer Kammer neben uns. Plötzlich stieß er einen lauten Angstschrei aus: ‚Hier sind Schlangen,' schrie er, ‚ich höre ihr Zischen.' — ‚Bah', war die Antwort, ‚das sind die Enten, die eine Nachtpromenade machen.' — ‚Was, Enten? Ich werde doch ihr Schnattern vom Zischen einer Schlange unterscheiden können.' — ‚Nun, dann ist es das Huhn, das auf Ihrem Bette sich eingenistet.' — ‚Ei, seit wann zischen denn die Hühner? Es ist eine Schlange, ich sage es Ihnen.' — ‚Gut, dann stehen Sie auf, zünden die Kerze an und sehen mal nach.' — ‚Sie haben gut reden, und wenn ich nun aus Versehen auf das Thier trete. Kommen Sie herüber und leuchten Sie mir durch das Fenster herein.' Wir thaten also, wie gewünscht. P. Garmyn entfernte hierauf sein Mosquitonetz und schaute in allen Winkeln nach dem Eindringling sich um, ohne etwas zu entdecken. Dann wagte er sich hinüber, um uns die Thüre zu öffnen, und nun gaben wir uns ans Suchen. ‚Horch, ich höre sie!' sagte einer. Wir lauschten und vernahmen nun deutlich das charakteristische Zischen, das sich ähnlich anhört, wie wenn einer mit starker Aspiration ein h ausstößt. Es war der eigenthümlich schnarrende Laut der schwarzen Schlange, einer hier sehr gefürchteten Art, die bis 2 m lang wird. Natürlich gingen wir jetzt mit verdoppeltem Eifer ans Werk, untersuchten mit einem Ladstock die Zwischenwände und fuchtelten unter den Kasten und der Bettstelle umher. Die Schlange zischte fortwährend, hielt sich aber hartnäckig verborgen. Schließlich gaben wir die Jagd auf, und P. Garmyn suchte auf einem Halbsofa des Eßzimmers sich ein Lagerplätzchen und verbrachte ungestört den übrigen Theil der Nacht.

Am folgenden Morgen zog P. Garmyn mit einigen Negerknaben auf die Antilopenjagd, um für unsere Mahlzeit einen Braten zu beschaffen. Als P. Baltus zufällig in eine an das Schlafzimmer des P. Garmyn anstoßende Kammer trat, sah er hier auf dem Stroh träge ausgestreckt eine armdicke Schlange liegen, die offenbar eine gute Mahlzeit verdaute. Rasch die Flinte holen und mit einem Schuß den Unhold fast in zwei Stücke sprengen, war das Werk eines Augenblickes. Da sah er zu seinem Erstaunen aus der Leiche dickes gelbes Blut herausfließen. Seltsam genug! Inzwischen war auf den Schuß Kamata, der größte Schalk unter unsern Negerjungens, herbeigesprungen und schleppte ohne weiteres die Reste der Schlange ins Freie. Der Junge hatte sofort die Erklärung des seltsamen Naturereignisses heraus. ‚Ei, Pater, der Schlingel hat Eier gefressen. Sieh nur!' und damit packte er die Schlange beim Schwanz, fuhr mit der Hand über den Leib hin und zerdrückte acht Eier, die noch ganz und unversehrt im Bauche des Thieres lagen. Eines derselben war durch den Schuß zerschlagen worden, und sein Inhalt hatte den Pater auf die wunderliche Idee vom gelben Schlangenblut gebracht. Aber woher kamen die Eier? Nicht weit von der Schlange lag ein todtes Huhn, das der Biß der Schlange getödtet hatte, während es über seinen Eiern brütete. Ganz glücklich über den Fang, zog Kamata der Schlange die Haut ab, um das Fleisch, das die Neger sehr lieben, zu kochen.

Die Schlangen sind hier sehr häufig. Als beim Bau des Schwesternhauses die Kinder damit beschäftigt waren, mit Hacken den Bauplatz vom Gestrüpp und Dorngesträuch zu reinigen, erhob sich auf einmal ein lautes Geschrei. ‚Pater, Pater, schnell das Gewehr! Im Busche liegt ein großes Thier verborgen.' Rasch liefen wir nach unsern Waffen; aber noch ehe wir sie erreicht, krachten zwei Schüsse. Sie kamen von unsern Feldhütern, die Tag und Nacht unsere Maniokpflanzungen bewachen und durch den Lärm der Kinder herbeigezogen waren. Bereits kamen auch schon die Kinder in Procession heran und trugen auf ihren Schultern als Siegestrophäe eine ungeheure Boa, die noch in ihren Todesschmerzen zuckte. An der Spitze schritt Kamata, das Schwanzende unter den Armen tragend. Die Schlange wurde dann im Hof auf den Boden geworfen, und ihre Zuckungen dauerten trotz der Schläge, die sie mit den Hacken auf den Kopf erhielt, noch eine Stunde fort. Die Schlange war 4 m lang und über 1 dm dick. Die Kinder ließen ihren Muthwillen an ihr aus, zupften und zerrten sie am Schwanze, und Kamata öffnete ihren Rachen, um die Zähne zu zählen. Wir werden die Haut aufbewahren und für das Museum in Scheut nach Europa schicken. In der Factorei von Kwamuth wurde ein Exemplar derseben Art erlegt, das 8 m in der Länge maß."

Wir fügen diesem kleinen Bild aus dem Missionsleben in den Tropen die Nachricht bei, daß die zwei ersten Abtheilungen belgischer Jesuiten, die, wie früher gemeldet, die Mission am Kwango (Nebenfluß des Kassai) übernommen, glücklich bis an den Stanley-Pool vorgedrungen sind und hier auf einem sehr günstig gelegenen Punkte die Missionsschule von Kimuenza eröffnet haben. Leider hatten sie bereits auf der Reise ein Opfer zu beklagen, indem P. Dumont unerwartet vom Fieber ergriffen wurde und auf dem Transport nach dem Klösterchen der Schwestern von Nemlao gottergeben im Herrn entschlief. Wir werden später auf diese Neugründung ausführlicher zurückkommen.

Nordamerika.

Diöcese Helena. Die Ursulinen im Felsengebirge. Wir entnehmen einem amerikanischen Blatte das folgende anerkennende Zeugniß über das opferwillige Leben dieser Klosterfrauen im fernen Nordwesten. „Die Welt", beginnt der Berichterstatter, „ist sonst so begierig, ihre sogen. Helden zu feiern und ihnen Denkmäler zu errichten, und während dessen ziehen täglich Helden und Heldinnen an uns vorüber, und wir wissen es nicht. Geräuschlos wandeln sie dahin, und selbst ihre Gräber liegen unbeachtet und vergessen. Dieser Gedanke drängte sich mir auf, als ich vor einiger Zeit zwei Ursulinen antraf, die sich in Begleitung eines Vollblutindianermädchens auf der Reise nach Washington befanden, um dort mit der Regierung wegen ihrer Mission zu verhandeln. Diese Frauen sind in gebildeten Kreisen aufgewachsen, gewöhnt an alle Annehmlichkeiten eines civilisirten und verfeinerten Lebens, als sie in den Orden eintraten. Sie waren noch jung oder standen höchstens in den mittlern Lebensjahren. Und was war ihr Leben seit jenem Augenblick, da sie dem Rufe folgten: ‚Verlaß alles, was du hast, und folge mir nach'? In Kälte und Hunger und unbeschreiblichen Entbehrungen wohnen sie in den wildesten Theilen des Felsengebirges in roh gezimmerten Blockhütten, um an 900 über das weite Gebiet zerstreuten Indianerkindern Mutterstelle zu vertreten, für sie zu

kochen, zu waschen, zu bügeln und ihre Kleidchen zu flicken, vor allem aber, um sie zum Christenthum zu führen und an ein civilisirteres Leben zu gewöhnen. Nichts hat sie von dieser Aufgabe zurückzuschrecken vermocht, sie haben ausgehalten, und ihre Ausdauer ist mit Erfolg gekrönt worden. Das Indianermädchen in ihrer Begleitung war so gut erzogen, daß in der Weltausstellung von Chicago seine Leistungen einen Platz fanden.

„Und welche Abenteuer diese Schwestern in jener Wildniß erleben! Um die Indianerkinder bei guter Gesundheit zu erhalten, haben es die Schwestern für nothwendig gefunden, einmal im Jahre mit ihnen 14 Tage lang einen Ausflug in die freie Wildniß zu machen und dort in Zelten mit ihnen eine Art Picknickleben zu führen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß eine der beiden genannten Schwestern einst mitten auf der wilden Prairie von der Nacht überrascht wurde. Das Gefährt war zusammengebrochen, und die Pferde waren ausgerissen. Der begleitende Wagenführer und Beschützer war so gelähmt, daß er kaum mehr gehen konnte. Die dunkle Nacht brach ein, und aus der Ferne ertönte das Geheul der Cojoten (amerikanische Schakale). 15 Meilen hatten die Verunglückten sich mühsam vorangeschleppt, als plötzlich ein Lärm wie das Getrampel eines Pferdetrupps an ihre Ohren schlug. Es war ein Rudel Cojoten, welche die Leute gewittert hatten und im schnellsten Laufe den nächtlichen Wanderern sich nahten. In ihrer Angst nahm die Schwester ihre Zuflucht zu Maria und rief mit einem lauten Memorare um Hilfe. Seltsam! Wie von Schrecken erfaßt, machte die wilde Hetze sofort Kehrt und jagte zurück über die nahen Hügelhänge.

„Bei einer andern Gelegenheit brachte dieselbe Schwester eine kranke Ordensfrau von einer Station zur andern. Ein Indianerjunge machte den Kutscher und ein Missionär den Begleiter. Da kam über sie ein Blizzard, dieser Schrecken des nordamerikanischen Westens. Der Wagen wurde umgeworfen, ein Schneewall von 4 m Höhe thürmte sich vor ihnen auf, und das Thermometer sank auf 42 Grad unter Null. Fast wären die Verunglückten erfroren. Da raffte der Missionär sich auf, und es gelang ihm mit dem Aufgebote der letzten Kraft, sich mit einem der Pferde Bahn zu brechen und in der nächsten Station Hilfe zu holen. Am nächsten Morgen kam eine indianische Feldwache und brachte die Schwestern nach Fort Custer, wo sie von den Damen liebevoll aufgenommen wurden. Um den Frost aus den erstarrten Gliedern zu vertreiben, mußten Oelbäder angewandt werden, und mehrere Tage vergingen, bis die Wirkungen jener schrecklichen Nacht überwunden waren." Durch Buffallo Bill's Wild-West sind die amerikanischen Cowboys, dieser wilde Typus berittener Hirten, weithin bekannt geworden. Es ist interessant, was unser Gewährsmann über das Verhalten dieser trotzigen Söhne der freien Prärie den Schwestern gegenüber berichtet. „Wir, die so stolz sind auf unsere feinen Sitten und unser Gefühl und Verständniß für alles Schöne, lassen uns nicht träumen, daß wir in der Werthschätzung dessen, was edel, rein und heilig ist, übertroffen werden von den unbändigen Cowboys der Prärie. Nichts kann die Ehrfurcht und zarte Aufmerksamkeit übertreffen, mit der sie die Schwestern bei zufälliger Begegnung in der Wildniß behandeln. Wenn ein Unwetter sie überrascht hat, dann heißen diese rauhen Bewohner der Steppe sie in ihren Blockhütten freundlich willkommen und sagen zu einander: ‚Jungens, wir müssen sehen, daß wir den Schwestern etwas zu essen verschaffen.' Dann räumen sie die Hütte und überlassen sie für die Nacht ganz den Schwestern, während sie selbst im Freien irgendwo einen Unterschlupf suchen. Sie sehen in den Klosterfrauen etwas Uebermenschliches und Engelhaftes. Und doch sind diese rohen Leute zumeist nicht Katholiken. Wenn sie auf dem Wege neben ihnen herziehen und sie merken, daß die Schwestern ihr Officium beten wollen, dann unterbrechen sie ihre Unterhaltung, indem sie einander zuflüstern: ‚Still, die Schwestern sind am Beten!'

„Wenn man dann die Schwestern", so schließt der Berichterstatter, „in der muntersten Weise erzählen hört, daß sie lange Zeit in ihrer Niederlassung einen einzigen Stuhl besaßen, der beim Besuche des Bischofs ihm überallhin nachgetragen wurde, oder daß sie nicht selten, wenn sie am Morgen erwachen, 2—3 Zoll Schnee auf ihrer Bettdecke finden, so muthet dies alles einem an wie ein Strauß duftender Blumen aus der Wildniß."

Miscellen.

Der Leib des hl. Franz Xaver vor 150 Jahren. Im Anschluß an das Fest des großen heiligen Missionärs theilen wir folgenden, einem Manuscripte aus dem Jahre 1750 entnommenen Bericht eines Augenzeugen über die Verehrung und den damaligen Zustand des heiligen Leibes mit. Bekanntlich starb der Heilige am 2. December 1552 auf der Insel Sancian an einem Sonntag. Am Sonntag darauf legte man den Leib in eine mit frischem Kalk gefüllte Sargkiste, damit das Fleisch sich rasch ablöse, da man bloß die Gebeine mitzunehmen gedachte. Als die portugiesische Flotille zwei und einen halben Monat später nach Indien zurücksegeln wollte, öffnete man am 17. Februar 1553 den Sarg und fand den Leib noch so frisch, daß, als Georg Alvarez zur Probe ein fingergroßes Stück Fleisch vom rechten Beine schnitt, rothes Blut aus der Wunde floß. Der Leib wurde nach Malakka gebracht und dort in einem gewöhnlichen Grabe in feuchte Erde begraben. Nach fünf Monaten erst wurde er wieder erhoben und fand sich zum Erstaunen aller völlig unversehrt und einen süßen Duft verbreitend. Der Leib wurde nun in einem kostbaren Sarg nach Goa übertragen, wo er im März 1554 anlangte. Drei Tage blieb er hier öffentlich ausgesetzt, Tausende strömten herzu, das Wunder zu sehen, das durch zahlreiche augenblickliche Heilungen, die durch Berührung des heiligen Leibes geschahen, sich glänzend selbst bezeugte. Dann wurde der heilige Leib feierlich beigesetzt, und sein Grab blieb fortab das besuchteste Heiligthum in Indien. Wiederholt wurde seit dieser Zeit die Thatsache der wunderbaren Erhaltung festgesetzt (vgl. Jahrg. 1875, S. 245 ff.), und erst die letzten Untersuchungen haben eine bemerkenswerthe Veränderung des heiligen Leibes ergeben (vgl. Jahrg. 1891, S. 102).

Der Bericht erzählt uns zunächst von dem außerordentlichen Zudrang des Volkes zum Grabe des Heiligen besonders zur Zeit der öffentlichen Ausstellung. Die innige Andacht der Pilger zu dem großen Heiligen, „den sie bis auf diese Stunde als ihren Vater und Glaubenslehrer so zärtlich lieben", sei ein Anblick, der „einem die Zähren aus den Augen treibe". Bei dieser Gelegenheit hatte der Berichterstatter „ein Glück, so sehr wenigen verliehen wird", nämlich bei der officiellen Untersuchung des heiligen Leibes zugegen zu sein. Als Zeugen waren erschienen: der Vicekönig in eigener Person, aber incognito, in Begleitung der Herren Don Alvaro Cordes, Don Nuntio de Rivera und Don Augustino

de Albuquerque. Wir lassen die sehr genaue Beschreibung des heiligen Leibes unverkürzt folgen.

„Xaverius liegt da, nicht anders, als lebte er noch. Die Haare sind wohlgestaltet, so etwas schwärzlicht und gegen das Ende etwas kraus. Die Stirne ist lebhaft, fleischicht, und jene zwei Adern, die in der Mitte so etwas erhoben stehen, geben dem Angesichte eine sonderbare Majestät. Seine Augen sind schwarz, lieblich und so schön klar, daß es scheint, sie bewegten sich noch. In Mitte der Wangen ist eine recht angenehme Röthe, der Mund ist röthlich und die Lefzen so frisch und roth als wie eines frischen und recht gesunden Menschen. Ja sogar selbst die Zunge im Munde ist roth, frisch und ganz saftig. Das Kinn hat seine wohlgestalteten Verhältnisse. Der Bart ist voll und hat die lieblichste Farbe. Ja, mit einem Worte, hier sind alle Zeichen eines annoch lebendigen Menschen, — ja sogar das Blut ist noch ganz flüssig in den Adern, die Glieder in ihrer gehörigen Länge und gelenk, das Fleisch gesund, kernicht, fest und von so schöner, gesunder, guter Farbe, als wenn die Seele noch gegenwärtig wäre. Die Füße dünken einem recht stark zu sein und die Nägel an Händen und Füßen ganz frisch. In Summa: An dem ganzen heiligen Leibe ist alles ganz rein, gesund und gut, ausgenommen, daß an der rechten Schulter, wo sein heiliger Arm ist abgenommen worden, das Fleisch etwa zwei Finger breit etwas bläulich aussieht."

Dieser Bericht aus der Feder des deutschen P. Jos. Lenz S. J. fügt bei, daß der Anblick dieses großen Wunders zum Troste aller die Veranlassung zur Bekehrung des Herrn Vaibros, Consuls der holländischen ostindischen Compagnie in Goa, geworden sei.

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat October eingegangenen Gaben.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
Aus Brückenau	100.—
Von Stadtpfarrer Schaffer in Ratibor	100.—
Von Ungenannt	3.—
Von Wenzel Gischka in Smichow	8. 5
Durch Kaplan Remlinger in Ertingen	20.—
Von Kaplan Baumeister in Unlingen	20.—
Von Barbara Baumeister in Unlingen	3.—
Von Frl. M. Herbster in Unlingen	2.—
„Laudate pueri Dominum"	65.40
„Heilige Maria, bitte für uns!" Rub. 50.—	105.—
Von Ungenannt durch B. Herder, St. Louis, Mo.	5.—
Von Margareth Urbain in Marathon, Wis.	16.—
Papalino	21.50
Von K. M. in Ertingen	100.—
Für nothleidende Missionspriester zur Persolvirung von heil. Messen:	
Von C. Hermann, Priester in Breslau	30.—
Von Geistl. Rath Kirchner in Scheßlitz	135 —
Von H. Sz. in Sch. bei Essen	20 —
Von Pfarrer Jung in Mühldorf	82.—
Von H. Weigel, Pfarrer in Casimir, O.-Schl.	122.50
Von F. Kunze, Vicar in Oberglogau	112.—
Von Gg. Nusbaumer, Pfarrer in Glött	36.—
Von H. J. Leuchter, Vicar in Stoppenberg	45.—
Von Pfarrer Hennig in Poln.-Neudorf	36.10
„Laudate pueri Dominum"	30.—
Papalino	3.—
Von K. M. in Ertingen	30.—
Für nothleidende Priester in Sibirien:	
C. B. „Ad majorem Dei gloriam"	19.34
Für die Missionen in China u. Japan:	
Von Margareth Urbain in Marathon, Wis.	4.—
Von K. A. B. H.	3.—
Von B. B.	8. 2
Für das Apostol. Vicariat von Korea:	
Von Ungenannt: „In Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria"	1.—
Von K. A. B. H.	3.—
Für die Missionen in Indien:	
Von Ungenannt: „In Ehren des hl. Joseph"	2.—
Von B. B.	8. 3

	Mark.
Für die Missionen in der Mongolei:	
Aus Gambach in Unterfranken	11.—
Für die Missionen in Palästina:	
Von Margareth Urbain in Marathon, Wis.	4.—
Für die Missionen in Afrika:	
Von Dr. Karl Hummel in Frankfurt a/M.	15.—
Von Hugo Stanke, Kaplan in Bauerwitz	180.—
Von M. Schrapp, Pfarrer in Gannertshofen	5.—
Aus Vechta	10.—
Durch Stadtpfarrer Härtlmayr von Moosburg	700.—
Von G. M. Z.	—.50
Von H: „Ex voto"	10.—
Aus Gambach in Unterfranken	11.—
Von K. A. B. H.	7.—
Von Ungenannt: „In Ehren des hl. Joseph"	4.—
Von G. J. H.	4.—
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):	
„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae"	20.—
Aus Craelen	5.—
Für die Trappisten-Mission Mariannhill in Natal:	
Von Ungenannt	12.—
Für die Hungernden in Algier:	
Von Margareth Urbain in Marathon, Wis.	4.—
Von Ungenannt: „In Ehren des hl. Joseph"	4.—
Von B. B.	8. 3
Aus Mengen	20.—
Für den Afrika-Verein:	
Von Pfarrer Kaufmann in Oberprechtthal	8.—
Von W. N. aus J. D.	12.—
Für die Aussätzigen auf Molokai:	
Von Margareth Urbain in Marathon, Wis.	4.—
Von A. L.: „Gott segne es"	5.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von W. N. aus J. D.	4.—
Durch P. Pacificus, Kapuziner in Vilsbiburg	84.—
Von M. M. Theresia, Ursulinerin in Berlin	205.50
Von Margareth Urbain in Marathon, Wis.	4.—
Von K. M. in Ertingen	30.—

	Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
„Aus Dank wegen Genesung eines Kindes"	30.—
„Ad majorem Dei gloriam"	20.—
Für die Trappisten-Mission in Bosnien:	
Von Dr. O. v. Riccabona, Notar in Innsbruck	22.00
Für arme Klosterfrauen in Italien:	
Von K. M. in Ertingen	20.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Durch P. Pacificus, Kapuziner in Vilsbiburg	10.—
„In Ehren des sel. Fr. Gerard Majella"	11.27
„Heilige Maria, bitte für uns!" Rub. 50.—	106.—
Von Margareth Urbain in Marathon, Wis.	4.—
Von Ungenannt: „In Ehren des hl. Joseph"	1.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Papalino	7.50
Durch P. Pacificus, Kapuziner in Vilsbiburg	2.—
Für den Bonifacius-Verein:	
Papalino	4.50
Pro Papa:	
Durch die „Ermländ. Zeitung" in Braunsberg	10.—
Papalino	6.—
Von G. J. H.	1.—
Für verschiedene Zwecke:	
Durch das „Deutsche Volksblatt" in Stuttgart	145.70
Durch die „Ermländ. Zeitung" in Braunsberg	19.80
Von Pfarrer Stein in Siggen (für Negerschulen)	25.—
Von demselben (für Kopenhagen)	50.—
" " (für Aegypten)	20.—
" " (für Brasilien)	58.20
" " (für Eastlondon, Transvaal)	20.—
" " (für Calcutta)	60.—
" " (für Kirche in Zürich)	15.—
" " (für Oakfort, Afrika)	30.—
Von Ungenannt	—.83
Durch die „St. Johanner Volkszeitung" in St. Johann	50.—
Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu" in Innsbruck (fl. 72.47 ö. W., M. 52 u. 1 Rubel)	168.85

Danksagung und Bitte.

Auch dieses Jahr hat sich die freigebige Liebe unserer Leser wieder bewährt, und wir rufen allen Gebern zum Schlusse des Jahres unser herzliches „Vergelt's Gott!" zu. Die heuer eingegangenen Almosen belaufen sich auf

49339 Mark 93 Pfennig,

womit die seit Gründung dieser Blätter uns zugesandten Gaben die ansehnliche Summe von

1293704 Mark 31 Pfennig

erreichen. Jeder Pfennig, der aus Liebe zu Gott, für das Heil der durch sein kostbares Blut erkauften Seelen, zur Linderung geistiger und zeitlicher Noth unserer armen Mitbrüder gespendet wurde, ist eingetragen im Buche des Lebens und wird seines Lohnes nicht entrathen. — Daß auch in Zukunft die wachsende Noth zu gleicher, ja noch gesteigerter Liebesthätigkeit auffordert, braucht kaum gesagt zu werden. Man lese nur die Berichte aus den Missionen, die wir in dieser Nummer wieder zu veröffentlichen haben! Fast jeder schließt mit einer inständigen Bitte um Hilfe und mit dem Vertrauen, daß die Brüder in Europa das mit dem Blute und Schweiße der Missionäre gegründete Werk nicht zu Grunde gehen lassen werden, daß sie der Hungernden, der Aussätzigen, der armen Kinder, der Noth der Neubekehrten sich erbarmen mögen. Der Glaube lehrt uns, daß es der Heiland selber ist, der in der Person seiner nothleidenden Brüder um werkthätige Liebe fleht!

Die Redaction.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: B. Herder, Verlag, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Josef Kroll, Wien.
Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionsschluß und Ausgabe: 15. November 1893.

Die katholischen Missionen.

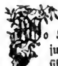
Beilage für die Jugend.

Nro. 1. | Januar. | 1893.

Kämpfe und Kronen.

(Eine Erzählung aus Annam.)

1. Des Kaisers Tod.



o Hinterindien sich auf der Karte findet, wissen meine jungen Freunde. Seinem Ostufer entlang, das die chinesische Südsee bespült, erstreckt sich das Kaiserreich Annam, eine breite, fruchtbare Uferebene, nach dem Innern zu schönes Hügel- und Bergland, bedeckt mit dem üppigen Pflanzenwuchse der Tropenwelt. Die Bodenfläche Annams beträgt vier Fünftel des Deutschen Reiches; doch ist es nur halb so stark bevölkert als Deutschland. Rund eine halbe Million seiner Bewohner sind Katholiken. Aus Japan vertriebene Missionäre und Christen haben die erste Kenntniß unseres Glaubens an seine Küste gebracht, und in den Stürmen blutiger Verfolgung, die bis auf unsere Tage dauern, ist auch hier das Senfkörnlein zum Segensbaume herangewachsen. In einer solchen Zeit der Verfolgung, und zwar erst vor zehn Jahren, spielen die Ereignisse, die wir erzählen wollen. Ihr Schauplatz ist die Kaiserburg von Huë.

Annams Hauptstadt Huë — Phu-thua-thien nennen es die Annamiten — mit seinen meist aus Bambus erbauten und mit Palmblättern bedeckten Häusern und 400 Pagoden liegt beinahe in der Mitte des weitgeschweiften Küstenbogens, eine mäßige Strecke landeinwärts. Es ist eine offene Stadt. Aber am Flusse, der breit und in vielen Krümmungen durch die fruchtbare Ebene strömt und der Hauptstadt eine viel befahrene Handelsstraße zum Meere öffnet, erhebt sich zu ihrem Schutze eine in ihrer Art gewaltige Feste. Sie ist im Viereck erbaut; jede der vier Seiten mißt nahezu 3 km Länge. Breite Wassergräben umschließen sie, und von den massigen, aus Ziegelsteinen aufgeführten Mauern, wie von den vorspringenden Eck- und Frontbastionen, schauen drohend, jedes unter einem Schutzdach aufgestellt, mehrere hundert Geschütze. Freilich waren sie noch zu Anfang der achtziger Jahre in nicht besonders gutem Zustande und wurden von ungeübter Hand bedient. Die äußere Festung, in welcher die Kasernen, die Vorrathshäuser, die Wohnungen niederer Mandarine und des Trosses, die Stallungen für die Elephanten u. s. w. stehen, umschließt eine innere, abermals von breiten Gräben und hohen Mauern umgebene Citadelle, wo sich inmitten eines Kranzes der herrlichsten Gärten die Häuser der höchsten Kronbeamten, eine Reihe stolzer Pagoden und der Palast des Herrschers von Annam selbst erheben.

Wundervoll sind diese parkähnlichen Anlagen. Lange breite Alleen von schlanken Palmen und breitblätterigem Pisang und neben ihnen schmale, gut gepflegte, vielfach gewundene Gartenwege durchziehen sie nach allen Richtungen. Bald schreitet man an grünen Wiesenflächen, an duftenden Blumenbeeten vorüber, auf denen die Blüthenwelt der Tropen ihre leuchtenden Kelche entfaltet; bald tritt man in den Schatten blühender Büsche und Sträuche oder wandelt unter den breiten Wipfeln der Banianen und anderer Schattenbäume. Und dann öffnet sich bald über Teiche und Buschwerk, bald durch den breiten Zugang einer der Hauptalleen dem Auge wieder ein Blick auf einen der vielen Flügel des Kaiserschlosses, das nicht hoch, aber breit hingelagert von seinen Terrassen aus den Park beherrscht. Die stufenförmig in chinesischem Stile übereinander ansteigenden Dächer mit ihrem Schnörkelwerk und ihren vergoldeten Ziegeln funkeln im Sonnenlicht. Der Palast liegt mitten in der Feste und Hauptstadt Huë wie in einem Zaubergarten verschlossen; denn die Bäume des wahrhaft kaiserlichen Parkes, der einen Flächenraum von nahezu 4 qkm bedeckt, verbergen die Wälle dem Auge und lassen den Gedanken aufkommen, man befinde sich in weltverlorener Waldeinsamkeit, nur für Freude und Ruhe bereitet.

Am 20. Juli 1883 aber, mit welchem Tage unsere Erzählung beginnt, spielte in dem Rahmen dieser wundervollen Umgebung eine Schreckensscene. Der Kaiser Tü-Dück, der grausame Christenverfolger, der seit 35 Jahren mit Feuer und Schwert gegen die Glaubensboten und ihre Gemeinden gewüthet, lag im Sterben.

Auf den breiten Terrassen vor dem Flügel, den der Kaiser bewohnte, standen Gruppen höherer und niederer Mandarine, Hauptleute der Palastwache, Soldaten und Diener. In ihren Mienen las man Bestürzung und Schrecken. Eine reich vergoldete Sänfte hielt eben am Fuße der Terrassentreppe, und eilig entstieg derselben ein junger Mann, von Kopf zu Fuß in schwere, mit Blumen und Schnörkeln verzierte Seidengewänder gehüllt.

„Dück-Dück!“ — „Des Kaisers Neffe!“ — „Sein Thronfolger!“ hörte man in den verschiedenen Gruppen mit gedämpfter Stimme sagen, und sofort stiegen die drei Obermandarine, welche unmittelbar vor dem Palastthore gestanden hatten, die breite Treppe hinab, dem ankommenden Prinzen entgegen. Es war so still auf dem großen Platze, daß man das Rauschen ihrer über die Stufen nachschleifenden Seidenkleider deutlich vernahm. Tief verneigten sie sich vor dem Jüngling, so daß die steifen, wagrecht abstehenden Bänder ihrer hohen, mit Gold und Edelsteinen verzierten Mützen wie Flügel auf und nieder klappten.

„Wie geht es meinem erhabenen Oheim? Ist wirklich keine Hoffnung mehr?“ fragte der Prinz.

„Das hellstrahlende Licht von Annam erlischt,“ sagte der mittlere der drei Hofbeamten.

„Der große Stern unseres Volkes geht unter,“ fügte der zweite bei, und: „Der Geist der ‚Tugendhaften Vergangenheit‘“ — das bedeutet Tü-Dück — „geht zu seinen Ahnen und wird künftig von seiner Pagode aus über uns herrschen,“ sprach der dritte.

„Hat man die großen Meister der Heilkunde aus dem Bonzenkloster von Kwang-tri herbeigerufen?“

„Sie sind seit heute Nacht bei dem Kranken; aber ihre Kunst ist machtlos.“

„Und an Gebet und Opfern zu den Schutzgeistern des Kaisers hat man es nicht mangeln lassen?"

„Nicht nur in allen Pagoden der Kaiserburg, sondern in den 400 Tempeln der Stadt steigen ganze Wolken von Weihrauch zu den Göttern Annams, zu den Ahnen des Kaisers, zu Buddha, zu Konfutse, zu den fremden Göttern Indiens und Chinas empor. Nur in den Kirchen der verworfenen Christen, fürchte ich, wird für den Tod des großen Tü-Dück gebetet."

„Ha, beim Geiste unseres Hauses, sie haben Grund dazu! Und ich glaube, der Rauch brennender Christendörfer und Christentempel wäre unseren Göttern ein lieblicherer Wohlgeruch als aller Weihrauch der Welt. Bei meinem Haupte gelobe ich, daß Brand- und Blutgeruch dieser hündischen Verräther wie eine Wolke über ganz Annam aufsteigen soll, sobald ich seinen Thron besteige! Inzwischen sorgt, daß die Leibwache versammelt sei, und habt ein wachsames Auge auf meine Vettern, besonders auf Hiep-Hoa, der mit diesen Teufeln aus dem Westen unter einer Decke spielt. Wenn der Geist Tü-Dücks abgeschieden, versammelt euch, sobald unsere Gebräuche es erlauben, im Thronsaale zur Huldigung. Ich werde euch und alle treuen Diener königlich zu belohnen wissen."

Mit diesen Worten stieg der Prinz die Terrassentreppe hinan, gefolgt von den drei Mandarinen. Sie durchschritten die Thorhalle und wandten sich dann zur Rechten, rasch eine Reihe von Prachtsälen durcheilend, in denen ihnen Diener und Höflinge ehrfurchtsvoll auswichen, bis sie eines der sogen. „Rothen Thore" erreichten, die zu den Privaträumen des Kaisers führen. Da stand mit geschultertem Gewehr ein annamitischer Doppelposten, barfuß, aber sonst in kostbare Seide gekleidet und eine eigenthümliche helmartige Haube auf dem Kopfe. Der eine der beiden Soldaten erklärte dem Prinzen, er habe strengen Befehl, niemand das Zimmer des sterbenden Kaisers betreten zu lassen; so wollten es die Aerzte, die mit dem Oberhofmarschall und zwei Pagen allein sich um den Kranken befänden. Die Mandarine blieben hierauf in dem Vorsaale zurück; der Prinz aber trat auf seine eigene Verantwortung durch das Rothe Thor.

Kaum hatte er dasselbe hinter sich geschlossen, so hörte er aus der Tiefe des halbdunkeln Raumes einen heisern Schrei. „Wer kommt da? Hilfe! Wo ist die Wache? Man will mich morden!" rief der Sterbende und starrte mit entsetzten Blicken nach der Richtung der Thüre, deren Oeffnung ein aufblitzender Lichtstrahl ihm verrathen hatte.

„Ich bin es, Oheim," sagte beruhigend der Prinz und trat dem Lager näher.

„Zurück! keinen Schritt näher! Du willst meine Krone! Ich aber sage, ich will nicht sterben; hörst du, ich will nicht. Wann hat der mächtige Tü-Dück jemals etwas gewollt und es ist nicht geschehen? Ich will nicht! Ha, und du kommst mir doch näher?" Wüthend raffte er sich auf, ergriff ein kostbar geschliffenes Glas, welches auf einem niedern Tischchen neben seinem Lager stand, und schleuderte es dem Prinzen an den Kopf. Dann rief er den Pagen zu, die rechts und links neben dem Lager kauernd dem in Fieberhitze Glühenden frische Luft zufächelten. „Auf da! Nehmt meinen Dolch — er ist vergiftet — und rennt ihn dem Verräther in den Leib! Ich will euch Gold und Diamanten geben. Euch traue ich; ihr seid noch zu jung, eine Krone zu tragen — alle andern sollen hinaus, hinaus!"

„Zieht Euch zurück," sagte einer der Aerzte zum Prinzen, der seine blutende Stirne abwischte. „Noch ein solcher Wuthausbruch, und seine Kraft ist völlig erschöpft. Schade um die kostbaren Tropfen, die das Glas enthielt; sie haben mich theure Ingredienzien und schlaflose Nächte gekostet." Dann wollte der Arzt aus einer Phiole einen neuen Heiltrank mischen und dem Kranken bieten. Aber auch ihm flog eine japanische Vase hart an den Schläfen vorbei. „Hinweg! Fort!" schrie der Rasende. „Ihr seid samt und sonders Verräther! Eure vermaledeiten Tropfen haben mich elend gemacht! Hinaus mit euch allen, oder ich erwürge euch eigenhändig; niemand als diese beiden Knaben sollen um mich sein!"

Erschrocken zogen sich die Männer in einen anstoßenden Raum zurück; der Kaiser aber sank erschöpft auf die Polster seines Lagers, von dem er sich halb erhoben hatte, und zog das reich umsäumte Tigerfell, das Geschenk eines indischen Radscha, über das stürmisch pochende Herz empor. Es herrschte nun einige Augenblicke tiefste Stille in dem fast ganz dunkeln Saale. Nur das Ticken einer kostbaren Standuhr, die einst eine englische Gesandtschaft gebracht, war vernehmbar. Nach einer Weile gebot Tü-Dück, den rastlosen Pendel, der ihn an die eilig entrinnende und ihm nur mehr kurz bemessene Zeit erinnerte, zu stellen. Nun war es ganz stille. Die beiden Knaben, die lautlos ihre Fächer bewegten, wagten kaum zu athmen. Aber die innere Unruhe und die entsetzliche Angst vor dem näher schleichenden Tode ließ dem Kaiser bald diese Stille unerträglich werden. Mit einem Fluche schleuderte er das Tigerfell von sich und sagte: „Ich will nicht im Dunkeln liegen! Oeffnet, laßt Luft und Licht ein!"

Die Knaben schlugen die schweren Teppiche zur Seite und zogen die beweglichen Läden in die Höhe. Da öffnete sich ein bezaubernder Blick in den schönsten Theil des kaiserlichen Privatgartens. Auf der breiten Terrasse standen in riesigen japanischen und chinesischen Vasen die seltensten Blumen. Von einer zierlichen Balustrade umgeben, lag unterhalb der Terrasse der Spiegel eines Teiches, aus dem sich üppig bewachsene künstliche Felsgruppen erhoben. Die schönsten Ziergesträuche, die herrlichsten Baumkronen schlangen sich zum Kranze um das weite Becken. (Vgl. das Bild S. 21 des Hauptblattes.) Das leise Rauschen eines Brunnens, das Gezwitscher munterer Vögel tönte herüber; Blumenduft und Sonnenschein strömten in das Krankenzimmer.

Bei den Strahlen des eindringenden Lichtes konnte man jetzt die Züge des Kaisers deutlich erkennen. Der kalte Schweiß stand ihm bereits in dicken Tropfen auf der durchfurchten Stirne; spärliche, weißgelbe Haare klebten daran. Unter buschigen Brauen traten die blutunterlaufenen, halb erblindeten Augen in entsetzlicher Angst aus den Höhlen hervor; der zahnlose Mund des Greises war vor Schmerz verzerrt, das Gesicht gelb-erdfahl. Das Entsetzlichste aber war der Ausdruck des wirren Blickes, in dem sich abwechselnd Wuth und Angst spiegelten. Die Knaben, welche noch niemals einen Sterbenden gesehen, erschraken heftig bei diesem Bilde, das ihnen die einfallende Tageshelle enthüllte.

„Er stirbt," flüsterte der eine seinem Gefährten zu.

„Ich erwürge dich, wenn du es noch einmal sagst!" stöhnte Tü-Dück, mit seinem schrecklichen Auge den Pagen suchend, der zitternd vor ihm zurückwich. „Ich will nicht sterben! — Aber schließt die Läden! Das Tageslicht thut mir weh. Zündet die Lampen an; denn im Dunkel mag ich auch nicht liegen."

Rasch schlossen sich die Läden und rauschten die Vorhänge zu. Die großen laternenförmigen Leuchter, die auf über mannshohen, schwer vergoldeten Ständern ruhten, sandten ein röthliches Licht durch ihre gefärbten Gläser. Dasselbe beleuchtete den ruhelosen Kranken und die bizarren Figuren, die ringsum von den Möbeln und den in Seide und Gold gestickten Wandschirmen und Tapeten auf ihn zu blicken schienen. Nicht lange dauerte

es, so fesselte die Gestalt eines Drachen, dessen aus einem Edelstein gebildetes Auge im rothen Lampenlicht unheimlich funkelte, die Aufmerksamkeit des nunmehr im Fieberwahne wirren Kaisers.

„Schau, schau," sagte er, „wie er mich mit glühendem Auge anstiert! Jetzt ringelt er den Schweif, jetzt breitet er die Flügel aus und reckt die Pranken — gleich wird er mir an die Kehle fliegen. — Hab' ich dir denn nicht genug Christenblut geopfert? Ganze Ströme sind dir geflossen, und du bist noch nicht satt? Verschone mich, schenk mir wenigstens noch einige Jahre, und ich will dir Zehntausende, ja Hunderttausende opfern. Kein Christ und kein Franzose soll mehr in Annam athmen. Lieber will ich das Reich an China verkaufen oder den Banden der Schwarzflaggen überlassen. So schone meiner und hilf mir!"

Aber das Drachenauge funkelte weiter. Die Knaben, die sich diesen Ausbruch höchster Todesangst nicht völlig erklären konnten, und glaubten, der Sterbende sehe einen wirklichen Dämon vor sich, der ihn verschlingen wolle, zitterten wie Espenlaub.

„Thuan," flüsterte der eine, „wir wollen den Prinzen und die andern herbeirufen. Ich bleibe nicht mehr allein bei ihm, und wenn es mir den Hals kostete! Der Drache, von dem er redet, wird ihn holen. Es ist der schreckliche Geist, der in allen unsern Pagoden abgebildet ist."

„Er kann mir nichts thun," antwortete ebenso leise der Gefährte, freilich schreckensbleich, aber doch sich fassend. „Siehst du, lieber Lhu, ich trage das Kreuz auf meiner Brust, von dem ich dir neulich erzählte, und das geprägte Bild der Himmelsjungfrau, deren Fuß den Kopf des Drachen zertrat, und meine Mutter hängte mir noch diesen Morgen eine Kapsel um den Hals mit Reliquien des gottseligen Blutzeugen Diaz."

„Diaz!" schrie Tü-Dück, dessen Ohr den Namen des frommen Dominikanerbischofs aufgefangen, welchen er am 20. Juli 1857 grausam hatte hinrichten lassen. „Diaz!" wiederholte er, noch immer stieren Blickes nach dem Drachenbilde schauend. „Was zischest du mir diesen Namen zu? Ist sein Kopf nicht gefallen, weil du es wolltest? Es ist schon lange seither, und viele Hunderte und Tausende sind ihm nachgerollt — alles für dich und um dein Reich gegen diesen fremden gekreuzigten Gott zu vertheidigen, den wir beide von ganzer Seele hassen. Es sind schon — laß sehen — welchen Tag haben wir heute? Ist es nicht — bei allen Drachengeistern, es ist just der Jahrestag seiner Hinrichtung! 26 Jahre sind es, daß er seine verwünschten Augen schloß, die Augen, die mich seither in so mancher Nacht verfolgten mit ihrem ernsten, drohenden Blicke. Ha, da seh' ich sie wieder, da steht er, dort — seht ihr ihn nicht? — in der Ecke neben meinem Schreibtisch und durchbohrt mich mit seinen flammenden Augen! Und neben ihm steht ein anderer — ich kenne dich, du warst sein Nachfolger, und ich habe dich bei lebendigem Leibe in Striemen schneiden und gliedweise zerhacken lassen. Willst du nun ebenfalls meine Adern zerreißen und in meinem Leibe wühlen? Und neben ihnen und über ihnen und auf allen Seiten dringen blutige Gestalten aus Wand und Decke und umringen mich in immer engerem Kreise. Und allen voran der naseweise Knabe, den ich mit Zangen zwicken ließ, und der auf die Frage, ob er den Tod nicht fürchte, lachend antwortete: ‚Glaubst du vielleicht ewig leben zu können und nicht einmal dem Tode ins Gesicht sehen zu müssen?' Hilfe! Luft! Und da ist der Drache und würgt mich und zündet ein Feuer an in meinem Herzen, und das brennt — Wasser, nur einen Tropfen!"

Erschöpft fiel der Sterbende auf die Polster zurück. Thuan, der christliche Page, hatte den Muth, sich dem Stöhnenden zu nähern und dessen Lippen mit Wasser zu benetzen. Da derselbe sich ein wenig erholte, wagte der Knabe, ihm zu sagen, wohl wisse er ein Mittel gegen die Macht des Drachen und zur Erlangung einer ewigen Krone: Reue, Glaube und Empfang der heiligen Taufe. Als aber der wirre Geist des mit dem Tode Ringenden diese Worte und ihre Bedeutung, die ihm Thuan erklären wollte, nicht verstehen konnte, zog der Knabe das Bild des Gekreuzigten aus seinem Kleide hervor und hielt es Tü-Dück vor die Augen, um mit seiner Hilfe sich dem Kaiser verständlich zu machen. Kaum hatte aber derselbe das verhaßte Zeichen des christlichen Glaubens erkannt, als ein letzter Wuthausbruch sich seiner bemächtigte. Schaum trat vor seine bebenden Lippen, ein heiseres Geheul entrang sich seiner Kehle, mit einem entsetzlichen Fluche schleuderte er das Crucifix von sich und krallte seine Hände um den Hals des Pagen, in der Absicht, ihn zu erwürgen. Aber die Kraft versagte ihm, sein Auge brach, Blut strömte über die verzerrten Lippen, und er sank als Leiche auf das Lager zurück.

2. Mutter und Kind.

Wohl eine Viertelstunde von dem Theile des Palastes entfernt, in dem wir den Kaiser sterben sahen, steht unter den Parkbäumen halb versteckt ein nicht sehr großes, aber schönes, in zierlichem chinesischen Stile erbautes Haus, die Wohnung eines hohen Hofbeamten. In ihm treffen wir den Pagen wieder, der dem sterbenden Kaiser das Kreuz vorhielt. Er liegt auf ein niedriges Ruhebett hingestreckt, den Kopf auf ein Polster gelehnt, und eine Frau beugt sich liebevoll über ihn, Stirne und Wangen des blutig Geschlagenen mit nassen Tüchern kühlend.

„Armer Franz, wie grausam sie dich mißhandelt haben!"

„Es ist nicht so schlimm, Mutter. Nur die ersten zwei Schläge mit dem Pantse haben sehr, sehr weh gethan. Ich meinte, ich könnte den Schmerz nicht ertragen, als mir die breite Ledersohle rechts und links auf die Wange sauste. Aber ich erinnerte mich an unsern lieben Heiland, der auch für uns Backenstreiche erhielt, und bald wurde es mir schwarz vor den Augen, und dann fühlte ich gar nichts mehr, bis ich hier in deinen Armen erwachte. Wer hat mich denn aus dem Palaste hierher gebracht?"

„Zwei Diener des greisen Phu-Lin. Ich meinte zuerst, du seiest todt, als sie dich hier auf das Ruhebett hinlegten, auf dem dein Vater vor wenigen Wochen gestorben ist. Aber ich hätte mich ob deines Todes wohl getröstet; denn sie sagten mir, wofür du geschlagen wurdest. Allein der liebe Gott hat dich der ewigen Krone noch nicht für würdig gehalten; deshalb müssen wir uns in Demuth und Gebet auf neue Kämpfe rüsten. Schon hat mir der Hofmarschall ankündigen lassen, daß ich binnen drei Tagen das Haus und die Veste zu verlassen habe, wenn ich dich nicht dazu bewege, dem Geiste des verstorbenen Kaisers Weihrauch zu streuen. Daß ich tausendmal lieber als Bettlerin ganz Annam durchziehe, weißt du."

Mutter, wir wollen miteinander nach An-Ninh fliehen. Dort wirst du bei den Schwestern Unterkunft finden, während ich fleißig Latein lerne und endlich Priester werde. Das ist doch besser, als kaiserlicher Page zu sein und einem dieser grausamen Fürsten frische Luft zuzufächeln und dafür, wenn es gut geht, hienieden ein paar Jahre Mandarin zu werden und dann so schrecklich zu sterben, wie ich heute einen sterben sah. Ach Mutter, immer wird mir das entsetzliche Bild dieses Verzweifelten vor den Augen stehen!" Und der Knabe schilderte den schauerlichen Auftritt. „Glaubst du wohl," fragte er dann, „daß der böse Feind wirklich in Gestalt eines Drachen ihn bedrängte, und daß

die heiligen Bischöfe und Christen, die er hinwürgen ließ, drohend sein Sterbelager umstanden? Sein Angstgeschrei gellt mir jetzt noch in den Ohren!"

„Es ist schrecklich genug, wenn es auch nur die Qual seines Gewissens war, die ihm diese Bilder in der Todesstunde vor die Seele führte, Franz. Doch ist es gar nicht unmöglich, daß ihn der böse Feind auch in sichtbarer Gestalt in die Verzweiflung hetzte."

„Entsetzlich! — Und müssen wir nun glauben, daß er zugleich mit der irdischen Krone auch die himmlische verlor?"

„Wir wollen dem Urtheile Gottes nicht vorgreifen und lieber in Demuth für uns selber seine Barmherzigkeit anrufen. Du namentlich mußt heute ein recht eifriges Dankgebet zum Himmel emporsenden; denn seine Kraft, und nicht die deinige, hat dich gehalten. Und nun erzähle mir, was sich nach dem Tode des Kaisers zugetragen."

„Gern, Mutter. Also ich hielt ihm das Kreuz vor die Augen und hoffte, er werde die letzte Rettung ergreifen. Er aber wurde erst recht rasend vor Wuth und stürzte sich auf mich. Als er nun seine Hände um meinen Hals krallte und mich dabei mit den gebrochenen Augen so entsetzlich anstierte, stieß ich einen Angstschrei aus, und ich glaube, auch der gute Lhu hat aus Leibeskräften geschrieen. Darauf stürzten der Prinz Dück-Dück, der Hofmarschall, die Aerzte und Mandarine und eine Menge Leute in den Saal. Sie waren sehr erschrocken, als sie das verzerrte Gesicht des Kaisers sahen, und riefen durcheinander: ‚Er ist todt!' ‚Sein Geist ist zu den Geistern seiner Ahnen!' ‚Der große Tü-Dück ist nicht mehr!' und die Bonzen erhoben ein schauerliches Klagegeheul. Einer der Aerzte befreite mich aus den Händen der Leiche, und dabei gewahrte er mein Crucifix, das auf dem Tigerfelle lag. Kaum sah er es, so erhob er ein Zetergeschrei, faßte den Prinzen am Arme und zeigte mit dem Finger auf das Kreuzbild. Da, schrie er, da sei der Zauber, der all seine Heiltränke und die kräftigsten Beschwörungen kraftlos gemacht. Wer dieses Bild in den Palast und in die geheiligte Nähe des Kaisers gebracht, habe dessen Tod verschuldet. Dieses und Aehnliches redete der Bonze, und seine Brüder stimmten ihm bei, gräßliche Verwünschungen gegen das Kreuz und gegen seine Verehrer ausstoßend. Endlich gebot der Prinz Ruhe und fragte: ‚Wer hat den Christengötzen hierher gebracht?' Wohl fürchtete ich, die offene Antwort auf diese Frage werde mein Tod sein; aber Gott und die seligste Jungfrau, zu der ich in meinem Herzen flehte, gaben mir Kraft, zu sagen: ‚Es ist kein Götzenbild, sondern das Bild des Sohnes Gottes, der für das Heil der Welt am Kreuz gestorben ist, und es gehört mir.' Damit nahm ich es von dem Tigerfelle, auf dem es noch lag, und wollte es in meine Brusttasche bergen. Aber sie schlugen es mir aus der Hand und traten es mit Füßen. Auch mich wollten sie dazu zwingen, und da ich erklärte, eher sterben zu wollen, rief der Prinz nach dem Büttel und befahl, mich auf der Stelle mit dem Pantse zu schlagen. Das übrige weißt du, Mutter. Und nun bitte ich dich um eines: schenk mir wieder ein Crucifix, da sie mir das meine so schmählich zerbrochen haben."

Die Mutter konnte bei diesem Berichte, den der Knabe ohne eine Spur von Selbstlob voll kindlicher Einfachheit erstattete, sich der Thränen der Rührung kaum enthalten. Sie ging einigemal in dem Zimmer, das inzwischen nach kurzer Dämmerung rasch dunkel geworden war, auf und ab; dann kniete sie, von einer plötzlichen Bewegung getrieben, neben dem Lager ihres Kindes nieder und küßte dessen geschwollene und blutige Wangen, wobei eine heiße Thräne auf seine Stirne fiel.

„Was thust du, Mutter? Du weinst?"

„Freudenthränen — daß Gott dich gewürdigt hat, um seines Namens willen zu leiden. — Gewiß sollst du ein Crucifix bekommen, und zwar ein kostbares. Ich hatte es für den Tag deiner ersten heiligen Communion hinterlegt; nun aber soll es dir eine Erinnerung an die ersten Schläge sein, die du um Christi willen erduldet. Es stammt von Dominicus Thuan, unserem Vetter, der noch jünger als du sein Leben für seinen heiligen Glauben hingab. Möge der liebe kleine Blutzeuge vom Himmel herab dich und mich segnen, daß wir in dem Sturme, dessen Anfang wir heute erlebten, treu und, wenn es der Wille Gottes ist, bis zum blutigen Tode treu ausharren."

„Das gebe Gott," sagte Franz. „Und nun, wenn du mir noch eine Freude machen willst, so erzähle mir, wie du mir schon oft erzählt, von unserem lieben heiligen Vetter."

Und die Mutter erzählte von dem kleinen Dominicus, der bei der blutigen Verfolgung im Jahre 1859 mit dem Katechisten Peter Binh zu Nam-Dinh vor den Mandarin gestellt wurde. Er und ein anderer etwas älterer Knabe, der bereits die Lateinschule besuchte und ebenfalls Dominicus hieß, sollten zunächst falsch bezeugen, daß Binh Priester sei. Da sie sich dessen weigerten, wurden sie auf den Boden ausgestreckt, an vier Pflöcke festgebunden und grausam gepeitscht. Sie sollten dann den Aufenthaltsort der Missionäre verrathen; aber auch die wüthendsten Schläge konnten ihnen keine Silbe erpressen. Jetzt wandte sich der Zorn der Mandarine gegen den kleinen Thuan; sie meinten, es müsse ihnen gelingen, doch wenigstens dieses Kind zum Abfalle zu verführen. Der Henker zeigte ihm die fürchterliche Zange; dann riß er ihm acht Stücke Fleisch vom Leibe; aber Dominicus blieb treu. Die Blutzeugen wurden darauf in den Kerker zurückgeführt, in dem sie noch einen vollen Monat schmachteten. Am 28. April endlich wurde ihnen die Marterkrone zu theil. Auf dem Wege zur Richtstätte trug ihnen ein Soldat das Urtheil vor, das als Grund der Hinrichtung angab, sie seien „Schüler der fremden (christlichen) Religion". Groß war ihre Freude, daß sie also für Christus sterben sollten, und namentlich der kleine Dominicus jubelte laut, und da gab er auf die Frage, ob er denn den Tod nicht fürchte, jene Antwort, an die sich der sterbende Tü-Dück erinnerte: „Glaubst du vielleicht ewig leben zu können und nicht einmal dem Tode ins Gesicht sehen zu müssen?" Auf dem Wege zur Richtstätte bot man den Knaben bei einem Gasthause Erfrischungen; aber sie rührten nichts an, da ihnen ja schon das himmlische Hochzeitsmahl winke. Als man ihnen bedeutete, sie sollten das Oberkleid von den Schultern abstreifen, um den Todesstreich zu empfangen, zog der kleine Dominicus dasselbe aus und warf es mit solchem Muthe von sich, daß die Zuschauer staunten. Dann wurden sie an den Pflock gebunden und empfingen mit einem Hiebe die Marterkrone.

Das erzählte die Mutter ausführlich ihrem Knaben und überreichte ihm dann das Kreuz des jugendlichen Martyrers. „Mein seliger Bruder hat es dem Henker abgekauft," sagte sie. „Verehre es geziemend, indem auch du mit Gottes Gnade in jedem Leid dem Glauben treu bleibst."

„Ja, Mutter", antwortete der Page und küßte das Kreuz. „Alle heiligen Blutzeugen Annams und die Königin der Martyrer mögen mir die Gnade der Standhaftigkeit erflehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.

Nro. 2. März. 1893.

Kämpfe und Kronen.

(Eine Erzählung aus Annam. — Fortsetzung.)

3. Eine Botschaft.

Es war nun völlig Nacht geworden. Die Wittwe hatte eine der mit farbigem Papier umgebenen Lampen angezündet, welche von der Zimmerdecke niederhingen. Das gedämpfte Licht erhellte den Raum nur spärlich; doch konnte man seine nicht reiche, aber Wohlhabenheit und namentlich eine große Ordnungsliebe verrathende Einrichtung erkennen. Mehrere niedrige Tische, auf denen verschiedene Lack- und Porzellanschalen standen, verschiedene theils bemalte theils gestickte verstellbare Wandschirme, Blumen und Vögel darstellend, einfache Teppiche, welche die Wände, reinliche Strohmatten, welche den Fußboden bekleideten, und das aus einem Gestell von Bambusrohr verfertigte Ruhebett, auf welchem der Knabe lag, bildeten das Zimmergeräthe. Nur eines unterschied dasselbe von der gewöhnlichen annamitischen Hauseinrichtung: statt der scheußlichen Götzenbilder der Buddhisten und der Drachenfiguren der Anhänger des Konfutse zierte ein schönes Crucifix und neben demselben ein liebliches Muttergottesbild und ein Bild des hl. Franz Xaver, des Apostels von Indien, die Wand über dem Bette des Knaben. Ein Vorhang konnte vor dieselben gezogen werden und verbarg sie dann den Augen heidnischer Besucher; jetzt aber war derselbe zurückgeschlagen, und die Wittwe zündete ein unter demselben angebrachtes Oellämpchen an.

Sie setzte sich dann wieder an das Lager des Knaben, kühlte mit nassen Umschlägen dessen fiebernde Stirne und zog den Rosenkranz hervor, den sie auf die Bitte ihres Sohnes mit gedämpfter Stimme vorbetete. Sie hatten eben das Geheimniß: „Der für uns gegeißelt wurde“ begonnen, als sie durch ein leises Klopfen an die Hausthüre gestört wurden. „Wer kann es sein?“ sagte die Wittwe, zündete einen Leuchter an und öffnete. „Lhu!“ rief sie freudig überrascht, als ihr Licht das Antlitz des Pagen erkennen ließ, der mit ihrem Franz am Lager des sterbenden Tü-Dück gestanden hatte. „Du kommst, um dich nach dem Befinden deines Freundes zu erkundigen; das ist freundlich, tritt ein!“

„Ja, Frau Thuan. Ich habe mich heimlich von meinem Lager geschlichen und bin über die Terrasse in den Garten geklettert. Es sind keine tausend Schritte, und sie werden mich zu Hause nicht vermissen. Freilich, wenn sie mich erwischten, so würde wohl auch ich den Pantse zu kosten bekommen. Schließt die Thüre gut; denn ich habe Wichtiges zu melden.“

So redend trat der Page in das Haus und in das Zimmer. Er mochte ein oder zwei Jahre jünger sein als Franz, der soeben sein zwölftes Jahr vollendete; aber an Größe waren sich die Knaben fast gleich. Inniges Mitleid sprach aus den großen dunkeln Augen Lhus, als er an das Lager seines Kameraden trat und das verschwollene, blutrünstige Antlitz betrachtete. „Armer Thuan,“ sagte er, „so schrecklich haben sie dich zugerichtet! Was mußtest du sie aber auch so reizen? Und“ — fügte er leiser bei — „ich glaube beinahe, das Bild deines Gottes habe dem Kaiser den Tod gebracht. Du kannst von Glück reden, daß du mit dem Leben davongekommen bist.“

„Auch mein Leben hätte ich gerne geopfert, lieber Lhu; ich wäre jetzt im Himmel und ewig glücklich.“

„Ja, du hast mir das alles schon früher gesagt, und es ist auch ganz schön und gefällt mir besser, als was die Bonzen uns sagen. Keiner von unsern Göttern ist für die Menschen gestorben, und unsere Schutzgeister sind nicht so lieblich wie eure Engel. Auch haben wir keine Mutter im Himmel, die für uns betete, wie die schöne Frau mit der goldenen Krone, deren Bildniß da hängt. Es ist recht schade, daß wir Annamiten keine so freundliche Wesen in unserem Glauben kennen; aber wir müssen nun einmal unsere Religion nehmen, wie sie ist. Die fremde Religion ist gut für die Fremden; aber die annamitische Religion ist gut genug für uns Annamiten, und so unpassend es wäre, wenn ein Franzose unsere Religion annähme, für ebenso unpassend hält es der Großmandarin der Ceremonien, daß ein Annamite den Glauben der Franzosen annimmt. Er hat darüber eine lange Rede gehalten, nachdem man dich fortgetragen. Er hat gesagt, die Christen seien Verräther an ihrer Heimat. Und die andern gaben ihm recht und meinten, es gäbe keine Ruhe in Annam, bevor der letzte Christ erschlagen sei. Dann werde man auch schon mit den Franzosen fertig werden. Und der Prinz Dück-Dück schwur hoch und theuer bei dem Geiste seines Oheims, er werde nicht ruhen und rasten, bis der letzte Christ erwürgt sei. Und deshalb“, schloß der Knabe traurig, „kann ich auch nicht Christ werden, obschon ich es gerne möchte und die himmlische Mutter der Christen viel mehr verehre, als den Geist des Tü-Dück, dem wir nun Weihrauch streuen müssen.“

„Mutter, das schmerzt mich immer am meisten, daß man uns Vaterlandsverräther nennt,“ sagte Franz. „Haben wirklich die Christen in Tongking mit den Franzosen gegen unsern Kaiser gekämpft?“

„Nicht gegen den Kaiser, sondern gegen die Räuberbanden der Schwarzflaggen und gegen die Chinesen, welche die Selbständigkeit Annams viel mehr bedrohen als die Franzosen,“ antwortete die Wittwe.

„Siehst du, lieber Lhu,“ sagte Franz zu seinem Freunde. „Folge also getrost der Stimme deines Gewissens und werde Christ. Ich sollte meinen, der schreckliche Tod, dessen Zeuge wir zwei heute waren, müßte dich bestimmen, eine Religion aufzusuchen, in der man trostreicher sterben kann.“

„Freilich möchte ich nicht so sterben, aber auch nicht wie die Christen, unter den Händen des Henkers,“ entgegnete der Page. „Und das steht dir und deiner Mutter bevor, wenn ihr nicht bei

dem Begräbnisse Tü-Dücks, das morgen stattfindet, seinem Geiste und den Geistern seiner Ahnen Weihrauch streuet. Das wollte ich euch mittheilen. Ich hörte es aus dem Munde des Prinzen, der nunmehr als Kaiser den Namen Phu-Dak führen wird. Er sagte es dem Großmandarin der Ceremonien und beauftragte ihn, dafür zu sorgen, daß alle Bewohner der innern Veste an dem Leichenzuge theilnähmen und Opfer darbrächten. Wer sich dessen weigere, solle sofort dem Henker übergeben und hingerichtet werden. Das wollte ich euch sagen, damit ihr rechtzeitig entfliehen könnet."

„Du bist ein guter Knabe, Lhu," sagte die Wittwe, „und wir wollen beten, daß die Himmelskönigin, die du verehrst, dich unter ihre Kinder aufnehme. Nimm ihr Bild als Andenken an Franz und mich. Halte es hoch in Ehren und bete um den Schutz Marias; aber anbeten wie die Heiden ihre Bilder darfst du es nicht. Wenn wir auch durch Henkers Hand sterben sollen, so halte unsern Tod nicht für traurig, sondern für trostreich; ein solcher Tod ist die Pforte zur ewigen Herrlichkeit."

Die Augen des Knaben leuchteten vor Glück, als er das kleine Bild in seinen Händen hielt, das die heilige Jungfrau mit dem göttlichen Kinde darstellte. Er küßte es und verbarg es dann sorgfältig in seiner Brusttasche. „Es soll mein größter und liebster Schatz sein," sagte er, „und täglich will ich vor ihm das Gebet auf meinen Knieen verrichten, das du mich gelehrt hast, Franz: ‚Gegrüßet seist du, Maria'"; und der Knabe sagte andächtig und mit gefalteten Händen das „Ave". Dann nahm er Abschied, was ihm herzlich sauer wurde. „Lebe wohl, Franz, lebt wohl, Frau Thuan. Es wird hell im Osten; der Mond geht auf, und es ist hohe Zeit, daß ich mich nach Hause schleiche. Und wenn ihr wirklich getödtet werdet und in den Himmel kommt, so redet für mich bei der großen Königin, daß sie sich meiner erbarme. Lebt wohl, lebt wohl!"

„Gott sei mit dir!" sagte Franz und bezeichnete die Stirne seines Freundes mit dem heiligen Kreuze. „So, nun gehe im Frieden!"

4. Tü-Dücks Begräbniß.

Der folgende Morgen brachte der Veste von Huë buntes Leben. Mit dem ersten Strahle des anbrechenden Tags wirbelten die Trommeln und riefen die ganze Besatzung unter die Waffen. In den Gassen, welche die langgestreckten Kasernen, elende Bambusschuppen, zwischen der äußern und innern Festungsmauer bildeten, ordneten sich die Reihen der annamitischen Soldaten. Dann marschirten sie durch den schwerfälligen Bogen des wuchtigen Thorbaues nach dem kaiserlichen Palaste, um von dort bis an die berühmte Pagode Thiö-Tris und von dieser bis an das Mausoleum selbst die breiten Parkstraßen entlang, durch welche sich der Leichenzug bewegen sollte, Aufstellung zu nehmen.

Am Strande aber und auf dem breiten Flusse von Huë herrschte ein buntes Gewühl. Kähne und Nachen, von dem einfachen Sampan, dem gewöhnlichen Flußkahne mit dem Mattendache, bis zu den reich bemalten und vergoldeten Fahrzeugen der vornehmen Welt mit seidenen Verdeckzelten, alles drängte nach dem Landungsplatze vor dem Hauptthore. Schon hatten die meisten Schiffe ihre Gäste gelandet, und diese waren zu Fuß oder in Sänften durch das Thor eingezogen, als sich in raschem Laufe noch zwei Fahrzeuge nahten, welche sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Das eine, eine hochgeschnäbelte Dschunke mit einem Zelte aus bunten Seidenstoffen auf dem breiten Verdecke, führte die chinesische Flagge, einen rothen Drachen auf goldgelbem Grunde; das andere, ein schlank gebautes europäisches Boot, ließ die französische Tricolore im Winde wehen.

„Ein Gesandter Chinas!" rief einer der Mandarine, welche die Thorwache befehligten.

„Und einer dieser Teufel aus dem Westen, die der Geist des verewigten Tü-Dück erwürgen möge", sagte sein Amtsgefährte. „Wir sollten ihn eigentlich gar nicht einlassen!"

„Hm, das möchte uns theuer zu stehen kommen. Dann würden nach wenigen Tagen ihre Kanonen Einlaß verlangen, und ich weiß nicht, ob die Antwort unsrer Wallgeschütze so ausfiele, daß sie, was ich ihnen freilich von Herzen gönnte, mit blutigen Schädeln abziehen müßten. Nein, tapferer Banh, es hilft uns nichts; wir müssen gute Miene zum bösen Spiele machen und den Franzosen ebenso freundlich empfangen wie den Chinesen."

„Aber Phudak, unser künftiger Herrscher —"

„Kann erst befehlen, wenn er vom Triendinh (Hof der Censoren) bestätigt ist — und er ist noch nicht bestätigt. Es ist noch gar nicht unmöglich, daß an seiner Stelle der franzosenfreundliche Hiep-Hoa den Thron besteige."

„Dann sollen die Schwarzflaggen leben! Dann gibt es Bürgerkrieg und —"

„Stille, stille, junger Freund! Man gibt in solchen Zeitläuften seine innersten Gedanken nicht so leichter Hand jedem Winde preis. Wir wollen darüber im geheimen weiterreden. Inzwischen danke den Göttern, daß ich kein Verräther bin, und jetzt laß mich die beiden Gesandten empfangen. Bringe die Schloßwache in etwas bessere Ordnung. Ich sehe den Franzosen schon ob unsern tapfern Kriegern seine krumme Nase rümpfen."

Mit diesen Worten trat der ältere Offizier an den Strand, wo eben das Marineboot landete, und empfing mit tiefen Bücklingen den französischen Gesandten. Nicht weniger tief und zahlreich waren sie aber, als er unmittelbar darauf den chinesischen Mandarin begrüßte. Da er ihn jedoch genauer betrachtete, stutzte er und wechselte mit dem bebrillten und bezopften Herrn, der das chinesische Ceremonienkleid nur als Maske trug, ein rasches Erkennungszeichen. „Sipho," flüsterte er ihm zu, „tapferer Schwarzflaggenführer, wir sprechen uns nachher beim Mandarin Chu-Mu."

Nun wurden die beiden Gesandten von einer Ehrenwache begleitet in die innere Veste geführt. Am großen Ceremonienthore Ngo-Mon erwartete sie ein Hofbeamter, der zuerst den Franzosen empfing und denselben P. Hoang überwies und dann den angeblichen Chinesen persönlich in den Palast geleitete.

P. Hoang, der heute noch in Huë als Dolmetsch des französischen Bevollmächtigten dient, ist ein geborener Annamite, der bei den Missionären eine sorgfältige Erziehung genoß, einen Theil seiner theologischen Studien sogar in einem Seminar Frankreichs machte und dann als Priester in seine Heimat zurückkehrte. Er besitzt die französische Sprache vollkommen und war so im stande, gerade in der gefahrvollen Zeit, von der wir erzählen, bei seiner Klugheit, seinem Muthe und seinem Seeleneifer der Mission die wichtigsten Dienste zu leisten. Freundlich begrüßte er den Gesandten, einen schon ältern Offizier, der auch seinerseits den Priester, dessen Verdienste ihm nicht unbekannt waren, mit aller Achtung ehrte. „Es ist natürlich nicht der Zweck meiner Gesandtschaft," sagte er nach der gegenseitigen Begrüßung, „Tü-Dück, dessen Tod ich erst gestern unterwegs erfuhr, die letzte Ehre zu erweisen; ich komme vielmehr im Auftrage Admiral Courbets, um der Regierung das letzte Friedensanerbieten zu machen, und es lautet: Unumwundene Aechtung der Schwarzflaggen, Lostren-

nung von China und unbedingte Annahme der Schutzherrschaft Frankreichs."

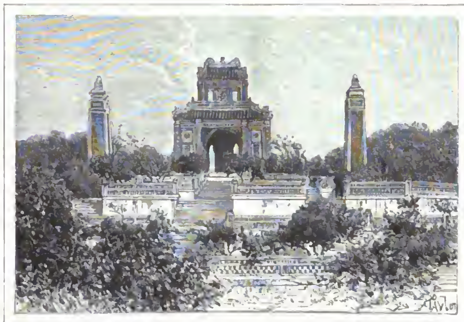
„Ihre Botschaft könnte nicht in einem entscheidendern Augenblicke eintreffen", sagte P. Hoang. „Treten Sie mit aller Entschiedenheit auf, und ich glaube, wir werden den Hof der Censoren bestimmen, statt des Prinzen Dück-Dück, der ein Wütherich wie sein Vater zu werden verspricht, den gutmüthigen Hiep-Haa zu bestätigen, und so den Frieden erhalten."

„Die Christen Annams werden es Frankreich Dank wissen, daß es mit seinem starken Arme sie beschützen will", bemerkte der Offizier.

„Die Christen Annams haben Frankreich nicht zu Hilfe gerufen, und Frankreich hat auch ganz andere Absichten, als das Christenthum hier zu beschützen", entgegnete ernst der Priester. „Frankreichs Dazwischenkunft hat vor zehn Jahren die katholische Mission in Tangking beinahe vernichtet, und ich fürchte sehr, sein Erscheinen in Huë werde dieselbe Folge haben. Ich werde Ihnen später unsere Lage auseinandersetzen. Jetzt ertönt das Zeichen zum Beginne der Beisetzungsfeier. Die Christen werden sich daran betheiligen, soweit es eine rein weltliche Feier ist."

Der Offizier folgte dem Priester auf eine Terrasse, welche den weiten Platz vor dem Ngo-Mon-Thore beherrschte, und von wo aus sie den großartigen Leichenzug, dessen Spitze sich eben in dem innersten Palastthor zeigte, bequem überschauen konnten. Der Platz, die Teichufer, die seine äußeren Grenzen bildeten, die breite Brücke, welche ihn mit dem Parke verband, und die gerade Straße, die fast eine Viertelstunde weit unter den Kronen herrlicher Bäume zur großen Pagode Thiö-Tris führte, waren von spalierbildenden Truppen besetzt. Der Franzose konnte nicht umhin, seinem Begleiter seine Bewunderung über die Schönheit dieser wahrhaft kaiserlichen Scenerie auszusprechen. Aber alsbald richtete sich seine Aufmerksamkeit auf den Zug selbst, der langsam die breiten Terrassentreppen hinabstieg. Voraus schritt eine Schar Diener, alle wie überhaupt sämtliche Theilnehmer des Leichenzuges in Weiß, die Farbe der Trauer, gehüllt; sie trugen lange Ceremonienstäbe mit vergoldeten Knäufen in der Hand. Ihnen folgten wohl fünfzig riesige Trommeln oder Tamtams, jede von zwei Männern an einer Stange über die Achseln getragen; zwei andere gingen neben ihnen her, der eine dieselbe mit einem Sonnenschirm beschattend, der andere sie von Zeit zu Zeit mit einem dumpfen Schlage rührend. Diesen Tamtamträgern schloß sich von einem Seitenwege einbiegend die kaiserliche Leibwache an, geführt von einem in Gold und Seide strotzenden General zu Pferde, neben welchem sein Schwertknappe und der unvermeidliche Sonnenschirmträger zu Fuß gingen. Die Sonne blitzte in den Speeren, Piken, Säbelklingen und Gewehrläufen; der Wind spielte mit zahllosen Wimpeln und Fähnchen; der französische Offizier aber konnte sich beim Anblicke dieser Soldaten eines Lächelns nicht erwehren, namentlich als eine Abtheilung Artillerie mit Kanonen vorbeikam, die sie selbst zogen und deren Lafetten wie Schiebkarren aussahen. 20 reichgeschirrte Kriegselephanten mit Bewaffneten und den höchsten Militärmandarinen auf ihrem Rücken bildeten den Schluß der militärischen Abtheilung.

Es folgte nun eine zweite und nicht minder merkwürdige Gruppe des Leichenzuges: ein ganzer Schwarm von Palastdienern, von denen jeder ein hohes schmales Brett aufrecht einhertrug, das mit rothem Lack bemalt und mit großen goldenen Buchstaben bedeckt war. „Es sind die Titel und Tugenden des Verstorbenen," erklärte P. Hoang seinem Gefährten, „seine Thaten, die Lobsprüche der Mit- und Nachwelt! Da steht z. B. ‚der Gerechteste', dort ‚der Weiseste', hier ‚der Sanftmüthigste', ‚der Gütigste', ‚der Beglücker seines Volkes', ‚der Sieger über alle Teufel' u. s. w."



Das Mausoleum Tü-Dücks. (S. 8.)

„Sie meinen dabei natürlich zunächst ‚die Teufel des Westens'", sagte der Offizier lächelnd. „Steht auch irgend wo die Zahl der armen Christen und der muthigen Glaubensboten, die der Wütherich erwürgte, der Christendörfer, die er niederbrannte? Aber was sollen denn diese Ungeheuer: Drachen, Schlangen, Tiger, Löwen, die da auf Papier gemalt zahllos vorbeigetragen werden?"

„Es sollen die Abbildungen der bösen Geister sein, die Tü-Dück bezwungen, wie dort die Bilder der von ihm oder seinen Truppen erschlagenen Feinde in langer Reihe zu sehen sind."

„Sehr schmeichelhaft für uns! Und dort, soll das nicht unser tapferer Rivière sein, der vor Nam Dinh durch die Schwarzflaggen erschlagen wurde?"

„Allerdings, so lautet die Unterschrift."

„Das ist also das Eingeständniß, daß diese Räuberbanden im Auftrage der Regierung handeln. Das werde ich auszubeuten wissen. Aber was für ein sonderbares Geräthe schwankt denn da auf den Schultern von einem Dutzend Trägern einher — ein Schiff aus Gold- und Seidenpapier mit Masten, Segeln und Wimpeln?"

„Es ist das Geisterschiff, das die Seele Tü-Dücks über den

Fluß der Unterwelt tragen soll. Die alten Griechen und Römer hatten ja einen ähnlichen Glauben. Und die prachtvoll verzierten Schreine, die ihm folgen und vorausgehen, enthalten Weihrauch, der vor den Ahnentafeln geopfert werden soll, die dort von hohen Mandarinen unter Baldachinen getragen werden. Jetzt erscheint der Zug der Buddhisten, deren Religion neben dem einheimischen Dienste der Schutzgeister und den chinesischen Secten öffentlich anerkannt ist. Nur für das Christenthum kennt man keine Duldung."

„Frankreich wird ihm die Freiheit bringen," sagte der Offizier, mit Verachtung auf das bunte Gewimmel von buddhistischen Bonzen hinabblickend, das jetzt vorüberzog. Zerlumpte Gestalten, in schmutzigen gelben Gewändern mit kahlen Köpfen tanzten voraus, lächerliche Grimassen schneidend und in kreischenden Tönen ein Klagelied heulend. Musikanten mit quikenden Flöten und schrillen Saiteninstrumenten folgten; dann kamen eine Anzahl Buddhagötzen in sitzender oder liegender Stellung, und die Opfergaben, Früchte und Blumen, auf eigenen Tragbahren. Eine Schar Oberbonzen in reicher Festtracht, denen sich viele Buddhaanbeter anschlossen, bildete das Ende dieser Gruppe.

Und nun kam die letzte Abtheilung, die sonderbarste von allen, der eigentliche Leichenzug. Das Leibroß des Todten, gesattelt und gezäumt, eröffnete ihn. Hinter demselben schritt der Leibelephant, ein prachtvolles Thier, mit goldenen Schabracken überladen. Der „Mandarin des Elephanten", so heißt der erste Minister in Annam, führte denselben. Hinter dem leeren Thron auf dem Rücken des Thieres kauerten zwei Diener, der eine mit dem geschlossenen Sonnenschirm, der andere mit der aufgerollten Kaiserfahne. Dann kam eine wohl 5 m hohe, reich verzierte Ehrentafel, welche die Träger Mühe hatten aufrecht durch die Palastthore zu bringen. Es ist der sogenannte „Ort der Glückseligkeit", erkläte P. Hoang dem Fremden. „Die Inschrift auf der Riesentafel beschreibt dieselbe. Und sehen Sie, eine lange Bahn kostbarer Seide, unter welcher verschleiert und mit Trauerfähnchen in der Hand die Frauen des Kaisers gehen, verbindet sie mit jener kostbar geschnitzten und vergoldeten Truhe, die soeben aus dem innersten Palastthore getragen wird. In der Truhe, meinen sie, habe die Seele Tü-Dücks ihre Wohnung genommen, und die Seidenbahn solle ihr den Weg zum Orte der Glückseligkeit darstellen."

Wiederum folgten Musikanten, Tamtamschläger und Hornbläser, die einen ohrenzerreißenden Lärm verursachten, und dann endlich von 24 starken Männern getragen ein mit Verzierungen und Gold überladener Riesenschrein, der unter seiner prunkenden Hülle die Leiche des Kaisers verbarg. Die kaiserlichen Prinzen an ihrer Spitze Dück-Dück, bildeten das Geleite. Ihnen schlossen sich die Gruppen der Leidtragenden an.

Wohl zwei Stunden war der Zug ohne Unterbrechung durch die große Ehrenpforte Ngo-Mon hinausgewallt, als P. Hoang seinen Gefährten aufforderte, sich jetzt mit ihm demselben anzuschließen. „Da ist eine Gruppe Christen," sagte er, „in deren Nähe wir uns halten wollen. Es folgt nun nur noch als Schluß des Zuges die zweite Hälfte der Leibwache."

Sie traten also in die Reihen. Vor ihnen schritt die Wittwe des Mandarins mit unserem Freunde, dem Pagen Franz, an der Hand. P. Hoang erzählte dem Offizier, woher das verschwollene Gesicht des Knaben rühre. So erreichten sie den Eingang der prachtvollen Pagode, die zum Andenken an Thiö-Tri, den Vater Tü-Dücks, eines ebenso blutigen Wütherichs gegen die Christen, erbaut worden war. Durch die Mittelhalle dieser Pagode nahm der Leichenzug seinen Weg. Die Säulen, das Gebälk, die Decke sind in verschwenderischer Pracht ausgeführt; überall leuchtende Farben, durchbrochene Arbeit, strahlende Vergoldung. Als ganz besonderer Schmuck gelten die in gleicher Höhe an den Säulen angebrachten Glasschränke, welche rothe Korallenbäume enthalten, von unschätzbarem Werthe in den Augen der Annamiten. An den Aesten und Zweigen derselben hangen in Gold gefaßte Edelsteine. Selbst der Franzose konnte beim Anblicke dieser fremdartigen Pracht ein Ah des Staunens nicht unterdrücken. Die Leiche Tü-Dücks wurde der Ahnentafel seines Vaters gegenüber niedergestellt; zwischen beiden war ein Altar errichtet, auf welchem die durch die Seitenschiffe Vorbeiziehenden Rauchwerk darbrachten.

Jetzt kam als eine der letzten die Gruppe der Christen. Sie wollten vorüber; aber der Mandarin der Ceremonien hielt sie an und forderte sie auf, wie die übrigen den erhabenen Geistern Thiö-Tris und Tü-Dücks zu opfern. Sie weigerten sich entschieden. Aber der Beamte machte wenig Federlesens; er faßte den Arm des Knaben, der neben seiner Mutter vorüberschreiten wollte, und schrie: „Was, ihr Hunde von Verräthern, ihr wollt nicht? Augenblicklich opfert, wenn euch Leib und Leben lieb ist. Und du, kleiner Fant, machst den Anfang, oder du wirst diesmal statt des Pantse die Zangen zu fühlen bekommen. Marsch!"

„Lieber sterben als opfern!" sagte der Page fest.

„Die Christen verehren ihre Fürsten und gehorchen ihnen, aber sie beten dieselben nicht an," rief P. Hoang rasch neben den Knaben tretend und seine Hand schützend über dessen Kopf ausbreitend.

„Verflucht," sagte der Mandarin zu seinen Gefährten und zu den Prinzen gerichtet. „Es ist der Dolmetsch der Teufel des Westens und steht unter ihrem Schutze!"

„Und wenn ihn hunderttausend Teufel beschützten, er und alle Christen sollen meinem erlauchten Vater und Großvater opfern! Sie wollen nicht? Schlagt sie zu Boden! Werft sie ins Gefängniß! Sie sollen für diese Störung der Feier in Riemen geschnitten werden! Drauf, Soldaten!" schrie Dück-Dück.

Umsonst versuchten die übrigen Prinzen und die Mandarine den Rasenden zurückzuhalten. Mit gezücktem Säbel stürzte er auf den Priester los und hätte ihn niedergehauen, wenn nicht der Offizier den Hieb mit seinem Degen aufgefangen. Ein allgemeines Getümmel entstand, die Christen wurden von den Trabanten geschlagen, gebunden, hinweggeschleppt, und dem Gesandten mit seinem Dolmetsch wäre dasselbe Schicksal zu theil geworden, wenn nicht einige der besonneneren Mandarine sie in Schutz genommen hätten. In ihrer Begleitung wurden die beiden Männer in eines der nahegelegenen Palastgebäude geführt, wo man sie zu verweilen bat, bis der Hof der Censoren nach Beendigung der Feier sie empfangen werde. Von den Fenstern des Gebäudes aus konnten sie das hochaufgethürmte Mausoleum Tü-Dücks erblicken und waren Zeugen, wie die Leiche des Kaisers die breiten Treppen des Terrassenbaues hinaufgetragen und dann in die Gruft gesenkt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die katholischen Missionen.

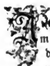
Beilage für die Jugend.

Nro. 3. Mai. 1893.

Kämpfe und Kronen.

(Eine Erzählung aus Annam. — Fortsetzung.)

5. Der Hof der Censoren.



Am späten Nachmittage nach der Beisetzung versammelte sich der Hof der Censoren in einem der großen Säle des Kaiserpalastes. Im Hintergrunde desselben stand unter einem reichen Baldachin aus Gold- und Seidenstoffen auf einer Bühne, zu welcher eine Reihe Marmorstufen emporführten, der von Edelsteinen blitzende Thron; reich gestickte Wandteppiche bildeten den Hintergrund. Obschon der Thronsessel leer war, verneigten sich doch der Reihe nach alle Würdenträger vor demselben, ehe sie rechts und links von ihm im Halbkreise ihre niedrigen Sitze einnahmen. Dem Hof der Censoren stand es zu, den vom Kaiser bestimmten Nachfolger zu bestätigen oder nicht.

Als alle sich niedergelassen, erhob sich der Mandarin der Elefanten, dem als erstem Minister der Vorsitz zukam, und fragte den Mandarin der Ceremonien, ob alle anwesend und ob die Thore bewacht seien. Auf die bejahende Antwort wandte er sich an den Aeltesten der Rechtsgelehrten mit der weitern Frage, ob der Trienbinh (der Hof der Censoren) also rechtmäßig versammelt sei und ob dessen Beschlüsse Kraft und Geltung hätten.

Der Greis erhob sich langsam und sagte: „Ich sehe vor mir die drei erhabenen Kun, den Mandarin der Elefanten und seine beiden Amtsbrüder; ich sehe vor mir die sechs großen Mandarine, die über die Ceremonien, über die Archive, über die Kriegsmacht, über den Schatz, über die Gerechtigkeitspflege und über Land- und Wasserbauten wachen; ich sehe vor mir meine gelehrten Amtsbrüder, welche die höchste Stufe der Gesetzeskunde erklommen: der Trienbinh ist vollzählig und rechtmäßig versammelt, und was er beschließt, hat Gesetzeskraft, wem er auch immer die Krone zusprechen mag." Alle nickten Beifall.

„So ist die erste Frage, die der erhabene Trienbinh zu entscheiden hat, die Frage, ob dem Willen des verewigten Tü-Dück gemäß sein Neffe, der Prinz Dück-Dück, dessen Thron besteigen soll", fuhr der Vorsitzende fort. „Nur die schwerwiegendsten Gründe dürften uns nach dem annamitischen Rechte dagegen bestimmen. Sehet zu, ob solche vorliegen. Einen Grund habe ich mitzutheilen: Der französische Gesandte hat unter Androhung von Krieg gegen die Thronbesteigung Dück-Dücks protestirt; Grund der Verwahrung ist die offen eingestandene Feindseligkeit dieses Prinzen gegen Frankreich und sein Benehmen gegen die Christen und den Gesandten in der Pagode Thiö-Tris." Eine Bewegung lief durch die Versammelten. „Von der andern Seite hat aber auch China erklären lassen, es werde die Besetzung des Thrones von Annam, den es noch immer als sich untergeordnet ansieht, durch einen franzosenfreundlichen Prinzen als Kriegsfall betrachten, und werden voraussichtlich die Schwarzflaggen in Verbindung mit der großen Mehrheit unserer Mandarine Aufruhr und Bürgerkrieg gegen jeden Günstling Frankreichs wagen. Was ist nun eure Meinung? Phü-Lin, Ihr seid der Aelteste, belehret uns."

Der Greis, der vorhin schon gesprochen, erhob sich und sprach: „Wohl sind viele Jahre über meinen Scheitel hingegangen im Dienste meiner Heimat. Höret also auf meine Worte, auch wenn sie nicht lieblich in euern Ohren klingen. Ich sage: Dück-Dück soll nicht in Annam herrschen. Er kann sich selbst nicht beherrschen; wie sollte er über andere herrschen? Wählet den Hiep-Hoa, dessen Name schon ‚Friede und Eintracht' bedeutet."

Ein Sturm der Entrüstung brach unter einem Theile der Versammelten los. „Er ist bestochen!" „Er ist ein verkappter Christ!" „Ein Verräther!" rief man. Mit Mühe stellte der Vorsitzende die Ruhe wieder her, und der Greis fuhr fort: „Phü-Lin ist kein bestochener Verräther, wohl aber sitzen hier unter denen, die mich beschuldigen, Leute, welche chinesische Taëls empfangen und welche im Bunde mit den Schwarzflaggen im Trüben zu fischen hoffen. Es ist mir wohl bekannt, daß der General Sipho hier weilt! Ich bin auch kein Christ, obschon ich gestehen muß, daß ich die Christen keineswegs als Verräther betrachte. Ich habe ihre Lehre geprüft; sie ist heilig. Und was mich am meisten zu ihren Gunsten einnimmt, ist das Leben und der Tod der Christen. Man sagt: es ist eine fremde Religion, und sie muß deshalb ausgerottet werden. Sind denn die Lehren des Konfutse und Laotse, die aus China stammen und zu denen sich die meisten Gelehrten bekennen, nicht auch fremd? Und ist der Glaube an Buddha, dem die Mehrzahl des Volkes anhängt, nicht aus Indien zu uns gebracht? Merzt auch sie aus, wie das Christenthum, wenn ihr folgerichtig handeln wollt, und erklärt den alten annamitischen Glauben an die Schutzgeister als allein berechtigt. Wir wollen sehen, ob die Buddhisten und Konfutsisten den Tod ebenso geduldig ertragen, wie ich es an christlichen Soldaten, und ebenso muthig, wie ich es an christlichen Kindern sah. — Die grausame Verfolgung dieser Religion hat alles Unheil über Annam gebracht. Man dulde sie wie die übrigen, und wir werden Frieden im Innern und nach außen haben. Denn China, das unsere Unabhängigkeit seit den Tagen des Kaisers Kublai Chan (1280) bedrohte, wird uns nicht anzugreifen wagen, wenn wir Frankreich zum Freunde haben. Frankreich hat vor hundert Jahren den Kaiser Ghialung aus der Hand der Rebellen gerettet; Frankreich wird uns auch aus der Hand der Schwarzflaggen retten, dieser elenden Räuberbanden, die uns China ins Land geschickt. Halten wir die mit ihm geschlossenen Verträge, seien wir gerecht auch gegen die Christen, und Annam wird neu erblühen; sonst sehe ich sein Ende in Bürgerblut und Flammen."

Diese Rede des greisen Phü-Lin blieb nicht ohne Eindruck auf den Rath der Censoren. Ein schlauer Bonze schlug einen Mittelweg vor. Einstweilen sei der milde Hiep-Hoa, der Günstling Frankreichs, zu wählen. Zu gelegener Zeit, wenn nämlich

die Kriegsschiffe der Franzosen heimgekehrt seien, würden dann die Götter — er winkte dabei mit den Augen den Feinden Hiep-Hoas — denselben schon zu sich nehmen, und dann könne ja der tapfere Dück-Dück immer noch den Thron seiner Ahnen besteigen und die Christen mit Stumpf und Stiel vernichten. Inzwischen solle der Mandarin des Krieges sich besser rüsten und unter dem Vorwande des gemeinsamen Kampfes von den Franzosen möglichst viele der neuen Gewehre und Kanonen samt Schießbedarf zu erhalten suchen.

Dieser Vorschlag fand fast einstimmigen Beifall. Sofort wurde Prinz Dück-Dück vor den Rath der Censoren berufen. In glänzender Festkleidung hatte er mit seinen Anhängern in einem benachbarten Saale gewartet, ganz überzeugt, den Thron ohne weiteres besteigen zu können. Schon die lange Dauer der Berathung hatte ihn ungeduldig gemacht, und als ihm nun der Mandarin der Elefanten den Bescheid der Censoren anzeigte, brach sein Grimm los. Den Säbel zückend, wollte er sich auf den greisen Phü-Lin stürzen, den er als seinen Hauptgegner ahnte; aber die Nächststehenden entwaffneten den Wüthenden.

„Prinz," sagte der erste Minister, „das Wohl des Staates und Ihr eigenes machen es uns zur Pflicht, Sie einstweilen als Gefangenen zu erklären. Führt Seine Hoheit nach dem Westthurm!" Auf einen Wink des Mandarins nahm die eintretende Thorwache den sich umsonst Sträubenden in ihre Mitte und führte ihn durch eine Thüre im Hintergrunde des Saales ab. Nur wenige Minuten dauerte es, dann öffneten sich die hohen „Rothen Thore" des Saales, und durch das mittlere derselben, das Kaiserthor, wurde in festlichem Zuge, mit dem orangefarbenen, von Gold und Diamanten strahlenden Ceremonienkleide angethan, ein blasser, scheu blickender Jüngling eingeführt. Wie er durch den Saal schritt, warfen sich rechts und links von ihm die Diener und Kronbeamten zur Erde. Die drei Kun und die sechs Großmandarine aber begrüßten ihn mit dem Rufe: „Heil unserem Kaiser! Heil Hiep-Hoa!" Dann hoben sie ihn auf den Thron, und der Mandarin der Ceremonien setzte ihm eine Krone auf, halb Haube, halb Turban, mit kostbaren Juwelen geschmückt, und dann warfen sie sich der Reihe nach vor den Tharstufen nieder, küßten die Sohlen seiner Stiefel, die auf den vergoldeten Schildkröten, den Thronschemeln, ruhten, und huldigten ihm.

„Hiep-Hoa!" „Friede und Eintracht!" riefen auch draußen die Scharen.

„Wir haben gesiegt," sagte der französische Gesandte zu P. Hoang, als ihm dieser die Kunde überbrachte.

„Ja," antwortete der Dolmetsch, der seine Landsleute besser kannte, „wenn es nicht eine Finte ist."

„Fürchten Sie Verrath? Nun, Frankreich hat sich vorgesehen. Der Admiral verlangt ein Faustpfand. Die Feste Huë wird eine französische Besatzung aufnehmen."

„Das ist ein Theil Ihrer Forderung?" sagte P. Hoang erschrocken. „Das wird uns den Krieg bis aufs Messer bringen. Das werden wir Christen mit unserem Blute bezahlen müssen."

6. Im Westthurm.

Die Christen, welche sich in der Pagode Thiö-Tris geweigert hatten, an dem Opfer theilzunehmen, waren von einer Rotte Soldaten nach einem der plumpen, viereckigen Thürme gebracht worden, welche in bestimmten Abständen aus der äußern Umfassungsmauer der Festung vorspringen. Sie hatten unterwegs schon Püffe und Schläge genug zu erdulden; denn die Soldaten waren wüthend ob der Störung, die in ihren Augen eines der schönsten und reichsten Heiligthümer Annams entweiht hatte. „Hunde!" schrie ihnen der Anführer ein über das andere Mal zu, „Hunde und Junge von Hunden! Was? Ihr ehrt die erhabenen Geister unserer Kaiser nicht und betet einen Hund an, den man an den Galgen gehängt? Habe ich nicht sein Bild gesehen? Pfui der Schande! Und rings um den Hund war eine Schar von Christen abgemalt, die ihr hündisches Gesicht mit dem Blute des Gehängten wuschen." Derartige Spottbilder auf Christus und seine Religion waren wirklich, wie in China, so auch in Annam verbreitet, und es ist merkwürdig, daß ganz dieselben Waffen schon von den heidnischen Römern gebraucht wurden, nur daß diese statt eines Hundes einen Esel ans Kreuz malten. Die Lästerung that übrigens dem kleinen Franz weher als die Schläge, die sie begleiteten. Die Mutter, die neben ihm ging, tröstete ihn und sagte: „Wir wollen unserem Herrn diese Schmach dadurch ersetzen, daß wir ihm zu Ehren sein Kreuz geduldig tragen."

„Gerne, Mutter. Und der Herr möge ihnen verzeihen; sie lästern ja, was sie nicht verstehen."

„Was sagt der naseweise Bube?" rief einer der Soldaten. „Wir verstünden etwas nicht, was er verstehe? Da, nimm das als einen Denkzettel deiner Unverschämtheit!" Und er versetzte dem Knaben eine Ohrfeige, daß derselbe mit einem Weheruf beinahe zu Boden taumelte.

„Ich glaube gar, es ist der Page, der mit christlichem Zauberwerk die unfehlbare Medicin der heiligen Bonzen von Kwang-tri zu Schanden machte und der deshalb den Pantse zu kosten bekam. Ei ja, man sieht es ihm ja noch wohl an. Meiner Treu, er ist braun und blau gezeichnet. Hast du noch nicht genug an dieser Lection? So warte nur, der alte Min-Ghe, der Wärter des Westthurmes, wird es dir schon einträuken. Da sind wir vor seinem Palaste!"

In der That reckte sich vor den Blicken der Gefangenen, die soeben den dunkeln Thorbogen der innern Feste durchschritten, die düstere Masse des Westthurmes, eines Hauptbollwerkes der äußern Mauer, in die Höhe. Die klafterdicken Mauern, die fast ohne Fensteröffnungen bis zum Wallgange empor reichten, waren wohl geeignet, auf das Gemüth der Unglücklichen, deren Wohnung sie werden sollten, einen traurigen Eindruck zu machen. „Seht euch die Sonne noch einmal an und den blauen Himmel," höhnte der Soldat, der soeben gesprochen hatte, weiter; „da drinnen werdet ihr sie nicht mehr schauen." Beklommenen Herzens betraten sie die Holzbrücke, die über einen breiten, mit übelriechendem Wasser gefüllten Graben führte, und standen vor einer niedern, mit dicken Bohlen und einem schweren Gitter verschlossenen Thüre. Auf das Klopfen und Rufen der Soldaten erschien ein alter, schmutziger Mann, den der Führer also anredete: „Macht Euern Käfig auf, Min-Ghe, wir bringen Euch neue Vögel. Ihr habt doch Platz in dem schönen, vergoldeten Bauer? Sonst bringen wir sie nach dem Ostthurm."

„Warum nicht gar?" knurrte der Alte, „Platz genug! Der Thurm ist zwar voll wie ein Ei. Aber das läßt sich zusammen. Was nicht nebeneinander liegen kann, liegt aufeinander. Für so schön gefiederte Vögel ist immer Platz. Wir wollen ihnen aber doch die netten Röcke ausziehen — es wäre schade darum, und die Taschen etwas untersuchen. So, so! — Gold und Silber. Na, das können sie da drinnen doch nicht brauchen, wir wollen es ihnen aufbewahren." Damit schob er grinsend das Geld in seinen Beutel. „Und nun, marsch hinein! — Ich seh' es schon, es sind Christen," sagte er dann zu den Soldaten; „ich habe sie im ganzen nicht so ungern: denn erstens hat man mit ihnen



Der junge Kaiser auf dem Throne. (S. 10.)

wenig Scherereien; merkwürdig, wie geduldig und zufrieden sie sind, und dann bringen sie einem manchen Sapek (kleine Münze aus Zinn) ein; denn ihre Freunde lassen sie selten im Stich."

Hiermit zog der alte Kerkermeister hinter sich das äußere Thor zu und stand nun mit den Gefangenen in dem vollkommen dunkeln Gewölbe der dicken Thurmmauer. Eine Fackel anzündend und eine zweite Thüre, die das innere Ende des gewölbten Ganges bildete, öffnend, sagte er: „Aufgepaßt! Es geht einige Stufen abwärts. Ich will euch leuchten, bis ihr eure Plätze gefunden. Nachher ist das Licht ein überflüssiger Luxus."

Ein entsetzlicher Modergeruch schlug aus dem Innern des Thurmes den Eintretenden entgegen, und das Auge konnte das Bild, welches das unstät flackernde Licht der Fackel nur unvollständig enthüllte, nicht gleich fassen. Zunächst erblickte man eine Reihe schlüpfriger Stufen, die etwa zwei Klafter in die Tiefe führten. Auf dem Boden regte sich, durch das plötzlich einfallende Licht aufgeschreckt, ein Gewimmel trauriger Gestalten; es waren die Gefangenen, darunter Räuber und Mörder, verwilderte und stumpfsinnige Gesichter, halbnackte, in schmutzige Lumpen gehüllte Menschen, die meisten mit dem schweren Kang, dem breiten hölzernen Kragen, um den Hals, der es ihnen unmöglich machte, sich auch nur auf das vermoderte Reisstroh auszustrecken, und mit Ketten an den Füßen, die an einem Ringe in der Wand oder einem Pflocke im Boden befestigt waren. Wohl hundert dieser Unglücklichen mochten in dem Erdgeschosse oder vielmehr in dem Kellergewölbe des Festungsthurmes zusammengepfercht liegen, dessen Boden in der Mitte wenigstens eine wahre Pfütze bildete. Denn an den Mauern, die mit einem grünlichen Schleime überzogen waren, sickerte beständig das faule Wasser der Gräben nieder, welche von beiden Seiten die Fundamente des Thurmes benetzten.

Das also war ungefähr das Bild, welches sich dem Blicke der eintretenden Christen darbot, während sie die feuchten Stufen in das schreckliche Verließ hinabstiegen. Geheul und Verwünschungen ihrer Unglücksgefährten begrüßten sie, als der Kerkermeister Platz zu machen und den Neuangekommenen eine Ecke zu überlassen befahl. Die Beute, die ihm soeben aus den Taschen der Christen zugefallen, hatte ihn sogar ausnahmsweise so mild gestimmt, daß er einen Armvoll frischen Reisstrohs bringen und über den Unrath spreiten ließ. Dann sagte er: „So, nun seid ihr herrlich eingerichtet, weit besser als ihr es verdient; denn Hunde und Verräther seid ihr doch und mindestens ebenso schlecht als diese Halsabschneider aus den Bergen, die doch zu den Göttern Annams beten." Mit diesen Worten ging der Alte die Treppe hinauf.

Vollständiges Dunkel herrschte nun in dem verpesteten Raume, und nach und noch stellte sich auch wieder eine verhältnißmäßige Ruhe her. Franz schmiegte sich an seine Mutter, die ihm leise Muth und Trost zusprach. „Es dauert nicht ewig," sagte sie, „und wir werden wieder zusammen unter den Palmen und Bananen des Parkes lustwandeln." — „Oder im Garten des Paradieses," erwiderte der Knabe, „wo es noch viel schöner ist." Dann sagte er nach einer kurzen Pause: „Nicht wahr, in einem solchen Kerker hat auch unser Vetter, der kleine Dominicus Thuan, einen ganzen Monat gelegen, ehe er hingerichtet wurde? Nun, er wird mir die Kraft erflehen, zu ertragen, was er ertragen hat. Sein Kreuz ruht auf meiner Brust. Der Kerkermeister, der mir das Oberkleid vom Leibe riß, hat es nicht gefunden" — und er küßte es und reichte es auch seiner Mutter zum Kusse.

Ganz andere Gefühle wogten in der Brust des Prinzen Dück-Dück oder, wie er sich als Kaiser nennen wollte, Phü-Dak. Seinem Range entsprechend, hatte man ihn natürlich nicht in den Raum des Erdgeschosses zu den gemeinen Gefangenen eingesperrt wie die Christen. Man hatte ihm vielmehr den ganzen Oberbau des Thurmes, der sich auf dem massiven Würfel der Bastei in zwei sich verjüngenden Stockwerken mit Dächern in chinesischem Stile erhob, zur Wohnung angewiesen. Von den hohen Fenstern dieser Thurmzimmer aus genoß man eine prächtige Rundsicht. Nach Osten fiel der Blick über die innere Umwallung hinweg auf die stolzen Baumgruppen des Parkes, zwischen denen da und dort der Spiegel eines Teiches aufblitzte, und auf die halb im Grün versteckten Dächer des Palastes und Giebel der Pagoden, deren reich vergoldete Schnörkel eben jetzt in den Strahlen der sinkenden Sonne leuchteten. Und noch wundervoller war der Ausblick nach Westen. Da schmiegte sich zu den Füßen des Beschauers in weitem Bogen der breite Fluß von Huë, mit Hunderten von großen und kleinen Booten belebt, um die Hauptstadt, deren buntes Bild sich am jenseitigen Ufer hinbreitete mit ihren zahllosen, meist niedern Holzhäusern im Schatten von Palmen und Bananen und mit ihren 400 ragenden Pagoden in sonderbar phantastischer Bauart. Und darüber hinweg schweifte der Blick über das fruchtbare Gartengelände der Ebene, durch deren frisches Grün sich wie ein Silberband der Fluß schlang, nach den schön gezogenen Linien dunkler Waldberge, hinter deren Kamm soeben die Sonne verschwand, Himmel und Erde den letzten Strahlengruß zuwerfend.

Der Prinz hatte kein Verständniß für die zauberhafte Schönheit der im Abendlichte verklärten Landschaft. Außer sich vor Zorn, durchmaß er mit heftigen Schritten das Gemach, und wenn er einen Blick durch die hohen Fenster warf, diente hier die Kaiserburg, dort die Hauptstadt nur dazu, ihn an die Krone zu erinnern, der er so sicher gewesen war und die er soeben seiner Hand entrissen sah. In ohnmächtiger Wuth stampfte er auf den Boden und fluchte den Christen, deren Einfluß er den Verlust des Thrones beimaß. „Helft mir doch, all ihr Geister der Herrscher von Annam, namentlich ihr, Minh-Mang und Thiö-Tri, die ihr eure Hände im Christenblut gewaschen, und du, Tü-Dück, der du mit einem Fluche gegen sie von hinnen fuhrest! Und all ihr Götter, deren Bildern in unsern Pagoden geopfert wird, ob ihr nun im Himmel oder in der Hölle wohnt, helft mir doch zur Krone! Ihr alle seid Todfeinde dieses fremden Gottes; es handelt sich nicht nur um mein Reich, sondern auch um das euere! Mit Strömen von Christenblut, mit Flammengarben brennender Christendörfer will ich euch lohnen!"

So raste der Prinz in dem Thurmgemache, bis dunkle Nacht sich draußen über die Kaiserburg und die Hauptstadt lagerte. Und auch dann schritt er noch lange ruhelos auf und ab. Endlich wollte er sich erschöpft auf sein Lager werfen; aber da nahten Schritte; die Thüre wurde geöffnet, und beim Scheine eines Windlichtes traten drei Männer ein, von denen der Prinz nur einen, den Großmandarin des Krieges, erkannte. Er erbleichte und rief:

„Ihr kommt von Hiep-Hoa mit dem Befehle, mich zu morden."

„Wir bringen nicht den Tod, sondern die Krone, Prinz! wenn Ihr auf unsere Bedingungen eingehen wollet."

„Und diese lauten?"

„Bündniß mit den Schwarzflaggen um den Preis des Lebens und des Eigenthums aller Christen."

„So haben die Götter meinen Schrei um Hilfe gehört! Zugestanden! Ich bin mit Leib und Seele der eure!"

(Fortsetzung folgt.)

Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.

Nro. 4. Juli. 1893.

Kämpfe und Kronen.

(Eine Erzählung aus Annam. — Fortsetzung.)

7. Die Verschwörung.

Der alte Min-Ghe, der den Großmandarin und dessen Begleiter unter vielen Bücklingen die äußere Steintreppe zum Wallgange hinaufgeleitet hatte, war auf einen Wink des hohen Beamten, den er erkannte, als Wache vor der kleinen Zugbrücke stehen geblieben, über die man auf die Galerie gelangen konnte, welche die beiden obern Thurmgeschosse umgab. Dann zog der Großmandarin die Zugbrücke auf in der Meinung, so vor jedem Lauscher sicher zu sein. Kaum hatten aber die drei nächtlichen Besucher das Gemach des Prinzen betreten, so schob der Gefängnißwärter ein Brett über die Lücke, schlich sich auf seinen Zehen an die Thüre und suchte zu erlauschen, was der Großmandarin und dessen ihm unbekannte Gefährten mit dem Gefangenen zu verhandeln hätten. Wie sehr er sich aber auch anstrengte, er konnte dem Gespräche, das mit gedämpfter Stimme geführt wurde, nicht genügend folgen. „Verwünscht," brummte er, „meine alten Ohren werden von Tag zu Tag tauber. Ich kann sie nicht verstehen, und doch handelt es sich um kein Kinderspiel. Ich wollte meinen grauen Schädel wetten, daß was die drei mit ihm jetzt bei nachtschlafender Zeit verhandeln, seine tausend Kwan (ein Kwan = 600 Sapeken, 86 Pfennig) werth wäre, wenn man es an die rechten Ohren bringen könnte. Soll ich einen meiner Knechte herbeirufen? Nein, die sind zu täppisch und wären auch im stande, auf eigene Rechnung zu arbeiten. Aber da fällt mir was ein — der Junge, den sie mir heute in Verwahrung brachten — das geht; den habe ich ganz in meiner Gewalt."

Während der Kerkermeister diese letzten Worte vor sich hin murmelte, war er schon über das Brett zurück, welches die Zugbrücke ersetzte, und eilte die Treppe hinab. Zwei Minuten später trat er mit einer brennenden Fackel in den Kerkerraum des untern Geschosses und rüttelte den kleinen Franz aus dem Schlafe. Der Knabe wußte zuerst nicht, wo er sich befand und was man mit ihm wolle; aber der Alte ließ ihm wenig Zeit, sich zu bedenken. Kaum konnte ihm die Mutter in aller Eile das Kreuzzeichen auf die Stirne machen und ihm ein Wort des Abschiedes und der Ermunterung zuflüstern, da wurde er auch schon die schlüpferigen Stufen hinaufgeschleppt und stand einen Augenblick später vor dem Thurme. Die kühle, reine Nachtluft, die ihn nach dem Qualm des Kerkers wie ein erquickendes Bad umfing, brachte ihn rasch zur Besinnung. In wenigen Worten theilte ihm der Alte mit, zu welchem Zwecke er ihn geholt. „Es handelt sich vielleicht um Verhütung großen Blutvergießens," sagte er, als der Knabe, ungewiß, ob er dem Ansinnen entsprechen dürfe, einen Augenblick zauderte. „Es ist wahrscheinlich eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers; ich habe sie wenigstens seinen Namen aussprechen hören, wenn ich auch das übrige nicht verstand — und kurz und gut wenn du meinen Willen nicht thust oder mir auch nur ein Wort vorenthältst, das du hören wirst, so erwürge ich dich eigenhändig."

Franz erklärte sich bereit, alles, was erlaubt sei, zu thun, und wurde von Min-Ghe rasch auf die Thurmgalerie geführt und in die Nähe eines der Fenster geschoben, dessen untere Hälfte mit einem Wandschirme verstellt war. „So, kleiner Mann, spitze deine Ohren. Wenn sie herauskommen, so duck dich da unter die Kanonenlafette; ich werde auf meinem Posten an der Zugbrücke sein."

Mit diesen leise gesprochenen Worten entfernte sich der Alte; der Knabe aber wußte noch immer nicht recht, was unter diesen Umständen die Pflicht von ihm fordere. Doch da fielen Worte in sein Ohr, die unwillkürlich seine Aufmerksamkeit fesselten. Man redete in dem Zimmer von der Ausrottung der Christen. Man müsse planmäßig vorgehen, hörte er eine Stimme sagen. Die Untermandarine in allen Gemeinden seien von ihren Vorgesetzten aufzufordern, ein vollständiges Verzeichniß aller Christen und des Christenthums Verdächtigen anzufertigen, und wenn irgend wo ein Mandarin selbst der fremden Religion zugethan sei, so müsse derselbe sofort von seinem Posten entfernt und durch einen Patrioten ersetzt werden. In einem Monate könne man das genaue Verzeichniß aller Verräther haben, und dann heiße es gleichzeitig und schonungslos den Schlag führen. Der Mann, der bisher gesprochen und den der Page an seiner schnarrenden Stimme als den Großmandarin des Krieges erkannte, fragte hier seine Gefährten, ob sie seinen Plan billigten. Eine Stimme sagte ja, eine andere aber meinte, der Plan sei viel zu umständlich und langsam; man könne keinen Monat warten, man müsse gleich losschlagen. Wenn die Hauptstadt das Zeichen zur allgemeinen Erhebung gäbe, so würden die Provinzen nachfolgen; fast ausnahmslos seien ja die Mandarine patriotisch gesinnt. Die Feuersäule der Missionsanstalt von Hué müsse das Zeichen geben, alle Christenhäuser im ganzen Lande in Brand zu stecken, und der Tod der fremden Missionäre der Aufruf sein, alle ihre Anhänger zu vernichten. Wenn man so die Franzosen im eigenen Lande aufs Haupt geschlagen, werde man auch leicht mit den eigentlichen Franzosen fertig werden, die mit ihren schweren, eisernen Schiffen nicht weit ins Land hinein könnten. Sein Rath gehe also dahin, in acht Tagen, wenn der Mond voll sei, hier in Hué loszuschlagen. Bis dahin könne er seine in den Nordprovinzen verzettelten Truppen zusammenziehen und den Häuptlingen der wilden Bergstämme, die immer zu haben seien, wenn es zu morden und zu plündern gelte, Botschaft schicken. „Ihr, Großmandarin," fuhr der Sprechende fort, „übernehmt den Handstreich in der Veste. Da wir durch Euch, tapferer Hauptmann des Wasserthores, den Schlüssel zu derselben in der Hand haben, kann es uns gar nicht mißlingen. 2000 Mann meiner Schwarzflaggen stehen keine drei Tagemärsche entfernt; mit ihrer

Hilfe könnt Ihr die Besatzung einfach überrumpeln, auch wenn sie, was ich als sicher annehme, dem Aufstande sich nicht anschlösse. Dann wird der Palast umzingelt, Hiep-Haa muß den Giftbecher trinken, und unser glorreicher Prinz besteigt den Thron seiner Ahnen."

„Und sobald ich die Gewalt in meinen Händen habe," hörte der Page jetzt Dück-Dück sagen, „gebe ich Befehl zur Vertilgung der Christen. Ich selbst werde mich an der Spitze der Schwarzflaggen auf das verwünschte Missionshaus der Hauptstadt stürzen und will eigenhändig dem christlichen Oberpriester und seinen Gesellen den Kopf vor die Füße legen. Und wie der tapfere General der Schwarzflaggen sagte, soll der Brand der christlichen Häuser und Tempel in Huê den Mandarinen aller benachbarten Städte und Dörfer das Zeichen sein, daß auch sie mit Feuer und Schwert über die Verräther herfallen. Eine Gluth- und Blutwelle, die über das ganze Land hinfegt, kann so in zweimal vierundzwanzig Stunden Annam von diesem fremden Aussatze säubern."

Der Knabe, dem kein Wort dieser Rede entgangen war, schauderte und hörte mit Schrecken, daß die andern Männer dem Plane lauten Beifall zollten. Es wurden dann noch einige Einzelheiten berathen. Der Mandarin des Wasserthores schlug vor, der General der Schwarzflaggen solle etwa 100 Mann seiner Banden umzingeln und als Gefangene in die Festung bringen lassen; er werde dann in der bestimmten Nacht dieselben bewaffnen und mit ihrer Hilfe die Thorwache überrumpeln. Nach einigem Hin- und Herreden wurde der Vorschlag angenommen. Dann wurde die Frage behandelt, ob man sich mit dem Tode der christlichen Männer begnügen solle oder ob auch die Weiber und Kinder zu erschlagen seien. Der Großmandarin und der Hauptmann des Wasserthurmes wollten alle schonen, die den fremden Glauben verläugnen würden; der Prinz und der Führer der Schwarzflaggen aber stimmten für „Vertilgung der gesamten Brut", wie sie sich ausdrückten. Als Zeitpunkt des Losschlagens wurde die Nacht des nächsten Vollmondes bestimmt; sobald der Mond so hoch sei, daß man ihn vom Eingange des Wasserthores aus erblicken könne, müsse sich dieses den Schwarzflaggen öffnen, die in gedeckten Kähnen bereit liegen würden. Dann verlangte der Prinz noch die Ermordung seiner Gegner im Trieudinh; der greise Phü-Lin und einige andere wurden genannt und als Opfer der Rache auf eine Liste niedergeschrieben. Endlich wünschte er, man solle ihm sofort zur Flucht behilflich sein. Dagegen betonten aber alle, es sei für das Gelingen des Planes viel besser, wenn er die wenigen Tage bis zum Vollmonde ruhig als Gefangener verbringe; sein Entweichen müßte das Mißtrauen Hiep-Hoas erwecken. Wenn auch ungern, gab sich der Prinz zufrieden, und die Verschworenen nahmen von ihm Abschied.

Kaum hatte sich Franz der Weisung des Kerkermeisters gemäß hinter eines der kleinen Wallgeschütze verborgen, die auf der Thurmgalerie aufgestellt waren, so kamen auch die drei Männer schon an ihm vorüber. Unwillkürlich duckte er sich noch tiefer und stieß dabei seinen Kopf an einen Hebel der Lafette. Der General der Schwarzflaggen hörte das Geräusch. Er zog seinen Säbel und führte einen Hieb in die dunkle Ecke: „Wer ist da?" fragte er. „Niemand", sagte der Großmandarin. „Es wird eine Ratte sein, von denen diese Thürme wimmeln. Die Zugbrücke ist ja auf, und da steht der alte Min-Ghe als Wache." Franz, dem die Säbelklinge hart am Kopfe vorbeigesaust, zitterte wie ein Espenlaub und betete ein Stoßgebetlein zum heiligen Schutzengel. „Ich meinte, es habe sich da etwas Größeres geregt als eine Ratte," sagte der argwähnische Soldat und wollte seinen Hieb wiederholen, ließ sich aber von den Gefährten mit der Bemerkung, es sei spät und sie müßten sich beeilen, fortziehen. Klopfenden Herzens hörte der Knabe sie über die Zugbrücke und die Stiege hinabgehen. Drunten vor dem Thurme trennten sie sich; der Hauptmann des Wasserthores begab sich auf seinen Posten, und der Großmandarin des Krieges machte mit dem Führer der Schwarzflaggen einen Rundgang um die Veste, dem Anscheine nach, um die Wachtposten zu visitiren, in Wirklichkeit, um dem Mitverschworenen die ganze Anlage der Festungswerke zu erklären.

Als der Page sich von seinem Schrecken erholt hatte, überlegte er, was ihm nun zu thun obliege. Es kam ihm der Gedanke, zu entfliehen, um die Missionäre oder den Kaiser zu warnen. Aber die Zugbrücke war wieder aufgezogen, und wenn er auch den Fuß des Thurmes zwischen der äußern und innern Mauer hätte erreichen können, wie wäre es ihm dann möglich gewesen, durch eines der wohlbewachten Thore entweder nach Huê oder zum Kaiserpalast zu gelangen? Ein Sprung von der Galerie in den vorbeifließenden Fluß und der Versuch, ihn zu durchschwimmen? An Muth hätte es ihm nicht gefehlt; aber er fühlte, daß seine Kräfte dazu lange nicht ausreichten. Während er noch überlegte, hörte er den Kerkermeister die kleine Zugbrücke herablassen, und er faßte den Entschluß, demselben wenigstens das mitzutheilen, was sich auf die Ueberrumpelung der Veste und die Ermordung des Kaisers bezog. „Wenn der Plan hierin durchkreuzt wird," schloß er ganz richtig, „so haben auch die Christen von seiten der Verschwörer nichts zu fürchten." Er theilte also dem Alten, der ihn mit sich in seine Kammer geführt und bei verschlossener Thüre ausforschte, Tag und Stunde des Ueberfalles mit, die Namen der Hauptverschworenen, die Art und Weise, wie man Schwarzflaggen in die Festung bringen wolle, kurz alles, was er über diesen Theil des Planes gehört. Der Alte machte große Augen, fragte oft, ob er auch alles recht verstanden, und stellte ein scharfes Verhör mit dem Knaben an. Auf dessen Bitte, er möge ihn unverzüglich mit zum Kaiser nehmen, daß sie zusammen Anzeige machen könnten, antwortete er aber: „Und daß ich den Lohn mit dir theilen müßte! Nein, Junge, den will ich allein haben. Und nun marsch mit dir wieder in den Käfig. Und höre, wenn du eine Silbe von dem Gehörten ausplauderst, so erwürge ich vor deinen Augen deine Mutter und martere dann dich zu Tode, wie noch kein Mensch gemartert worden ist. Verstanden? Also vorwärts!"

Wenige Minuten später lag der Knabe wieder im Gefängniß, aber diesmal nicht neben seiner Mutter, sondern weit von ihr entfernt in dem gegenüberliegenden Winkel des Kerkers und mit einem Räuber aus den Bergen an demselben Pflocke zusammengefesselt.

8. Zwischenfälle.

Gegen Abend des folgenden Tages war der Page Lhu in dem Garten seines Großoheims, des weisen Phü-Lin, welcher eines der vielen Mandarinenhäuser bewohnte, die im kaiserlichen Parke hier und dort zwischen Buschwerk versteckt sich fanden. Phü-Lin war ein großer Freund der Gartenkunst und hatte ihr fast alle seine Mußestunden gewidmet. Selbst jetzt noch in seinem hohen Alter brachte er einen großen Theil des Tages zwischen den Büschen und Blumen des von ihm angelegten und mit vielen seltenen Pflanzen versehenen Gartens zu; er behauptete, dieser Beschäftigung in der freien Luft verdanke er sein hohes und immer noch rüstiges Alter. An der Hand seines Großenkels durchschritt

er langsam, bald da, bald dort etwas ordnend, die gut gepflegten Gartenwege. Er zeigte Lhu den Flor der herrlich blühenden Rosen, von denen er manche seltene Art durch die Vermittlung der Missionäre aus Frankreich erhalten hatte. „Wenn die Sonne sinkt, mußt du mir sie noch einmal begießen," sagte er. Dann zeigte er ihm schöne blaue japanische Lilien und mitten unter ihnen eine wundervolle Methonica oder Prachtlilie, die soeben ihre goldgelben, an der Spitze mit leuchtenden Purpurflammen gezeichneten Kelchblätter entfaltet hatte. „Auch sie stammt aus fernem, fremdem Lande. Ein Gebirge jenseits von Indien in dem Lande Afrika ist ihre Heimat," erklärte er dem Knaben. „Berühre sie nicht! So schön sie ist, so giftig ist sie auch und gibt dir die Lehre, daß du nicht immer von dem äußern Scheine auf die innere Güte einer Sache schließen darfst." Der Knabe bemerkte, daß die schöne Pflanze nicht auf einem festen Stiele stand, sondern sich mittelst ihrer Blätter, die in schmale Ranken ausliefen, an den Nachbarpflanzen in die Höhe zog. „Auch das kann dich an eine Wahrheit erinnern: wie diese herrliche Lilie, die Königin aller Lilien, der Stützen bedarf, so ist es auch mit unsern Fürsten, die nur von andern gestützt und getragen die Pracht ihrer Herrschaft entfalten können. — Wie gefällt dir der Dienst bei unserem neuen Herrscher?" — „O viel besser als beim verstorbenen. Tü-Dück konnte man nur mit Furcht und Zittern nahen, Hiep-Hoa aber ist milde und gütig. Ich habe ihm auch schon eine Bitte vorgelegt: er solle doch meinen Freund Thuan aus dem Kerker befreien und wieder unter die Pagen aufnehmen."

„Das war edel von dir, aber nicht klug. Du hättest wenigstens vorher mich fragen sollen. Und was antwortete der Kaiser?"

„Er nahm es gar nicht übel; aber er sagte, er wolle erst seine Räthe fragen. Der kleine Thuan und die Christen hätten durch ihre Weigerung, den Geistern der Kaiser zu opfern, die öffentliche Meinung schwer beleidigt, und er dürfe es kaum wagen, ihnen jetzt schon zu verzeihen. Er scheint sehr ängstlich zu sein. Dann fragte er mich, ob ich vielleicht auch ein Christ sei. Das verneinte ich, fügte aber bei, daß ich durch Thuan die Lehre der Christen kennen gelernt und daß dieselbe sehr schön und lieblich sei."

„Du wirst dich noch ins Unglück bringen mit deiner Offenheit und mich in den Verdacht, ein geheimer Christ zu sein. Hat er dich nicht darüber gefragt?"

„Ja wohl, aber ich sagte ihm, du hieltest mich zurück, Christ zu werden. Dann forderte er mich auf, ihm von der christlichen Lehre zu erzählen. Und ich erzählte ihm wohl eine Stunde und noch länger, daß die Christen nur an einen Gott glaubten, der Himmel und Erde geschaffen, und wie er im Himmel throne und von unzähligen Engeln angebetet werde, und wie einige dieser Geister sich gegen ihn empörten und zur Strafe in den Flammenpfuhl der Hölle geschleudert wurden, und wie Gott die Menschen schuf, daß sie die Plätze der treulosen Engel im Himmel ausfüllten, und wie er sie in den herrlichen Garten des Paradieses setzte und wie der Teufel sie zum Ungehorsam verführte, wodurch der Tod und alles Unheil in die Welt gekommen. Das hörte er alles gerne an. Als ich ihm aber weiter erzählte, daß Gott seinen einzigen Sohn zur Rettung der Menschen auf die Erde gesandt und daß dieser, wie die Christen lehrten, in einem Stalle geboren und an einem Kreuze gestorben sei, wollte er es nicht glauben. Ja er sagte, ein Gottessohn hätte mindestens als Kaiser von Annam oder noch besser als Kaiser von China geboren werden müssen."

„Und was hast du ihm darauf erwidert?"

„Was mir einst Thuan sagte, als ich ihm den gleichen Einwurf machte, den ich schon früher einmal von dir gehört habe: daß uns Gott so eine viel größere Liebe bezeigt und daß er eben gekommen sei, um Sühne für unsere Sünden zu leisten. Aber er hörte mich nicht länger an; denn man rief ihn zu den Frauen, die ihm Musik machen wollten. Er schenkte mir ein Goldstück, sagte, er wolle mich morgen weiter hören, und ging dann in den Hof der Frauen, aus dem bald ein gewaltiger Lärm der Kesselpauken und Tamtam herüberschallte."

„Und was hast du mit dem Goldstück angefangen?"

„Ich bin stehenden Fußes nach dem Westthurm gelaufen, in dem Thuan und seine Mutter eingesperrt sind, und bot das Geld dem alten Kerkermeister, daß er mich dafür zu den Gefangenen lasse. Er nahm das Goldstück und schob es gleich in seinen Beutel. Dann sagte er, heute gehe das nicht an; ich solle ein anderes Mal wiederkommen; er wolle inzwischen für das Geld den Thuans bessere Kost reichen. Wird er das auch thun, Oheim?"

„Kaum, mein Kind," entgegnete der Greis, die Achseln zuckend. „Ich will übrigens morgen oder übermorgen selbst mit dir hingehen und dir Zutritt zu den Gefangenen erwirken. Es ist ganz gut, daß du mit deinen Augen sehest, was dir in Annam bevorsteht, wenn du die tolle Idee, ihre Religion anzunehmen, nicht rechtzeitig aufgibst. Nun komm in die Kamelienlaube und lies mir aus meinem Lieblingsphilosophen Confutse ein Kapitel vor. Denn sieh, die Sonne sinkt bereits, und es ist meine alte Gewohnheit, den Tag mit einer Lesung aus dem Weisesten der Weisen zu beschließen."

Während der Greis und der Knabe unter der blühenden Laube saßen, verließ Min-Ghe die Thüre des Westthurmes, nachdem er noch einmal dem ältesten und zuverlässigsten seiner Knechte strenge Wachsamkeit eingeschärft und namentlich auf die Seele gebunden hatte, keinerlei Besuch zu den Christen zu lassen. Der Alte hatte gegen seine Gewohnheit sich ein reines Tuch um den Kopf gebunden und ein besseres, dunkelfarbiges Ueberkleid angelegt, so daß ein Bekannter, mit dem er in der Nähe des innern Festungsthores zusammentraf, ausrief: „Min-Ghe! meiner Treu, aufgedonnert wie ein Bräutigam! Kaum habe ich dich erkannt. Wohin denn so eilig? zum Kaiser? Er hat dich am Ende für gute geleistete Dienste zum Justiz-Mandarin ernannt!"

Min-Ghe ließ sich aber nicht aufhalten. In seiner brummigen Weise machte er sich von dem Manne los und knurrte für sich: „Justiz-Mandarin! Da will ich mir doch einen bessern Lohn ausbedingen. Auf klingende Münze halte ich mehr als auf alle Aemter und Ehren, und diesmal soll mir ein tüchtiges Stück Geld abfallen. Ich will mir noch etwas Muth trinken, daß ich mich von diesen drei Herren nicht ins Bockshorn jagen lasse."

Damit bog er in eine Soldatenschenke und ließ sich ein Gläschen Reisbranntwein reichen und dann noch eins und schließlich ein drittes. Dann zog er bedächtig drei Sapeken, kleine zinnerne Münzen mit dem Bilde des Kaisers, hervor und reichte sie dem Wirte. Derselbe wollte ihm noch ein Gläschen aufnöthigen; aber der Alte sagte: „Nach einer Stunde vielleicht. Ich habe einen Gang vor, bei dem ich meiner Sinne mächtig sein muß. Nachher kann ich ja zu Ehren der drei Herren, die ich besuchen will, noch ein Gläschen trinken."

„Also Glück auf den Weg!" rief ihm der Wirt nach. Er ging nun rasch durch das Festungsthor und bog dann in eine der Alleen ein, welche zur Wohnung des Großmandarins des

Krieges führten. „Ich will den Stier bei den Hörnern fassen," sagte er. „Wenn ich einmal diesen Herrn ans Zahlen bringe, folgen die andern von selber nach. Und wenn ich das Geld von den dreien in der Tasche habe, will ich mir erst noch überlegen, ob ich die Sache dem Kaiser anzeige oder ob ich mich klüger auf die Seite des gefangenen Prinzen stelle und mir von ihm eine Hauptbelohnung auserbitte." Es war inzwischen Nacht geworden.

In der Nähe des Palastes angelangt, ging der Alte doch immer langsamer und blieb schließlich eine gute Weile stehen. „Ich habe doch alles wohl überlegt," rechnete er sich vor. „Gewalt gegen mich — nein, das wagt er nicht; man sieht mich bei ihm eintreten, und ich werde dafür sorgen, daß er es weiß. Er würde sich also offen als mein Mörder erklären und die That verantworten müssen. Das müßte ihn wenigstens verdächtig machen und den Plan gefährden, den sie beschlossen haben. Mich zu verhaften und vor Gericht zu stellen wagt er noch viel weniger. Und doch ist mir nicht recht geheuer bei der Sache. — Wenn der Junge plauderte, so würde ich entschieden als Mitschuldiger gehängt; ich hätte ihn gleich erwürgen und in den Fluß werfen sollen. Kein Hahn würde danach gekräht haben. Soll ich nicht lieber umkehren und das zuvor besorgen? Ach es eilt nicht so; jetzt kann er doch nicht plaudern, und morgen früh oder besser heute Abend noch will ich ihm den Mund für ewig stopfen."

Mit diesem Vorsatze eines Mordes raffte er seinen zagenden Muth zusammen und überschritt rasch die Schwelle des Palastes. Im Vorzimmer des Großmandarins fand er Diener, Bewaffnete und verschiedene Beamte. Frech trat er vor und verlangte, in wichtiger Sache sofort Seine Herrlichkeit zu sprechen. „Man kennt mich," sagte er, „ich bin der Kerkermeister des Westthurmes."

„Des Westthurmes, wo Prinz Dück-Dück gefangen liegt? Ist ihm etwas zugestoßen?"

„Meine Meldung gilt dem Großmandarin," sagte der Alte mit wichtiger Miene.

Man meldete ihn also, und nach wenigen Augenblicken stand er in dem Cabinette des Würdenträgers. Beim Lichte der Lampen, die dasselbe nur mäßig erhellten, sah er die gebietende Gestalt in der reichen Amtskleidung hinter einem Tische sitzen und die Augen mit einem strengen, drohenden Ausdruck auf den Eintretenden richten. Beinahe wäre dem Alten sein Muth gänzlich entfallen. Aber der Preis, auf den er sicher hoffte, hielt ihn aufrecht; er trat nach der üblichen Begrüßung frech an den Tisch und sagte mit gedämpfter Stimme: „Was man gestern Nacht mit dem Prinzen Dück-Dück verhandelte, ist mir bekannt. Ich hätte es eigentlich sofort Hiep-Hoa hinterbringen können, vielleicht auch sollen. Hätte ich es gethan oder würde ich es thun, so gäbe ich keinen Sapek für den Kopf Ew. Herrlichkeit. Allein da ich nun einmal ein guter Kerl bin und Ew. Herrlichkeit wohl leiden mag und im Grunde den Prinzen Dück-Dück, der die verwünschten Christen und Franzosen von Herzen haßt, lieber auf dem Throne sähe, so wollte ich doch vorher anfragen, wieviel Ihr mir bietet, wenn ich bis zum nächsten Vollmond reinen Mund halte?"

Der Großmandarin riß seine Augen bei diesen Worten weit auf und erbleichte. Aber er faßte sich rasch und sagte, die Hand am Griffe seines Dolches: „Elender, den Tod sollst du als Lohn haben!"

Min-Ghe aber entgegnete: „Hört vorher ein Wort und dann stoßet zu. Ich dachte wohl, Ihr könntet mich so empfangen, und habe mich daher vorgesehen. Wißt also, wenn ich binnen zwei Stunden nicht wohlbehalten zu Hause bin, so hat meine Frau den Auftrag, ein versiegeltes Brieschen, das ich in ihrer Hand ließ, beim Minister der Elephanten abzugeben, und daß dann mein Tod durch Eure Hand dessen Inhalt bestätigen würde, brauche ich Ew. Herrlichkeit nicht weiter auseinanderzusetzen."

Der Großmandarin ließ den Griff seines Dolches los und sagte mit gezwungenem Lachen: „Du bist ja ein geriebener Bursche, und wir werden gut thun, dich auf unserer Seite anzuwerben — wie hoch schätzest du dich?"

„2000 Kwan."

„2000 Kwan! Und ein Kwan hat 600 Sapeken, macht eine Million und zweimalhunderttausend Sapeken! Bist du toll?"

„Ich hätte es um tausend gethan, aber euer Griff nach dem Dolche zeigte mir, daß ich mein Leben einsetzen muß."

„Und wer bürgt mir dafür, daß du uns nicht dennoch verräthst?"

„Mein Interesse: 1000 Kwan bezahlt Ihr mir gleich, die 1000 übrigen nach dem Gelingen des Planes. Oder glaubt Ihr, daß mir der Hof für meine Anzeige mehr gäbe? Wenn ich 100 bekäme, so wäre es schon viel."

Der Großmandarin überlegte, dann sagte er: „Gut. Du sollst die Summe haben. Aber schwöre mir bei Buddha und den dreitausend Geistern Treue und Verschwiegenheit." Min-Ghe war zu jedem Eide bereit. Dann erhielt er den Werth von 1000 Kwan in ungemünztem Golde und unterschrieb einen Empfangschein, wie er meinte. In Wahrheit schob ihm aber der schlaue Mandarin einen andern Zettel hin, auf den er seinen Namen malte; dann entließ er den Alten mit verstellter Freundlichkeit. Kaum hatte derselbe den Palast verlassen, so ertheilte aber der Mandarin zwei Bewaffneten den Auftrag, rasch dem Kerkermeister zu folgen und ihn festzunehmen, während ein Diener den Auftrag erhielt, gegen Vorweisung des Zettels mit der Namensunterschrift von der Frau des Kerkermeisters den bewußten Brief zu verlangen. „So," sagte der Würdenträger, „du bist zwar schlau, aber doch noch lange nicht schlau genug für einen annamitischen Großmandarin".

(Fortsetzung folgt.)

Ein jugendlicher Märtyrer.

Am 17. März dieses Jahres wurde in Ipek, einer Ortschaft Albaniens, ein achtjähriger unschuldiger Christenknabe ein Opfer muselmännischen Christenhasses. Während sich das Kind im Hause eines türkischen Verwandten aufhielt, suchte dieser es auf alle mögliche Weise dazu zu bewegen, ein Crucifix anzuspucken und verbotenes Fleisch zu essen; jedoch umsonst. Mit einem Muthe, der weit über sein Alter ging, drückte der Kleine das Kreuzbild ehrfurchtsvoll an seine Brust und bedeckte es mit zärtlichen Küssen. Darüber gerieth der fanatische Türke so in Wuth, daß er den Knaben mit drei Revolverschüssen todt zu Boden streckte. „O du heiliger Märtyrer!" so ruft der albanische Berichterstatter aus, „du auserwählte Seele Albaniens, die du jetzt oben im Himmel der Anschauung Gottes genießest, höre mein Flehen und bete für dein Vaterland!"

Die katholischen Missionen.

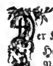
Beilage für die Jugend.

Nro. 5. September. 1893.

Kämpfe und Kronen.

(Eine Erzählung aus Annam. – Fortsetzung.)

9. Zwei verschiedene Gefangene.



Der Kerkermeister war mit seinem Schatze, den er fest in der Hand verschlossen hielt, durch die vom Monde beschienenen Parkwege gelaufen, so rasch ihn seine alten Beine tragen konnten. Endlich machte er einige hundert Schritte von dem innern Festungsthore keuchend Halt, um etwas Athem zu schöpfen. „Der Mond ist schon über das erste Viertel," sagte er zu sich selbst, „nach sechs oder sieben Tagen wird er voll sein und dann — na meinetwegen! Ich werde mein Schäflein im Trockenen haben. Wenn es mir beim Prinzen und am Wasserthore ebensogut geht, bin ich ein gemachter Mann. Es war doch ein schlauer Einfall von mir, daß ich ihm die Geschichte mit dem zugesiegelten Briefe, den ich bei meiner Frau hinterlegt hätte, aufband. Meiner Treu! sie hat mir das Leben gerettet. Wenn er aber erfährt, daß meine Alte schon lange todt ist? — Nun er könnte es am Ende gar übelnehmen, und ich thäte vielleicht am besten, Huê mit meinen 1000 Kwan sofort zu verlassen. Aber nur nicht bange, alter Min-Ghe! Der Großmandarin hat jetzt Wichtigeres zu thun als nach meiner Frau zu forschen. Das Spiel muß durchgeführt werden; der Anfang, der das gefährlichste Stück war, ist ja glänzend gelungen. Das erste, was ich nun zu thun habe, ist die Beseitigung des Christenknaben; denn wenn er plauderte, ginge es mir an den Hals, und nur die Todten sind ganz stumm. Ich will ihn wieder mit auf die Galerie nehmen, unter dem Vorwande, er müsse noch einmal lauschen; dann würge ich ihn ein bißchen und stürze ihn von der Höhe in den Fluß. Eigentlich ist mir der Junge noch zu Dank verpflichtet; denn wenn sie ihn die nächste Woche vor Gericht stellen und er sich abermals weigert, dem Geiste des Kaisers Weihrauch zu streuen, so wird er mit Zangen zu Tode gezwickt."

Nachdem der Alte mit dem letzten Gedanken sein Gewissen, das sich doch bei dem Vorsatze der Ermordung eines unschuldigen Knaben noch ein wenig regte, glücklich beschwichtigt hatte, wollte er seinen Weg fortsetzen, als er hinter sich einige Schritte hörte und im Mondschein Waffen blinken sah. Rasch trat er in den Schatten eines mächtigen Banianenbaumes, hinter dessen breiten Stamm er sich eben verbergen konnte, bevor die Häscher des Großmandarins — denn diese waren es — herankamen.

„Ich meinte, ich hätte ihn eben noch vor uns gesehen", sagte der eine, als sie unter die Aeste des Riesenbaumes traten, die sich über die Straße ausbreiteten.

„Er kann jedenfalls nicht weit sein," sagte der andere. „Nur voran! er muß durch das Thor. Wir werden gleich hören, ob er dasselbe passirt hat, und wenn nicht, so fangen wir ihn dort am besten."

„Gilt das mir?" fragte sich der Kerkermeister. „Unmöglich! Er kann es nicht wagen. Es wird irgend einem Spitzbuben gelten. Wenn er es aber doch wagte? Der Kuckuck traue ihm! Ich will doch lieber einen Umweg machen und durch ein anderes Thor nach Hause gehen. Aber was nützt das? Dann würden sie mich an meiner Hausthüre erwarten. Aber es ist nicht möglich; er kann mich nicht verrathen, ohne sich und seine Pläne mitzuverrathen."

Mit diesen Worten folgte er den beiden Bewaffneten in gemessener Entfernung, hin und her überlegend, was er thun könne, im Falle der Großmandarin die Häscher wirklich ihm nachgesandt hätte. Er konnte zu keinem rechten Entschlusse kommen und schon sah er das Festungsthor im Mondschein vor sich. Da holte ihn der Diener ein, der mit dem von ihm unterschriebenen Zettel ebenfalls dem Westthore zuschritt. An ihn wandte er sich mit der Frage, ob er vom Großmandarin komme und ob er vielleicht wisse, was die beiden Bewaffneten wollten, die eben so rasch an ihm vorbeigekommen seien. Aber kaum waren die Worte über seine Lippen, so bedauerte er sie auch schon; denn der Diener, der im Mondlichte den Alten erkannte, faßte ihn am Kragen, warf den Greis nach kurzem Ringen zu Boden und rief die Häscher herbei, die inzwischen das nahe Thor erreicht hatten. In wenigen Minuten war er an Händen und Füßen gefesselt. Umsonst versprach er den Häschern einen hohen Lohn, 10, 50, 100 Kwan einem jeden; sie lachten nur und sagten, er sehe danach aus, daß er eine solche Summe bezahlen könne, und als er schreien wollte, schoben sie ihm einen Knebel in den Mund, hoben ihn auf und schleppten ihn auf verlassenen Pfaden quer durch den Park in den Garten des Großmandarins zurück, den sie durch ein Nebenpförtchen betraten. In einem entlegenen Theile desselben hatte der Würdenträger das Grabgewölbe eines buddhistischen Mönches, welches sich unter einer Art kleinem Tempel befand, zu seinem Privatkerker herrichten lassen, und schon mehr als einer seiner Feinde war in demselben spurlos verschwunden. In dieses Gewölbe stießen die beiden Häscher den Kerkermeister und schlugen lachend über ihm die Bohlen der Fallthüre zu, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, die Fesseln von seinen Händen oder den Knebel aus seinem Munde zu entfernen. Dann meldeten sie ihrem Herrn, daß der Fang gelungen sei, und steckten schmunzelnd das reiche Trinkgeld ein, dessen sie in solchen Fällen jedesmal sicher waren. Kurze Zeit nachher kehrte auch der Diener mit der Meldung zurück, Min-Ghe habe keine Frau. „Er hat mich also belogen," sagte der Großmandarin zu sich, und nahm sich vor, den Betrüger kurzer Hand beiseite zu schaffen.

Es dauerte längere Zeit, bis Min-Ghe aus der Betäubung erwachte, die ihm der Sturz über einige Stufen in eine nicht unbedeutende Tiefe verursacht hatte. Ein heftiger Schmerz an der rechten Schulter, auf die er gefallen war, brachte ihn nach und nach zur Besinnung. Er wollte sich aufrichten; aber die Stricke an seinen Beinen waren ihm hinderlich; er wollte nach

der schmerzenden Stelle greifen, aber seine Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, und die geringste Bewegung des rechten Armes schmerzte ihn so, daß er laut aufgeschrieen, wenn nicht der Knebel in seinem Munde ihn selbst daran gehindert hätte. Mit dem Bewußtsein seiner Lage überkam ihn eine namenlose Wuth, die ihn eine geraume Zeit sogar seine Schmerzen vergessen ließ. Er krümmte sich wie ein Wurm und wälzte sich auf dem schmutzigen Boden seines Kerkers von Mauer zu Mauer. Entsetzliche Flüche und Verwünschungen, die er auszustoßen sich bemühte, konnte seine durch den Knebel gehemmte Zunge nur in gurgelnden Tönen hervorbringen. Er versuchte seinen Schädel an der Kerkermauer zu zerschmettern und ergrimmte, weil das Kopftuch, das er vergeblich abstreifen wollte, ihm dabei hinderlich war. Einige Stunden raste er so; dann fiel er in eine Art Ohnmacht. Wie lange dieser Zustand gedauert haben mochte, darüber konnte er sich keine Rechenschaft geben. Als er wieder zu sich kam, fühlte er einen brennenden Durst. Umsonst kroch er in dem engen dunkeln Gelasse umher, nach einem Wasserkruge tastend. Da fiel ihm ein, daß er oftmals seinen Gefangenen, die ihn um Wasser angefleht, höhnend zugerufen, sie möchten das Wasser trinken, das an den Kerkermauern niederrinne. Er wollte nun auch, wie sie es gethan, das ekelhafte Naß von den Wänden und dem Boden aufsaugen. Aber selbst das machte ihm der Knebel in seinem Munde unmöglich; weder die Zunge konnte er vorstrecken nach die Lippen, die er an die feuchte Mauer preßte, zum Saugen schließen. Da erfaßte ihn Verzweiflung. „Es geschieht mir recht," sagte er in seinem Herzen. „Nach dem Maße, mit dem ich den Gefangenen und namentlich den Christen ausgemessen habe, wird mir jetzt eingemessen. Elend muß ich in diesem Loche verhungern und verdursten, und dann? was folgt dann?" Die Bilder der Hölle, wie sie nach buddhistischem Glauben in den Vorhallen der Pagoden dargestellt sind, zogen an seiner Seele vorüber. Da sah er die Geister der Verworfenen von den Füßen wilder Elefanten zerstampft oder von ihren Stoßzähnen durchbohrt, von Löwen und Tigern zerfleischt, von Schlangen und Nattern umringelt und gestochen, von Drachen und phantastischem Flügelgethier zerrissen, von Teufeln in schrecklicher Gestalt auf jede erdenkliche Art gepeinigt. Seine Religion gab ihm keine Hoffnung auf einen barmherzigen Gott, welcher den reumüthigen Sünder, der sich vor dem Tode zu ihm bekehrt, als den verlorenen Sohn mit offenen Armen aufnimmt, und so ist es nicht zu verwundern, daß er vor Angst endlich den Verstand verlor. Nachdem er stundenlang in seiner Verzweiflung gerast und dann wieder stumpfsinnig vor sich hingebrütet hatte, wurde er ganz fröhlich und sagte immer: „Ich habe 1000 Kwan in meiner Tasche und bekomme noch 1000. Was schadet's, wenn ich durste? Für 1000 Kwan kann man viel Reisbranntwein kaufen, ganze Ströme Reisbranntwein. Und wenn ich Buddha die Hälfte von den 1000 Kwan verspreche, läßt er mich wohl auch statt in die Hölle, die nur für arme Teufel ist, zu sich ins Nirwana kommen! 1000 Kwan! und mein Freund, der Großmandarin, gibt mir noch 1000 und der Prinz 10 000 aber 100 000, und ich kaufe mir ganz Annam und lebe in Freuden. O weh! wie mich der Durst peinigt und die Schulter schmerzt! So kommt doch dem reichen Min-Ghe zu Hilfe!"

Während der unselige Kerkermeister also in Verzweiflung und Wahnsinn dem Ende seines Lebens nahe war, lag unser junger Freund nun bereits den vierten Tag im Kerkergewölbe des Westthurms mit einem wildfremden Manne zusammengefesselt. Nur in den Stunden, da man bei Fackelschein den Gefangenen etwas Reis und Wasser brachte, konnte er in der gegenüberliegenden Ecke des Kerkers für einen Augenblick seine Mutter sehen. Gewiß hatte man auch sie an einen der Ringe festgebunden, so dachte er sich, sonst hätte sie schon lange den Weg zu ihm durch das Gewirre der Gefangenen gefunden. Und wie sehnte er sich, auch nur einige Worte mit ihr reden zu können! Das Geheimniß der Verschwörung, welche das Leben des Kaisers und die ganze Christenheit von Annam bedrohte, peinigte ihn; ihr hätte er es anvertrauen können, und sie würde ihm gewiß einen guten Rath ertheilt haben. So konnte er nur beten und einmal des Tages von ferne ihr bleiches Angesicht sehen und ihren Gruß und Segen empfangen; denn daß sie ihn segnete und ihm ein Wort des Trostes sagte, las er von ihren sich leise bewegenden Lippen.

Wenn dann die Fackeln verschwunden waren und Dunkelheit den Kerker wieder erfüllte, zog er leise das Kreuz des kleinen Dominicus hervor, küßte es und betete. Trotz aller Qual und Beängstigung erfüllte dann himmlischer Trost sein Herz. Selbst dem Räuber, einem noch jungen Manne, an dessen Seite er lag, fiel die Ruhe und Geduld seines jugendlichen Unglücksgefährten auf. Anfangs hatte er den Knaben seine verbitterte Laune durch Schimpfworte und Püffe empfinden lassen. Als aber dieser rohen Behandlung nur Liebe und Güte entgegengesetzt wurde, ging in dem Innern des Mannes, der in seinem Leben niemals etwas Aehnliches erfahren hatte, allmählich eine Aenderung vor sich. Er beobachtete den Knaben verwundert, und endlich meinte er den Schlüssel zu dem unerklärlichen Benehmen gefunden zu haben. „Du hast einen Zauber bei dir, einen Talisman, der dir die unausstehlichen Qualen dieses verwünschten Loches in eitel Trost und Süßigkeit verwandelt," sagte er zu ihm. „Läugne es nicht, ich habe es gesehen, wie du ihn hervorzogest und küßtest."

„In der That, mein Bruder, du hast recht gesehen; ich habe etwas, dessen Besitz, ja dessen bloßes Gedenken mich in allem Leid glücklich machen kann, auch wenn es kein Zaubermittel ist, wie du es dir denkst."

„So gieb es her; ich will auch seine Wirkung in diesem elenden Kerker empfinden."

„Es würde dir nichts helfen; denn seine Kraft kann nur denjenigen zu statten kommen, die das Geheimniß, welches es darstellt, gläubig verehren", entgegnete der Knabe.

„Und was ist das für ein Geheimniß? rede!" Franz Thuan erzählte also dem Räuber von Jesus Christus und von seinem Tode am Kreuze. Der Mann hörte zu, nicht sehr gläubig im Anfange; aber nach und nach fing es in seinem Herzen an zu schmelzen, wie eine Eisrinde thaut in den kräftigen Strahlen der Märzsonne. Das natürliche Gute war in dem verwilderten Gemüthe nicht ganz erstickt; es regte sich und wachte auf unter dem belebenden Hauche der göttlichen Gnade, die sich der schlichten Erzählung des Knaben als eines Mittels zum Heile bediente. Der Mann wußte nicht, wie ihm geschah. Als er vor den Augen seines Geistes zum erstenmal das Bild des Gekreuzigten, das ihm der Page Zug für Zug beschrieb, wie gegenwärtig schaute, stieg ihm eine heiße Thräne ins Auge und rollte langsam in den wirren Bart. „Und der heilige Mann wurde zwischen zwei Räubern gekreuzigt, sagst du?" unterbrach er den Knaben.

„Zwischen zwei Räubern, und beide lästerten ihn."

„Pfui der Schande! Ich glaube nicht, daß ich so schlecht gewesen wäre, obschon an meinen Händen ebensowohl Blut klebt wie an den ihrigen. — Und der gute Mann wird ihnen geflucht haben zur Strafe für ihre Roheit?"

„Im Gegentheil! Er hätte beiden verziehen, wenn sich beide zu ihm bekehrt hätten. Der eine that es, gerührt von der himm-

lischen Milde und Geduld des gekreuzigten Heilandes. Er tadelte seinen Gefährten und sagte: ‚Nicht einmal du fürchtest Gott, da du doch dieselbe Todesstrafe erleidest.‘ Dieser aber hat nichts Böses verübt. Und er sagte zu Jesus: ‚Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.‘ Und Jesus antwortete ihm: ‚Wahrlich sage ich dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!‘"

Der Knabe schwieg eine Weile; denn er hörte seinen Gefährten leise schluchzen und betete in seinem Herzen, daß Gottes Gnade das begonnene Werk vollende.

Nach einer längern Pause fragte der Räuber, ob auch er Verzeihung von diesem Gotte der Liebe und Barmherzigkeit hoffen dürfe. „Ganz gewiß", sagte Franz und erzählte ihm die Parabel von dem verlorenen Sohne.

„Es ist gut," sagte der reumüthige Verbrecher endlich. „Nun reiche mir das Bild des Gekreuzigten zum Kusse. Ich spüre jetzt schon etwas von dem Frieden in meinem Herzen, den es in das deinige ergießt. Es ist genug für heute; aber du mußt mir noch viel erzählen; denn ich habe vom Christenthum in unsern Bergen nichts gehört."

Franz war voll Trost und dankte Gott, daß er ihn zum Heile dieser Seele in den Kerker geführt. „Gott leitet alles zum Besten," sagte er zu sich, „er wird auch das Geschick der Christenheit in unserem Vaterlande zum Heile lenken, was auch seine Feinde Böses planen mögen."

10. Am Vorabende der Entscheidung.

Es war der Tag vor dem Vollmonde.

In aller Frühe war der greise Phü-Lin mit seinem Großneffen Lhu vor dem Westthurm erschienen und forderte unter Vorweisung eines Scheines mit dem Siegel des Großmandarins der Gerichte sofort den gefangenen Christenknaben Thuan zu sehen. Dreimal war er schon dagewesen und hatte umsonst dieselbe Bitte gestellt; jetzt aber wurde sie ihm gewährt, da er die schriftliche Erlaubniß vorzeigte, welche er am Vorabende endlich erhalten hatte. Der Mann, der die beiden einließ, entschuldigte sich, daß er den weisen Phü-Lin wiederholt abgewiesen; der Kerkermeister habe ihm ganz besonders verboten, den Knaben Thuan unter was immer für einem Vorwande mit jemanden reden zu lassen. Jetzt aber sei Min-Ghe schon seit fünf Tagen verschwunden; es müßte ihm wohl ein Unfall zugestoßen sein, und man meine, er sei im Rausche in den Fluß gestürzt. Er wolle den Knaben heraufholen.

„Nein, wir wollen ihn im Kerker sehen", sagte Phü-Lin.

Der Gefängnißwärter ergriff also eine Fackel und leuchtete ihnen in das schauerliche Verließ. Aber kaum hatte er die Thüre des Kerkers geöffnet, so wandelte sowohl den Greis als den Knaben beinahe eine Ohnmacht an bei dem entsetzlichen Bilde, das sich ihnen enthüllte, und bei dem übelriechenden Qualm, der ihnen entgegenschlug. Phü-Lin lehnte sich unwillkürlich an die Mauer und bedeckte das Gesicht mit seinem weiten Aermel, während der kleine Lhu einen Schrei des Schreckens und Mitleides ausstieß. Der Greis gab dem Wärter einen Wink, die Kerkerthüre zu schließen, und bat, den Gefangenen in die freie Luft hinaufzuholen.

„Ganz recht," sagte der Mann lachend. „Ich wußte wohl, daß die Luft da drunten nicht für alle Lungen tauge."

Nach wenigen Minuten trat Franz Thuan in den Vorraum. Sein Gesicht war bleich und zeigte noch immer die Spuren der grausamen Pantsehiebe; aber sein Auge leuchtete freudig auf, als er den Freund und dessen Großoheim erkannte. „Nun sei Gott gepriesen und seine heilige Mutter, die mein Gebet erhört haben," sagte er. „Seine Barmherzigkeit hat euch noch eben zur rechten Zeit hergeführt. Weiser Phü-Lin, tretet mit mir zur Seite; ich muß euch in aller Eile etwas überaus Wichtiges mittheilen."

Der Greis trat mit dem Knaben in eine Kammer, und dieser berichtete in schlichten Worten den Plan, den er die Verschworenen beschließen hörte. Phü-Lin wollte anfangs seinen Ohren nicht trauen. Er ließ sich alles zum zweitenmal erzählen und schrieb die Namen der Verschworenen und die Hauptzüge ihres Planes eilig auf einen Zettel. Dann sagte er: „Deine Worte finden in dem Umstande eine Bestätigung, daß der Großmandarin gestern wirklich etwa 200 Spießgesellen der Schwarzflaggen gefangen einbrachte und in den Nord- und Ostthurm, theilweise auch im Wasserthore, unterbrachte. Ebenfalls mag damit das Verschwinden des Kerkermeisters zusammenhängen, von dem ich soeben hörte. Man hat in ihm wahrscheinlich einen Mitwisser beseitigen wollen. Weißt du auch, daß du dich auf dasselbe Los gefaßt machen mußt, sobald du als Kläger gegen so mächtige Leute auftrittst?"

„Ich weiß es. Man hat mir mit dem schrecklichsten Tode gedroht, wenn ich eine Silbe verriethe. Aber ist es nicht meine Pflicht, für die Rettung des Kaisers und so vieler Unschuldigen mein Leben einzusetzen?"

„Ihr Christen seid doch sonderbare Leute!" rief Phü-Lin. „Doch es ist jetzt nicht die Zeit, über Religionslehren zu reden. Heute Nacht ist Vollmond; wir haben nur mehr wenige Stunden, den Schlag abzuwehren oder doch uns zu retten. Und wenn ich es mir recht überlege, wird das Zweite das Vernünftigste sein. Schon ist eine ganze Rotte Schwarzflaggen in der Festung und das wichtige Wasserthor in ihrer Gewalt. Gewiß liegen jetzt schon Hunderte von ihnen auf den Kähnen im Flusse versteckt. Andere Scharen werden in der Nähe lauern. Was kann der Kaiser jetzt noch thun? Seine besten Truppen hat er flußabwärts geschickt, um die Uferschanzen zu besetzen, da das Gerücht geht, eine französische Flotte nahe. Hiep-Hoa kann sich übrigens so wie so nicht halten; sein Stern, der niemals hoch gestiegen ist, sinkt rasch. Für ihn sich opfern wollen, ist aussichtslos und daher eine Thorheit. So wollen wir uns selber retten. Ich werde vom Kaiser einen Schein erwirken, der dich und deine Mutter und die übrigen Christen, die Tü-Dück nicht Weihrauch streuten, zur Verbannung begnadigt. Mit ihm werde ich vor Abend euch aus dem Kerker abholen; ein gutes Boot soll bereit stehen; wir können sogar die fremden Missionäre drüben in der Hauptstadt noch rechtzeitig warnen, und bevor der Vollmond am Himmel scheint, sind wir alle in Sicherheit."

Franz schwieg einige Augenblicke überlegend. Dann sagte er: „Wenn sich wirklich das Unheil nicht mehr abwenden ließe, würde uns freilich keine Pflicht hindern, unsere Rettung zu bewerkstelligen. Aber laßt uns wenigstens einen Versuch machen. Kann man denn nicht die Schwarzflaggen im Nord- und Ostthurm von treuen Truppen bewachen lassen und das Wasserthor einem zuverlässigen Hauptmann übergeben? O daß ich ein Mann wäre und frei! Ich würde den Kaiser und meine Glaubensbrüder retten oder für sie sterben."

Nicht ohne Bewunderung sah der Greis den Knaben, in dessen Auge Muth und Entschlossenheit flammte. „Ja wenn der Kaiser lauter so treue Diener hätte wie du! Aber wo soll er die zuverlässigen Hauptleute hernehmen, von denen du redest?"

„Ich kenne wenigstens drei: Thu, N'go-Bin und Min-Nam; alle drei sind Christen, und Christen dürfen keine Verräther sein."

„N'go-Bin und Min-Nam Christen! Und sie waren so oft und so lange um die Person Tü-Dücks, ohne diesem Todfeinde ihrer Religion ein Haar zu krümmen! Ich komme zu der Ueber-

zeugung, daß schon allein politische Klugheit unsern Kaiser antreiben müßte, die christliche Religion nicht nur zu dulden, sondern zu begünstigen. — Ich eile in den Palast und will versuchen, Hiep-Hoa zu raschen und entschiedenen Schritten zu veranlassen. Bald wirst du von mir hören."

Phü-Lin bestimmte den Gefängnißwärter, daß er dem Gefangenen gestatte, mit seinem Neffen in der Kammer zusammenzubleiben, bis er den Kleinen wieder abholen werde, ja daß sogar Thuans Mutter aus dem Kerker heraufgeholt wurde und bei den Knaben bleiben durfte. Es waren glückliche Augenblicke, welche die drei miteinander verlebten. Franz erzählte von dem Räuber, der bereit sei, den christlichen Glauben anzunehmen, und sie freuten sich über die wunderbaren Wege der göttlichen Gnade. Ueber die Verschwörung sagte er nichts; denn er wollte seine Mutter nicht erschrecken; auch konnte er vor dem kleinen Lhu nicht gut von dieser Angelegenheit reden. Lhu erzählte ihnen, wie gut der neue Kaiser sei und wie gerne er sich von ihm über den Christenglauben unterrichten lasse, und wie er glaube, Hiep-Hoa werde noch ein Christ. Er selbst, sagte der Kleine, habe sein Versprechen erfüllt und jeden Abend vor dem lieblichen Bilde der himmlischen Frau mit dem Kindlein das Gebet verrichtet, welches Thuan ihn gelehrt, und er sei ganz entschlossen, sich taufen zu lassen, wenigstens sobald es der Kaiser thue; denn, fügte er naiv hinzu, solange man als Christ die Aussicht habe, in einen so abscheulichen Kerker geworfen oder mit dem Pantse geschlagen oder gar mit Zangen gezwickt zu werden, hätte er noch keinen rechten Muth dazu; doch bete er darum, daß ihm die Himmelskönigin einen solchen Muth erflehe. „Das wird sie thun," sagte Thuans Mutter; „bete nur recht andächtig zu Maria!"

So verging etwa eine Stunde. Da erschien Phü-Lin mit einigen Mandarinen und brachte den Befehl des Kaisers, daß der Page Thuan und die übrigen Christen augenblicklich in Freiheit gesetzt würden. Groß war natürlich die Freude der Wittwe und des kleinen Lhu; aber Phü-Lin ließ ihnen keine Zeit, sich in Freudenergüssen zu ergehen; er sagte, er müsse den Pagen sofort zum Kaiser bringen, und gab der Wittwe die Weisung, sich auf alle Fälle für eine Reise bereit zu halten.

Mit den beiden Pagen eilte er nach dem Palaste des Kaisers. Dort wurde Franz eilig in seidene Hofkleider gehüllt — denn in den beschmutzten Gewändern, welche die Spuren des Kerkers an sich trugen, durfte er nicht vor dem Kaiser erscheinen — und dann durch eines der rothen Thore in den Saal geführt, in welchem Hiep-Hoa mit einigen seiner Räthe ihn erwartete. Der junge Herrscher war in großer Aufregung, seine Umgebung nicht minder. Die Angaben des Pagen hatten sich bestätigt. Man hatte bei den gefangenen Schwarzflaggen unter den Kleidern verborgene Waffen gefunden; eine große Anzahl verdächtiger Fahrzeuge lag in der Nähe des Wasserthores; der Großmandarin des Krieges und verschiedene andere einflußreiche Personen waren nicht zu finden. Als Franz von Phü-Lin geführt in den Saal trat, hatte man eben den Entschluß gefaßt, das Heil in der Flucht zu suchen; denn nach dem Urtheile der Räthe konnte sich der Kaiser auf die Treue seiner Leibgarde nicht verlassen. Allein über das Ziel der Flucht und über die Wege gingen alle Ansichten auseinander. Manche der Räthe benutzten die kurze Unterbrechung, die der Eintritt des Knaben verursachte, um sich zu entfernen und ihr eigenes Heil zu suchen. Der junge Fürst empfing, trotz der sichtbaren Unruhe, die sich seiner bemächtigt hatte, den Knaben mit großer Freundlichkeit und ernannte ihn zum ersten seiner Pagen, ihm zugleich eine kostbare Kette als Lohn für seine Treue um den Hals legend. „Freilich", fügte er traurig bei, „wird meine Gunst dir nicht lange nützen, sondern eher schädlich sein; denn nach dem Urtheile meiner Räthe muß ich mich zur Flucht rüsten. Ich hoffe dennoch, du werdest zu den wenigen Getreuen zählen, die mich begleiten werden."

„Bis in den Tod," entgegnete Franz Thuan. „Aber Majestät, wollen Sie mit Hilfe der drei christlichen Mandarine, die ich dem weisen Phü-Lin genannt, nicht wenigstens den Versuch machen, die Verschwörung im Keime zu ersticken?"

„Meine Räthe sind nicht dieser Meinung."

„Ihre Räthe kennen die christliche Religion nicht, noch ihr strenges Gebot, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist."

Da stürzte ein Mandarin der Thorwache in den Saal und rief: „Ein Eilbote! Die Franzosen kommen."

Der Bote trat ein und meldete athemlos, eine starke Flotte, viele riesengroße Schiffe, habe sich vor die Mündung des Huëflusses gelegt und verlange freie Einfahrt und Uebergabe der Festungen. Noch hatte er nicht geendet, da riefen schon mehrere Stimmen: „Hört! Kanonendonner!" Alles drängte zu den Fenstern des Saales hin und lauschte. Es war kein Zweifel möglich. Wie ferne gewaltige Donnerschläge hallte der dumpfe Knall der schweren Schiffsgeschütze von Osten her.

„Was ist jetzt zu thun?" rief der junge Kaiser angstbleich. „Es bleibt uns nur die Wahl zwischen den Schwarzflaggen und den Franzosen, und der Anführer der Schwarzflaggen hat mir den Tod geschworen!"

„Und gemeinsame Sache mit den Franzosen zu machen, dürfte fast ebenso gewagt sein," sagte Phü-Lin. „Gleichwohl mag ihre Ankunft uns für den Augenblick wenigstens Rettung bringen. Wir müssen hören, was sie fordern, und inzwischen für die Sicherheit des Kaisers sorgen. Ich schlage vor, die Mannschaft des Christen N'go-Bin übernimmt die Palastwache; alle andern Soldaten besetzen die Wälle."

Der Vorschlag wurde angenommen und ausgeführt. Inzwischen kam der Kanonendonner flußaufwärts näher und näher. Rauchwolken wurden über die Festungswälle hinweg sichtbar. Ein Gewimmel leichter Kähne brachte flüchtende Annamiten, welche vor dem geschlossenen Wasserthore, das einer der christlichen Mandarine rasch besetzt hatte, untermischt mit Schwarzflaggen mit den Waffen in der Hand Einlaß verlangten. Auch im Innern der Festung wurde gekämpft. Die Gefangenen des Ostthurmes waren in der Meinung, der Kanonendonner verkünde den Losbruch der Verschwörung, ausgebrochen und versuchten ein Thor des innern Festungsgürtels zu stürmen. Vor dem Palaste selbst verlangten meuterische Soldaten die sofortige Absetzung Hiep-Hoas, der sich mit den Frauen in einen innern Hof geflüchtet hatte und der Verzweiflung nahe war. „Die einzige Rettung ist jetzt die Besetzung der Festung durch die Franzosen," sagte er. „Aber wer kann den Befehl mitten durch die Rebellen der Mandarine des Wasserthores überbringen?"

„Ich will es mit Gottes Hilfe versuchen", sagte Franz Thuan und machte sich sofort auf den gefahrvollen Weg.

(Schluß folgt.)

Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.

Nro. 6. November. 1893.

Kämpfe und Kronen.

(Eine Erzählung aus Annam. — Schluß.)

11. Die Uebergabe.

Durch Gärten, über Mauern und Zäune eilte Franz Thuan mit dem Befehle des Kaisers dem Wasserthore zu. Auf den breiten Wegen des Parkes sah er einzelne Gruppen von Soldaten und Beamten, die einen nach dem Palaste, die andern nach den Wällen hasten. Wilder Lärm tönte vom Palaste herüber; die Aufständischen suchten ihn offenbar zu stürmen. Aber noch größerer Tumult tobte um die Thore, und vom Flusse her donnerte das schwere Geschütz. Einen Augenblick hielt der Page Athem schöpfend in seinem Laufe ein und horchte. „Wenn Ngo-Bin nur noch eine halbe Stunde die Palastpforten zu halten im stande ist", sagte er. „Ich muß einen Umweg nehmen; denn beim nächsten Thore wird, nach dem Lärm zu schließen, kein Durchkommen sein." So nahm er einen Richtpfad quer durch den Park bis zu einem der Kanäle, die ihn durchschnitten, warf sich in einen der leichten Lustkähne und ruderte aus Leibeskräften der Stelle zu, wo der Kanal durch einen Bogen der innern und bald nachher auch der äußern Mauer mit den Festungsgräben und dem Flusse in Verbindung stand. Während der Bogen der äußern Mauer immer durch ein schweres Gitter verschlossen war, blieb das Gitter der innern Mauer gewöhnlich aufgezogen. Franz hoffte, daß dies auch jetzt der Fall sein werde; als er aber zur Stelle kam, fand er es herabgelassen. Nur einen Augenblick stutzte er; dann warf er die Oberkleider ab, kletterte gewandt an dem Gitter empor, preßte sich durch die obern Stäbe, sprang in den Kanal und erreichte schwimmend mit dem Aufgebote seiner letzten Kräfte das Ufer zwischen den beiden Festungsgürteln.

Noch war er eine gute Viertelstunde vom Wasserthore entfernt. In seinen triefenden Kleidern betrat der zum Tode Erschöpfte diese letzte Strecke. Aber kaum hatte er hundert Schritte zurückgelegt, da stürzte ihm eine Bande Betrunkener entgegen. Erbleichend erkannte er sie: es waren die Räuber, die mit ihm im Verließe des Westthores gelegen hatten. Die ausgebrochenen Schwarzflaggen hatten sie befreit; sie waren dann in eine der Militärschenken geeilt und hatten einige Krüge Reisbranntwein hinuntergestürzt, der ihre natürliche Wildheit zu wahrem Blutdurst entflammt hatte, und jetzt wollten sie nach dem Palaste, um zu rauben und zu morden. Erschrocken drückte sich der Page an die Mauer, um die Rasenden vorüberzulassen. Aber kaum hatte einer der Vordersten den Knaben erblickt, so blitzte auch schon sein Säbel, und mit einem Wehrufe stürzte Franz schwer verwundet zur Erde.

Ein anderer Räuber, ein noch junger Mann, der dem Branntwein nicht zugesprochen hatte, wie seine Gesellen, sah es und stürzte sich zwischen den Mörder, der eben zum zweiten Hiebe ausholte, und sein Opfer, den tödtlichen Schlag mit seinem Arme auffangend. „Scheusal! du mordest einen Engel!" schrie er seinem Gefährten zu. Doch dieser wankte, ohne sich länger aufzuhalten, brüllend mit der betrunkenen Rotte weiter.

„Armes Kind!" sagte der junge Räuber, dem Knaben das Blut aus der schwer getroffenen Stirne wischend; „es wird wohl bald zu seinem mildreichen Gotte gehen, von dem es mir so herzergreifend erzählte. Doch da schlägt es die Augen auf. — Kennst du mich, kleiner Thuan?"

„Ja Li — der Schutzengel hat dich hergeführt. Geschwind, trag mich zum Wasserthor. Dort muß ich eine Botschaft abgeben, von der das Leben des Kaisers abhängt."

„Laß den Kaiser — dein Leben will ich retten, wenn es möglich ist", entgegnete der Räuber und versuchte die heftig blutende Wunde des Knaben mit einem Fetzen seines Gewandes zu verbinden. Aber der Page bat ihn so beweglich, daß er ihn auf den rechten Arm nahm (von dem linken, mit dem er den zweiten Hieb aufgefangen hatte, tropfte das Blut zur Erde) und in eiligem Laufe nach dem Wasserthore trug.

Eben noch zur rechten Zeit erreichte er dasselbe. Mit Mühe hatte der christliche Mandarin Min-Nam sich des Thores bemächtigt und dasselbe gegen den Ansturm der Schwarzflaggen von außen und von innen vertheidigt. Jetzt war es ganz in seiner Gewalt; denn die Feinde, die es vom Flusse her berannt hatten, waren vor einem französischen Kanonenboote geflohen, das als Vorhut herandampfte, und die Aufständischen im Innern hatten sich alle nach dem Palast hin gezogen. Min-Nam war entschlossen, eher auf seinem Posten zu fallen, als die Franzosen einzulassen; ja er freute sich, beweisen zu können, daß die christlichen Soldaten keine Verräther seien. „Ebenso tapfer wie gegen die Rebellen, wollen wir uns gegen diese Fremdlinge schlagen", sagte er, „auch wenn sie Christen sind." Er war auf den Wall geeilt und richtete selbst die freilich elenden Geschütze, die daselbst aufgestellt waren, gegen das Kanonenboot, das dem Thore gegenüber in nächster Nähe hielt. Die Aufforderung, dasselbe zu öffnen, erwiderte er mit einem Schusse. Freilich prallte die Kugel machtlos an dem Eisenpanzer des Bootes ab, während die französische Granate ein gewaltiges Loch in die Wallmauer riß, daß die Steine den Annamiten um die Köpfe flogen. Erschrocken wollten die ungeübten Kanoniere weichen; aber Min-Nam vertrat ihnen mit gezücktem Säbel den Weg und rief: „Wer flieht, den haue ich nieder, und wenn ich fliehe, dürft ihr mir dasselbe thun. Nur Muth! Wenn auch unsere Kugeln dem eisernen Schiff nichts anhaben können, so sollen sie doch dem Feinde übel mitspielen, sobald er landen will." Und während Granate auf Granate herübersauste und die Trümmer des Mauerwerkes in den Graben niederprasselten, richtete er die Geschütze der vorspringenden Bastei, welche den Zugang zum Thore beherrschten, und sagte: „Hier soll es ihnen doch so bald nicht gelingen, solange ich noch etwas Pulver und Eisen zur Verfügung habe."

In der That hätte Min-Nam, entschlossen bis aufs äußerste zu kämpfen, die Franzosen noch einige Stunden aufgehalten und dadurch, wovon er freilich keine Ahnung hatte, den Rebellen Zeit verschafft, den Palast zu stürmen und den Kaiser niederzumachen, wenn nicht Franz Thuan auf dem Arme seines Retters mit seiner kaiserlichen Botschaft angekommen wäre. Ein Soldat meldete dem tapfern Offizier, daß ein Bote des Kaisers einen Befehl zu überbringen habe, und da er hörte, derselbe sei schwer verwundet, eilte er selbst die Walltreppe hinab. An ihrem Fuße fand er den Pagen halb ohnmächtig im Arme des Räubers. Der Mandarin kannte den Knaben und rief ihn beim Namen. Da schlug Franz seine Augen auf und sagte: „Gott sei Dank, das ist Min-Nam! Der Kaiser befiehlt Euch, die Franzosen sofort einzulassen. Hier sein Ring als Bestätigung meines Auftrags."

Der Mandarin erschrak und sagte nach kurzem Nachdenken: „Trage deinen Befehl zum nächsten Thor, wo ein heidnischer Mandarin befiehlt! Ich möchte nicht, daß man sagen könnte, ein christlicher habe dem Feind die Thore geöffnet."

„Aber der Kaiser befiehlt es Euch! Ich zweifle, ob ich das nächste Thor noch lebend erreiche und ob inzwischen nicht die Rebellen den Palast erstürmt haben. Der christliche Soldat bezeugt seine Treue noch mehr als durch den Tod durch Gehorsam, der mit einem Opfer von Ehre verbunden ist. Denkt an die Demuth Christi und an die Schmach seines Kreuzes, durch die wir erlöst sind!"

Der Mandarin zerdrückte eine Thräne in seinem Auge und sagte: „So geschehe Gottes Wille. Bringt den verwundeten Knaben in die Wachtstube und haltet euch bereit, das Thor zu öffnen." Mit diesen Worten sprang er die Walltreppe hinauf und gab mit einem weißen Tuche das Zeichen, daß er zur Uebergabe bereit sei. Sofort stellte das Kanonenboot das Feuer ein und begann eine Abtheilung Marinesoldaten zu landen. Während das Thor geöffnet wurde, schickte Min-Nam einen seiner Offiziere mit der größern Hälfte seiner Mannschaft nach dem Palaste, um die Rebellen im Rücken zu fassen. Sie fanden das Thor der innern Festung, das zwischen ihnen und dem Palaste lag, von den Vertheidigern gänzlich verlassen; während der christliche Mandarin das Feuer der Franzosen tapfer ausgehalten, hatten die ersten feindlichen Geschosse, die in der Nähe des inneren Thores platzten, genügt, Wall und Thurm von den Annamiten zu säubern.

Min-Nam empfing inzwischen den französischen Offizier, der an der Spitze seiner Marinesoldaten die Uebergabe verlangte. Durch einen Dolmetsch erklärte er, der Kaiser selbst habe die Oeffnung des Thores befohlen, und berichtete über die schlimme Lage, in welcher Hiep-Hoa sich augenblicklich befinde. Der Franzose erklärte, er habe den Auftrag, für die Sicherheit des Kaisers zu sorgen, und sei sofort bereit, in Vereinigung mit den treuen annamitischen Truppen den ausgebrochenen Aufstand niederzuschlagen. Nach Besetzung des Thores eilten die französischen Soldaten, von Min-Nam und dessen Schar geführt, im Laufschritt nach dem Palaste, wo sie eben in dem Augenblicke eintrafen, als die Rebellen einen Seiteneingang erbrachen und mit lautem Siegesgeschrei einzudringen im Begriffe waren. Aber einige rasche Salven aus den französischen Hinterladern verwandelten den Triumphruf in ein Wehgeheul, und wie Spreu im Sturm stoben die Schwarzflaggen und ihre Verbündeten auseinander.

Als Phü-Lin dem Kaiser, der schreckensbleich seinen Tod erwartete, die Nachricht brachte, er sei gerettet, rief dieser aus: „Das danke ich der Treue der Christen!" und ernannte Ngo-Bin zum obersten Mandarin des Krieges. „Er ist auf den Stufen des Palastthores im Kampfe mit den Rebellen gefallen", sagte man ihm, „und auch der Page, der die rettenden Franzosen herbeibrachte, soll schwer verwundet im Wasserthore liegen."

„Man bringe ihn hierher", rief Hiep-Hoa, „wie einen Bruder will ich ihn pflegen."

12. Das Ende.

Mit leichter Mühe hatte Admiral Courbet die Schanzen zerstört, welche die Einfahrt in den Fluß von Huë sperren sollten. Ueber tausend Annamiten waren dabei gefallen, und auch wenn nicht innere Unruhen Hiep-Hoa gezwungen hätten, wäre er doch genöthigt gewesen, Festung und Hauptstadt den Fremden zu übergeben, sobald deren Kanonenboote mit ihren überlegenen Geschützen eine ernstliche Beschießung begonnen. Jetzt mußte er auf alle Bedingungen eingehen. Die Schutzherrschaft Frankreichs mußte förmlich anerkannt werden; als Unterpfand derselben verlangten die Franzosen die bleibende Besetzung der Feste. Die annamitischen Truppen, mit Ausnahme einer kleinen Leibwache, als deren Befehlshaber der Kaiser den Christen Min-Nam bestimmte, hatten dieselbe zu räumen, und an ihrer Stelle zog ein Regiment französischer Jäger ein, während Genie-Offiziere die Befestigungen verstärkten und mit vortrefflichem Geschütz armirten. So war freilich der Kaiser, trotz aller Ehren, mit denen ihn die Fremden umgaben, in Wahrheit ein Gefangener und mußte den Willen seiner freundlichen Kerkermeister thun. Aber Leben und Krone hatte er doch wenigstens für den Augenblick gerettet. Nach längern Verhandlungen unterzeichnete er am 25. August (1883) den Vertrag.

Natürlich wurde der Tag mit großem militärischem Prunke begangen. Die Truppen waren in glänzenden Uniformen vor dem Palaste aufgestellt; der breiten Haupttreppe zunächst stand die annamitische Leibwache mit den kostbar geschirrten Paradeelephanten zwischen ihren Reihen. Weiterhin umgaben den Platz und die Brücken die französischen Jäger; ihre Bajonette blitzten im Sonnenschein. Auf der obersten Stufe war unter einem Baldachin der Thron aufgeschlagen; da saß, von den vier großen kaiserlichen Sonnenschirmen beschattet, umgeben von den Würdenträgern des Hofes, der jugendliche Herrscher. Aber sein bleiches Gesicht verrieth tiefe Traurigkeit. Jetzt traten vor die Stufen der Terrasse die französischen Generäle und höhern Offiziere. Ein Civilbevollmächtigter verlas den Vertrag, wodurch Annam ein Schutzstaat Frankreichs, der Kaiser sein Vasall wurde. Hiep-Hoa unterzeichnete das Document, nachdem es auch in annamitischer Sprache verlesen war. „Es ist vielleicht mein Todesurtheil", sagte er halblaut. „Nie werden es meine Mandarine mir verzeihen, daß ich als Preis der Krone Annams Unabhängigkeit an Frankreich veräußerte." Dann wurde neben der weißen Flagge des Kaisers die dreifarbige Fahne gehißt; Trommeln wirbelten, rauschende Militärmusik fiel ein, die Truppen riefen: „Es lebe Frankreich! Es lebe Hiep-Hoa, der unter Frankreichs Schutz Annam Friede und Eintracht bringt!" Und von den Wällen her donnerten die Geschütze und verkündeten der Hauptstadt und weit hinaus dem Lande das denkwürdige Ereigniß.

Am Abende dieses festlichen Tages schritt P. Hoang mit einem jungen Militärarzte der französischen Besatzung durch eine der breiten Alleen dem Flügel des Palastes zu, der die Privatwohnung des Kaisers bildete und der uns aus dem ersten Kapitel unserer Erzählung bekannt ist. „Sie müssen überglücklich sein, mein verehrter Pater", sagte der Arzt zu seinem Begleiter. „Ihre Christengemeinden stehen nun unter Frankreichs Schutz; die christliche Religion wird sich wunderbar rasch ausbreiten, und in wenigen Jahren ist Annam ein christliches Reich."

„Möchte es sein, wie Sie sagen“, entgegnete der Missionär mit einem Seufzer. „Leider fürchte ich vielmehr, der heutige Tag sei der Anfang einer neuen schrecklichen Verfolgung und der Vernichtung unserer blühendsten Gemeinden.“

„Sie mißtrauen Hiep-Hoa?“

„Der Kaiser hat gar keine Macht mehr über sein Reich, seitdem er in den Augen seines Volkes nur mehr eine Puppe in der Gewalt der verhaßten — verzeihen Sie das Wort — der tödtlich gehaßten Fremdlinge ist.“

„Unsere Waffen, unsere siegreichen Truppen werden ihm Macht verleihen und die Christengemeinden schützen.“

„Gewiß, die Gemeinde von Huë und die Gemeinden der festen Plätze in Tongking, die Sie erobern und besetzen werden. Aber wie wird es der halben Million Christen gehen, die im Innern des Landes unter Mandarinen leben, welche fast alle im Bunde mit den Schwarzflaggen stehen? Sie können doch unmöglich das ganze Land mit ihren Truppen besetzen! Und was soll erst geschehen, wenn Ihre Regierung Sie eines Tages zurückruft, wie es vor zehn Jahren in Tongking geschah, wo 80 brennende Christendörfer den Abziehenden leuchteten und das Blut von 10 000 Christen in wenigen Tagen die Erde färbte? Es ist der französischen Regierung ja auch gar nicht darum zu thun, hier in Hinterindien das Christenthum, das sie selbst im eigenen Lande verfolgt, auszubreiten. Es handelt sich nur um politische Macht und schnöden Mammon. Sobald es den Machthabern in Paris nützlich scheint, werden wir geopfert.“

Der junge Arzt schwieg betroffen, und die beiden Männer gingen eine Weile stumm unter den im Abendwinde leise rauschenden Bäumen des Parkes voran. Als schon der nahe Palast durch das Gezweig schimmerte, sagte P. Hoang: „Mein Freund, Sie dürfen mir nicht zürnen, daß ich Ihnen über die Politik Frankreichs eine bittere Wahrheit sagte. Mein Herz blutet. Ohne diese traurige Einmischung der französischen Waffen hätte die Mission in Annam sich, trotz der Verfolgung seitens der Kaiser, herrlich entwickelt. Jetzt sind ihre Fortschritte für Jahrzehnte gehemmt, und ich würde an dem Erfolge unserer Arbeit verzweifeln, wenn nicht ganz andere Trostgründe als die Erklärung der französischen Schutzherrschaft meine Hoffnung aufrecht hielten.“

„Und worin bestehen diese Trostgründe?“

„In der Tugend und dem heldenmüthigen Opfermuthe unserer Christen, welche die Gnade Gottes auf dieses Land der Märtyrer herabziehen muß. Der Knabe, den wir besuchen und dessen Geschichte ich Ihnen erzählt habe, ist in meinen Augen ein solches Unterpfand künftigen Sieges.“

Die beiden Männer traten nun in den Palast und wurden in einen mäßig großen, kostbar eingerichteten Raum geführt, in welchem nun schon mehr als drei Wochen unser Freund Franz Thuan krank daniederlag. Der Kaiser selbst hatte befohlen, daß er hier, in seiner unmittelbaren Nähe, verpflegt und von den besten Aerzten, annamitischen sowohl als französischen, behandelt werde. Wochenlang hatte der Kranke in einem heftigen Gehirnfieber gelegen, niemanden erkennend, auch seine Mutter nicht, die, obschon infolge der Kerkerhaft selbst leidend, am Bette ihres Kindes treu ausharrte. In seinen Fieberphantasien hatte er unablässig den christlichen Glauben gepredigt, und stundenlang lauschte der alte Phü-Lin, dessen Großneffe Lhu, ja der verwunderte Kaiser selbst, in einem anstoßenden Zimmer den Reden des Kranken, die bald Erklärungen des Katechismus, bald Gebete zum Schutzengel und zur lieben Mutter Gottes, bald glühende Liebesergüsse an den gekreuzigten Heiland enthielten. Wiederholt glaubte er im Fieberwahne auch vor dem Richter zu stehen; dann bekannte er seinen Glauben und bot Blut und Leben zu dessen Bekräftigung; dann betete er zu dem kleinen Dominicus Thuan, hielt dessen Kreuz hoch empor und sagte, schon sehe er die Krone des ewigen Lebens, die ihm winke. Die Umstehenden konnten sich der Thränen nicht erwehren. Phü-Lin sagte, die Fieberträume dieses kranken Knaben überzeugten ihn mehr, als alle Bücher und Beweise, die er geprüft, von der Wahrheit der christlichen Religion; er gab nicht nur die Erlaubniß, daß der kleine Lhu zur Taufe vorbereitet werde, sondern ließ auch sich selbst unter die Katechumenen einschreiben. Und noch ein Dritter nahm an dem Unterrichte Theil, der Räuber Li, den der Page im Kerker bekehrt hatte und den Phü-Lin als Diener angenommen hatte.

Seit dem heutigen Morgen war Franz wieder bei klaren Sinnen, aber sehr schwach und müde. Die Mutter sagte ihm, er werde sich jetzt bald wieder erholen; seine Wunde heile und die Kräfte würden zurückkommen. Aber der Knabe schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein“, sagte er, „die Krone winkt mir; ich muß gehen, und auch du, liebe Mutter, wirst mir bald folgen.“ Die Wittwe meinte, der Knabe rede wieder irre; aber sein Blick war klar und seine Stirne glühte nicht mehr wie an den frühern Tagen.

„Wie Gott will, Franz!“ sagte sie. „Wenn dir die Krone wirklich bereit liegt, so will ich auch keine Stunde zwischen dir und deinem Glücke stehen.“

Der Knabe dankte und schloß seine Augen. Nach einer Weile bat er, man möge den P. Hoang rufen. Er beichtete ihm seine schon lange verziehenen kleinen Fehltritte mit großer Reue. Dann bat er, der Priester möge ihm morgen, wenn er ihn für würdig halte, den lieben Heiland als erste Communion und Wegzehrung bringen. Gerne gewährte der Priester diese Bitte und versprach, am Abend wieder zu kommen, um mit ihm zu beten. Dann erzählte er ihm, weil er wußte, daß den Knaben diese Nachricht trösten werde, der greise Phü-Lin, sein Freund Lhu und sein Mitgefangener Li seien seit einigen Tagen Katechumenen. Das Gesicht des Knaben verklärte sich, und er sprach den Wunsch aus, dieselben zu sehen.

Nach kurzer Weile traten sie an sein Lager. Er streckte ihnen lächelnd die Hand entgegen und beglückwünschte sie, daß sie dem Rufe der Gnade Folge leisteten. Dann wandte er sich besonders an Lhu und sagte: „Siehst du, die Königin des Himmels hat dir und, was du nie zu hoffen wagtest, deinem alten Großoheim Gnade erfleht. Halte ihr Bild in Ehren. Wenn ich todt sein werde und auch meine Mutter gestorben ist, soll das Kreuz des kleinen Dominicus dein eigen sein. Ich glaube, du wirst es brauchen können; denn es kommen noch blutige Tage über die Christen Annams.“

Er faßte das Kreuz in seine Hände, küßte es und gab es zuerst seiner Mutter, dann Lhu und den übrigen zum Kusse. Kein Auge blieb trocken. P. Hoang, der zugegen war, fragte den Kranken, ob es ihm nicht eine Freude sein würde, wenn die drei Katechumenen, die ja hinlänglich zur heiligen Taufe vorbereitet seien, das Sacrament der Wiedergeburt hier in seinem Zimmer empfingen. Da leuchtete seliger Trost aus dem Blicke des Knaben, und er sagte: „Laßt es bald geschehen, dann will ich freudig sterben.“ Man beschloß also, daß noch denselben Abend die Taufe gespendet werden und daß der französische Arzt, der den Verwundeten immer besucht hatte, als Pathe der heiligen Handlung beiwohnen solle.

So trat derselbe, als eben die Sonne unterging, mit P. Hoang in das Krankenzimmer, in welchem alles zur Spendung der heiligen Taufe vorbereitet war. Man hatte dem Bette gegenüber einen kleinen Altar aufgerichtet und mit dem Bilde der Mutter Gottes verziert, vor welchem der kleine Lhu so oft gebetet hatte. Lieblich schaute die Himmelskönigin zwischen Kerzen und Blumen auf die drei Katechumenen nieder, die in weißen Gewändern ihr zu Füßen knieten. Etwas seitwärts von dem Altare, ganz nahe am Bette, stand ein kostbares Becken mit dem Taufwasser, und daneben in silbernen Gefäßen das geweihte Salz und das Katechumenenöl. Der Kranke gab ihnen die Namen; den greisen Phü-Lin nannte er Simeon, den einstigen Räuber Dismas, wie die Legende den guten Schächer nennt, und seinen Freund nach dem kleinen Blutzeugen, den er so eifrig verehrte, Dominicus. Dann richtete P. Hoang einige Worte an die Täuflinge, und die erhebende Feier begann. Sie widersagten mit kräftiger Stimme dem Satan und all seiner Pracht; sie empfingen das Zeichen des Kreuzes und wurden gesalbt, dasselbe zu tragen; sie bekannten laut ihren Glauben an die heiligste Dreifaltigkeit und beteten zusammen das Apostolische Glaubensbekenntniß, und endlich floß das Wasser der Taufe über ihren Scheitel, und sie wurden wiedergeboren aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste. Als Kinder Gottes standen sie auf und umarmten in heiliger Freude sich und alle Anwesenden. Der Arzt, der die Pflichten seiner Religion seit Jahren nicht mehr erfüllt hatte, war tief ergriffen und verließ das Krankenzimmer mit dem festen Entschlusse, seinen Frieden mit Gott zu machen, was er auch in den nächsten Tagen ausführte.

Und noch ein anderer war von der Feier, an der er ungesehen in dem anstoßenden Zimmer theilnahm, tief ergriffen — der Kaiser Hiep-Hoa. Lange schwankte er, ob er dem Rufe der Gnade folgen solle; aber sein furchtsames, unselbständiges Wesen kam zu keinem Entschlusse. Der Verlust der Krone, ja seines Lebens, mit dem er sich bedroht glaubte, wenn er das Christenthum annähme, schreckte ihn, und er schob, wie es alle Feigen zu thun pflegen, den rettenden Schritt für eine günstigere Gelegenheit auf. Doch drängte es ihn, den Knaben, dessen heroisches Beispiel einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, noch einmal zu sehen. In der folgenden Nacht schlich er sich an das Krankenlager; auf seinen Wink zog sich Thuans Mutter, die staunend den Kaiser erkannte, zurück, und er setzte sich neben den Schlummernden. Lange sah er ihm in das bleiche, ruhig lächelnde Antlitz; als der Knabe erwachte, wollte er sich schweigend entfernen. Aber Franz erkannte seinen Besuch, und da nun der Kaiser ihm einige freundliche Worte sagte, dankte er demselben und sagte mit verklärtem Blicke: „Ich stehe am Ziele. Mir winkt eine ewige Krone, die Christus, mein Herr und Heiland, allen hinterlegte, die an ihn glauben und ihm dienen.“ Dann aber setzte er sehr ernst hinzu: „O Fürst, folget seinem Rufe, daß Ihr nicht die irdische und die himmlische Krone zusammen verlieret!“

Diese Worte versetzten den Kaiser in sichtbare Verwirrung. Er stammelte eine unverständliche Entschuldigung und zog sich eilig zurück. Der Kranke schaute ihm traurig nach und sagte zu seiner Mutter: „Der arme Mann! was wird ihm die Krone von Annam helfen, wenn er die himmlische Krone verliert?“

Der Rest der Nacht verlief ruhig. Früh weckte die Mutter Franz, wie er es gewünscht hatte, und betete dann mit ihm. Dann kam P. Hoang mit dem unter der Gestalt des Brodes verborgenen Gottmenschen, gefolgt von den drei Neugetauften. Und mit rührender Andacht empfing der Kranke die heilige Wegzehrung. Nachher sprach er nicht mehr manches Wort. Er schien ganz in den Umgang mit dem erhabenen Himmelsgaste, der in sein Herz Einkehr genommen, versenkt, und drei Tage später entschlief er ohne sichtbaren Todeskampf. Im Garten der Wittwe setzten sie den lieben Todten neben seinem Vater bei, und nach Jahr und Tag wurde auch die Mutter neben ihrem Kinde zur Ruhe gebettet. Ein einfaches Kreuz schmückt die Hügel, nicht zu vergleichen mit dem Prachtbau, der sich über Dü-Dücks Grabe wölbt. Aber die hier ruhen, tragen die Krone, während man dort nur sagen kann: „Er hat die Krone getragen.“

* * *

Wir stehen am Schlusse dieser Erzählung, und haben nur mehr kurz das Schicksal der übrigen Personen, die vor unsern Augen handelten, zu erwähnen. Die meisten Verschworenen, unter ihnen der Großmandarin des Krieges, entflohen bei der Uebergabe der Festung in das Innere des Landes, wo sie alsbald in Verbindung mit den Schwarzflaggen den Kampf gegen den Kaiser und die Christen begannen. Auch Prinz Dück-Dück entwich, fiel aber später den Franzosen in die Hände und büßte mit seinem Leben für seine an den Christen begangenen Grausamkeiten. Min-Ghe, der Kerkermeister, wurde zwar noch lebend aus dem Grabgewölbe hervorgezogen, blieb aber wahnsinnig. Er hielt sich für den Kaiser und trug eine Krone aus Papier, bis er im Rausche seinen Tod im Flusse fand. Hiep-Hoa konnte zu keinem Entschlusse kommen, suchte in Zerstreuungen seinen Frieden umsonst, und trank am 28. November 1883 den Giftbecher, den ihm seine Mandarine reichten. Die Krone ging auf den 15jährigen Prinzen Kien-Phük über. Allein auch das besänftigte die annamitische Partei keineswegs, die Hiep-Hoa das französische Schutzbündniß nicht verzeihen konnte. Etwa zwei Jahre später kam es zu einem fast allgemeinen Aufstande, in welchem Hunderte von Christendörfern in Flammen aufgingen. Da unser junger Freund Dominicus Lhu diese Zeit des Kampfes mit durchleben mußte, hoffen wir ein andermal von seinen Schicksalen während derselben erzählen zu können.

Rührender Eifer von Kindern für das Werk der Glaubensverbreitung.

Ein Mädchen von fünf Jahren in der Diöcese Lüttich war bei jedem Sou darauf bedacht, den kleinen Schatz in seiner Sparbüchse, die ganz den Heidenkindern gehörte, zu mehren. Als es kürzlich in Folge eines leichten Unwohlseins sich legen und eine bittere Medicin einnehmen sollte, erklärte sich die Kleine sofort bereit, wenn sie jedesmal einen Sou Schmerzensgeld für ihre lieben Heidenkinder erhielte, was auch bereitwillig gewährt wurde. — Die armen Kinder der Blinden- und Taubstummenanstalt von Woluwe (St. Lambert) nahmen, um mit ihrer jährlichen Spende für den Verein auf der Höhe zu bleiben, das Fehlende aus ihrer sogen. „Festkasse“, welche für ihre eigenen kleinen Festlichkeiten und unschuldigen Vergnügungen bestimmt ist. Sie wollten lieber selber zu kurz kommen, um die Heidenkinder nicht zu beeinträchtigen. — Schön ist auch der Zug von acht noch ganz jungen Kindern, die beim Tod ihrer lieben Mutter aus ihren Sparbüchsen das Geld zum Loskauf eines Heidenmädchens zusammenlegten, damit es den Namen der Hingeschiedenen tragen sollte. Wie muß der Heiland solche Kinder lieben!